

**DISKURS
GESELLSCHAFT
MEDIEN** Paul W. Meuleneers

SOZIOSYMBOLIK DES GENDERN

Diskursanalytische Perspektiven
auf geschlechterbewusste Sprache
im Deutschen

[transcript]

Paul W. Meuleneers
Soziosymbolik des Genders

Editorial

Die Reihe »Diskurs – Gesellschaft – Medien« ist ein Forum für linguistische Arbeiten mit interdisziplinärer Ausrichtung. Sie greift gesellschaftliche Diskurse auf und richtet sich auf die Frage, wie durch den Gebrauch von Sprache Wirklichkeit hervorgebracht wird. Im Vordergrund steht die Rolle von Sprache in ihren sozialen Zusammenhängen und medialen Bedingungen.

Publiziert werden Monographien und Sammelbände in deutscher und englischer Sprache. Reflexionen von Theorien und Methoden sind ebenso erwünscht wie empirische Arbeiten zu aktuellen Themenkomplexen.

Die Reihe wird herausgegeben von Tamara Bodden und David Römer.

Paul W. Meuleneers, geb. 1994, arbeitet im Bereich Gleichstellung an Universitäten im Ruhrgebiet. Seine Forschungsschwerpunkte sind Gender-, Queer- und Diskurslinguistik. Als Mitarbeiter im Projekt »Genderbezogene Praktiken bei Personenreferenzen« promovierte er zum Diskurs um geschlechterbewussten Sprachgebrauch.

Paul W. Meuleneers

Soziosymbolik des Genders

Diskursanalytische Perspektiven auf geschlechterbewusste Sprache im Deutschen

[transcript]

Zugl.: Freiburg, Albert-Ludwigs-Universität, Diss., 2025

Die Open-Access-Publikation wurde aus dem Publikationsfonds der Universität Freiburg gefördert.

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – Projektnummer: 456835372 »Genderbezogene Praktiken bei Personenreferenzen: Diskurs, Grammatik, Kognition«

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz BY 4.0 lizenziert. Für die ausformulierten Lizenzbedingungen besuchen Sie bitte die URL <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>. Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

2026 © Paul W. Meuleneers

transcript Verlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Umschlaggestaltung: Lena Schäfferling

Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

<https://doi.org/10.14361/9783839471661>

Print-ISBN: 978-3-8376-8117-8 | PDF-ISBN: 978-3-8394-7166-1

Buchreihen-ISSN: 3054-4882 | Buchreihen-eISSN: 3054-4890

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Danksagung	9
1 Einleitung: Argumente und Soziosymbolik in einer polarisierten Debatte	11
1.1 Untersuchungsgegenstand und Forschungsfragen	14
1.2 Aufbau der Arbeit	15
1.3 Statt einer Fußnote – zum Sprachgebrauch in dieser Arbeit	18
2 Feministische Linguistik – ein erster Ausgangspunkt	19
3 Veränderte Geschlechterdiskurse und ihr Einfluss auf den Untersuchungsgegenstand	21
4 Institutioneller Sprachgebrauch: Leitfäden und ihre Relevanz	27
5 Psycholinguistik und experimentelle Studien	31
5.1 Psycholinguistische Ergebnisse zur mentalen Repräsentation beim geschlechtsübergreifenden Maskulinum	31
5.2 Psycholinguistische Ergebnisse zur mentalen Repräsentation bei anderen Referenzformen	32
5.3 Zur Kritik an psycholinguistischen Experimenten	33
6 Bisherige Argumentationsanalysen zum Diskurs um geschlechterbewussten Sprachgebrauch	35
6.1 Blaubergs (1980), Parks & Robertson (1998) und ihre Analysekatégorien	35
6.2 Bisherige Untersuchungen deutschsprachiger Debatten	39
6.3 Verschiedene Sprachen, Zeiten und Orte, aber gleichbleibende Argumente?	42
6.4 Bisherige Untersuchungen zur Verwendung und Verortung verschiedener Formen genderbewussten Sprachgebrauchs	43

7	Theorie und methodologische Überlegungen: Enregistrierungen, metapragmatische Positionierung, ihre Operationalisierung und die Datenauswahl	47
7.1	Diskurslinguistische und sozialkonstruktivistische Prämissen der Arbeit	47
7.2	Sprachliche Zeichen und die damit verbundene Perspektivierung	49
7.3	Sprachgebrauch als symbolischer Ausdruck von Affiliation	50
7.4	Enregisterment nach Agha – zur Entstehung der Assoziation von Sprachgebrauch und damit verbundenen Personen und Verhaltenstypen	53
7.5	Hierarchische Ordnungen der Indexikalität – Wertigkeiten und Diskursmacht	60
7.6	Sprachideologien	62
7.7	Spitzmüllers Modell metapragmatischer Positionierung	68
7.8	Zur Auswahl der zugrundeliegenden Daten, Methodik und der Verzahnung der Analysen	73
8	Zur ›Erfindung‹ und Verhandlung des Genders – Analyse des medialen Diskurses	83
8.1	Beschreibung des Korpus medialer Daten	83
8.2	Die ›Erfindung‹ des Genders: Enregistrierung von Gendern und geschlechtsübergreifendem Maskulinum – zum Gegenstand des Diskurses	87
8.3	Analyse der Lexik des Diskurses	101
8.4	Analyse der Argumentationsmuster im Diskurs	133
8.5	Analyse der konzeptuellen Metaphorik im Diskurs	202
8.6	Zwischenfazit zur medialen Diskursanalyse I	243
9	Vergleich mit anderen medialen Formaten: der Phänomenbereich in Talkshows im öffentlich-rechtlichen Fernsehen und im Deutschlandfunk	251
9.1	Das Korpus aus Deutschlandfunk- und Fernseh-Talkshow	251
9.2	Beobachtungen zu Daten des Deutschlandfunks	255
9.3	Analyse der Talkshows im öffentlich-rechtlichen Fernsehen	257
9.4	Vergleich von Rundfunkdaten und Zeitungstexten – Zwischenfazit zur medialen Diskursanalyse II	276
10	Relevant, symbolisch aufgeladen und situationsabhängig – der Phänomenbereich in Interviews	281
10.1	Zur Begründung der Analyseebene – qualitative Leitfadeninterviews als Interviews mit Expert*innen	282
10.2	Beschreibung der Interviews: Zwei Gruppen von Interviewpartner*innen, das Vorgehen und Interviews als gemeinsam erzeugte Texte	284
10.3	Methodik und Analyseschritte: Kruses integratives Basisverfahren als »Schlüssellband«	290
10.4	Junge Akademiker*innen in sprachbezogenen Berufen – Gruppe 1	291
10.5	Trans nicht-binäre Befragte – Gruppe 2	319
10.6	Zusammenführung und Vergleich der Interviews und Zwischenfazit III	348
11	Abschluss	353
11.1	Zusammenfassung der Ergebnisse	354
11.2	Anders und doch gleich – Vergleich der Argumentationsmuster mit Diskursen um geschlechterbewussten Sprachgebrauch in anderen Sprach- und Zeiträumen und mit anderen metasprachlichen Debatten	362

11.3 Ausblick 366

Quellen- und Literaturverzeichnis 369

Quellenverzeichnis 369

Sekundärliteratur..... 383

Danksagung

Der Phänomenbereich Gendern, mit dem ich mich in diesem Text beschäftige, wird bekanntermaßen vielfach und auf verschiedenste Arten diskutiert. Gerade deshalb bin ich dankbar für die Unterstützung und produktiven Diskussionen, die ich während der Entstehung dieser Arbeit hatte. Einige der Unterstützenden möchte ich im Folgenden dezi- diert nennen.

Ich danke insbesondere meiner Betreuerin und Leiterin des Teilprojekts »Registerbildung, Haltungskommunikation und textstilistische Vielfalt«, Helga Kotthoff, für die Freiheit und das Vertrauen, viele Denkanstöße und auch die Gespräche zu Büchern, Filmen und Radiosendungen, die mal nahe am und mal weiter weg vom Thema waren.

Constanze Spieß als Zweitbetreuerin gebührt Dank insbesondere für die Unterstützung auf der Zielgeraden, die Möglichkeit in ihrem Kolloquium vorzutragen und die methodische und theoretische Bestärkung zu verschiedenen Zeitpunkten, an denen ich dies brauchte.

Ich hatte das Glück und Privileg, in einem DFG-Projekt zu promovieren. Danke an die neben Helga Kotthoff weiteren (z.T. unterschiedlich lange) Beteiligten des Projekts – Hannah-Charlotte Bröder, Evelyn Ferstl, Damaris Nübling, Annika Oldach, Anne Rosar und Lisa Zacharski – für das inspirierende Umfeld, die verschiedenen Perspektiven, Impulse und Diskussionen und schönen Treffen, aus denen ich jedes Mal mit mehr Wissen und neuen Ideen herausgekommen bin. Besonders danken möchte ich Lisa für den fachlichen Austausch und gemeinsame Vorträge, vor allem aber für die Unterstützung während der vier Jahre, gemeinsames Kaffeetrinken und Mittagessen und vieles mehr.

Evelyn Ferstl aus dem Projekt gilt zudem noch ein besonderer Dank für den Vorsitz der Prüfungskommission. Auch bei den anderen Mitgliedern der Kommission möchte ich mich bedanken, insbesondere auch für ihre schnelle Arbeit und dass sie die Disputation kurzfristig möglich gemacht haben sowie bei Peter Auer zusätzlich für seine Bereitschaft, ein weiteres Gutachten zu verfassen.

Danke an Tamara Bodden sowie David Römer für die Aufnahme in die Reihe »Diskurs – Gesellschaft – Medien« und an den transcript Verlag, insbesondere Luisa Bott, für zahlreiche Antworten und Erklärungen auf meine Formatierungsfragen.

Ohne Susanne Günthner wäre ich nicht in Freiburg gelandet – danke für Ermutigungen und Beratungen vor und in dieser Zeit.

Neben dem DFG-Projekt gab es viel Unterstützung auch aus und in anderen Netzwerken. Hervorheben möchte ich an dieser Stelle meine Kolleg*innen am Institut für Germanistische Linguistik, andere Promovierende der Graduate School Humanities und von den Linguists Anonymous.

Christine Ivanov gilt besonderer Dank für fachlichen und persönlichen Austausch, bereichernde Diskussionen und die Bereitschaft, zu vielen Teilen der Arbeit in verschiedenen Stadien Rückmeldung zu geben. Ähnliches gilt für Daniel: danke fürs Zuhören, Lesen und Bestärken, Kaffee, Mittagessen und Nachmittage auf dem Spielplatz.

Vor allem aber möchte ich auch Anna und Rebecca danken: Ohne unsere wöchentlichen Schreibvormittage, einen gemeinsamen Schreibretreat, das leckere Essen und insbesondere ihre Freund*innenschaft wäre diese Arbeit nicht zu der geworden, die sie ist – und vermutlich noch nicht fertig. Gleiches gilt für all die anderen unterstützenden Netzwerke und Menschen, die sich, zumindest z.T., außerhalb des universitären Kontexts finden: Danke an den Brunch Club, meine Mitbewohner*innen in dieser Zeit und die Quizgruppe für so wichtige Auszeiten und Unterbrechungen. Danke in diesem Zusammenhang insbesondere an Rebbe und Manu, Josepha und Balthazar und Annika. Ein besonderer Dank auch an meine Familie, ohne die ich weder in Freiburg noch sonst wo gelandet wäre.

Schlussendlich möchte ich neben den bereits Genannten und weiteren Diskussions- sowie vor allem den Interviewpartner*innen aus Kapitel 10 all jenen Danke sagen, die auf die eine oder andere Art Weise zu dieser Arbeit beigetragen haben und von denen ich nicht nur bezogen auf das Thema, sondern viel grundlegender und grundsätzlicher lernen durfte und darf. Ihnen ist diese Arbeit gewidmet.

1 Einleitung: Argumente und Soziosymbolik in einer polarisierten Debatte

Perhaps the task is to slow the entire public discussion down, to turn over what we think we mean by ›gender,‹ and why. That kind of open public inquiry is crucial to democratic life, for if we judge what we do not understand, then moralistic and dogmatic ignorance dictate the fate of both intellectual life and public discourse.
(Butler 2024: 35)

Ich habe gestern ein Programmheft des Westdeutschen Rundfunks gelesen [...] Wissenschaftler, kreuz, sternchen, rinnen [...]. Ich hab' mich eher gefragt: Was sind das für Leute, die diesen Text schreiben?
(Deutschlandfunk 07/20; Min. 11:00-11:28)

Die Debatte um geschlechterbewusste Sprache¹ im Deutschen scheint, trotz ihres Beginns bereits in den 1970er Jahren, immer wieder aufs Neue angefacht, polarisiert und emotional geführt zu werden. Davon zeugen im Jahr 2024 bspw. Beschlüsse zum sogenannten ›Genderverbot‹ in Bayern und vergleichbare Regelungen in anderen Bundesländern (vgl. Unabhängige Bundesbeauftragte für Antidiskriminierung 2024), verschiedene Petitionen, die ebenfalls ein Verbot fordern, maßgeblich initiiert vom Verein Deutsche Sprache (vgl. Verein Deutsche Sprache o.J.), aber auch (populär)wissenschaftliche

1 Ich verwende in dieser Arbeit vorwiegend die Bezeichnung *geschlechterbewusste* bzw. – synonym intendiert – *genderbewusste Sprache* (vgl. zum Terminus *geschlechterbewusst* auch Ewels & Nübling 2024: 5). Ziel ist die Vermeidung von Bezeichnungen, die sich vielfach in den untersuchten Texten finden, um eine politische Verortung aufgrund von Termini soweit als möglich zu umgehen. In der Untersuchung der Debatte greife ich daneben z.T. auf von Diskursteilnehmenden selbst verwendete Terminologien zurück (vgl. zu verschiedenen Nominationen im medialen Diskurs Kap. 8.3) sowie im Forschungsstand auf in der jeweiligen Literatur genutzte Bezeichnungen.

Auseinandersetzungen mit dem Thema. Dabei scheinen sich Argumente zu wiederholen, einige Stimmen nicht und andere dafür umso mehr gehört zu werden und drastische Metaphern von (sexualisierter) Gewalt, die Sprache vermeintlich angetan werde, werden genutzt. Vielleicht muss daher nicht nur die Diskussion um Gender, wie Judith Butler im obigen Zitat schreibt, sondern auch die um Gendern verlangsamt werden. Einen solchen Versuch des Verlangsamens soll diese Arbeit darstellen, deren Gegenstand der Diskurs um geschlechterbewussten Sprachgebrauch ist. In der Analyse geht es mir darum, zu untersuchen, welche Bedeutungen und soziosymbolische Indexikalität geschlechterbewusster Sprachgebrauch in der Debatte hat; letztlich also, in Anschluss an das obenstehende Butler-Zitat, danach zu fragen, was im Diskurs mit Gendern gemeint ist sowie, welche Personen und Verhaltenstypen im Sinne von Aghas (2007) *Enregisterment* mit geschlechterbewusster Sprache verbunden werden. Ausgangspunkt der Untersuchung ist die These, dass es sich bei geschlechterbewussten Personenreferenzen um Embleme handelt, d.h. um sozialindexikalische Zeichen, »that convey something about a social person contextually linked to the occurrence of the sign« (Agha 2007: 243–244). Für geschlechterbewusste Sprache ergab sich durch Kodifizierung und Verortung in bestimmten Institutionen und Kontexten, so die These einiger Autor*innen², über die Zeit eine politische Aufladung, letztlich eine Indexikalität der Zeichen (vgl. zu Indexikalität und Aufladung auch Kap. 7.4), durch die eine Positionierung durch die (Nicht)Nutzung genderbewussten Sprachgebrauchs entstehe (vgl. Schneider 2020 oder zum Binnen-I als »cue for political correctness« Stahlberg & Sczesny 2001: 137): Graphische Sonderzeichen z.B. würden mithilfe eines intensiven Metadiskurses zu »Honorativform[en]« (Trutkowski & Weiß 2023: 20) oder auch textuellen Emblemen (vgl. Kotthoff 2020: 115).³ Durch diese Ikonisierung würden Genderformen »gleichermaßen Symbol der Identifikation für die einen, Inbegriff dessen, was abgelehnt oder gar bekämpft wird, für die anderen« (Schneider 2021: 41). Zifonun (2018: 47) bezeichnet den Asterisk entsprechend als »gestisches Zeichen mit metasprachlicher Funktion«. Beispielhaft sei auch noch auf den Unterstrich im Leitfaden der Stadt Freiburg⁴ verwiesen, der von Schneider (2022: 256) nicht als grammatische Kategorie, sondern vielmehr als »rein indexikalisches [...] Zeichen mit metakommunikativer Funktion« gefasst wird, dessen Verwendung mit Positionierung, aber auch symbolischem Kapital einhergehe. Auch Müller-Spitzer (2022: 42) erläutert, dass Sprachgebrauch im Bereich geschlechterbewusster Sprache zu einem indexikalisch aufgeladenen Mittel der Selbstkundgabe werde und dieser Aspekt, neben der von Sachebenen bei der Bewertung geschlechterbewusster Sprache als »richtig« oder »falsch« im

2 Zu meiner eigenen Praxis der Schreibung von Personenreferenzen s. Kap. 1.3.

3 Dass dies auch in Bezug auf den Sprachwandel anderer Formen mit dem Ziel der Nicht-Diskriminierung festgestellt werden kann, folgern bspw. Müller-Spitzer & Ochs (2024): Die Umbenennung von Straßen mit vormals rassistischen und kolonialistischen Namen sei ein wertvoller symbolischer Akt.

4 Die Dynamik des Feldes und das stete Aufkommen neuer Vorschläge wird, nebenbei gemerkt, auch an dieser Publikation deutlich. Der Unterstrich wird für Stellenanzeigen in Freiburg nicht mehr genutzt; vielmehr wird auf ein geschlechtsübergreifendes Femininum und die Schreibung von (a) im Anschluss zurückgegriffen, um zu verdeutlichen, dass *alle* angesprochen seien (vgl. Maldacker 2022).

schulischen Kontext mit einbezogen werden müsse. Zur Selbstkundgabe bzw. Positionierung und deren politischer Aufladung schreiben Spieß & Reisigl (2017a: 20–21):

Als Sprachbenutzer*in positioniert man, frau und mensch sich durch die Verwendung bestimmter sprachlicher Mittel, beispielsweise durch die Verwendung des Gender-Sternchens, des Unterstrichs oder der x-Form [...]. Jeder strategischen Wahl einer bestimmten Benennungsform inhäriert eine politische Dimension, weil mit der Entscheidung für eine bestimmte Benennungsform immer auch spezifische Repräsentationsansprüche verbunden sind, implizit oder explizit.

Diese Positionierung mithilfe der Wahl sprachlicher Formen, die »semiotische Aufladung eines Striches oder Sternchens als Infragesteller einer heterosexuellen Orientierung« (Kotthoff 2017: 103), ist den Zeichen dabei nicht von sich aus inhärent, sondern wird erst durch sprachliche Praxis und die Erläuterung dieser hergestellt. Auch wenn die sozialindexikalische Aufladung von genderbewusstem Sprachgebrauch vermeintlich eindeutig sei, wie neben den obigen Studien bspw. auch Spitzmüller & Warnke (2011: 193) erklären, die »Gendern« als »ganz offensichtliches Beispiel für indizierenden Sprachgebrauch« anführen, bleibt doch die systematische Untersuchung ebendieser Aufladung noch offen: Die mit den verschiedenen Sprachformen im Diskurs verbundenen Personen und Verhaltenstypen sind zum einen nicht systematisch aufgearbeitet und zum anderen zeigen sich widerstreitende oder unklare Zuordnungen, wie auch das einleitend angeführte Zitat aus dem Deutschlandfunk zeigt: Es ist anscheinend nicht für alle Diskursteilnehmenden transparent, »[w]as [...] das für Leute [sind], die diesen Text [der offensichtlich typographische Sonderzeichen in Personenreferenzen nutzt; P. M.] schreiben«. Auch Ergebnisse anderer Studien, die im Forschungsstand weiter ausgeführt werden, deuten darauf hin, dass die Aufladung und Verortung bestimmter Formen nicht eindeutig und abschließend geklärt ist und von einer bestimmten Referenzpraxis nicht sofort auf bestimmte Einstellungen geschlossen werden kann. So geben beispielsweise Teilnehmende einer Studie von Ivanov et al. (2019) an, mit der Beidnennung alle Geschlechter sichtbar machen zu wollen, d.h. sich u.U. auch gegen binäre Geschlechtlichkeit zu positionieren.⁵ Ivanov et al. (2019: 14) konstatieren einen offenen Interpretationsraum und »die Unabgeschlossenheit und Offenheit des Diskurses«. Die Sonderzeichen stellten »ikonisierte Zeichen dar, bei denen Symbolik und sprachpolitische Absichten der Benutzenden nicht unbedingt allen Rezipierenden entsprechend bekannt sind« (Ivanov et al. 2019: 6) und führten zu heterogenen Interpretationen verschiedener Varianten – ein Zeichen eines andauernden Aneignungs- und Aufladungsprozesses (vgl. Ivanov & Lange 2024: 152). Von Jäckle (2022) befragte politikwissenschaftliche Expert*innen zeigen ebenfalls eine uneinheitliche Einschätzung zur Frage nach der parteipolitischen Verortung genderbewussten Sprachgebrauchs (vgl. Jäckle 2022: 476). Und auch Ferstl & Nübling (2024: 271) erklären: »Ob diese Markerqualität und -intensität heute noch in diesem Ausmaß für Stern und Doppelpunkt gelten, ist zu bezweifeln bzw. zu überprüfen.«

5 Wenngleich an dieser Stelle nicht abschließend zu klären ist, ob »alle Geschlechter« im Sinne »beider« Geschlechter zu verstehen ist oder darüber hinausgeht. Selbst wenn ein binäres Verständnis zugrunde liegt, zeigt aber doch auch die auf Offenheit abzielende Interpretation von Ivanov et al. (2019), dass es keine klare, gesellschaftlich geteilte Verortung verschiedener Stile gibt.

Spitzmüller (2023: 52) dagegen zeigt in seiner Analyse einer Talkshow und dem medialen Aufgreifen von Teilaspekten dieser, die sich mit geschlechterbewusster Sprache beschäftigen, dass genderbewusster Sprachgebrauch diskursiv vor allem mit der Partei *Bündnis 90/Die Grünen* sowie mit »linksgrüne[n] Frauen« verbunden ist. In diesem Spannungsfeld von bisherigen Analyseergebnissen, die Unkenntnis über Intentionen von Sprachnutzer*innen, heterogene Interpretationen sowie uneinheitliche Verortungen von geschlechterbewussten Referenzformen hervorheben und dem gegenüber der Feststellung einer klaren Indexikalität und Verortung bewegt sich diese Arbeit. Das Forschungsinteresse liegt in der Frage nach der Indexikalität geschlechterbewusster Sprachformen, deren Entstehung und ihrem Zusammenspiel mit Begründungsmustern für oder gegen geschlechterbewusste Sprache.

1.1 Untersuchungsgegenstand und Forschungsfragen

Während es also durchaus Literatur gibt, die Formen genderbewussten Sprachgebrauchs als aufgeladene Praktik interpretiert, ist einerseits die Aufladung selbst nicht immer klar, andererseits scheint die Frage nach Herstellung und systematischer Zuordnung dieses indexikalischen Verweisens und deren sprachideologischer Grundlage noch ungeklärt. Offen sind dabei insbesondere der Prozess der Enregistrierung dieser Formen, d.h. Fragen nach der diskursiven Konstruktion von »Sondersprachen« (Spitzmüller 2013: 284) und ihrer Zuschreibung zu bestimmten Personen und Verhaltenstypen. Ebenso offen sind Fragen nach den Argumentationsmustern im Diskurs, möglichen zugrundeliegenden Sprachideologien und der wechselseitigen Beeinflussung von Enregistrierung und Positionierung. Ähnlich wie Spitzmüller (2013: 277) es für die Untersuchung der Internetsprache im Deutschen festhält, gibt es bisher noch keine systematische, d.h. auf breiterer Datenbasis ruhende Aufarbeitung der Enregistrierung von Genderformen, wenngleich einige Arbeiten Überlegungen, Belege und Beispiele für eine Registrierung anführen (vgl. z.B. Spitzmüller 2023). Die vorliegende Arbeit schließt diese Lücke und vollzieht systematisch die Enregistrierung verschiedener Formen geschlechterbewussten Sprachgebrauchs und sich darauf beziehende und diese somit verstärkende Argumentationsmuster im deutschsprachigen Diskurs über »das Gendern« nach.

Konkret knüpft diese Arbeit an die oben formulierte These und die beschriebenen Desiderata an und beantwortet vor allem die folgenden zwei Forschungsfragen:

- Wie werden bzw. sind Register im Kontext genderbewussten Sprachgebrauchs geformt, begründet und sozial zugeordnet?
- Welche Argumente und Phänomenbereiche werden in Debatten und Interviews zur genderbewussten Sprache im Diskursausschnitt des ersten Halbjahres 2021 thematisiert?

1.2 Aufbau der Arbeit

Zur Klärung der Forschungsfragen wird auf verschiedene Datenquellen zurückgegriffen, in denen geschlechterbewusste Sprache Objekt metapragmatischer Aktivität ist. Entsprechend teilt sich die Analyse in zwei Kapitel: eine diskursanalytische Untersuchung medialer Texte sowie eine damit verknüpfte Untersuchung leitfadengestützter Interviews. Zuvor wird ein Überblick über die bestehende Tradition feministischer und genderlinguistischer Forschung gegeben (Kap. 2) sowie die Entwicklung verschiedener Formen genderbewusster Sprache (Kap. 2 & 3), die Relevanz institutionellen Sprachgebrauchs (Kap. 4) und bisherige psycholinguistische (Kap. 5) und argumentationsanalytische (Kap. 6) Untersuchungen dargestellt. In Kapitel 7 wird im Anschluss die theoretische und methodische Grundlage für die Untersuchung gelegt. Insbesondere sozialkonstruktivistische Positionen in der Tradition von Berger & Luckmann (1991) sind dafür relevant. Die potenzielle soziosymbolische Aufladung bestimmter Formen genderbewussten Sprachgebrauchs soll unter Rückgriff auf Aghas (2007) Modell des *Enregisterments* untersucht werden. Dieses kann erklären, dass und wie es zu sozialen Verortungen und der Indexikalität von Sprachformen und somit zu ihrem Emblem-Charakter kommt, erklärt also Prozesse der Registerbildung. Durch die Enkodierung verschiedener Formen geschlechterbewusster Sprache werden »[s]pezifische semiotische Unterscheidungen [...] als Register konventionalisiert und als solche mit ihren sozialen Zuordnungen erkennbar« (Kotthoff 2020: 107). Diese Prozesse der Enkodierung lassen sich mit Agha (2007) auch als *Enregisterment* bezeichnen. Diese Arbeit soll sich daher insbesondere der Frage der Enregistrierung verschiedener Genderstile (vgl. Kotthoff 2020) widmen, um herauszufinden, wie Referenzformen zu potenziell verschiedenen Emblemen im Sinne Aghas (2007: 257–259) geworden sind, d.h. zu Zeichen, die für die sozialen Attribute einer Person und als Teil eines Registers emblematisch geworden sind. Auf Überlegungen zur Enregistrierung baut auch Spitzmüllers Modell metapragmatischer Positionierung auf, das sich durch die gesamte Analyse ziehen wird, um *Stancetaking*, Argumentationen und Selbst- und Fremdpositionierungen in der Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch theoretisch und methodisch habhaft zu werden. Es ermöglicht die Untersuchung der Prozesse, »mittels derer gewisse als emblematisch hervorgehobene Sprechweisen einem bestimmten Sprachgebrauch zugeordnet werden, der als von anderen unterscheidbar und als »typisch für« taxiert und stereotypisiert« (Busch 2019: 134) und somit sozial registriert wird. Damit ist es einschlägig für die Untersuchung der Enregistrierung geschlechterbewusster Sprachformen als Embleme, d.h. des Prozesses, in dem Verknüpfungen zwischen indexikalischen Zeichen, Personen und Praktiken hergestellt und sozial zugeordnet werden (vgl. Leucht & Spitzmüller 2021: 259). Im Anschluss an die Ausführung dieser theoretischen Grundlagen und der sich auch daraus ergebenden Begründung der Datenauswahl folgen die zwei Analysekapitel: Im ersten Teil der Untersuchung wird der mediale Diskurs rund um genderbewussten Sprachgebrauch diskursanalytisch, insbesondere unter Bezugnahme auf Arbeiten von Spitzmüller (2005, 2013) und Spieß (2011b) und mit Blick auf die Ebene von Lexik, Argumentationsmustern und konzeptueller Metaphorik untersucht. Dazu wird ein synchroner Diskursausschnitt der (v.a. print)medialen Debatte in Zeitungstexten bundesdeutscher Tageszeitungen zu Beginn des Jahres 2021 analysiert; einem Zeitraum,

in dem medial besonders intensiv über geschlechterbewusste Sprache berichtet wurde (ausführlicher zur Begründung der Datenauswahl s. Kap. 7.8). In einem Vergleichskapitel (Kap. 9) werden zudem Talkshow-Daten aus dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk und Fernsehen untersucht, um eventuelle Besonderheiten und Limitationen des Print-Diskurses herausarbeiten zu können. Die Diskursanalyse bietet sich auch deshalb an, da Sprachwandel, wie er sich im Phänomenbereich geschlechterbewusste Sprache vollzieht, »schon während des Wandels mehr oder weniger stark in Diskursen verhandelt wird« (Bülow & Herz 2017: 150) und die Diskurslinguistik

gesellschaftliche Bedeutungskonstruktionsprozesse, Bedeutungsaushandlungsprozesse oder Bedeutungswandelprozesse in den Blick nimmt sowie gesellschaftliche Denkmuster und Mentalitäten in öffentlich-medialen Diskursen hinsichtlich semantischer und funktionaler Prozesse herausarbeitet und vor allem die Relationalität der sprachlichen Ereignisse fokussiert [...]. (Spieß 2011b: 55)

Das zweite Analysekapitel widmet sich auf der Grundlage qualitativer, leitfadengestützter Interviews konkreter und ausführlicher den Perspektiven von Sprachnutzer*innen mit Identitätsmerkmalen, die sich aus in der Diskursanalyse als besonders relevant herausgearbeiteten Zuschreibungen ergeben. Ziel dieses Kapitels ist es, die Forschung mit der Perspektive und den Stimmen von, Diskurszuschreibungen zufolge, Betroffenen anzureichern. Daher werden Interviews mit Berufstätigen mit universitärem Abschluss (Kap. 10.4) sowie trans nicht-binären Befragten (Kap. 10.5) analysiert. Diese werden in der medialen Debatte – wie sich anhand von herausgearbeiteten Typisierungen zeigen wird – als besonders relevante Akteur*innen begriffen und können somit als Expert*innen angesehen werden, sodass ihre Perspektive besondere Betrachtung verdient.

Die Analyse und Verschränkung dieser verschiedenen Datenquellen soll es ermöglichen, Enregistrierungen und eventuell verfestigte Indexikalitäten geschlechterbewusster Sprachformen sowie Argumentationsmuster auf verschiedenen Ebenen in den Blick zu nehmen. Agha (2007: 151) zufolge sind diese sowohl in alltäglichem reflexivem Verhalten als auch auf öffentlicher, gesellschaftlicher Ebene zu finden: Während sich die Diskursanalyse der eher makrostrukturellen Ebene und gesellschaftlich geteiltem Wissen nähert, sollen die Leitfadeninterviews die Mikrostruktur und individuelles Spracherleben sowie den Einfluss und die Wirkweise des breiteren Diskurses und die Perspektiven von, Diskurszuschreibungen zufolge, Expert*innen und Betroffenen fokussieren.

Die oben genannten Forschungsfragen sind dabei leitend für die Analysen der verschiedenen Textsorten: Die Formung und soziale Zuordnung der Register bzw. soziale Registrierung der (emblematischen) Sprachformen im Rahmen von Registerbildungsprozessen zeigt sich vor allem an der sprachlichen Oberfläche anhand von expliziten metapragmatischen Typisierungen der verhandelten Sprachformen in den verschiedenen Textsorten und dem Aufgreifen sowie der damit verbundenen (Re)Produktion indexikalischer Verbindungen. Das Zusammenspiel von Lexik und Argumentationsmustern für Formung und Zuordnung und die Begründung der (Nicht)Nutzung von Registern wird im Rahmen der Toposanalyse herausgearbeitet, wenngleich sich auch die Metaphorik für die Argumentationen als funktional erweist. Daneben werden in der Analyse der konzeptuellen Metaphorik (Kap. 8.5) vor allem zugrundeliegende differierende Sprach-

verständnisse und Sprachideologien sowie verschiedene Perspektiven auf den Diskurs sichtbar. Dabei gehe ich davon aus, dass die verschiedenen Ebenen ineinandergreifen, sich wechselseitig verstärken und funktional für die Enregistrierung von und damit zusammenhängende Positionierung gegenüber geschlechterbewusstem Sprachgebrauch sind. Thematisierte Phänomenbereiche werden ebenfalls vor allem mit Blick auf die lexikalische (Kap. 8.3) und argumentationsanalytische (Kap. 8.4) Ebene untersucht und tragen zur Registerformung und Verhandlung bei.

Meta-Analysen, d.h. wissenschaftliche Kategorisierungen von und Auseinandersetzungen mit Argumentationen und nicht vorrangig argumentative Texte, wie sie bspw. in verschiedenen Medien als Gastbeiträge (vgl. z.B. die zahlreichen Beiträge von Eisenberg, die sich z.T. auch im Korpus dieser Arbeit finden) publiziert wurden, setzen sich bisher vor allem kritisch mit Argumenten derjenigen auseinander, die sich für das geschlechtsübergreifende Maskulinum und gegen genderbewussten Sprachgebrauch aussprechen. Dies gilt sowohl für Studien zur deutschsprachigen Debatte als auch für solche mit Blick auf andere Sprachen (vgl. z.B. auch Kolek 2019 und Kap. 6 für einen Überblick). Demgegenüber soll die vorliegende Arbeit auch solche Argumente in den Blick nehmen, mit denen sich für die Verwendung genderbewusster Sprache ausgesprochen wird. In Bezug auf Argumentationsmuster im Diskurs stellt sich darüber hinaus die Frage, ob sich ähnliche bzw. die gleichen Argumenttypen in der deutschsprachigen Debatte wiederholen, wie sie unter anderem schon von Blaubergs (1980), Parks & Robertson (1998) und Vergoossen et al. (2020) aufgezeigt wurden (s. Kap. 6.1). Dies könnte implizieren, dass sich Widerstand gegen genderbewussten Sprachgebrauch bis zu einem gewissen Grad vor allem gegen die Sprachreform als solche richtet und nicht so sehr gegen die jeweiligen debattierten Formen. Auch andere Fragen würden in diesem Fall mitverhandelt, wie auch Diewald (2018: 284) festhält, wenn sie dafür plädiert,

den Themenbereich der geschlechtergerechten Sprache und seine vielfältigen Rückkopplungen in Sprachgebrauch und Sprachstruktur wahrzunehmen als das, was er ist: ein aktuelles, weitreichendes Sprachwandelphänomen, verbunden mit sich wandelnden Einstellungen zu tradierten Gebrauchsmustern, mit Veränderungen des Normbewusstseins, mit intensiver gesellschaftlicher Reflexion über Sprache und Denken und mit Aushandlungsprozessen über die Darstellungsansprüche unterschiedlicher Gruppen.

Mit der Beantwortung der Forschungsfragen könnte, so die Hoffnung, eine mögliche Erklärung für die Polarisierung und Emotionalität des Diskurses rund um genderbewussten Sprachgebrauch gefunden und so unter Umständen auch zu einer Versachlichung beigetragen werden. Obgleich die Linguistik auch Teil der Debatte ist, kann sie über die Fokussierung des Metadiskurses eine distanziertere Position erreichen (vgl. Spitzmüller 2005: 325). Den Forschungsbedarf sieht auch Diewald (2018: 296), insbesondere mit Blick auf die »Interaktion von gesellschaftlichem und sprachlichem Wandel« und angesichts von Ängsten und »des übertriebenen Pathos und der Irrationalität« in der gesamten medialen Debatte. Im Anschluss an Motschenbacher (2017) kann es dabei kein Ziel sein, eine bestimmte Form geschlechterbewusster Sprache als besser oder schlechter darzustellen. Vielmehr ist, wie auch bei Spitzmüller (2005), die Annahme, dass die jeweiligen Positio-

nierungen nicht Ignoranz o. ä. entspringen, sondern in sich stimmige Konsequenzen jeweiliger hermeneutischer Perspektiven sind. Das Ziel der Untersuchung ist daher nicht nur, darzustellen, mit welchen Argumenten und wie genderbewusster Sprachgebrauch bzw. verschiedene Formen in diesem Spektrum bewertet werden, sondern auch, warum sie so bewertet werden, d.h. welchen (hermeneutischen) Perspektiven und Sprachideologien die Positionierungen entspringen (vgl. das *why* des eingangs angeführten Butler-Zitats). Die Analyse des Diskurses soll also das Selbst- und Weltverständnis der an diesem Teilnehmenden in den Blick nehmen.

1.3 Statt einer Fußnote – zum Sprachgebrauch in dieser Arbeit

Eine Arbeit, die sich mit dem Diskurs um genderbewussten Sprachgebrauch beschäftigt, wird natürlicherweise besondere Aufmerksamkeit auf die darin genutzten Personenreferenzen erfahren. Daher soll meine Praxis an dieser Stelle einleitend kurz erläutert und nicht nur in einer Fußnote peripher erwähnt werden. Ich nutze den Asterisk, da sich dieser in akademischen und auch anderen Kreisen (s. dazu auch Kap. 3) als Form geschlechterbewusster Personenreferenz derzeit durchzusetzen scheint. Im Erstglied von Komposita dagegen verwende ich in der Regel keine Sonderzeichen (vgl. dazu auch Kotthoff & Nübling 2024: 106). Bei einer unspezifischen, im Sinne einer allgemeinen Referenz im Singular, verwende ich im Anschluss an Ferstl & Nübling (2024: 269) für Artikel das Femininum: »Das Morphem {*in} signalisiert alle ›Geschlechter‹ und sollte praktischerweise im Femininum verbleiben.« Darüber hinaus bemühe ich mich aber, wo es möglich ist, Neutralformen einzusetzen, um eine Betonung verschiedener Geschlechter möglichst zu vermeiden und Geschlecht so weit als möglich nicht herauszuheben. Gleichzeitig kann mit der jeweiligen Praxis eine potenzielle Verortung (vgl. Spieß & Reisigl 2017a: 20–21) – die im Verlauf der Arbeit analysiert werden soll – unter anderem durch die Lesenden einhergehen. Die in dieser Arbeit verwendete Sprachpraxis in Bezug auf Personenreferenzen soll nicht als Versuch der Normierung verstanden werden, kann dem Dilemma aber dennoch nicht entgehen, dass in der polarisierten Debatte jede Verwendung einer Personenreferenz potenziell schon als versuchte Normsetzung interpretiert werden kann (vgl. Acke 2019: 314). Dieses Dilemma, das, so Kasper (2022: 25), auch zur öffentlichen Aufmerksamkeit für geschlechterbewussten Sprachgebrauch beiträgt, liegt darin begründet, mit der eigenen Sprachverwendung zur sozial-indexikalischen Verortung »einzuladen« und sich »zwar einer theoretischen öffentlichen Stellungnahme dazu entziehen [zu können], einer performativen aber kaum«. Auch wenn ich somit durch die Referenzpraxis in dieser Arbeit manchen Lesenden vermutlich »sozialindexikalische Interpretationsangebote in Bezug auf Sprache und Geschlecht« (Kasper 2022: 25) und meine Positionierung unterbreite, ist das – zugegeben hehre – Ziel dieser Arbeit, zur Versachlichung beizutragen, indem die – haltungsabhängige – Aufladung und Verortung aufgrund der jeweiligen Praxis analysiert und somit gewissermaßen nachvollziehbar und in Bezug auf mögliche andere Perspektiven kontextualisiert wird. Ich hoffe, dass dies, unabhängig von der genutzten Form, möglich ist.

2 Feministische Linguistik – ein erster Ausgangspunkt

Linguistische Forschung zum Themenkomplex Sprache, Geschlechter und Gespräch nahm ihren Anfang in den 1970er in den USA, als erste Studien zu Sexismen im Wortschatz, verschiedenem Gesprächsverhalten von Männern und Frauen oder der Marginalisierung von Frauen in der Sprache erschienen (vgl. für einen Überblick Kotthoff & Nübling 2018: 17; Reiss 2008). Lakoff, Kramerae, Spender und andere Linguistinnen hinterfragten die Repräsentationen von Frauen in der Sprache und befassten sich mit dem Zusammenhang von Sprache und Geschlecht und Diskriminierungen in Sprache und Gespräch (vgl. Reiss 2008: 742).

Im Anschluss daran griffen insbesondere Pusch, Hellinger, Guentherodt und Trömel-Plötz diese beginnende Forschungsrichtung auf und verbreiteten sie unter dem Stichwort der *Feministischen Linguistik* auch in Deutschland (vgl. Hochreiter 2021). Geprägt wurde diese Zeit besonders durch daran geäußerte Kritik (vgl. z.B. Trömel-Plötz 2008: 749–750 zum Widerstand gegen die Feministische Linguistik) auch aus der Linguistik, prominent bspw. von Kalverkämper (1979). Diese veranlasste wiederum Pusch (1979) zu dem vielfach rezipierten Artikel »Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, doch weiter kommt man ohne ihr«. Im Folgenden widmete sich Pusch ausgiebig der Debatte, die ihr zufolge »zum Interessantesten und theoretisch wie praktisch Folgenreichsten gehört, was die Linguistik derzeit an Themen zu bieten hat« (Pusch 1979: 99). Trömel-Plötz (1978) hatte in ihrem Artikel »Linguistik und Frauensprache« unter anderem die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums¹ im Sprechen über Gruppen, die nur aus Frauen bestünden (»Man erlebt seine Schwangerschaft ...«) und die darin deutlich werdende Ungleichbehandlung von Frauen in der Sprache kritisiert. Kalverkämper vertrat in seiner Replik einen strukturalistischen Ansatz und erklärte, dass die Feministische Linguistik Genus und Sexus miteinander vermische, während aus Gründen der sprachlichen Ökonomie die generische Verwendung des Maskulinums möglich

1 Mit Kotthoff & Nübling (2018: 92) wird auch in dieser Arbeit grundsätzlich vom geschlechtsübergreifendem, anstelle vom generischen Maskulinum gesprochen, da das Maskulinum in der Referenz auf eine Gruppe gemischten Geschlechts nicht generisch, sondern geschlechtsabstrahierend oder -übergreifend intendiert verwendet wird. Im folgenden Forschungsüberblick werden darüber hinaus z.T. Terminologien der angeführten Beiträge aufgegriffen.

und sinnvoll sei (vgl. für einen Überblick Irmen & Steiger 2005; für eine Untersuchung der Debatte mit Bezug auf Widerspruch als Sprachhandlung auch Acke 2022).

In der bereits von Debatte und auch politischer Positionierung (vgl. Puschs oben angeführtes Zitat) geprägten Anfangszeit der Feministischen Linguistik ging es demnach vor allem um Ausprägungen von Sexismus und Patriarchat in der Sprache sowie die Frage nach sprachlichem Androzentrismus, der sich bspw. im geschlechtsübergreifenden Maskulinum widerspiegeln (vgl. Reiss 2008: 743): Im Synkretismus des Maskulinums, das sowohl geschlechtsspezifisch als auch geschlechtsübergreifend verwendet werde, zeige sich eine strukturelle Asymmetrie, da »Rezipientinnen [...] somit bei jedem Maskulinum erschließen [müssen], ob sie ein- oder ausgeschlossen sein könnten. Männer sind immer eingeschlossen.« (Kotthoff & Nübling 2018: 97) Kritisiert wurden aber auch stereotype Darstellungen von Frauen, die diese bspw. nur in bestimmten Rollen oder in Abhängigkeit vom Mann zeige (vgl. z.B. Puschs [1984] Untersuchung der Beispielsätze im Duden »Sie sah zu ihm auf wie zu einem Gott«). In der Folge wurden Forderungen nach sprachlichen Veränderungen zur Sichtbarmachung von Frauen laut, die das geschlechtsübergreifende Maskulinum nicht leisten könne. Neben der Beidnennung oder Paarform, bei der sowohl maskuline als auch feminine Personenreferenzen vollständig genannt werden, kamen für die schriftliche Verwendung verschiedene Möglichkeiten der Kürzung auf: Schrägstriche (*Linguist/inn/en*), Klammern (*Linguist(inn)en*), Bindestriche (*Linguist-inn-en*), die heute nur noch in Verbindung mit Schrägstrichen (*Linguist/-innen*) genutzt werden oder die Binnenmajuskel (*LinguistInnen*) (vgl. Kotthoff & Nübling 2018: 216; für eine Darstellung der Kürzungsverfahren durch Splitting s. Ludwig 1989: 83). Die Binnenmajuskel wurde erstmals 1981 von Christoph Busch in einem Buch über freie Radios benutzt, in dem er, um »den Geschlechtern Gerechtigkeit und mir Bequemlichkeit anzutun« aus der Schrägstrichschreibung die Majuskel *I* werden ließ: »Trennung und Verbindung auf einen Streich in einem Strich« (Ludwig 1989: 82). In der Folge fand das Binnen-I Verwendung bei der *WoZ*, einer Schweizer Wochenzeitung sowie, von dort übernommen, in der Tageszeitung *taz* (vgl. Ludwig 1989: 81; Kotthoff & Nübling 2018: 218). Neben diesen Verfahren zur expliziten sprachlichen Sichtbarmachung von Frauen wurden bereits in dieser Zeit Partizipien und Neutralformen vorgeschlagen, die darauf abzielen, die Geschlechtsmarkierung von Personenreferenzen zu reduzieren bzw. aufzuheben.

Feministische Linguistik zielte mit ihrer Kritik und Vorschlägen auf einen Wandel von Sprache und damit implizit auch auf einen veränderten Umgang mit Macht (vgl. Reiss 2008: 743); ähnlich wie in der aufklärerischen Sprachkritik des 18. Jahrhunderts sollte die Kritik des Sprachgebrauchs als Mittel zur Verbesserung der Wirklichkeit dienen (vgl. Schiewe 2002: 216–217). Veränderungen in der Sprache zielten auf die »Beseitigung sexistischen Sprachgebrauchs« (Degele 2020: 34) sowie darauf ab, stereotype Zuschreibungen infrage zu stellen und aufzulösen und Frauen somit mehr Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen (vgl. Reiss 2008: 743) und waren somit auch als Aktivismus zu verstehen. Pusch bspw. erklärt explizit, dass sie durch Kalverkämpfers (1979) Kritik an Trömel-Plötz »endlich von der Sympathisantin zur Aktiven« (Pusch 1979: 99) wurde.

3 Veränderte Geschlechterdiskurse und ihr Einfluss auf den Untersuchungsgegenstand

Mit der Infragestellung der Existenz eines ›natürlichen‹ Geschlechts (vgl. z.B. besonders Butler 1988, 1991) und der Bewegung weg von der Vorstellung eines binären Geschlechtersystems, sichtbar bspw. auch in der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts, *divers* als dritte Option des Geschlechtseintrags zuzulassen (vgl. BVerfG 2017), gingen und gehen auch veränderte Anforderungen an sprachliche Formen einher (vgl. auch Hergenhan 2020: VI-VII). Den feministisch inspirierten Vorschlägen aus den achtziger Jahren (vgl. Pusch 1984; Wodak et al. 1987) wurden in der Folge z.T. eine zu enge Sprachauffassung (vgl. zur Entwicklung auch Wetschanow 2017), vor allem aber die Reproduktion einer Geschlechterbinarität vorgeworfen (vgl. Kotthoff & Nübling 2018: 218). Verschiedene Formen wurden vorgeschlagen, die die sprachliche ›Sichtbarkeit‹ von Menschen außerhalb des binären Spektrums Mann-Frau erhöhen sollen.¹ Viele dieser Vorschläge setzen dafür auf typographische Verfahren, die die Morphemgrenze zum Movierungssuffix deutlicher fokussieren², bspw. durch Einsetzung eines Asterisks, auch Genderstern(chen) genannt (*Linguist*innen*), eines Unterstrichs (*Linguist_innen*) oder eines Doppelpunkts (*Linguist:innen*) an dieser Stelle. Stern und Unterstrich, der sogenannte Gender-Gap werden dabei ikonisiert: Der Asterisk soll bspw. Gestaltungsspielräume »stärker herausstellen, da das Sternchen viele Strahlen hat und damit noch mal stärker symbolisch ganz Unterschiedliches meinen kann« (AG Feministisch Sprachhandeln 2014: 20). Der erstmals von Hermann (2003) vorgeschlagene Gender-Gap soll gegen die »binäre Struktur« der Sprache »einen anderen Ort von Geschlechtlichkeit setzen, einen Ort, den es zu erforschen gilt und um den wir kämpfen sollten [...]« (Hermann/s_he 2003). Die Verwendung des Asterisks als typographisches Zeichen ist vermutlich auf die Verwendung im Kontext von *trans** zurückzuführen. Diese Schreibweise kam in den 1990er Jahren auf, um mithilfe des Sternchens der kritisierten semantischen Verengung zur Referenz vor allem auf binäre Transidentitäten entgegenzuwirken (vgl. Steinmetz 2018). Die Nutzung

1 Vgl. zur Verwendung des Sichtbarkeitstopos in der Argumentation auch Kap. 8.4.6.

2 Der Status der Neographien ist ungeklärt, Völkening (2022) bspw. schlägt keine Trennung des Femininsuffixes *in* und des Asterisks vor, sondern vielmehr, **in* als neues, inklusives phonologisches Wort zu begreifen.

des Asterisks lässt sich auf die Entnahme des Zeichens aus der Informatik zurückführen, in der der Asterisk als Platzhalter dient – mit seiner Hilfe soll daher auf verschiedene Transidentitäten referiert werden können (vgl. Bussell 2012; Killermann 2012). In der Folge wurde der Asterisk unter anderem in Leitfäden der Zentren für Translationswissenschaft der Universitäten Graz und Wien als Alternative zum Unterstrich vorgeschlagen (Fischer & Wolf 2009a, 2009b) und später von anderen Gleichstellungsbeauftragten an Universitäten³ ebenfalls empfohlen. Der Weg des Asterisks in die Leitfäden ist allerdings nicht geklärt (vgl. Mäder 2022).⁴ Baumgartinger (2007: 17) erklärt, dass der Asterisk im Rahmen des *Gendertalk*, dem Treffen einer offenen Gruppe in Wien, entstanden ist und verwendet den Asterisk nicht nur vor dem Movierungssuffix *in*, sondern auch anstelle von Suffigierungen, bspw. in *Lese** oder *lieb**. Dies entspreche, so Baumgartinger (2007: 17), »dem Ursprungsgedanken vom *«, um »das ewige Wiederkäuen des sprachlichen Zweigeschlechterdiktats zu vermeiden«. Die weiterreichende Verbreitung des Doppelpunkts als Alternative zu Stern und Gap wird den Organisator*innen des Fusion Festivals zugeschrieben (vgl. Meyer zu Eppendorf 2016; Steinfeldt-Mertens 2021).

Seit 2010 haben die verschiedenen Formen mit typographischen Verfahren vor dem bzw. als Teil des (vgl. Völkening 2022) Femininsuffix erhebliche Verbreitung gefunden: So ist der Asterisk laut Krome (2020) unter den Sonderzeichen die am häufigsten genutzte Variante.⁵ Laut dem Kernkorpus des Rats für deutsche Rechtschreibung, das größtenteils aus Zeitungs- und Zeitschriftentexten zusammengesetzt ist, gibt es für Asterisk und Paarformen im Jahr 2019 für die Form *Bürger*in* bzw. *Bürger und Bürgerin*, der durch die häufige Verwendung als direkte Anrede besondere Relevanz zur Markierung von Inklusion zugeschrieben wird, die gleiche Anzahl an Belegen (268 bzw. 28,8 %). Häufiger wird in den Daten allerdings auf die Schreibung mit Binnenmajuskel zurückgegriffen (333 Belege bzw. 35,8 %) (vgl. Abbildung 1), sofern überhaupt auf Formen genderbewussten Schreibens und nicht auf das geschlechtsübergreifende Maskulinum zurückgegriffen wird, das im Korpus deutlich dominiert (vgl. Rat für deutsche Rechtschrei-

-
- 3 2012 bspw. von Gudrun Perko für die FH Potsdam als »queere Schreibweise«, 2013 an der FU Berlin (vgl. Kunze 2013). Die Universität Köln empfahl in einem Leitfaden 2014 Asterisk und Gender-Gap (vgl. Gäckle 2014).
 - 4 Auf Anfrage erklärte Michaela Wolf, dass sie den Leitfaden gemeinsam mit Beatrice Fischer an der Universität Graz entwickelt hätte. Fischer habe im Zuge des Prozesses den Asterisk aufgebracht – aus welchem Kontext stammend wusste Wolf aber nicht mehr. Der Leitfaden wurde dann, so Wolf, scheinbar von Beatrice Fischer an die Universität Wien »mitgenommen« (private Kommunikation mit Michaela Wolf per Mail im April 2023). Die beiden Leitfäden sind, abgesehen vom Deckblatt, deckungsgleich. Wetschanow (2017: 36) erklärt, dass diese Leitfäden insofern eine Ausnahme darstellen, als sie nicht von Gleichstellungsinstitutionen der Universitäten erstellt wurden. Sie stellt in diesem Zuge die Hypothese auf, dass die daraus resultierende »Institutionenferne« (Wetschanow 2017: 36) es ermöglicht habe, neue Anregungen und Schreibweisen aufzunehmen. Dies könnte die Übernahme der Schreibweise aus aktivistischen Kontexten (vgl. Baumgartinger 2007) erklären. Vgl. Kap. 4 zur Rolle der Leitfäden.
 - 5 Allgemeiner zur Frequenz von geschlechterbewusster Sprache auch Waldendorf (2023), in deren Daten der Doppelpunkt frequenter ist; zur Entwicklung verschiedener Formen auch Sökefeld (2021). Samira Ochs vom Projekt »Empirische Genderlinguistik« des IDS Mannheim zufolge sei die Verwendung des Doppelpunkts seit 2020 deutlich angestiegen und habe im Jahr 2023 eine ähnliche Frequenz wie der Asterisk (vgl. Ferstl & Nübling 2024: 263).

bung 2021a).⁶ Auch Sökefeld (2021) stellt in ihrer Analyse von Zeitungstexten im Jahr 2019 fest, dass das geschlechtsübergreifende Maskulinum in diesen überwiegt, wenngleich sie zwischen den einzelnen Zeitungen Unterschiede im Gebrauch zeigen kann. Eine SPIEGEL-Recherche (Dambeck 2024) im Deutschen Referenzkorpus des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache (IDS) zeigt, dass in Presseartikeln, erschienen im Jahr 2023 in 19 deutschen Medien, nur 0,005 % der Wörter Sonderzeichen im Wortinneren enthielten. Besonders frequent waren diese bei der *tageszeitung*; ohne diese waren es weniger als 0,001 % der Wörter.

Neben diesen Formen, deren Verbreitung zunimmt, gab und gibt es weitere Vorschläge genderbewusster Schreibweisen, die nur in geringem Ausmaß genutzt wurden oder werden, teilweise auch von den Vorschlagenden wieder zurückgezogen wurden oder von diesen vor allem als Reflexionsanstoß verstanden werden wollen. So schlägt Pusch (2016) bspw. vor, ein Ausrufezeichen anstelle der Binnenmajuskel zu nutzen, um das gemeinsame Bemühen um Geschlechtergerechtigkeit zu verdeutlichen oder auch die konsequente Nutzung aller drei Genera des Sprachsystems bei den Determinierern: Das Neutrum solle der Geschlechtsabstraktion dienen und Feminina (allerdings ohne entsprechendes Movierungssuffix) und Maskulina der Spezifikation (*das Linguist, die Linguist, der Linguist*) (vgl. Pusch 1984; Kotthoff 2017: 95).⁷ Auch die Dynamisierung des Gender-Gaps, d.h. die Verwendung des Unterstrichs nicht an der Morphemgrenze, sondern nach dem Wortstamm oder an anderer Stelle (*Ling_uistinnen*) wird vorgeschlagen, um »zum Ausdruck [zu] bringen, dass die Infragestellung von Zwei- und [...] CisGenderung ein dynamisches, nicht festlegbares Modell ist« (AG Feministisch Sprachhandeln 2014: 18). Weitere Vorschläge beinhalten die Verwendung von *x* als Suffix (*Linguistx*) (vgl. AG Feministisch Sprachhandeln 2014: 17), Suffigierung mit *a* (*Linguistas*) (vgl. AG Feministisch Sprachhandeln 2014: 22), *-ens* (*ens Linguistens*) (vgl. Hornscheidt & Sammla 2021) oder *y*, beim sogenannten Entgendern nach Phettberg (*das Linguisty*) (vgl. Kronschräger 2022). Varianten wie die letztgenannte, aber auch die Suffigierungen mit *ens* oder *x* zielen auf die Neutralisierung von Personenreferenzen ab, d.h. auf die Substraktion geschlechtlicher Codierung in der Referenz, anstatt über Sonderzeichen mehrere Geschlechter dezidiert sichtbar machen zu wollen.⁸ Kritik wird an diesen Vorschlägen vor allem angesichts der nötigen Eingriffe in die Grammatik des Deutschen und der Frage nach ihrer Durchsetzbarkeit und Transparenz geübt; es bestünde die Gefahr, dass sie nicht verstanden und entsprechend auch nicht genutzt würden (vgl.

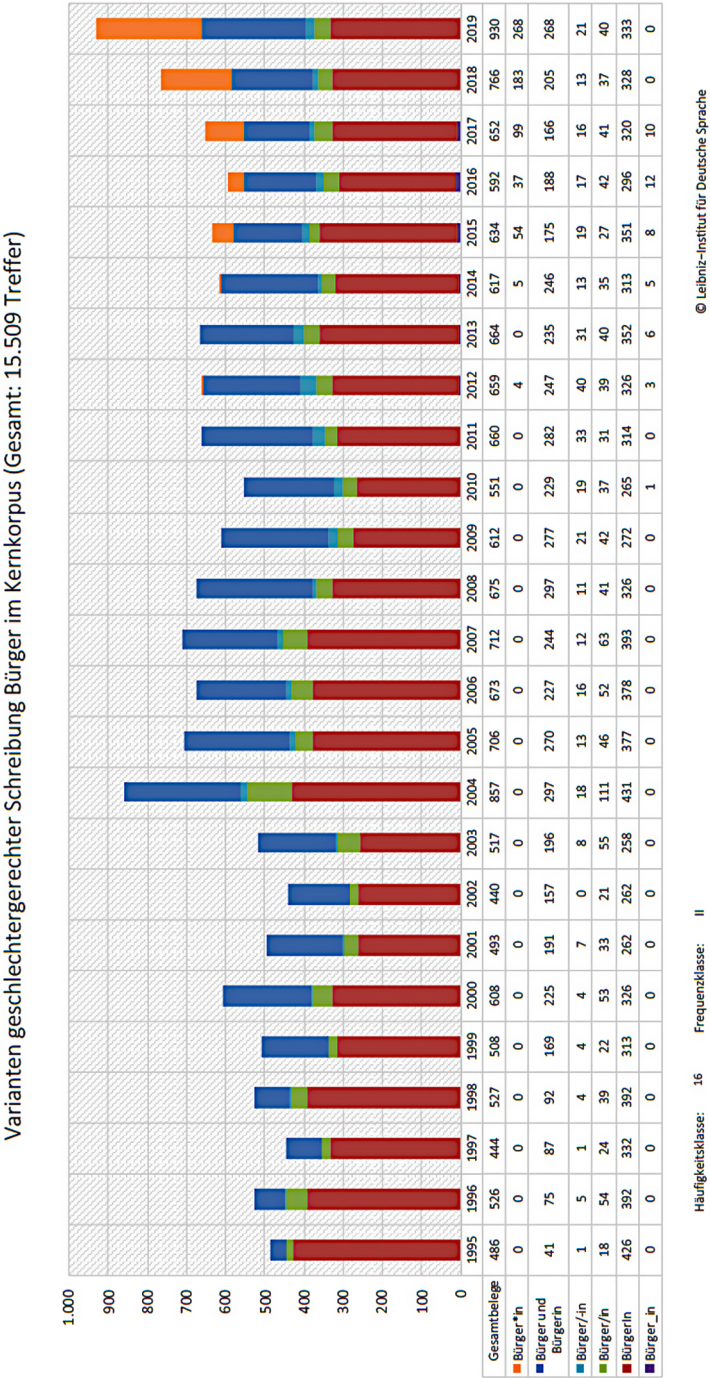
6 Etwa 2 Mio. Treffer für *Bürger*, d.h. der Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums, stehen im Korpus ca. 15.000 Belegen alternativer Schreibweisen gegenüber.

7 Dieser Vorschlag wird in der medialen Diskursanalyse in einer Talkshow von Nele Pollatschek aufgegriffen (vgl. Kap. 9.3), findet ansonsten aber in den in dieser Arbeit untersuchten Daten keine Erwähnung.

8 Wenngleich auch das Ziel genderbewusster Schreibweisen mithilfe von Neographien unterschiedlich verstanden wird: Während Erläuterungen wie die oben angeführten von Hermann (2003) oder der AG Feministisch Sprachhandeln (2014) Unterstrich und Asterisk ikonisieren, um mehrere Geschlechter symbolisieren zu können, gibt es auch Anregungen, Personenbezeichnungen mit typografischen Zeichen als geschlechtlich nicht markiert und somit generisch zu verstehen (vgl. Ferstl & Nübling 2024: 262; s. dort auch zur Problematisierung dieser Doppelfunktion und angestrebten Generizität).

Kotthoff & Nübling 2018: 221; Ängsal 2011). Für die oben ausgeführte Verbreitung und nötige Erläuterung verschiedener Formen waren von Beginn der Debatte an insbesondere Universitäten wichtige Orte. Vor allem in Leitfäden wurden dabei Verständnisse kodifiziert. Der nächste Abschnitt soll daher einen kurzen Überblick über bisherige, thematisch einschlägige Forschung zu Leitfäden geben.

Abb. 1: Frequenzen verschiedener Varianten genderbewusster Schreibungen



(Rat für deutsche Rechtschreibung 2021a: 4).

4 Institutioneller Sprachgebrauch: Leitfäden und ihre Relevanz

Universitäten und die mediale Öffentlichkeit erwiesen sich von Beginn an als zentraler Ort für Debatten um nicht-sexistischen bzw. genderbewussten Sprachgebrauch (vgl. Acke 2019: 305; Cassaris 2025). Dabei spielt besonders die Kodifizierung von Normen in Form von Leitfäden und Empfehlungen, die dadurch auch zu einer Änderung des Sprachgebrauchs beitragen konnten (vgl. Elmiger et al. 2017; Hellinger 2000; Siegenthaler 2021) bzw. sollten (vgl. Hochreiter 2021: 9), eine Rolle.¹ In Leitfäden und Regelungen werde die gesellschaftspolitische Dimension auf politischer und legislativer Ebene deutlich, so Irmen & Steiger (2005: 227). Regelungen von Fragen sprachlicher Gleichbehandlung seien, Wetschanow (2017) zufolge, mehr und mehr Teil politischer Handlungsrahmen und somit institutionalisiert und inzwischen weniger Aufgabe der Feministischen Linguistik, sondern mehr zu einer »Gender-Mainstreaming-Kompetenz« (Wetschanow 2017: 53) geworden. Dies zeige sich auch darin, dass die ersten Leitfäden von Linguistinnen verfasst wurden, während in den 1990er Jahren und auch heute vor allem Gleichstellungsbeauftragte, z.T. unterstützt durch externe linguistische oder Gender-Expertise, für diese verantwortlich zeichnen (vgl. Siegenthaler 2022: 163). Diese Institutionalisierung verstärke gleichzeitig auch den Widerstand (vgl. Wetschanow 2017: 53). In Leitfäden zeige sich inzwischen der »deutlich erkennbare Wille, einen Sprachgebrauch durchzusetzen, der nicht nur die sprachliche Gleichstellung von Frauen und Männern zum Ziel hat, sondern auch Menschen einbeziehen soll, die sich keinem der beiden Geschlechter zuordnen« (Schneider 2022: 235). Sie seien somit Teil einer Bemühung, mithilfe der Sprache die Vorstellung binärer Geschlechtlichkeit hin zur Vorstellung der Existenz mehrerer Geschlechter zu transformieren (vgl. Spieß & Reisigl 2017b: 15). Leitfäden spielen in diesem Bemühen eine Rolle als »unterweisende Textgattung«, unter anderem aufgrund des prototypischen Bestandteils der Erklärung, warum geschlechterbewusste Sprache relevant und notwendig sei sowie der (verschieden deutlichen) Empfehlungen zur Nutzung und Beispiele (vgl. Siegenthaler 2022: 166 für prototypische und periphere Bestandteile). Die verbreitete Verwendung

1 Vgl. auch Kap. 8.4.12 zum Zwangstopos, in dem insbesondere Universitäten und Institutionen und teilweise Leitfäden thematisiert werden.

von genderbewusster Sprache in bestimmten Kontexten sieht Hellinger (2000: 177) als Ergebnis aktiver Sprachpolitik bspw. durch Leitfäden an. Auch Pettersson (2011: 24) hält fest, dass feministische Sprachkritik und damit einhergehende Vorschläge zur Änderung der Sprache geführt hätten, indem sie eine »Bewusstseinsveränderung« hin zu erhöhter »Sensibilität in Bezug auf den Problemkomplex von Genus und Sexus im deutschsprachigen Raum herbeigeführt« habe. In der weiter unten ausgeführten Befragung von Elmiger et al. (2017) ist extrinsische Motivation ein bedeutender Faktor für die Verwendung von genderbewussten Formen und Leitfäden werden als eine Option genannt, um sich über Formulierungsmöglichkeiten zu informieren. Damit scheinen sie also relevant für die Verbreitung von genderbewusster Sprache zu sein und sind entsprechend Gegenstand einiger Analysen gewesen.

Acke (2019) bspw. untersucht den Sprachgebrauch dreier Berliner Universitäten und anhand dessen die Frage, ob sich geschlechterbewusste Sprache in einem Normierungsprozess in bestimmten Kontexten befindet bzw. ob »als geschlechtergerecht eingeordnete Personenbezeichnungen im Bereich der Universität zur Norm geworden sind« (Acke 2019: 305). Untersuchungsgegenstand sind dabei sowohl Frauenförderrichtlinien, die Verfassungen der Hochschulen und ein Leitfaden sowie ein Styleguide der Online-Redaktion (vgl. Acke 2019: 310). Für die Untersuchung des konkreten Sprachgebrauchs analysiert sie verschiedene amtliche Mitteilungen, Flyer, Leitbilder und Online-Auftritte der Universitäten. Diese zeigen eine frequente und gewohnheitsmäßige Verwendung genderbewusster Personenreferenzen in Form von Beidnennungen, Neutralisierungen und Schrägstrich sowie, wenn auch in geringerer Anzahl, Formen mit Asterisk (vgl. Acke 2019: 312). Geschlechtsübergreifende Maskulina finden sich sehr wenige und insbesondere in der internen Verwaltungssprache fast nicht mehr. Innerhalb der Universitäten scheinen sich dabei für verschiedene Gruppen und Kontexte verschiedene Formen durchzusetzen, sodass Acke (2019) kleinere Diskursgemeinschaften mit je eigenen Verwendungsgewohnheiten innerhalb der Institutionen feststellt. Die Universitäten positionierten sich, Acke zufolge, dabei durch die von ihnen verwendeten und bevorzugten Formen für die Gleichstellung von Mann und Frau und bewahrten somit einen »Teilfortschritt« (Acke 2019: 316), da andere gesellschaftliche Institutionen sich mit der Verwendung des Asterisks bereits »als Vorreiter*innen eines umfassenderen Verständnisses von Geschlechtergerechtigkeit« (Acke 2019: 317) positionierten. Die vorrangig verwendeten Formen, die auf die Sichtbarmachung von Frauen abzielten, verhinderten die Benennung von Menschen abseits einer binären Geschlechtlichkeit (vgl. Acke 2019: 316).

Siegenthaler (2021) stellt für universitäre Leitfäden und solche an Hochschulen in der Schweiz mit Bezug aufs Deutsche, Französische und Italienische Ähnliches wie Acke (2019) fest: In diesen werden vor allem Strategien der Neutralisierung sowie explizite, d.h. nicht mit Kurzschreibung verschriftete Beidnennung – mit unterschiedlich starker Deontik – empfohlen und auf bestimmte Anwendungsbereiche und Textsorten eingeschränkt. In nur wenigen der Leitfäden werden darüber hinaus auch Strategien »zur Sichtbarmachung vielfältiger Genderidentitäten« (Siegenthaler 2021: 85) empfohlen. In einem späteren Artikel dagegen arbeitet Siegenthaler (2022: 178) für deutschsprachige Leitfäden heraus, dass der Genderstern in einer Mehrheit der Leitfäden präferiert wird. Es könne also ein Wandel und eine »Neuorientierung in Richtung der queer-feministi-

schen Forderungen« (Siegenthaler 2022: 178) konstatiert werden, der, Abbildung 1 zufolge, auch bis zu einem gewissen Grad Niederschlag in der Sprachpraxis gefunden habe.

Ebenfalls mit Institutionen und ihrer Verwendung genderbewusster Sprache beschäftigen sich Elmiger et al. (2017). In ihrer Untersuchung Schweizer Behörden geht es darum, wie Mitarbeitende in diesen Behörden, die für Übersetzung und Verfassen von Texten zuständig sind, »das Postulat der geschlechtergerechten Textproduktion aufgrund ihrer Arbeitserfahrungen beurteilen und wie sie bei der praktischen Umsetzung konkret vorgehen« (Elmiger et al. 2017: 67). Dazu wurden Einzel- und Gruppeninterviews mit den entsprechenden Personengruppen durchgeführt. Zudem wurde ein Korpus erstellt, um, wie bei Acke (2019), die tatsächlich publizierten Texte auf entsprechende Formen hin zu untersuchen (vgl. Elmiger et al. 2017: 62–63). Die Befragten thematisieren in den Interviews vor allem ein Spannungsfeld zwischen Verständlichkeit und der Nutzung genderbewusster Sprache, das aber in der Regel mit Zeitaufwand und entsprechendem Wissen aufgelöst werden könne (vgl. Elmiger et al. 2017: 72). Insbesondere für Gesetzestexte würden aber auch ausufernde Länge durch Doppelformen sowie ein potenzieller Verlust gebotener Eindeutigkeit für diese Textsorte befürchtet, so die Autor*innen (vgl. Elmiger et al. 2017: 73). Eine Thematisierung genderbewusster Sprache zeige sich vor allem im Rahmen regulierender Vorgaben, d.h. im Kontext rechtlich verbindlicher Vorgaben oder in Form von Leitfäden (vgl. Elmiger et al. 2017: 62). Die Ergebnisse der korpuslinguistischen Auswertung sind dabei mit denen von Acke (2019) vergleichbar: Texte der Schweizer Bundesbehörden seien »recht konservativ verfasst« (Elmiger et al. 2017: 84), da bspw. keine Formen der Einbeziehung nicht-binärer Geschlechtsidentitäten wie Gender-Gap oder -Stern genutzt würden. Gleichzeitig aber sei über den Zeitverlauf eine deutliche Veränderung zu konstatieren: Geschlechtsübergreifende Maskulina seien deutlich weniger, Beidnennungen und Abstrakta dagegen frequenter geworden (vgl. Elmiger et al. 2017: 84–85).

Wie Elmiger et al. (2017) in ihrer Untersuchung feststellen, werde in den Interviews das Postulat, genderbewusste Sprache zu verwenden, zwar anerkannt, es blieben aber Interpretationsspielraum und Unsicherheiten, wann und wie ein Text genderbewusst zu formulieren ist. Dass Orientierung für »richtiges Gendern« (Diewald & Steinhauer 2017) gewünscht wird und ikonisierte Zeichen und verschiedene Verfahren nicht notwendigerweise transparent sind, wie bereits in der Einleitung angesprochen, zeigen unter anderem auch die vielen Leitfäden und populärwissenschaftlichen Bücher zum Thema (vgl. Diewald & Steinhauer 2017; Rocktäschl 2021; Gaßdorf 2021) sowie Anfragen an Institutionen für Sprachberatung, wie das Institut für Deutsche Sprache in Mannheim oder den Duden-Verlag (vgl. Hennig 2024: 213). Dieses erkennbare Bedürfnis, das sich unter anderem im Formulieren und dem Heranziehen von Leitfäden ausdrückt, eröffnet aber auch ein Spannungsfeld für feministische Sprachpolitik, die unter anderem aufgrund zunehmender Institutionalisierung mit dieser normierenden und »erklärenden« Textgattung operiert und gleichzeitig Irritationen der Geschlechterverhältnisse und das Aufzeigen der Relevanz von Sprache im Kontext herrschender Geschlechterdiskurse als Ziel hat (vgl. Wetschanow 2017: 54).

Wie die obigen Ausführungen zeigen können, sind Leitfäden Teil der Institutionalisierung und Verbreitung bestimmter Referenzformen. Sie verweisen dabei zur Begründung der Relevanz und Notwendigkeit geschlechterbewusster Sprache z.T. auf

wissenschaftliche Studien (vgl. Schneider 2022: 238). Insbesondere in psycholinguistischen Experimenten wurde vielfach untersucht, welche Folgen die Verwendung des Maskulinums als geschlechtsübergreifend intendierte Form hat und inwiefern die Vorschläge verschiedener Referenzformen tatsächlich ihr Ziel erreichen, bei den mentalen Repräsentationen von Versuchspersonen nicht nur Assoziationen mit Männern auszulösen. Im nächsten Kapitel sollen einige dieser Untersuchungen und Kritik an ihnen knapp vorgestellt werden.

5 Psycholinguistik und experimentelle Studien

Während sich die Feministische Linguistik als Forschungsrichtung zu Beginn mit Sprachstruktur, pragmatischen und interaktiven, d.h. unter anderem gesprächsanalytischen Aspekten der Ungleichbehandlung beschäftigte (vgl. z.B. Kotthoff & Günthner 1992), wurden im Laufe der Zeit auch psycholinguistische Verfahren und experimentelle Studien immer verbreiteter. Untersuchungsmethoden wie Benennungsaufgaben (z.B. Klein 1988, 2004), Assoziationstests mit Reaktionszeitmessungen (Irmen & Köhncke 1996) und andere Experimente ziel(ten) vor allem darauf ab, einen Einblick in die mentalen Repräsentationen der Teilnehmenden zu erhalten und zu analysieren, ob und wie sich diese bei Verwendung unterschiedlicher Sprachformen zur Personenreferenz unterschieden. Da die vorliegende Arbeit vor allem an diskursiven Verhandlungen genderbewusster Sprache und an Ergebnissen psycholinguistischer Experimente nur insofern interessiert ist, als sie zur Legitimation der jeweiligen Positionierung genutzt werden, sollen im Folgenden der Vollständigkeit halber nur einige Studien umrissen werden, um Ergebnisse und Paradigmen dieser aufzuzeigen, die im Diskurs als Stützung im Autoritätstopos (vgl. Kap. 8.4.5) genutzt werden.

5.1 Psycholinguistische Ergebnisse zur mentalen Repräsentation beim geschlechtsübergreifenden Maskulinum

Mehr als 30 Jahre psycholinguistischer Studien kommen insgesamt zu einem eindeutigen Ergebnis:¹ Das geschlechtsübergreifende Maskulinum führt in der untersuchten Erstassoziation vorrangig, wenn auch nicht ausschließlich, zur mentalen Repräsentation von Männern (vgl. z.B. Kotthoff & Nübling 2018: 91–122, Braun et al. 2007, Bröder 2024 oder Zacharski & Ferstl 2024 für einen Überblick). Wird ein Maskulinum in den oft kurzen Test-Items der Studien in geschlechtsübergreifender Intention verwendet, ist die mentale Repräsentation in der Regel zuerst männlich dominiert.

1 Beispielhaft seien hier nur einige der immer wieder zitierten Untersuchungen genannt: Braun et al. (1998), Irmen & Steiger (2005), Braun et al. (2007), Steiger & Irmen (2011), Gabriel et al. (2008), Gygax et al. (2008), Horvath & Sczesny (2016), Sato et al. (2016), Hodel et al. (2017).

5.2 Psycholinguistische Ergebnisse zur mentalen Repräsentation bei anderen Referenzformen

Neben den mentalen Repräsentationen, die das geschlechtsübergreifende Maskulinum hervorruft, werden in psycholinguistischen Experimenten auch andere, im Zuge der Kritik des geschlechtsübergreifenden Maskulinums vorgeschlagene Formen genderbewussten Sprachgebrauchs untersucht. Während die Ergebnisse zum geschlechtsübergreifenden Maskulinum zeigen, dass dieses zu einer geringeren mentalen Repräsentation von Frauen (sowie inter, trans und/oder nicht-binären Menschen)² führen, zeigen Experimente verschiedene Ergebnisse für vorgeschlagene Alternativen. Pöschkö & Prieler (2018) oder Steiger-Loerbroks & von Stockhausen (2014) finden beispielsweise positive Effekte für die Sichtbarkeit von Nicht-Männern bei Verwendung von Neutralisierungen in männlich stereotypisierten Kontexten, Heise (2000) dagegen stellt eine maskuline Rezeption in solchen Kontexten fest. Stahlberg, Sczesny und Braun (2001) baten Versuchspersonen, ihre Lieblingsromanheld*innen, -musiker*innen, -sportler*innen etc. oder berühmte Persönlichkeiten zu nennen. Die Prompts wurden den Teilnehmenden dabei in verschiedenen Genderformen vorgelegt.³ Die Ergebnisse zeigen, dass beim Maskulinum am wenigsten Frauen genannt werden, wohingegen Beidnennungen und Binnenmajuskel den Anteil der Frauen in den Antworten signifikant erhöhen. Braun et al. (2007) zeigen, dass (fiktive) Beipackzettel mit Beidnennungen nicht schlechter bzw. bei männlichen Versuchspersonen sogar besser erinnert werden als solche mit geschlechtsübergreifend intendiertem Maskulinum – die Verständlichkeit von Texten leide ihnen zufolge nicht unter der Verwendung genderbewussten Sprachgebrauchs. An diesen Studien wird deutlich, dass ein Großteil der experimentellen Forschung mit kurzen, schriftlichen Textstimuli arbeitet und textlinguistische Referenzentfaltung bisher wenig erforscht wurde (vgl. dazu z.B. auch die benannten Limitationen bei Jöckel et al. 2021). Dennoch belegen sie teilweise eine erhöhte Anzahl mentaler Repräsentationen nicht nur von Männern bei Verwendung anderer Formen als dem geschlechtsübergreifenden Maskulinum.

Schunack & Binanzer (2022) replizieren in ihrer Untersuchung einige einflussreiche Experimente, in die sie die neuere Form der Personenreferenz mit Asterisk einbeziehen. Sie zeigen, dass Beidnennungen, Binnen-I und Asterisk sich in Personenreferenzen unterschiedlich verhalten (vgl. Schunack & Binanzer 2022: 334). Beidnennungen führen zum geringsten Anstieg in der Nennung von Frauen, während die Binnenmajuskel zu mehr Nennungen von Frauen führt, dies aber vor allem in Berufen, die bereits stereotypisch mit Frauen assoziiert sind. In Bezug auf stereotyp männliche Berufe hat hingegen in ihrer Untersuchung nur der Asterisk einen Effekt, wenngleich sie diesen nur mit Blick

2 In vielen der früheren Studien wurden vor allem binäre Geschlechterassoziationen abgefragt. Erst mit veränderten Geschlechterdiskursen werden vermehrt mehr Geschlechter in Abfragen miteinbezogen.

3 Den Versuchsteilnehmenden wurden Prompts mit Maskulina (*Romanheld*), Neutralisierungen (*heldenhafte Romanfigur*) sowie Beidnennungen (*Romanheldin oder Romanheld*) und in einem zweiten Experiment noch das Binnen-I (*PolitikerInnen*) vorgelegt (vgl. Stahlberg et al. 2001: 466–467).

auf binäre Geschlechtlichkeit untersuchen, d.h. auf die Frage hin, ob er zu einer erhöhten Nennung von Frauen führt. Als Erklärung vermuten Schunack & Binanzer (2022), dass der Genderstern orthographisch deutlicher wäre und daher ein höheres Potenzial zur Disruption der Sprachverarbeitung habe.

Zacharski & Ferstl (2023) zeigen, dass Personenbezeichnungen mit Asterisk von Versuchspersonen besonders für die Referenz auf nicht-binäre Menschen akzeptiert wird. Gleichzeitig wird diese Form auch für die Referenz auf Männer und Frauen akzeptiert und scheint dementsprechend tatsächlich wie intendiert zu funktionieren. Friedrich et al. (2021) untersuchen den Einfluss des Asterisks in Bezug auf Verständlichkeit und ästhetische Bewertung mithilfe zweier Experimente, die zu unterschiedlichen Ergebnissen führten: Während die Teilnehmenden im ersten Experiment, in dem sie die Anleitung eines Brettspiels vorgelegt bekamen, die Version mit dem Asterisk in sprachästhetischer Hinsicht und in Bezug auf die Verständlichkeit positiver bewerteten als die mit geschlechtsübergreifendem Maskulinum, war es im zweiten Experiment anders. Der Text, in dem durch die Beschreibung einer Kontaktsportart ein stereotyp männlicher Kontext aufgerufen wurde, wird in der Variante mit geschlechtsübergreifendem Maskulinum in Hinsicht auf Verständlichkeit, Ästhetik und gewecktes Interesse etwas besser bewertet als mit Asterisk. Welche Faktoren zu diesem Unterschied führen, ist laut Friedrich et al. (2021) nicht eindeutig zu identifizieren; der Numerus, der in den beiden zugrundeliegenden Texten unterschiedlich war, scheint aber ein möglicher Einflussfaktor zu sein.

5.3 Zur Kritik an psycholinguistischen Experimenten

Neben der Feministischen Linguistik stand und steht auch die psycholinguistische Forschung zu genderbezogenen Praktiken bei Personenreferenzen immer wieder in der Kritik, die allerdings in der Psycholinguistik selbst ebenfalls reflektiert wird (vgl. Körner 2024). Problematisiert werden dabei vor allem zwei Aspekte: die an den Experimenten Teilnehmenden, die der Kritik zufolge vor allem studentisch seien und die verwendeten Stimuli, die zu wenig Kontext böten oder eine Festlegung erzwingen, zu der es außerhalb des experimentellen Kontextes eventuell gar nicht käme (vgl. Kotthoff 2017: 97). Der Großteil der Studien arbeitet mit kurzen Texten von zwei bis drei Sätzen Länge oder Einzellexemen. Auf die Kritik psycholinguistischer Expertise und ihre Funktionalität in der Debatte wird im Analyseteil dieser Arbeit noch einmal zurückzukommen sein, in dem ebenjene genannten Argumentationsmuster zur Ablehnung psycholinguistischer Untersuchungsergebnisse aufgezeigt werden. Zuvor soll im Folgenden die existierende Literatur zu Analysen von Argumentationen und Diskursen rund um genderbewussten Sprachgebrauch sowie zu Verortungen verschiedener Formen eingeführt und reflektiert werden.

6 Bisherige Argumentationsanalysen zum Diskurs um geschlechterbewussten Sprachgebrauch

Aufgrund der seit den 1970er Jahren bestehenden Forschung und der ebenso langen Debatte rund um verschiedene Formen genderbewussten Sprachgebrauchs gibt es inzwischen einige Publikationen, die sich dezidiert mit verschiedenen Argumenten im Diskurs beschäftigen und in dieser Hinsicht für die vorliegende Arbeit besonders relevant sind. Da die Debatte nicht auf den deutschsprachigen Raum beschränkt war und ist, finden sich Argumentationsanalysen mit Bezug auf verschiedene Sprachen. Für das Englische sind hierbei insbesondere Blauger (1980) und Parks & Robertson (1998) zu nennen. Da die von ihnen aufgestellten Kategorien zur Clusterbildung von Argumenten in der Folge wiederholt aufgegriffen werden, sollen sie an dieser Stelle ausführlicher vorgestellt werden, wenngleich unterschiedliche Sprachsysteme vor unterschiedlichen Herausforderungen stehen – so handelt es sich z.B. beim Englischen und Schwedischen, anders als beim Deutschen um »natural gender languages« (Prewitt et al. 2012: 269), die Genus (inzwischen und in der Regel) nur bei pronominaler Wiederaufnahme und nicht an den Nomina markieren. Aufgrund auffälliger argumentativer Überschneidungen und des Rückgriffs auf Untersuchungen des Diskurses in anderen Sprachen, werden einige der Studien im Folgenden aber dennoch ausgeführt. Im Anschluss daran wird auf die Analysen der Argumentationen insbesondere im deutschsprachigen Raum eingegangen.

6.1 Blauger (1980), Parks & Robertson (1998) und ihre Analysekategorien

Blauger (1980) untersucht Argumentationen von Akademiker*innen aus den 1970er Jahren, als in den USA bereits verschiedene Richtlinien zur Vermeidung von »sexist language« (Blauger 1980: 135) existierten. Die Vorschläge der Richtlinien sind dabei mit denen der deutschen Debatte, die im Kapitel zur Feministischen Linguistik erwähnt wurden, vergleichbar: Vor allem Neutralformen und explizite Nennung von femininen Formen bei Nomina (z.B. *chairperson* statt *chairman*, *humankind* statt *mankind*) und Pronomina (singularisches *they* oder Beidnennungen statt geschlechtsübergreifend intendiertem *he*) sind laut Blauger gängig und würden, da sie die Generizität

des Maskulinums in Frage stellten, besonders kritisch aufgenommen. Sie fasst die in den Diskussionen vorgebrachten Argumente in acht Kategorien zusammen und zeigt z. B. auf, dass der Vergleich mit anderen Gesellschaften, in denen eine weniger sexistische¹ Sprache gesprochen werde, von Kritiker*innen genutzt werde, um sich gegen genderbewusste Sprache auszusprechen, da in den entsprechenden Ländern trotz der Sprache weniger Gleichberechtigung als in den USA herrsche. Sprache werde zudem als trivial angesehen; ein Fokus auf die Ungleichbehandlung in der Sprache verhindere den Kampf gegen andere gesellschaftliche Ungerechtigkeiten und Feminist*innen sollten sich vielmehr um wichtigere Formen der Ungleichbehandlung, wie ungleiche Bezahlung oder Gewalt gegen Frauen kümmern. Zudem werde sich, Blaubergs zufolge, in den Argumenten gegen vermeintliche Bevormundung verwahrt, da Richtlinien oder Versuche, die Sprache zu ändern, als Zensur angesehen würden. Sprachwandel werde als zu kompliziert oder sexistische Sprache nicht als sexistisch betrachtet, da das geschlechtsübergreifende Maskulinum nicht sexistisch intendiert sei. Auch etymologische Argumente sowie das mit genderbewusster Sprache laut Argumentation einhergehende Auslöschen historischer Authentizität seien sich wiederholende Argumente gegen die Nutzung genderbewusster Sprache. Sie hält fest, dass Argumentationen gegen Wandel oftmals damit einhergingen, Feminist*innen der Lächerlichkeit preiszugeben und ihnen mit Feindschaft zu begegnen. Die Argumente selbst würden dabei die Akzeptanz von Sexismus manifestieren (vgl. Blaubergs 1980: 145). Gleichzeitig zeige die Vehemenz der Kritik aber auch, dass sich ein Sprachwandel bereits vollzogen habe und noch weiter vollziehe.

Parks & Robertson (1998) beziehen sich in ihrer Untersuchung von Studierenden auf Blaubergs Ergebnisse, um ihrem Untersuchungsinteresse am Widerstand gegen genderbewusste Sprache nachzugehen. Die absolute Mehrheit (80 %) der Teilnehmenden in ihren Studien unterstützt dabei vollständig oder teilweise die Verwendung genderbewusster Sprache (vgl. Parks & Robertson 1998: 458).

In einer ersten Studie reagierten Studierende eines Sportmanagement-Studiengangs einer politisch konservativen Universität im mittleren Westen der USA schriftlich auf ein zuvor gezeigtes Video, in dem es um Sprache und Ungleichheit in verschiedenen Situationen ging. Implizit sollte das Video aufzeigen, dass sexistische Sprache unnötigerweise zwischen Frauen und Männern differenziere oder eine der beiden Gruppen ausschließe bzw. herabmindere (vgl. Parks & Robertson 1998: 450). In der zweiten Studie

1 Die Beschreibung von Sprache als »sexistisch« ist in dieser und weiteren in diesem Unterkapitel angeführten Studien üblich. In der Studie von Parks & Robertson (1998), auf deren Definition sich wiederholt bezogen wird (z.B. auch bei Sarasin et al. 2012) wird sexistische Sprache dabei definiert als Sprache, die »words, phrases, and expressions« enthält, »that unnecessarily differentiate between women and men or exclude, trivialize, or diminish either gender« (Parks & Robertson 1998: 455). Auch die Feministische Linguistik bezeichnete die Sprache zu Beginn als sexistisch, »wenn sie Frauen nur in Abhängigkeit von und Unterordnung zu Männern zeigt und ihnen so über das Stereotyp hinausgehende Interessen und Fähigkeiten abspricht, und wenn sie Frauen durch herablassende Sprache demütigt und lächerlich macht« (Trömel-Plötz et al. 1980: 15, zit.n. Trömel-Plötz 2008: 748). Grundsätzlich wird im Forschungsstand auf die in den angeführten Untersuchungen verwendete Terminologie zurückgegriffen.

dagegen sollten Studierende spekulieren, warum Menschen genderbewussten Sprachgebrauch ablehnten. In beiden Studien zeigen sich die Argumente, die auch Blaubergs schon identifiziert hatte, wenngleich die Studierenden nicht nur auf Wörterbücher und Linguist*innen als Autoritäten zur Legitimation ihres Standpunktes verwiesen, sondern auch auf andere Autoritätsfiguren wie Trainer*innen, Familienmitglieder oder Lehrende. Darüber hinaus ergänzen Parks & Robertson vier weitere Argumentationstypen, die sich in den Antworten der Studierenden zeigen, aber von Blaubergs nicht erwähnt wurden: die Akzeptanz von Sexismus, Feindseligkeit und Spott gegenüber Befürworter*innen von Sprachwandel, Tradition und fehlendes Wissen bzw. Verständnis (vgl. Parks & Robertson 1998: 459). Während Blaubergs (1980) Argumentationen gegen genderbewussten Sprachgebrauch selbst zur Manifestation von Sexismus deklariert, erklären einige der Befragten bei Parks & Robertson explizit, dass Sexismus akzeptabel sei (vgl. Parks & Robertson 1998: 453). Zudem seien einige der Antworten in der Studie nicht mit rationalen Argumenten gegen Wandel verbunden, sondern verdeutlichten vielmehr Feindseligkeit gegenüber den Befürworter*innen und seien Ausdruck einer »shoot the messenger«-Haltung (vgl. Parks & Robertson 1998).

Grundsätzlich zeigt sich im Artikel, dass die von Blaubergs in der Untersuchung von Akademiker*innen analysierten Argumente etwa 20 Jahre später in den 1990er Jahren auch bei Studierenden noch verbreitet sind. Nur Verweise auf die Etymologie finden Parks & Robertson nicht. Bedeutungszuschreibungen zu »sexist language« hätten zudem einen großen Einfluss auf die Haltung zu Sprachwandel:

The students in our studies did ascribe particular meanings to sexist language in their rationales for accepting or rejecting change. It appeared that these meanings influenced their interpretations in ways that were strongly connected to cultural norm, values, and gender roles, thus providing some support for the weak version of the Sapir-Whorf Hypothesis of Linguistic Relativity. (Parks & Robertson 1998: 458)

Die geschlechtsübergreifende Verwendung des Maskulinums werde dabei als traditionell angesehen und somit als erhaltenswert, wenngleich dieser Sprachgebrauch sexistisch sei – wer sich für Sprachveränderungen ausspreche, gelte daher als Abweichler*in. Viele der in diesem Zusammenhang verwendeten Argumente unterstützen, Parks & Robertson (1998: 459) zufolge, das zu diesem Zeitpunkt herrschende (Ungleich)Verhältnis zwischen den Geschlechtern, was als Beispiel männlicher Hegemonie gedeutet werden könne.

Während Parks & Robertson die sich in der englischsprachigen Debatte zeigenden Kontinuitäten in Argumentationen gegen genderbewussten Sprachgebrauch untersuchen, analysieren Vergoossen et al. (2020) die schwedische Debatte zum neu eingeführten Personalpronomen *hen* unter Bezugnahme auf die Kategorien von Blaubergs (1980) und Parks & Robertson (1998).² Dabei zeigen sie auf, dass sich die von Blaubergs und

2 Vgl. zum Diskurs rund um *hen* und ähnlichen Ergebnissen in Bezug auf Argumentationsmuster wie bei den hier angeführten Studien auch Wojahn (2024) und Renström et al. (2024) mit Blick auf Einstellungen zu sogenannten inklusiven Pronomina.

Parks & Robertson deduzierten Argumentationen auch in ihrer Untersuchung von schwedischen Studierenden und deren Haltungen zu und Argumenten für oder gegen genderbewussten Sprachgebrauch finden – trotz Unterschieden in Zeit, Kontext und Intentionen der Sprachreformen gelte: »[T]he contents of criticism largely remain the same« (Vergoossen et al. 2020: 334). Die den Argumenten zugrundeliegenden Ideen, Annahmen und Ideologien zeigen sich, Vergoossen et al. (2020) zufolge, in vier Dimensionen, denen auch die Kategorien von Blaubeurgs (1980) und Parks & Robertson (1998) zuzuordnen seien: Verteidigung des linguistischen Status Quo, Sexismus und Cis-Genderismus³, Geringschätzung des Themas und seiner Befürworter*innen sowie Störung der Kommunikation (vgl. Vergoossen et al. 2020: 331). Auf die Verteidigung des linguistischen Status Quo entfielen mehr als ein Drittel der untersuchten Argumente. Die Einführung und Verwendung des geschlechtsneutralen Pronomens *hen* würde dabei als unnötig oder zu kompliziert beschrieben sowie auf Autoritäten, Etymologie und die traditionelle Verwendung verwiesen. Ein Viertel der Kommentare in der Studie könne auf Sexismus und Cis-Genderismus als zugrundeliegende Ideologie zurückgeführt werden. Offene Formen von Sexismus zeigten sich in ihrer Studie im Gegensatz zu offener Ablehnung von nicht-binären Menschen, bei der diese bspw. als vernachlässigbare Minderheit bezeichnet oder ihre Existenz grundlegend negiert wurde, nicht (vgl. Vergoossen et al. 2020: 331). Ein weiteres Viertel der Argumente verdichten Vergoossen et al. in der Dimension Herabsetzung von genderbewusstem Sprachgebrauch und ihrer Befürworter*innen. Gemeinsam ist allen Argumenten dieser Dimension, dass »sexistische« Sprache als irrelevantes Thema eingeschätzt wird und die Erklärung, dass Befürworter*innen den falschen Fokus legten, indem sie andere Ungleichheiten vernachlässigten. *Hen* selbst wird in den Argumenten dabei genauso verspottet wie seine Befürworter*innen (vgl. Vergoossen et al. 2020: 334). Gleichzeitig werde diesen Zensur vorgeworfen, da sie anderen einen bestimmten Sprachgebrauch aufzwingen wollten. Laut den Autor*innen der Studie zeigen sich in dieser Dimension die stärksten negativen Haltungen; möglicherweise, weil ihr Fragen von Relevanz mit Blick auf soziale Gerechtigkeit und den zu ihrem Erreichen einzusetzenden Mitteln zugrunde lägen. Zudem könnten Menschen die Einführung eines geschlechtsneutralen Pronomens als Gefährdung ihrer eigenen Geschlechtsidentität begreifen und daher entsprechend stark ablehnend reagieren (vgl. Vergoossen et al. 2020: 335). Der vierten Dimension, die *hen* als störend für die Kommunikation benennt, werden solche Kommentare zugeordnet, die die Nutzung des Pronomens als zu einer weniger effektiven Kommunikation führend bezeichnen. Da die Verwendung als politische Positionierung gesehen würde, könne die Nutzung zur Ablenkung vom eigentlichen Kommunikationsinhalt führen (vgl. Vergoossen et al. 2020: 334).

Auch Formanowicz & Sczesny (2016) beziehen sich in ihrer mixed-methods Studie unter anderem auf die Analysekatoren von Blaubeurgs (1980) und Parks & Robertson (1998) und finden ähnliche Begründungsmuster (vgl. Formanowicz & Sczesny 2016: 73). In der Untersuchung von polnischen Psychologinnen und deren Ablehnung femininer

3 Vergoossen et al. (2020: 331) fügen Cis-Genderismus in ihrer Studie der Dimension des Sexismus hinzu. Sie bezeichnen damit eine Haltung, die die selbstbestimmte Bezeichnung von Menschen und ihren Körpern ablehnt (vgl. auch Ansara & Hegarty 2014).

Formen zur Selbstreferenz in ihrer professionellen Rolle arbeiten sie zwei Hauptkategorien heraus: Verweise auf linguistische Praxis und die Motivation, bestimmte Formen zu nutzen. In die erste Kategorie ordnen sie Argumente ein, die auf linguistische Traditionen und die eigene Gewohnheit verwiesen und betonten, dass Veränderungen in der Sprache zu kompliziert seien. Die zweite Kategorie beinhaltet vor allem Argumente, die auf der Annahme beruhen, dass maskuline Personenreferenzen nicht diskriminierend seien und eher als feminine mit Professionalität und Kompetenz assoziiert würden (vgl. Formanowicz & Sczesny 2016: 73).

Neben den angeführten Untersuchungen, die sich mit Argumentationen in anderen (indoeuropäischen) Sprachen beschäftigen, gibt es auch solche, die sich mit der deutschsprachigen Debatte auseinandersetzen. Für die vorliegende Arbeit sind diese aufgrund des gewählten Fokus zentraler. Von Bedeutung sind die bereits vorgestellten Studien zu anderen Sprachen insbesondere mit Blick auf sich potenziell überschneidende Argumentationsmuster sowie die festgestellte Relevanz der indexikalischen Aufladung verschiedener Formen für deren Bewertung.

6.2 Bisherige Untersuchungen deutschsprachiger Debatten

Mairhofer & Posch (2017) untersuchen mit Bezug auf die österreichische Debatte einen offenen Brief gegen antidiskriminierenden Sprachgebrauch mit dem Ziel, Argumentationen gegen antidiskriminierenden Sprachgebrauch⁴ nachzuvollziehen und diese zu widerlegen. Unter Bezugnahme auf Argumenttypen nach Kienpointner (1996) und Walton, Reed & Macagno (2008) sowie der Critical Discourse Analysis und unter der Grundannahme der ideologischen Prägung der Debatte analysieren sie besonders die »expliziten und impliziten Konzeptualisierungen von Sprache« und ihre Verwendung in Argumenten gegen »feministische Sprachvorschläge« (Mairhofer & Posch 2017: 37). Die Argumentationen sind dabei in linguistische und gesellschaftliche Argumentationslinien unterteilt. Linguistische Argumentationen orientierten sich, Mairhofer & Posch zufolge, in der Ablehnung durchgängig an strukturalistischen Sprachverständnissen, in denen die Sprachstruktur als dem Sprachgebrauch vorgängig angenommen und eine vermeintlich rein deskriptive Haltung eingenommen würde. Die Argumente des analysierten offenen Briefes wiederholten damit frühere Einwände, wie sie bspw. schon gegen Trömel-Plötz vorgebracht worden waren (vgl. Mairhofer & Posch 2017: 41). Sprachliche Tradition werde dabei genauso als Begründung für die weitere geschlechtsübergreifende Verwendung des Maskulinums herangezogen wie Rückkehr zu einer nicht näher definierten sprachlichen Normalität gefordert (vgl. Mairhofer & Posch 2017: 42–43) und ein zunehmender Sprachverfall beklagt würden. Darüber hinaus wird gegen antidiskriminierenden Sprachgebrauch argumentiert, da dieser unverständlich sei und vom Inhalt des Textes ablenke (vgl. Mairhofer & Posch 2017: 44; 46).

4 Wie bereits angekündigt, folge ich im Forschungsstand weitestgehend der in den jeweiligen Beiträgen genutzten Terminologie. Statt genderbewusstem Sprachgebrauch wird daher an dieser Stelle, wie bei Mairhofer & Posch (2017), von antidiskriminierendem Sprachgebrauch die Rede sein.

Gesellschaftliche Argumentationslinien stellten antidiskriminierende Sprache bspw. als undemokratisch oder schwierig für bestimmte Gruppen dar (vgl. Mairhofer & Posch 2017: 42). Forderungen der Feministischen Linguistik seien darüber hinaus regelwidrig und sollten gegen den Willen der Mehrheit im autoritären Stil durchgesetzt werden (vgl. Mairhofer & Posch 2017: 51). Mairhofer & Posch (2017: 53) erklären zusammenfassend, dass die Argumentationen »zum einen stark an Emotionen appellieren und zum anderen oft trugschlüssig oder falsch sind«. Ähnliches stellt auch Posch (2015) zur Debatte um geschlechtergerechten Sprachgebrauch in Österreich fest. Sie erklärt anhand der Untersuchung desselben offenen Briefes beispielhaft anhand des Autoritäts- und Slippery-Slope-Arguments, dass ebendiese Argumente Trugschlüsse seien.

In Einklang mit diesen Ergebnissen nehmen Spieß & Reisigl (2017b: 16) in »öffentlichen, linguistischen ebenso wie printmedialen Diskussionen um sprachbezogene Geschlechtergerechtigkeit [...] seit einigen Jahren (neo)konservative Manöver« wahr, »durch die das Rad der Zeit hinter die Interventionen der feministischen Linguistik zurückgedreht oder der sprachliche Status quo verteidigt bzw. gar ein Status quo ante wiederhergestellt werden sollen«. Sie führen beispielhaft drei, von ihnen sprachkonservativ genannte Argumentationsmuster an, die diese »Manöver« in der Diskussion prägten: die Naturalisierung der Sprache und des Sprachwandels, die Berufung auf die Sprachgeschichte und das Absprechen von Relevanz von Sprachveränderungen (vgl. Spieß & Reisigl 2017b: 20–24). Mit der Naturalisierung von Sprache werde Sprache als etwas natürlich Gebildetes konzeptualisiert, dem politisch motivierter Sprachwandel gegenübergestellt und abgelehnt werde. Sprachgeschichtliche Argumentationsmuster bemühten die sprachliche Vergangenheit des Spätindoeuropäischen, in der das Maskulinum das Standardgenus war, um daraus abzuleiten, dass auch in der Gegenwart das Maskulinum allgemeingültig wäre.⁵ Die Irrelevanz von Sprachänderungen ist das dritte, von Spieß & Reisigl (2017b) angeführte Argumentationsmuster. Dabei werde darauf verwiesen, dass die Forderung nach Änderungen in der Sprache die Macht dieser überschätzten und andere Themen für die Gleichstellung der Geschlechter relevanter wären. In Variationen finden sich entsprechende Argumente auch in dem Sammelband »Die Teufelin steckt im Detail«, herausgegeben von Baumann & Meinunger (2017). Auf einer Meta-Ebene beschäftigt sich Stefanowitsch in seinem Beitrag des Bandes auch mit den Argumenten und will, wie der Titel »Wo die Kritiker geschlechtergerechter Sprache sich täuschen« schon ankündigt, Argumente widerlegen. Er nennt dabei unter anderem den oft angeführten Vorwurf, dass Genus und Sexus, anders als in der Feministischen Linguistik zu Personenreferenzen festgestellt, in keinem Zusammenhang stünden, dass das Maskulinum eine generische und eine geschlechtsspezifische Bedeutung habe oder im Sinne der Markiertheitstheorie Jakobsons sogar ausschließlich generisch verwendet würde (vgl. Stefanowitsch 2017: 122–124). Auch wendet er sich gegen das Argument, dass Partizipialformen nicht als genderbewusster Sprachgebrauch taugten, da sie – anders als von Kritiker*innen behauptet – auch eine habituelle Tätigkeit bezeichnen könnten (vgl. Stefanowitsch 2017: 127).

5 Vgl. für dieses Argument aktuell bspw. Trutkowski & Weiß (2023); für eine Auseinandersetzung damit Stevanović (2024).

Mit Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache und ihren Argumentationsmustern beschäftigt sich auch Pfalzgraf (2024c): Er untersucht die *Sprachnachrichten*, das Magazin des Vereins Deutsche Sprache (ausführlicher zum VDS als *ideology broker* in den Daten dieser Untersuchung in Kap. 8.3.2.2) im Hinblick auf die Frage, ob es sich bei ihrer Kritik an geschlechterbewusster Sprache um eine neue Form von Sprachpurismus handle. Dazu arbeitet er diskursanalytisch an 20 Ausgaben der Jahre 2017–2022 13 Hauptdiskurse heraus und vergleicht diese mit typischen Sprachpurismus-Diskursen. Sowohl Befürworter*innen als auch geschlechterbewusste Sprache werden in den von ihm untersuchten Daten pejorativ beschrieben. Sprache werde bspw. als Krankheit oder Barriere für Verständigung bezeichnet; geschlechterbewusste Sprache als typisch deutsch bewertet sowie als Versuch der Manipulation und irrelevant für Gleichberechtigung und elitär abgelehnt. Den Großteil dieser fast ausschließlichen negativen Diskurse ordnet Pfalzgraf (2024c: 204) ideologischen, d.h. ihm zufolge in Verbindung mit Nationalismus oder Kulturpatriotismus stehend, und stilistischen Purismus-Diskursen zu.

Wie Mairhofer & Posch (2017) beschäftigt sich auch Hofbauer (2022) mit der österreichischen Debatte. Da er in Universitäten wichtige Vermittlungsinstanzen zwischen wissenschaftlichen Perspektiven und dem alltäglichen Sprachgebrauch sieht, bilden drei Umfragen in den Jahren 2014, 2015 und 2019 unter Studierenden und Mitarbeitenden der Wirtschaftsuniversität Wien die Datengrundlage seiner quantitativen und qualitativen Analyse. Die Teilnehmenden wurden zu ihrer Nutzung und Haltung gegenüber geschlechterbewusster Sprache befragt (vgl. Hofbauer 2022: 11). Insgesamt zeigt sich, dass Frauen mehr Gebrauch von genderbewusster Sprache als Männer angeben und Mitarbeitende deutlich mehr als Studierende (vgl. Hofbauer 2022: 25). Der Kontext und (vermutete) soziale Erwünschtheit scheinen erklärende Faktoren für diese Ergebnisse: In Situationen, in denen sie als potenzielle Vorbilder gesehen werden, geben Befragte an, vermehrt auf genderbewusste Sprache im Mündlichen wie auch im Schriftlichen zu achten (vgl. Hofbauer 2022: 31). Auch extrinsische Motivation scheint eine Rolle zu spielen. So geben in der Befragung 2015 bspw. 60 % der befragten Mitarbeiter bzw. 67 % der befragten Mitarbeiterinnen an, vor allem aus extrinsischer Motivation genderbewussten Sprachgebrauch zu nutzen. Hofbauer schließt daraus, dass die institutionelle Forderung einer entsprechenden Sprache oder zumindest die Erwartung einer entsprechenden Regelung durch die Befragten genderbewussten Sprachgebrauch deutlich begünstige (vgl. Hofbauer 2022: 30 und zur tatsächlichen Wahrnehmung der Orientierungsfunktion von Leitfäden und institutionellen Regelungen auch die Interviews in Kap. 10). Für die konkrete Umsetzung bevorzugten alle Befragten Binnen-I⁶, Beidnennungen und Neutralisierungen, wobei es geschlechtsspezifische Präferenzen gebe. Frauen bevorzugten 2014 und 2015 das Binnen-I und 2019 knapp die Neutralisierungen, während Männer in allen drei Umfragen Beidnennungen und Neutralisierungen dem Binnen-I vorziehen (vgl. Hofbauer 2022: 28). Geschlechtsübergreifende Verwendungen von Maskulina oder Feminina würden nicht als mögliche Lösung genannt: Von beiden Formen fühlten sich Befragte diskriminiert (vgl. Hofbauer 2022: 32–33). Über offene Fragen in den Studien arbeitet Hofbauer darüber hinaus Gründe für die jeweilige Haltung heraus. Während der

6 Vgl. zur Verbreitung der Binnenmajuskel in Österreich auch Kotthoff & Nübling (2018: 217–218).

Großteil der Befragten einen Einfluss von Sprache auf das Denken bejaht, werde diese Meinung nicht auf genderbewussten Sprachgebrauch übertragen. Diesem werde keine besondere Wirkung auf die Gleichberechtigung zugeschrieben, wenngleich sich in der Umfrage im Jahr 2019 32 % der Studentinnen und 40 % der Mitarbeiterinnen diskriminiert fühlten, wenn keine genderbewusste Sprache verwendet werde (vgl. Hofbauer 2022: 25; 32). Darüber hinaus werde die Relevanz der Diskussion negiert; vielmehr gebe es andere, wichtigere Probleme und der Einfluss von Sprache auf Gleichberechtigung sei gering oder inexistent (vgl. Hofbauer 2022: 36; 38). Hofbauer (2022: 40) stellt zudem fest, dass das eigene Geschlecht und damit das eigene Empfinden relevant gesetzt werden und somit die Argumentation stützten; als Frau werde eine Expertise für das Thema beansprucht, die die Ablehnung vermeintlich objektiver mache. Insgesamt zeige sich in den offenen Kommentaren die Emotionalität der Debatte, verstärkt in der drastischen Wortwahl: »Oftmals treten Argumente zugunsten von starken Meinungsäußerungen oder Beschimpfungen in den Hintergrund.« (Hofbauer 2022: 42)

6.3 Verschiedene Sprachen, Zeiten und Orte, aber gleichbleibende Argumente?

Die in den beiden vorigen Kapiteln beschriebenen Studien sind zu unterschiedlichen Zeitpunkten und mit Bezug auf unterschiedliche Sprachen, Sprachsysteme und verschiedene, zu diesem Zeitpunkt favorisierte Lösungen genderbewussten Sprachgebrauchs entstanden. Gleichzeitig zeigen sie, dass sich die Argumente ähneln – Spieß & Reisigl (2017a: 10) halten entsprechend auch fest, dass die Argumentationen zur Abwehr neuer Vorschläge auf »ein älteres Repertoire von Argumenten zurückgreifen, das im Grunde schon vor Jahrzehnten kursierte«. Trotz unterschiedlich strukturierter Sprachsysteme⁷ zeigen sich interessanterweise nicht nur über längere Zeiträume, sondern auch verschiedene Länder und Sprachsysteme hinweg ähnliche und teilweise die gleichen Argumente. Es scheint mit Blick auf die Untersuchungen daher nicht nur für die deutschsprachige Debatte zu gelten, was schon Gorny (1995: 541) festhält:

Der Diskussionsstand heute ist festgefahren. Es scheint eigentlich alles gesagt, was zu dem Thema zu sagen ist; die Argumente wiederholen sich und werden nur an neuen Beispielen demonstriert. Den Argumenten folgen Gegenargumente in fast schon ritualisierter Form.

Dass die Thematik trotz dieser Forschungstradition und -ergebnisse nach wie vor aktuell ist und aufgeladene Debatten zeitigt, führen Spieß & Reisigl (2017b: 9) auf die auch sprachliche Strukturierung und Verhandlung von Geschlechterverhältnissen in Gesellschaften und damit politische Fragen zurück. Dieser »metasprachliche politische Streit

7 Englisch bspw. ist eine *natural gender language*, die anders als das Deutsche nicht an Nomina Genus markieren muss und somit in Bezug auf genderbewussten Sprachgebrauch vor anderen Herausforderungen, z.B. durch die verstärkte Wirkung von Stereotypen steht (vgl. z.B. Gygax et al. 2008); vgl. zum Türkischen bspw. Demiryay & Gür-Seker (2017); zur Debatte in der Schweiz Elmiger et al. (2017).

ums Heißen« werde dabei ihrer Meinung nach so lange geführt, »wie es Menschengruppen (mit bestimmten Geschlechtsidentitäten gibt), die sich politisch artikulieren, weil sie sich sprachlich nicht angemessen repräsentiert fühlen« (Spieß & Reisigl 2017b: 20).

Die politische Dimension genderbewussten Sprachgebrauchs bzw. ihre Verortung in diesem Kontext sind entsprechend ebenfalls Thema verschiedener Studien. Dass die (politische) Verortung verschiedener Formen genderbewussten Sprechens dabei Einfluss auf die Nutzung von und Bewertungen ihnen gegenüber hat, stellen schon Parks & Robertson (1998) fest. Auch andere Autor*innen beschäftigen sich mit Zuschreibungen, soziosymbolischen Aufladungen und deren Einfluss in der Debatte. Die bereits in der Einleitung im Rahmen der Herleitung des Untersuchungsinteresses angeführten Studien sollen daher im Folgenden durch einige weitere ergänzt werden.

6.4 Bisherige Untersuchungen zur Verwendung und Verortung verschiedener Formen genderbewussten Sprachgebrauchs

Hellinger (2000: 177) beschreibt in ihrer Untersuchung eines Korpus aus Zeitschriften- und Zeitungstexten den »Diskurs der Verzerrung« in der Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch. Ihr zufolge wird die bereits seit den 1980er Jahren emotional geführte Debatte durch die Verbindung mit dem Thema der »politischen Korrektheit«⁸ weiter polarisiert.⁹ Mit Rückgriff auf vorherige Analysen arbeitet sie für die Texte vier Kategorien heraus, die charakteristisch für den verzerrten Diskurs seien: Übergeneralisierung oder Anwendung auf marginalisierte Fälle, Ignorieren der Funktion von Sprache als Instrument gesellschaftlichen Handelns, Umkehrung der Definition von sexistischem Sprachgebrauch und Metaphorisierung (Hellinger 2000: 178–179).

Eine Verschränkung der Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch mit der um »politische Korrektheit« nimmt auch Jäckle (2022) wahr. Aus einer politikwissenschaftlichen Perspektive untersucht er die parteipolitische Verortung von Einstellungen und jeweilige Verwendung genderbewusster Sprache. Er stellt eine Verschiebung des Themas der Geschlechtergerechtigkeit in den Bereich der Identitätspolitik und damit einhergehend eine Moralisierung des Diskurses fest. Genderbewusster Sprachgebrauch bzw. eine Positionierung dazu würden zu einem »party cue« – Parteien könnten sich damit für die Wählenden leicht zum Themenkomplex Gender positionieren (vgl. Jäckle 2022: 472). Aus der Analyse von Wahlprogrammen ergebe sich, dass sich die AfD deutlich gegen den kulturell und vor allem sprachlich verstandenen Begriff *Gender* positioniert und nur Die Linke geschlechterbewussten Sprachgebrauch als parteipolitisches Ziel formuliere. Dass insbesondere die AfD sich mit dem Thema Gender und genderbewussten Sprachgebrauch beschäftigt und sich positioniert, zeigen bspw. auch Barthels et al. (2021) oder Lobin (2021), der darin ein Vehikel zum Transport anderer, d.h. nicht sprachbezogener Ideologien sieht. Posch (2015: 115) erklärt ebenfalls, dass die Debatte um den offenen Brief

8 Vgl. zum Diskurs um die sogenannte politische Korrektheit auch Erdl (2004).

9 Vgl. zur medial polarisierten geführten Debatte auch Acke (2023). Sie untersucht Posts auf Twitter und hält fest, dass der Diskurs nicht argumentierend, sondern vor allem emotional geführt wird und vor allem pejorative und polemische ad hominem Äußerungen zu finden sind.

gegen antidiskriminierenden Sprachgebrauch als Zeichen für den Backlash gegen die Gender Studies gelesen werden kann. Diesem Befund schließt sich auch Degele (2020: 31–32) an, die »[i]n der Ablehnung von Political Correctness [...] ein überaus aktuelles Feindbild gegenüber Frauen, Feministinnen und Gender Studies« zum Ausdruck kommen sieht. Sarrassin, Gabriel & Gyga (2012: 121) sowie Sczesny et al. (2015: 951) weisen daneben in experimentellen Studien eine enge Relation der Ablehnung von genderbewusstem Sprachgebrauch und sexistischen Einstellungen der Teilnehmenden nach: Versuchsteilnehmer*innen, die bspw. davon ausgehen, dass Frauen nicht mehr diskriminiert würden oder die frauendiskriminierenden Aussagen zustimmen, lehnen die Nutzung geschlechterbewusster Sprache signifikant häufiger ab als Befragte, auf die das nicht zutraf. Hergenhan (2020) stellt ihre Untersuchung von Argumenten gegen geschlechterbewusste Sprache im öffentlichen Diskurs denn auch explizit in diesen Zusammenhang: Ihr zufolge hingen die Debatten mit dem Aufkommen antifeministischer Akteure, wie bspw. der AfD, zusammen und Topoi des Diskurses seien vergleichbar mit einigen Topoi aus medialen antifeministischen und Anti-Gender-Diskursen (vgl. Hergenhan 2020: XVIII).¹⁰ In diesen Untersuchungen wird die Ablehnung geschlechterbewusster Sprache demnach als indexikalisch für sexistische Einstellungen und Teil eines antifeministischen und Anti-Gender-Diskurses gesehen.

Mit der sozialsemiotischen Aufladung verschiedener, von ihr so genannter Genderstile, beschäftigt sich Kotthoff (2020). Die Stile leitet sie unter anderem mit Bezug auf Reformvorschläge und divergierende Textpraktiken ab. Im traditionellen Stil werde das geschlechtsübergreifende Maskulinum als normativ angesehen¹¹, im feminisierenden werde hauptsächlich auf explizite Feminisierungen von Personenbezeichnungen in Texten zurückgegriffen, während der nicht-binäre Stil bzw. die »*queer[er]* Sicht« (Kotthoff 2020: 2; Hervorhebung im Original) über Formen wie den Gender-Gap oder den Asterisk auch Geschlechteridentitäten abseits eines binären Geschlechtssystems von männlich und weiblich abbilden solle. Darüber hinaus stellt Kotthoff (2020: 2) Überlegungen zu einem punktuell gegenderten Stil an, in dem Neutralformen sowie punktuelle Beidnennungen in Texten vorkommen bzw. bei dem es zu systematischen Wechseln zwischen generisch intendierten maskulinen und femininen Personenbezeichnungen im Plural kommt.

Verschiedene Personenbezeichnungen innerhalb eines Textes analysiert auch Pettersson (2011). Anders als viele der psycholinguistischen Experimente, die mit kurzen Items arbeiten, sind längere, authentische Texte und sich darin findende Mischformen verschiedener Verfahren der Personenreferenz Basis seiner Untersuchung. Er betrachtet verschiedene Texttypen aus universitären und feministischen Kontexten qualitativ und zeigt dabei, dass Genderformen, die nicht auf das sogenannte generische Maskulinum zurückgriffen, als »stilistische Attraktivmacher« (Pettersson 2011: 204) eingesetzt würden, mit denen sich die Texte besonders an Leserinnen richteten. Geschlechtsübergreifende Maskulina und Neutralformen werden in seiner Untersuchung journalistischer

10 S. dazu auch die Ergebnisse von Ivanov (2025).

11 Vgl. dazu auch Fuchs (2015), der aufzeigen kann, dass konservative Schweizer Parteien zu mehr als 70 % auf das geschlechtsübergreifende Maskulinum zurückgreifen.

Texte vor allem zur nicht-spezifischen Referenz genutzt, Beidnennungen finden sich besonders dann, wenn Personen konkretisiert werden. In den von ihm untersuchten Texten der Zeitschrift *Emma* würden Personenreferenzen auch eingesetzt, um Relevanz und Nähe darzustellen: Für den Text relevante Personen würden spezifiziert und mit expliziten, genderbewussten Formen wie Binnen-I und Beidnennungen auf sie referiert; Personen mit peripherer Relevanz dagegen mit Maskulina im Plural oder prädikativ bezeichnet und somit eine distanzierende Bewertung vorgenommen, »weil diese gleichsam als Repräsentanten der Macht und des Patriarchats dargestellt werden« (Pettersson 2011: 204). Besondere Relevanz und damit erhöhte Wahrscheinlichkeit für die Verwendung einer Beidnennung haben Pettersson zufolge auch kommerzielle Aspekte, bspw. in der direkten Ansprache der Leser*innen einer Zeitung. Auch Tiemeyer & Ptok (2018) stellen in ihrer Untersuchung einer Ausgabe der Fachzeitschrift *Stimme · Sprache · Gehör* Ähnliches fest: Auf Personen des angenommenen Zielpublikums der Zeitschrift, das in frauendominierten Berufsfeldern arbeitet, wird in den Artikeln insbesondere durch Beidnennungen, Schrägstrich oder mit Binnen-I referiert. Nicht nur die erwartete Leserschaft, sondern auch die Genderisierung von Berufsbezeichnungen habe somit in der Zeitschrift einen Einfluss auf die verwendete Form (vgl. Tiemeyer & Ptok 2018: 94). Insgesamt zählen sie doppelt so viele Neutralformen wie geschlechtsübergreifende Maskulina, neben einigen anderen Formen der expliziten Nennung, wie bspw. Beidnennungen, Schrägstrich oder Binnen-I und konstatieren einen variablen Gebrauch geschlechterbewusster Sprache in der Zeitschrift (vgl. Tiemeyer & Ptok 2018: 95).

Motivationen für die Nutzung geschlechterbewusster Formen, die bspw. Pettersson (2011) und Tiemeyer & Ptok (2018) implizit aufzeigen, arbeiten Ivanov et al. (2019) explizit heraus.¹² Sie befragten 290 Wissenschaftler*innen zu deren Präferenzen und Verwendungsweisen und zeigen, dass insbesondere Neutralisierungen gegenüber Beidnennung und weiteren Formen präferiert, während Formen wie das Binnen-I oder der Genderstern mit politischen Ideologien in Verbindung gebracht und auf dieser Grundlage zum Teil abgelehnt würden (vgl. Ivanov et al. 2019: 14). Bei der Entscheidung für Beidnennungen scheint die Sichtbarmachung von Frauen für die Befragten die Hauptmotivation zu sein, während auf den Asterisk, Gender-Gap oder Neutralisierungen zurückgegriffen werde, um alle Geschlechter, so die Antworten, »sichtbar« zu machen. Neutralisierungen dienten der sprachlichen Nicht-Nennung von Geschlecht sowie, gemeinsam mit Gender-Gap und Genderstern, einer anti-sexistischen Schreibweise. Auf Neutralisierungen werde von beiden Befragtengruppen vor allem zurückgegriffen, um Texte »einfacher und eindeutiger lesbar zu machen« (Ivanov et al. 2019: 11). Andere als die von den Teilnehmenden favorisierten Formen würden aufgrund von fehlender sprachlicher Ästhetik, Sprachökonomik, fehlender Vorlesbarkeit oder Gewohnheit abgelehnt. In ihren Ergebnissen stellen Ivanov et al. (2019) darüber hinaus eine politische Assoziation einzelner Formen genderbewussten Sprachgebrauchs – Neutralisierung bspw. fällt nicht darunter – fest. Ähnlich wie bei Parks & Robertson (1998) habe diese Assoziation

12 S. auch Ivanov & Lange (2024) für eine weitere Befragung von Wissenschaftler*innen zum Thema. In diesem Beitrag zeigen die Autorinnen auf, dass Texte verfassende Wissenschaftler*innen verschiedene Referenzformen nutzen und zur Begründung der jeweiligen Praxis sehr ähnliche Argumente anführen, wie sie auch in Ivanov et al. (2019) sowie in anderen Arbeiten deutlich werden.

einen Einfluss auf die (Nicht-)Nutzung von geschlechterbewusster Sprache. Gleichzeitig erklären die Autor*innen der Studie, »dass alle abgefragten Formen geschlechtergerechter Schreibung mit diversen Motivationen verwendet werden und nicht unbedingt vor dem Hintergrund der ursprünglichen Positionen und Motivation« (Ivanov et al. 2019: 14). Dass beispielsweise Teilnehmende angeben, mit der Beidnennung alle Geschlechter sichtbar machen zu wollen, verdeutliche einen offenen Interpretationsraum und »kann als Hinweis auf die Unabgeschlossenheit und Offenheit des Diskurses betrachtet werden« (Ivanov et al. 2019: 14). Es zeige sich, »wie viel Interpretationsspielraum und -notwendigkeit es hinsichtlich der verschiedenen Formen gibt« (Ivanov et al. 2019: 6).

Die in den vorangegangenen Kapiteln und bereits in der Einleitung angeführten, vielen (populär-)wissenschaftlichen Publikationen, die sich zum Teil auch explizit mit Argumenten von Gegner*innen und Befürworter*innen auseinandersetzen (vgl. Payr 2021), zeigen, dass der »Kampf ums Heißen« (Lübbe 1979) über erklärende und z.T. normierende Texte verschiedener Art geführt wird und Akteur*innen gleichzeitig verschiedene Formen und Sprachpraxen unterschiedlich verorten sowie auffassen (und aufgefasst wissen wollen). Dafür müssen die Formen diskursiv aufgeladen werden. Wie Kotthoff (2017: 99–100) festhält, sind vor allem graphische Sonderzeichen nicht aus sich heraus transparent; sie leisten die ihnen zugeschriebene Funktion(en), bspw. der Auflösung binärer Geschlechtervorstellungen, nur über Aufladung im Diskurs. Ebendiese diskursive Aufladung kann vor allem mit Aghas (2007) Theorie des *Enregisterments* sowie Spitzmüllers (2013) Modell metapragmatischer Positionierung analysiert werden. Diese und weitere theoretische Grundlagen der vorliegenden Arbeit sowie methodologische Überlegungen, insbesondere zur Auswahl der Daten, werden im folgenden Kapitel ausgeführt.

7 Theorie und methodologische Überlegungen: Enregistrierungen, metapragmatische Positionierung, ihre Operationalisierung und die Datenauswahl

7.1 Diskurslinguistische und sozialkonstruktivistische Prämissen der Arbeit

Sprache und Sprachgebrauch konstituieren Wirklichkeit (mit), determinieren sie aber nicht (vgl. z.B. Berger & Luckmann 1991 [1966]; auch Kotthoff & Nübling 2018: 18–19) – auf dieser sozialkonstruktivistischen Annahme bauen viele der Theorien, auf welche diese Arbeit zurückgreift, auf. Gesellschaft wird von Berger & Luckmann (1991) in der Verbindung von soziologischen Struktur- und Handlungstheorien zum menschlichen Produkt habitualisierter, auch sprachlicher Handlungen erklärt. Diese Handlungen greifen wiederum auf sozial verankerte, institutionalisierte und im Alltag erfahrene sowie in der Sozialisation erworbene Muster zurück, die als gegeben, mithin als ›objektiv‹ vorhanden, verstanden würden (vgl. Spitzmüller 2022: 24–25). Struktur und Handlung werden als sich gegenseitig prägend begriffen (Ko-Konstruktion) (vgl. Spitzmüller 2022: 38). Sprache wird also keine absolute, im Sinne von determinierender Macht zugeschrieben; sie ist als Kommunikationsmittel aber entscheidend für die Herstellung einer Strukturebene, von der sie wiederum auch geprägt wird (vgl. auch Auer & di Luzio 1992):

Sprache wird [...] als gestaltendes Movens von Welt betrachtet, allerdings nicht in einer radikalkonstruktivistischen Diktion, vielmehr wird von einer gegenseitigen Bedingtheit von Sprache, Kultur und Wirklichkeit ausgegangen. (Spieß 2011b: 551)

Die primäre Funktion von Sprache im Verständnis der Diskurslinguistik, dem sich diese Arbeit anschließt, ist demzufolge keine referenzielle, d.h. eine der Darstellung von Gegenständen und Sachverhalten, sondern eine der Konstituierung von Wissen, mit dem die Kommunikation, Aufrechterhaltung und Veränderung von Ideologie, Haltungen und Stereotypen einhergeht: »Wissensbestände stehen nicht außerhalb der Sprache, sondern werden in diskursiver Praxis gesellschaftlich ausgehandelt und etabliert.« (Spitz-

müller & Warnke 2011: 54; vgl. auch Hellinger 2011: 565).¹ Wirklichkeit wird durch »handelnd-kommunikative Praxis« (Spieß 2011b: 11) sprachlich angeeignet und konstituiert und bestimmt somit die Lebenswelt mit: »we act in the worlds we describe, often through that description and by collective efforts« (Gal 2018: 5).

Die Folge daraus ist eine perspektivische Interpretation von Welt, da »Kultur, Weltbilder und Weltanschauungen [...] sprachlich formuliert« und »durch Sprache wahrgenommen« (Spieß 2011a: 139) werden – Sprache trägt somit dazu bei, Interpretationen von Welt zu konstruieren und zu festigen. Gleichzeitig aber ist Sprache soziales Handeln in dem Sinne, dass es in bestimmten Kontexten situiert ist und von diesen nicht unabhängig untersucht werden kann (vgl. Spieß 2011b: 11). Im Folgenden werden auf dieser Basis theoretische und methodologische Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens, dessen Konstruktion, Verbreitung und Sedimentierung im Bereich genderbewusster Sprachgebrauch angestellt. Dazu werden die Rolle des sprachlichen Zeichens und dessen Ideologie- bzw. Perspektivgebundenheit und das Forschungsfeld der Sprachideologie dargelegt. In Verbindung mit einem soziolinguistischen Stil- und vor allem Registerbegriff und der damit zusammenhängenden Frage nach der (Entstehung der) Indexikalität von Zeichen und Sprachgebrauch werden daraufhin die zugrundeliegende Methodik und der Rückgriff auf diskursanalytische Medienuntersuchungen sowie qualitative Interviewauswertung begründet und dargelegt. Die verschiedenen Datenquellen werden genutzt, um nicht aufgrund von bspw. technischen Affordanzen und Besonderheiten medialer Debatten einen zu simplifizierenden Blick auf genderbewussten Sprachgebrauch zu erhalten. Im Großteil der der Untersuchung zugrunde gelegten Daten finden sich dabei metapragmatische Äußerungen (vgl. zur näheren Begründung der Datenauswahl Kap. 7.8) – ein, Agha (2007: 17) zufolge, zentraler Punkt: »The study of language as a social phenomenon must include the study of metalinguistic activity for a simple reason: language users employ language to categorize or classify aspects of language use.« Von Interesse sind somit die Äußerungen von Sprachnutzer*innen, mit denen die Existenz sowie Indexikalitäten von sprachlichen Registern sichtbar werden. Für die Indexikalität von Sprache interessieren sich soziolinguistische Theorien, wie unter anderem Aghas *Enregisterment*-Theorie, die im Verlauf des Theoriekapitels eingeführt wird. Inwiefern geteiltes Wissen auch im Diskurs um genderbewussten Sprachgebrauch in einer deutschsprachigen Diskursgemeinschaft vorhanden ist, welche Bilder über metalinguistische Aktivität an Formen genderbewusster Sprache geknüpft und wie sie in Umlauf gebracht werden, ist ein Analysegegenstand dieser Arbeit – mit dem Ziel, der Frage nach der gesellschaftlichen Existenz von Registern im Phänomenbereich geschlechterbewusster Sprache nachzugehen:

1 Damit ist die Diskursanalyse gut mit Berger & Luckmanns sozialkonstruktivistischem Ansatz vereinbar, wie sich beispielsweise auch in wissenssoziologischen Diskursanalysen zeigt (vgl. bspw. Keller 2011, der sich explizit auf Berger & Luckmann bezieht). S. auch Berger & Luckmann (1991: 21; Hervorhebung im Original) zur Aufgabe der Wissenssoziologie: »Wie ist es möglich, daß subjektiv gemeinter Sinn zu objektiver Faktizität wird? Oder, in der Terminologie Webers und Durkheims: Wie ist es möglich, daß menschliches *Handeln* (Weber) eine Welt von *Sachen* hervorbringt? So meinen wir denn, daß erst die Erforschung der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit der »Realität sui generis« zu ihrem Verständnis führt. Das, glauben wir, ist die Aufgabe der Wissenssoziologie.«

Thus to understand the social existence of a register requires some clarity not only about the metapragmatic models that typify its forms and values but an understanding also of the social processes through which such models are institutionally disseminated across social populations. (Agha 2007: 188)

Das Forschungsinteresse liegt somit in der Frage begründet, ob sich ein Prozess der Enregistrierung verschiedener (s. Kap. 8.1 zum Gegenstand des medialen Diskurses) Formen genderbewussten Sprachgebrauchs beobachten lässt und der Beschreibung der damit verbundenen metapragmatischen Modelle und ihrer Verbreitung. Darüber hinaus wird mit Spitzmüllers Modell metapragmatischer Positionierung das Zusammenspiel von Positionierung und indexikalischer Aufladung von Sprache beschrieben sowie die Operationalisierung der theoretischen Grundlagen ermöglicht. In Spitzmüllers (2013) Artikel »Metapragmatik, Indexikalität, soziale Registrierung« steht die Frage im Mittelpunkt, »wie ›Dinge‹ zu sozial bedeutsamen ›Zeichen‹ werden, inwieweit diese Zeichen das Resultat diskursiver Prozesse sind und inwieweit sie das diskursive Handeln ihrerseits prägen« (Spitzmüller 2013: 264). Im Anschluss an dieses Forschungsinteresse soll es auch in dieser Arbeit darum gehen, ob und welche Formen genderbewussten Sprachgebrauchs – als sprachliche ›Dinge‹ – zu bedeutsamen Zeichen geworden sind bzw. werden, vor allem aber um die Frage, wie dieser Prozess nachvollzogen werden kann und inwieweit die Bedeutung dieser Zeichen Haltungen, Argumentationen und Sprachpraxis beeinflusst.

7.2 Sprachliche Zeichen und die damit verbundene Perspektivierung

Die perspektivische Interpretation von Welt ist, Vološinov (1975) zufolge, dem jeweiligen Sprachgebrauch durch die verwendeten Zeichen immer schon inhärent. In seiner Theorie der sprachlichen Zeichen enthalten diese eine Wertungsebene, die sich aus der, in ebendiesen kodifizierten »Perspektive, aus der man die Welt betrachtet bzw. interpretiert« (Spieß 2011a: 139), ergibt. Ein Zeichen kann also verschieden interpretiert und es kann um diese Interpretation gestritten werden (vgl. auch Auer 2013: 222): »Für Vološinov ist jedes Zeichen in gewisser Weise bedeutungsvariant, da sich in ihm der Widerstreit der gesellschaftlichen Basis durch das Konfligieren der Interessen in den Zeichen selbst widerspiegelt.« (Spieß 2011b: 30) Überlegungen zur indexikalischen und konfligierenden Aufladung verschiedener Sprachformen und der Nominationskonkurrenz, die in der Analyse relevant werden, sind in diesem Zeichenbegriff somit schon angelegt.

Durch die Verwendung sprachlicher Zeichen wird das Individuum in Gesellschaft dabei auch mit der Außenwelt verbunden (vgl. Vološinov 1975 [1925]: 59). Der (von ihm breit gefasste) Begriff der Ideologie ist für Vološinov zentral und wird in Kapitel 7.6 näher beleuchtet. Die Indexikalität, d.h. das Verweispotenzial, ist den Zeichen im Verständnis der Arbeit nicht ursprünglich inhärent. Casale & Larcher (2004: 67) schreiben in Anlehnung an Peirce, dass die Aufladung von Zeichen unter anderem der Interpretation durch diejenigen, die diese wahrnehmen, bedürfe: »Die Bedeutung eines Zeichens hängt demnach von seiner Wirkung auf ein Drittes und von seiner Beziehung zu anderen Zeichen ab. Das Dritte, der Interpret der Wirkung des Zeichens (Interpretant), ist der Akteur

des semiotischen Prozesses.« Auch für Vološinov (1975 [1925]: 59) ist die Interaktion »einer Gemeinschaft in Zeichen« zentral. Die Zeichenverwendung ermöglicht eine Interpretation der diese Zeichen verwendenden Person durch andere, abhängig von den jeweiligen Perspektiven. Dieser Aspekt wird in der Analyse erneut aufgegriffen werden, in der die Forschungsfrage nach der Aufladung der verschiedenen Formen genderbewussten Sprachgebrauchs in dem Sinne, dass sie auf bestimmte Personengruppen verweisen bzw. als diesen zugehörig oder eigen verstanden werden, untersucht werden soll.

Dass Sprachgebrauch eine Perspektivität ausdrückt, die von der Wahrnehmung durch andere abhängig ist, wird auch in soziolinguistischen Theorien erklärt, die dem Prozess der Aufladung von Zeichen und Stilen nachgehen. Damit (enregistrierte) Stile² tatsächlich als solche entstehen und wahrnehmbar werden, bedürfen die Zeichen kontinuierlicher Bedeutungsaufloadungen über verschiedene Situationen hinweg (vgl. Auer 2008: 15) und der Verstärkung dieser Bedeutungen durch positives Feedback auf das symbolisch durch die Sprache projizierte Selbstbild durch andere (vgl. Auer 2008: 5) – eben durch die Interpretant*innen der verwendeten Zeichen.

7.3 Sprachgebrauch als symbolischer Ausdruck von Affiliation

Soziolinguistische Verständnisse von Stil gehen davon aus, dass Individuen Sprache nutzen können, um ihre Zugehörigkeiten symbolisch auszudrücken. Eckert (2008: 455) vergleicht Stil in der alltäglichen Sprache mit Stilen in der Kunst.³ Anders als in früheren Verständnissen gilt Stil dabei nicht als reines Oberflächenphänomen, d.h. als Möglichkeit, auf verschiedene Arten und Weisen das gleiche zu sagen, sondern als inhaltlich begründete Varianz. Früheren Studien wird in diesem Zusammenhang

-
- 2 Vgl. Agha (2007: 185) zur Enregistrierung von Stil. Er betont, dass Register- und Stilbegriff einander nicht gegenübergestellt werden sollten: »Every register involves co-occurrence styles, some of which are assimilated into register models as enregistered styles.« (Agha 2007: 186) Zugleich sei der Stil-Begriff zu undifferenziert, da er verschiedene Phänomene subsumiere (vgl. Agha 2007: 186). Da es mir in dieser Arbeit zentral um die Enregistrierung von Sprachformen geht, beziehe ich mich im weiteren Verlauf vor allem auf Aghas Begriff des Registers, wenngleich Untersuchungen zu Stil – so sie zur Frage der Enregistrierung passen – ebenfalls angeführt werden.
 - 3 Stil ist für Eckert (2008) denn entsprechend nicht nur als sprachliches Phänomen zu verstehen, sondern vielmehr als Bricolage-Prozess definiert, in dem einzelne Ressourcen mit anderen kombiniert werden können, um eine neue, komplexere Entität zu bilden. Sozialer Stil in der Interaktion ist ein holistisches und multimodales Phänomen (vgl. Auer 2008: 11; Agha 2005a: 1), umfasst also auch Aspekte der Gestik, Mimik, Blickbewegungen, aber auch bspw. Kleidung. Im Fokus dieser Arbeit stehen sprachliche Ressourcen im Prozess der Registerbildung, d.h. unterschiedliche Sprachpraxen. Es geht mir also mit Agha (2007) nicht um die allgemeineren, semiotischen Register, zu denen auch andere (multimodale) Aspekte gehören, sondern um diskursive Register, einen Spezialfall dieser. Ein »register of discourse« ist Agha (2007: 81) zufolge ein kulturelles Handlungsmodell, das Sprachformen mit stereotypischen indexikalischen Werten verknüpft, über Äußerungen performt wird und von einer soziohistorischen Gruppe erkannt werden kann. Da Sprache eine wichtige Rolle im Prozess der Registerformierung spielt, weil sie ein wichtiger Teil der metasemiotischen Prozesse ist, mit denen Aufmerksamkeit für die Klassifizierung von Registern formuliert und verbreitet wird, erscheint mir diese Einschränkung auf sprachliche Ressourcen möglich (vgl. Agha 2007: 188).

eine zu deterministische Sichtweise vorgeworfen, da diese davon ausgingen, dass ein bestimmter Sprachgebrauch zwangsläufiger Ausdruck bspw. der sozialen Schicht, des Geschlechts oder auch der Sexualität⁴ der Person sei, d.h. kategorial bestimmt (vgl. König 2014: 45). Demgegenüber herrscht inzwischen⁵ die Annahme vor, dass sprachliche Heterogenität es Sprecher*innen erlaubt, »Zugehörigkeiten zu sozialen Gruppen und Kategorien durch die distinkten Sprechweisen anzuzeigen« (Droste 2017: 1). Die Verwendung⁶ einer bestimmten Variante ist somit inhaltlich begründet und funktional, die Annahme einer vorgängigen Trennung von Form und Inhalt mit Bezug auf den Sprachgebrauch ist unpassend (vgl. Eckert 2008: 465). Durch ihren Sprechstil können Individuen ein Selbstbild projizieren, das sie als einer sozialen Gruppe zugehörig ausweist (vgl. Keim 2001: 376–377; Kallmeyer 1995: 520). Verschiedene Sprechstile bzw. Variationen im Sprachgebrauch können indexikalisch aufgeladen sein und weisen ihre Sprecher*innen auf Grundlage von Zuschreibungen und Stereotypen und nicht deterministisch einer Gruppe zu. Fleming (2022: 237) definiert *social indexicality* entsprechend auch als »socially patterned phonological, morphological, or lexical alternations that stereotypically, but nonreferentially, index particular social identities, relationships, or worlds«. Durch diese Indexikalität können Äußerungen für die sie Wahrnehmenden etwas über die sie äuernde Person aussagen, bspw. werden Geschlecht, Alter, regionale und soziale Herkunft zugewiesen oder Charakter auf der Grundlage dieser Wahrnehmung bewertet.⁷ Zugleich sagen die Äußerungen auch etwas über die Art dieser Äußerung selbst sowie ihre soziale Kontextualisierung aus: Handelt es sich um einen Witz, eine ernsthafte Aussage, eine Anekdote oder eine Anfrage und ist sie bspw. in einem formellen oder informellen Rahmen situiert – die indexikalische Bedeutung von Aussagen verankert Sprache in sozialen und kulturellen Mustern (vgl. Blommaert 2005: 11–12). Basis für diese Zuschreibungen und Möglichkeiten der Selbstverortung ist aber, dass die Sprachformen gesellschaftlich und kulturell als Stil registriert sind (vgl. zum Begriff des Registers und der Enregistrierung auch das folgende Kapitel).

Sprachgebräuche verweisen als ›Symbolsysteme‹ (Cassirer 1996) zusammenfassend immer schon auf Einstellungen, Werthaltungen und damit auf Weltanschauungen und Lebensformen [...], in die die Emittenten integriert und eingeschrieben sind [...]. (Spieß 2011b: 545–546)

-
- 4 Vgl. zum Beispiel Forschungen zum sogenannten »schwulen Sprechen«; für eine aktuelle sozio-phonetische Studie zum Deutschen dazu Vorberger (2024).
 - 5 Vgl. zur Entwicklung auch Eckert (2012).
 - 6 Es handelt sich in diesem Zusammenhang nicht zwangsläufig um einen bewussten Akt der Wahl einer Verwendung. Ein formaler Stilbegriff beschreibt nur die musterhafte Kookkurrenz bestimmter Merkmale. Erst enregistrierter Stil wird von Agha (2007: 186) auch als von den Sprachnutzenden intelligibel angeführt. Zur Frage von bewusster Registerverwendung s. auch die Differenzierung von Silverstein (2003) zu »indexical orders«.
 - 7 Beispielhaft wird dies unter anderem an den Arbeiten Inken Keims (2001, 2007) zum Sprachgebrauch bzw. kommunikativen Stil der »türkischen Powergirls«, einer Mannheimer Migrantinnen-gruppe, deutlich.

Sprachformen bzw. -gebräuche leisten dies unter anderem über sprachliche Variation, die essentieller Bestandteil von Sprache ist. Diese Variation konstituiert »a social semiotic system capable of expressing the full range of a community's social concerns« (vgl. Eckert 2012: 94), d.h., dass Variation im Sprachgebrauch einen Möglichkeitsraum für den Ausdruck verschiedener Bedürfnisse eröffnet. Da diese »social concerns« dabei nicht konstant bleiben, sondern sich verändern, müssen sich auch sprachliche Variablen in ihrer Bedeutung und ihrer Indexikalität verändern können. Die Wandlungsfähigkeit oder Veränderlichkeit sprachlicher Variablen ist Ergebnis stilistischer Praxis, »as speakers make social-semiotic moves, reinterpreting variables and combining and recombining them in a continual process of bricolage« (Eckert 2012: 94). Stilistische Praxis benennt in diesem Zusammenhang sowohl den Prozess der Interpretation als auch den der Produktion von Stilen, da beide Prozesse konstant und sich wiederholend stattfinden (vgl. Eckert 2008: 456). Variabilität im Sprachgebrauch trägt demzufolge keine fixierte und gleichbleibende Bedeutung, sondern eröffnet vielmehr »indexical fields« (Eckert 2008: 453). Diese entstehen durch die kontinuierliche Rekonstruktion des indexikalischen Werts einer Variablen, d.h. durch die kontinuierliche (Neu-)Zuschreibung einer Sprachpraxis zu einer bestimmten Position bzw. von Sprecher*innen mit Blick auf bspw. Nationalität, Ethnizität, Geschlecht, Moral etc. (vgl. Johnson & Milani 2010: 4). Da es sich um einen Prozess handelt, kann die Nutzung einer Variante zu einer Stärkung von kulturell bereits verfestigten Repräsentationen von Sprechenden, aber auch zu einer Subversion der Zuschreibung beitragen (vgl. Eckert 2008: 464).

Von Interesse für soziolinguistische Untersuchungen sind wahrgenommene sprachliche Unterschiede vor allem dann, »wenn sie mit Verhaltenserwartungen und Interpretationsmodellen verkoppelt« (Leucht & Spitzmüller 2021: 258) sind. Diese »indexikalischen Verkopplungen« entstehen »durch reflexive Assoziation von Sprachgebräuchen an vergangene kommunikative Praktiken, in denen wir Sprachgebräuche erfahren haben« (Leucht & Spitzmüller 2021: 258). Bestimmte Formen werden also durch ihr Erleben in bzw. ihre Zuschreibung zu konkreten Kontexten mit ebendiesen verbunden und machen aufgrund der daraus folgenden perspektivischen Interpretation bestimmte Handlungen erwartbar, die mit spezifischen Sprachgebräuchen verknüpft sind (vgl. Agha 2005a: 1). Um diese Sprachgebräuche zu nutzen und sich in Interaktion als »signifikante soziale Personen zueinander in Beziehung« (Busch 2019: 131) zu setzen, muss entsprechend auf makrosozialer Ebene etwas vorhanden sein. Busch (2019) nennt dies mit Bezug auf Silversteins (2004) Interaktionalitätsordnungen »rituelle Zentren des Zeichengebrauchs« (Busch 2019: 131). Diese rituellen Zentren werden durch beständiges Aufrufen und Erneuern als »vermeintlich geteiltes und essentialisiertes Wissen, auf das sich Menschen stützen« etabliert, »wobei die ungleiche Verteilung von Wissen in einem bestimmten Feld in der situierten Interaktion genutzt wird, um hierarchische Beziehungen herzustellen und zu begründen« (Busch 2019: 131). Aus einer Position heraus, der mehr Wissen zugeschrieben wird, ist die Reproduktion einer Interaktionalitätsordnung, d.h. in diesem Fall der Verbindung von Sprachform und bestimmtem, erwartbarem Verhalten, leichter möglich. Identitätskategorien, die in der situierten, lokalen Interaktion, also der Mikro-Ebene alltäglicher Sprachpraxis, aufgerufen werden, müssen gesellschaftlich, d.h. auf makrosozialer Ebene, legitimiert sein, um aktualisierbar zu sein. Der jeweilige Ausgangs- und Endpunkt ist aber dennoch die diskursive Interaktion auf der Mikroebene

ne als »the very site of production/maintenance/contestation/transformation of social identities and interests in society« (Silverstein 2004: 638). Die »indexical orders« (vgl. Eckert 2012: 94) nach Silverstein (2003) sowie Aghas Konzept des *Enregisterments* sind dabei in Bezug auf das Zustandekommen dieser assoziativen Verbindung von Personentypus und Handlungserwartung zu einem Sprachgebrauch, die Veränderlichkeit von (sprachlichen) Variablen und die dabei stattfindenden Prozesse zentral.

7.4 *Enregisterment* nach Agha – zur Entstehung der Assoziation von Sprachgebrauch und damit verbundenen Personen und Verhaltenstypen

Agha (2007) untersucht in »Language and social relations« unter anderem die von ihm so genannte Enregistrierung. Er analysiert damit

the way in which behavioral signs (including features of discursive behavior) acquire recognizable pragmatic values that come to be viewed as perduring ›social facts‹ about signs, and which, by virtue of such recognition, become effective ways of indexing roles and relationships among sign users in performance. (Agha 2007: 80)

Enregistrierung bezeichnet entsprechend den Prozess, in dem unter anderem⁸ distinkte Sprechweisen zu einem Merkmal bestimmter Sprecher*innen werden. Das Ergebnis dieses Prozesses lässt sich mit Silversteins *orders of indexicality* vergleichen. Ausgangspunkt sind dabei linguistische Differenzen im Sprachgebrauch verschiedener Sprechergruppen⁹: »[...] the formal linguistic difference is a (presupposing) index of group- or category-identity of the Speaker« (Silverstein 2003: 217). Diese Differenz muss den Sprecher*innen dabei selbst gar nicht bewusst sein (vgl. Busch 2019: 116). Auf der *1st order indexicality* zeigen sich bspw. soziolinguistische Indikatoren, die als dialektale Variablen definiert sind und soziale oder geographische Kategorien differenzieren. Damit ermöglichen sie es beispielsweise in Labovs Untersuchungen der Menschen auf Martha's Vineyard, jemanden der Gruppe der seit langem auf der Insel lebenden Fischer zuzurechnen (vgl. Eckert 2008: 463) oder in früheren genderlinguistischen Untersuchungen bestimmtes Sprachverhalten oder Sprachformen Frauen zuzuschreiben.

In Anlehnung an Bakhtin spricht Agha von »enregistered voices« (Agha 2005b: 39). Bei Bakhtin (1981, 1984) sind *social voices* diskursive Figuren, die durch einen zugrunde-

8 Auch andere Formen von »behavioral signs« (Agha 2007: 80) können enregistriert werden. Der Fokus dieser Arbeit liegt aber auf sprachlichem Verhalten und insbesondere diskursiven Registern.

9 Das Konzept einer Sprechergruppe sollte dabei mit Vorsicht betrachtet werden. Wie Agha (2007: 268) anmerkt, ist ihre Existenz abhängig von semiotischen Aktivitäten, durch die sie in ihrer Existenz verändert und sowohl stabilisiert als auch destabilisiert werden können – eine einer entsprechenden Analyse vorgängige Annahme der fundamentalen Existenz von sozialen Gruppen erscheint daher unpassend. Durch die Beobachtung eines Merkmals, das dieser zugeschrieben wird, kann die Gruppe auch erst von außen konstituiert werden; sie muss sich dafür selbst nicht als zusammengehörig empfinden. Auch die Gruppenzu- bzw. -beschreibungen, die in dieser Arbeit getätigt werden, sollen sich daher aus dem Datenmaterial ergeben. Die für die Auswahl der Interviewten relevanten Eigenschaften sollen sich bspw. aus den im Diskurs relevant gesetzten Kategorien ergeben (vgl. zu Überlegungen zur und die Begründung der Datenauswahl Kap. 7.8).

liegenden Metadiskurs die Charakterisierung und Zuschreibung von sozialen Personae und Eigenschaften möglich machen (vgl. Agha 2005b: 39). *Enregistered voices* sind eine Unterklasse dieser *social voices*, die an Register geknüpft sind. Es handelt sich also um ein Repertoire linguistischer Formen, die durch ihren sozialen Wiedererkennungswert differenziert werden (vgl. Gerwin 2023: 33). Sprachformen eines Registers seien insofern sozialindexikalisch aufgeladen als sie eine »stereotypic social personae« als Vorstellung evozieren können, bspw. das Bild eines männlichen Sprechers der Arbeiterklasse – jedes Register habe insofern eine »social range, a range of figures performable through its use« (Agha 2005b: 39; Hervorhebung im Original). Daneben seien Register aber auch sozial gebunden, da nicht alle Sprecher*innen gleichermaßen mit ihnen sozialisiert und zu ihrer »Erkennung« und adäquaten Nutzung fähig seien¹⁰ – sie haben eine »social domain, a group of persons acquainted with – minimally capable of recognizing – the figures performable through its use« (Agha 2005b: 39–40; Hervorhebung im Original) und sind entsprechend »culture-internal models« (Agha 2007: 135). Auch Agha versteht Register nicht als fixe Entität und stabile Gebilde, sondern verortet sie vielmehr in einem Prozess, in dem sie kontinuierlich (re-)produziert werden (vgl. Eckert 2008: 456). Sprechen über Register bedeutet für ihn Sprechen über eine soziohistorische Phase, einen Moment im Prozess des *Enregisterments* (vgl. Agha 2007: 80). Es handelt sich bei der Theorie des *Enregisterments* letztlich um eine Theorie der Entstehung, Wahrnehmung, Aufnahme und Bewertung von Varietäten durch Sprecher*innen. Die Analyse von Enregistrierungen bedeutet entsprechend die Analyse der Prozesse, in denen Varietäten oder Soziolekte sozial und kulturell konstruiert werden (vgl. Gerwin 2023: 33). Untersuchungen eines Registers sind aufgrund deren Veränderlichkeit nur ein soziohistorischer »snapshot of a phase of enregisterment« (Agha 2007: 170) – ein Versuch eines solchen Schnappschusses soll in dieser Arbeit mit Blick auf genderbewussten Sprachgebrauch unternommen werden. Agha (2005b: 40) bezeichnet Register aufgrund der soziohistorischen Prägung und Veränderlichkeit als lebendige Formationen des Sozialen, »susceptible to alignments with figures performed in use«. Auf ebendiese Alignierungen haben makrosoziale Effekte Einfluss, bspw. demographische Veränderungen, die zu einer Änderung der *social domain* führen oder sich verändernde Bewertungen, die die *social range* ändern (vgl. Agha 2005b: 40). Der Prozess der Registerbildung ist dennoch auch ihm zufolge kein beliebiger. Er stellt fest, dass es Fälle gibt, in denen Sprachformen als »indexing the same »social voice« by many language users« (Agha 2005b: 45) gelten können und es somit zu einer sozialen Regularität von Zuschreibung zu demographischen Klassifikationen zu diesen Sprachformen kommen kann – der, so Agha, traditionelle Fall von Registern.

Differenz im Sprachgebrauch, die den an einer Interaktion Beteiligten zu Bewusstsein gekommen ist, kann auch als soziolinguistischer Marker genutzt werden, um Gruppenzugehörigkeit auszudrücken – die für Silverstein (2003) *2nd order indexicality*. Dieser Prozess von Aufladung und Nutzung kann in dem Moment beginnen, in dem ein Individuum als »stylistic agent« (Eckert 2008: 456) den Sprachgebrauch eines anderen Individuums oder einer Gruppe als different wahrnimmt: »In any community in which mul-

10 Vgl. dazu auch Blommaerts diskursanalytisch geprägtes Verständnis von *voice* als »Wissen darum und [...] Fähigkeit, die Zeichen adäquat zu nutzen« (Spitzmüller & Warnke 2011: 112) und Kap. 7.5 zur Frage unterschiedlicher Macht in Enregistrierungsprozessen.

multiple patterns of usage co-exist, the treatment of such variation as diacritic of roles requires merely the awareness that someone else's speech differs from one's own.« (Agha 2007: 293) Sprachnutzer*innen ›binden‹ bestimmte kulturelle Konzepte an Subgruppen, die diese (auch dadurch) konstruierte Sprache ›tragen‹: »That is to say that ›languages‹ and ›dialects‹ are cultural constructs, produced by a group of people using, or orienting to and/or talking about, a particular set of linguistic features, in a process that also constructs the group itself« (Johnstone et al. 2006: 79). Laut Jaffe (2016: 93) sind alle *1st order indexes* auf höheren Ebenen (*n + 1st order indexicality*) einer Indexikalisierung unterworfen, die sie mit sozialen Bewertungen oder Stereotypen zu den damit indizierten Gruppenzugehörigkeiten verbindet.

Aufmerksamkeit für einzelne Merkmale kann dabei sowohl durch den Sprachgebrauch selbst als auch durch die ihn nutzende, als solche wahrgenommene und damit gleichzeitig auch hergestellte Gruppe hervorgerufen werden. Aus soziolinguistischer Perspektive ist Variation eine notwendige Bedingung von Kommunikation (vgl. Spitzmüller 2022: 47). Zum Teil des »indexical system« (Eckert 2008: 454) und somit sozial bedeutsam wird sie aber erst durch soziale Registrierung. Dem Prozess der Aufladung und Nutzung verschiedener Variablen im Sinne eines Stils ist notwendige Aufmerksamkeit für einzelne Merkmale vorgängig: »[...] our ability to offer *any* such social characterizations [...] presupposes that *differences* among voices or figures are contrastively perceivable in the first place.« (Agha 2005b: 55; Hervorhebung im Original) Das von Johnstone et al. (2006) untersuchte *Pittsburghese* konnte beispielsweise erst zu einer *second order indexicality*, d.h. mit sozialer Bedeutung als Marker sozioökonomischen Status aufgeladen werden, als andere Formen durch soziale Mobilität aufkamen. Erst als durch diese Mobilität Variabilität möglich wurde, konnte die Sprechweise einiger Pittsburgher*innen zu *Pittsburghese* und in der Folge zum Marker von Klasse oder Korrektheit werden (vgl. Johnstone et al. 2006: 89). Auch Kallmeyer (1995: 508) hält für seine Untersuchung des »kommunikative[n] Stil[s] der ›kleinen Leute‹ in der Filsbach« fest, dass die Feststellung eines spezifischen Filsbach-Stils und die Ausprägung der Charakteristika sowie die damit verbundene soziokulturelle Verortung erst im Abgleich mit dem kommunikativen Verhalten anderer Gruppen und Milieus möglich wird.

Die Aufmerksamkeit für Variablen eines Stils kann mit dem Salienz-Begriff untersucht werden (vgl. Auer 2014). Unterschieden werden in Bezug auf Salienz mit Auer (2014) drei unterschiedliche Formen: Physiologisch bedingte Salienz weist auf die Notwendigkeit sensorischer Zugänglichkeit eines Merkmals hin; von kognitiv bedingter Salienz spricht Auer (2014: 9–10), wenn ein sprachlicher Stimulus vor dem Hintergrund des eigenen sprachlichen Wissens wahrgenommen wird. Soziolinguistisch bedingte Salienz liegt ihm zufolge vor, wenn sich eine soziale und affektive Bewertung des sprachlichen Merkmals zeigt, da »dieses als Index für einen bestimmten sozialen Sprechertyp fungiert, der mit denselben Bewertungen verbunden ist« (Auer 2014: 10). Welche Variable dabei salient werden kann, ist unterschiedlich. Grundsätzlich kann jede sprachliche Differenz auch in eine Differenz in sozialer Wertung überführt werden (vgl. Blommaert 2005: 68–69), sofern sie als Unterschied wahrgenommen wird. Insbesondere vermeintlich kleine Unterschiede können dabei relevant gesetzt werden, wie Gumperz (2003: 110; zit.n. Blommaert 2005: 208–209) festhält: »[...] what from a purely linguistic perspective may count as minor distinctions can often, for largely ideological reasons,

attain great social import as badges of identity«. Dennoch gibt es einige linguistische oder diskursive Phänomene, die laienlinguistische Sprecher*innen¹¹ im Hinblick auf indexikalische Variation eher in metadiskursiver Aktivität identifizieren und unterscheiden. Lexikalische Unterscheidung z.B. bei Nomina ist der Aufmerksamkeit eher zugänglich als Distinktionen auf morphologischer Ebene (vgl. Kroskrity 2004: 506). Während es in der grundlegenden Studie von Labov (1972) phonologische Variation auf der Insel Martha's Vineyard war, können auch Variationen in der Schreibweise indexikalisch registriert werden und somit Positionierungen erlauben. Busch (2020) zeigt dies beispielhaft an einer Gruppe von Schüler*innen, in der Emoticons mit Bezug auf Gender indexikalisch aufgeladen sind. Auch Spitzmüller (2015) stellt fest, dass spezielle graphische Zeichen bestimmten Personengruppen zugeschrieben werden und angenommen wird, dass sie spezifische Werte symbolisieren oder für bestimmte Handlungstypen als besonders passend erachtet werden, sie mithin als Kontextualisierungshinweise fungieren (vgl. Spitzmüller 2015: 132–133).¹² In einer Erweiterung der Definition von Sprachideologien erklärt Spitzmüller (2012: 255), dass auch grafische Variation soziolinguistisch relevant und ideologisch aufgeladen sein kann. Interaktant*innen würden nicht nur gegenüber Sprache und Varietäten Haltungen und Einstellungen haben und kommunizieren, sondern ebenso in Bezug auf graphische Elemente (vgl. Spitzmüller 2012: 256).

Wenn einer Variablen des Sprachgebrauchs Relevanz zugeschrieben wird, wird sie zu einer nutzbaren Ressource, die in die eigene Sprachnutzung aufgenommen werden kann. Diese Aufnahme in einen potenziell neuen oder veränderten Stil verändert dann möglicherweise die Bedeutung des ursprünglichen Stils und der zur Ressource gewordenen Variable (vgl. Eckert 2008: 457). Auch hierin zeigt sich wieder der Status von Registern und Stilen als reproduziert und somit veränderbar und nicht statisch. Die Affiliationen, die durch den Sprachgebrauch deutlich werden können¹³, sind dabei mit soziodemographischen Faktoren verbunden, drücken diese aber nicht auf direktem Wege

11 Bei vielen der im Korpus untersuchten metapragmatischen Aussagen handelt es sich um solche von linguistischen Lai*innen; nur wenige, insbesondere eingeladene Expert*innen, sind linguistisch ausgebildet und tätig. Das Interesse dieser Arbeit liegt aber in der gesamten metadiskursiven Aktivität in der Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch begründet – die typisierenden Aussagen von vermeintlichen Lai*innen (vgl. zur Datengrundlage und -auswahl auch Kap. 7.8) können daher nicht als irrelevante Quelle für sprachliches Wissen abgetan werden, sondern haben vielmehr Relevanz: »Taking an affirmative approach to metadiscourse, however trivial such metadiscourse may seem, acknowledges the implicit and explicit linguistic knowledge of speakers, which has the potential to ultimately inform academic linguistic knowledge.« (Gerwin 2023: 62).

12 Vgl. zu Kontextualisierungshinweisen auch Auer (1992). Eine Besonderheit des Diskurses zu genderbewusstem Sprachgebrauch und ein Unterschied zur dort von Auer in Bezug auf Gumperz referierten, engeren Definition von Kontextualisierungshinweisen ist allerdings, dass diese im hier untersuchten Diskurs metadiskursiv hergestellt und gerahmt werden. Es handelt sich bei den in dieser Arbeit analysierten metapragmatischen Äußerungen und Typisierungen um explizite Zuschreibungen, die, so Auer (1992: 25), als »explicit formulations of context [...] outside the field of contextualization research in this narrower sense« lägen (vgl. dazu auch Verschueren 2000: 442).

13 Relevant ist in diesem Kontext vor allem die Formulierung im Konjunktiv, die die Möglichkeit der Anzeige fokussiert, aber eine Aufladung nicht determiniert.

aus. Zur linguistischen Beschreibung dieses Prozesses ist Aufmerksamkeit für die meta-pragmatische Bewertung sowie für Metadiskurse über den Sprachgebrauch, sofern diese existieren, notwendig (vgl. Agha 2007: 186). Wie Eckert (2008) festhält, ist der Fokus auf die lokale Herstellung von Bedeutung im Zuge quantitativer Studien zur Veränderung von bspw. Vokalen in der Folge von Labovs (1972) »Martha's Vineyard«-Studie teilweise verloren gegangen und entsprechende stilistische Unterschiede wurden mit demographischen Charakteristika wie Klasse, Geschlecht oder *race*¹⁴ gleichgesetzt (vgl. Eckert 2008: 454). Die Korrelation von Sprachgebrauch und soziodemographischen Faktoren ist im soziolinguistischen Verständnis aber keine direkte, vielmehr können Variablen, die einem Stil angehören, indirekt entsprechende Kategorien indizieren (vgl. Eckert 2008 455).¹⁵

Die Variabilität von Formen, die sich auf der *2nd order indexicality* zeigt, bildet das Material für die *3rd order indexicality*.¹⁶ Bestimmte Variablen sind als typisch für eine spezifische Gruppe anerkannt und können so zu Stilisierungen, z. B. in parodistischen Darstellungen der indizierten Gruppe, genutzt werden (vgl. Johnstone et al. 2006: 93); sie sind also, mit Agha gesprochen, bereits enregistriert. Die Indexikalität eines Sprachgebrauchs kann insofern nicht nur implizit als Verweis auf eine bestimmte Gruppenzugehörigkeit oder Position in der Gesellschaft verstanden (*2nd order indexicality*), sondern auch explizit genutzt werden, um ebendiese »Zugehörigkeit oder Position zu affirmieren, sie zu »zitieren« oder sich ironisch davon zu distanzieren« (Busch 2019: 115) (*3rd order indexicality*). Es herrscht in diesem Fall also Bewusstsein über das indexikalische Potenzial der Variable vor.¹⁷ Podesva (2007) zeigt dies am phonologischen Beispiel einer Falsett-Stimme. In Podesvas (2007) Untersuchung des Arztes Heath konnte er zeigen, dass dieser in seiner Arbeit in der Klinik signifikant mehr bzw. deutlichere/t/Plosive produzierte

14 Da »*race*« vor allem als analytischer Begriff in sozialwissenschaftlicher Forschung genutzt wird, um den Konstruktionscharakter dieser Kategorie hervorzuheben und viele der Studien, auf die verwiesen wird, auf Englisch publiziert sind bzw. sich mit dem Englischen befassen, verwende auch ich an dieser Stelle den englischen Begriff (vgl. z. B. Kupka 2020); s. für Überlegungen zum Festhalten am Begriff *Rasse* aus einem kritischen Impetus heraus aber bspw. Degele & Winker (2011: 70); für eine Korpusstudie zu den Semantiken von *Rasse* und *race* Erbach et al. (2023).

15 Dennoch ist die Gleichsetzung von Variablen mit fundamentalen Erfahrungen von Klasse, Geschlecht oder *race* kein Zufall, sondern vielmehr darauf zurückzuführen, dass indexikalische Werte von Variablen Teil der Aushandlung von relevanten Kategorisierungen in einer Gesellschaft sind (vgl. Eckert 2008: 465).

16 Alle Ebenen indexikalischer Ordnung stehen auch in einem dialektischen Verhältnis zueinander. Korrelationen zwischen Sprachgebrauch und sozialen Gruppen auf der ersten Ebene formen die soziale Bedeutung auf der zweiten Ebene, die wiederum über soziale Aufwertung die mögliche Verbreitung der Variante beeinflusst (vgl. Johnstone et al. 2006: 84). Gleichzeitig präsupponiert die Existenz höherer Ebenen die der niedrigeren: »higher-order indexicals always presuppose the lower orders (the belief that an element is typical for a given group [3rd-order indexicality] presupposes that the element can be observed in that group's usage [2nd-order indexicality], and this presupposes that the group actually uses that element [1st-order indexicality]).« (Busch & Spitzmüller 2021: 147).

17 Bewusstheit der Formen impliziert dabei nicht zwangsläufig metadiskursive Aktivität: Die Variable kann genutzt werden, ohne dass die sie Nutzenden darüber sprechen oder das indexikalische Potenzial der einzelnen linguistischen Differenzen im Sprachgebrauch benennen können (vgl. Johnstone et al. 2006: 84).

als im privaten Kontext beim Grillen mit Bekannten. Im freundschaftlichen Umfeld aber waren die vorkommenden/t/Plosive und Falsett-Stimme deutlich länger und stärker und ermöglichten Heath somit eine Parodie auf sein Verhalten in der Klinik und damit einhergehend die Stilisierung und Selbstpräsentation als ›Diva‹ (vgl. Podesva 2007; Eckert 2008).

Geht mit dem Bewusstsein über das indexikalische Potenzial einer Variablen Rationalisierung der Sprachpraxis, d.h. metadiskursive Tätigkeit, einher, besteht die Möglichkeit eines Wandels ebenjener: In dem Moment, in dem Nutzer*innen ihren Sprachgebrauch begründen, machen sie einen ersten Schritt in Richtung der Veränderung desselben (vgl. Silverstein 1979). Auch für genderbewussten Sprachgebrauch hält Busch (2019) die ideologische Aufladung verschiedener Formen und die Bewusstwerdung ebendieser als Faktor des Sprachwandels fest (vgl. Busch 2019: 115).

Die Bewusstwerdung spielt daneben auch eine wichtige Rolle im Formierungsprozess von Registern. Gal (2018: 2–3) beschreibt diesen als einen Prozess, in dem »participants come to perceive that sets of co-occurring forms in some sense ›belong together‹«. Diese Zusammengehörigkeit oder Assoziation kookkurrierender Formen wird in einem kulturellen Modell konstruiert, »that links contrasting and typified features of communicative display to contrasting types of speakers, characteristics, practices, and values.« (Gal 2018: 2–3). Wird eine bestimmte Menge dieser indexikalischen Verweise (vgl. Busch 2019: 134) als miteinander verbunden und zusammengehörig wahrgenommen, kann ein Register entstehen. Die Formierung und Verbreitung eines solchen kulturellen Modells wird dann als Enregistrierung bezeichnet (vgl. Gal 2018: 2–3). Die Emergenz eines Registers beruht auch auf der Produktion metapragmatischer Labels (vgl. Gerwin 2023: 33), bspw. der Benennung und eines Registers als höflich oder formell oder *Pittsburghese* als Merkmal regionaler Herkunft (vgl. Johnstone et al. 2006). Diese Label verknüpfen Arten des Sprechens bspw. mit Bildern von Personen (z.B. Feministinnen [vgl. Borba 2022: 61]), dem Verhalten der Personen oder Beziehungen zwischen Interaktant*innen (vgl. Agha 2007: 145). Es wird als sozial registriert bezeichnet, wenn die Verknüpfungen soweit gesellschaftlich sedimentiert sind, dass die Wahrnehmung eines bestimmten Sprachgebrauchs den Schluss auf eine soziale Persona mit bestimmten Eigenschaften ermöglichen bzw. nahelegen, »wenn dieser Sprachgebrauch also als natürliche Eigenschaft einer bestimmten Gruppe interpretiert wird, als für sie ikonisch« (Busch 2019: 134). Diese Naturalisierung begreift Agha (2007: 77) als weit verbreitet; sie steht für ihn im Zusammenhang mit der Stabilisierung von gesellschaftlichen Verhältnissen. Droste (2014: 110) fasst zusammen, dass soziohistorische Prozesse dafür sorgen, dass »spezielle Formen semiotischen Verhaltens in kulturelle Modelle des Handelns transformiert [werden], das heißt in Formen, die indexikalische Stereotypen hervorrufen. Spezifische semiotische Unterscheidungen werden als Register konventionalisiert und als solche erkennbar.«

Die Kompetenz in der Nutzung eines solchen Registers wird über wiederholte und institutionalisierte Praktiken der Charakterisierung von Sprachformen in verschiedenen Gruppen verbreitet. Mithilfe dieser Praktiken werden Bilder sozialer Persönlichkeit, die mit einer bestimmten Sprachform verbunden sind, in Umlauf gebracht (vgl. Agha 2005b: 50). Diese Verbreitung geschieht in einem »speech-chain network« (Agha 2007: 67), einer Diskursgemeinschaft. Mitglieder dieser Diskursgemeinschaft müssen nicht miteinander bekannt sein, vielmehr haben sie eine (zumindest in Teilen) gemeinsame

Diskursgeschichte (vgl. Agha 2007: 67). Die sozialen Personae, die mit einer Sprechform verbunden werden, verbreiten sich über Interaktion in einer Diskursgemeinschaft. Dies kann sowohl face-to-face als auch über größere zeitliche und räumliche Distanz hinweg stattfinden (vgl. Agha 2007: 203). Prozesse der Enregistrierung laufen graduell über die Sedimentierung von Praktiken oder Gewohnheiten der Wahrnehmung und Produktion von Sprache über *social domains* hinweg ab (vgl. Agha 2007: 228). Die Existenz eines Registers ist abhängig davon, dass die mit der Sprachform verbundenen (auch impliziten) Stereotype über größere soziodemographische und zeitliche Spannen kommunikativ transportiert werden können. Differenzierung innerhalb eines Registers resultiert aus dieser kommunikativen Verbreitung, in dessen Prozess die damit verbundenen Stereotype reanalysiert und somit verändert werden können (vgl. Agha 2007: 279).

Unter anderem am Beispiel der Namensgebung bei der Taufe und der Funktionsweise von Namen als Deiktika zeigt Agha (2007) das Prinzip der *speech-chain networks* auf. Innerhalb einer Gesellschaft kann das Wissen um Taufen und die dabei stattfindende Namensgebung geteilt sein, sodass die Funktion von Namen zur Referenz auf Personen für alle Mitglieder dieses Netzwerks bekannt ist. So muss ich nicht Teil der Taufe einer Person gewesen sein oder wissen, wann oder ob sie stattgefunden hat; das Vorhandensein der Verbindung von Name und Referent*in setzt das Ereignis der Namensgebung für mich als Mitglied des Netzwerks voraus. Als Teil der Diskursgemeinschaft, in der das Ritual der Namensgebung bei einer Taufe bekannt und üblich ist, bin ich aufgrund einer bestimmten diskursiven und im Netzwerk geteilten Erfahrung mit den über die ›Kette‹ geteilten symbolischen Werten vertraut (vgl. Agha 2007: 67). Durch meine Mitgliedschaft in der Diskursgemeinschaft ist mir der Prozess der Namensgebung in dieser bekannt und ich begreife Namen entsprechend als Möglichkeit der Referenz.

Im Zuge dieser sozialen Prozesse der Verbreitung und Effekte von Registern bedarf es auch eines Blicks auf Aspekte von (Diskurs-)Macht, d.h. Fragen danach, wem welche Rollen und Möglichkeiten für die institutionelle Verbreitung der Register zukommen, wie es im Forschungsstand mit Blick auf Leitfäden und ihre Rolle bei der Verbreitung des Asterisks angedeutet wurde. Ein Register als soziale Regularität, mit der die Möglichkeit des mehr oder minder bewussten Einsatzes eines bestimmten Sprachgebrauchs für spezifische Effekte einhergeht, entsteht nicht durch die metapragmatische Aktivität Einzelner, sondern erst durch die Bestätigung von dessen Existenz und Wiederaufnahme durch andere (vgl. Agha 2007: 153). Von Relevanz sind in diesem Zusammenhang unter anderem Institutionen, die Indexikalitäten generieren, an denen sich orientiert werden muss, um ›sozial‹ zu sein, d.h. Bedeutungen zu produzieren, die einen ›Ort‹ haben bzw. zuweisen (vgl. Blommaert 2005: 75). Im obigen Beispiel der Taufe kann die Kirche als entsprechende Institution gelten, die über die Diskursmacht verfügt(e), um eine bestimmte Form der Namensgebung und der Referenzfunktion des Namens einzuführen bzw. zu bestätigen.

Die Aufnahme und Reproduktion des Registers durch Institutionen hat weitreichende soziale Konsequenzen, indem sie Indexikalitäten sozial verfestigt und somit stabilisiert:

An individual can trope upon a register formation in any way he or she pleases. But its interpersonal effects depend on matters of uptake and response. And its most

widespread social consequences depend on how such up>takes< are incorporated into institutions that reproduce the register. (Agha 2007: 171; Hervorhebung im Orig.)

Mit dieser Verfestigung und Stabilisierung von Registern können auch Wertigkeiten und Prestige von Sprachgebrauch einhergehen. Diese werden im Folgenden ausgeführt.

7.5 Hierarchische Ordnungen der Indexikalität – Wertigkeiten und Diskursmacht

Register können mit Rückgriff auf Bourdieus Konzept des sozialen Kapitals als unterschiedlich bewertet aufgefasst werden: »The register is itself a form of semiotic capital that advances certain rights and privileges.« (Agha 2005b: 55) Während Sprecher*innen Sprache gebrauchen, orientieren sie sich an dem, was Blommaert (2005: 73) »orders of indexicality« nennt: »systematically reproduced, stratified meanings often called ›norms‹ or ›rules‹ of language, and always typically associated with particular shapes of language (e.g. the ›standard‹ [...])«. Von zentralem Interesse ist in dieser Hinsicht der Aspekt der Stratifizierung: Über die Zuweisung verschiedener indexikalischer Bedeutungen zu Sprachformen, beispielsweise eines ›niedrigeren Werts‹ zu dialektalen Varianten gegenüber eines höheren zum Standard, wird Ungleichheit organisiert (vgl. Blommaert 2005: 73). Die gesellschaftliche Organisierung über Zeichen findet nicht in einem neutralen Raum statt. Mit Bourdieus (2017a) Theorie des Habitus und sprachlichen Marktes¹⁸ gedacht, schlagen sich ungleiche Machtverhältnisse auch in sprachlichen Praktiken nieder. Das Wissen um den Wert des eigenen sprachlichen, als Teil des kulturellen, Kapitals und die Machtverhältnisse, die sich über Sprache ausdrücken können, wird einerseits über die sprachliche Sozialisation erworben (vgl. Busch 2019: 122–123; Bourdieu 2017a). Andererseits sind Register aufgrund ihrer sozio-historischen Veränderlichkeit und kontinuierlichen (Re)Produktion nicht stetig mit einer bestimmten Wertigkeit verbunden. Vielmehr sind sie als »historical formations« (Agha 2007: 148) in Prozessen von Auf- und Abwertung befindlich, die wiederum für Veränderungen

18 Bourdieu (2017a: 181) definiert den sprachlichen Markt als »etwas ganz Konkretes und etwas ganz Abstraktes zugleich. Konkret ist er eine – mehr oder weniger offizielle und ritualisierte – soziale Situation, ein bestimmtes Ensemble von – in der sozialen Hierarchie mehr oder weniger hoch angesiedelten – Gesprächspartnern: dies alles Merkmale, die noch unterhalb der Schwelle des Bewusstseins wahrgenommen und bewertet werden und unbewusst die sprachliche Produktion lenken. Abstrakt ist er ein bestimmter (variabler) Typ von Preisbildungsgesetzen für sprachliche Hervorbringungen. erinnert man daran, dass es Preisbildungsgesetze gibt, erinnert man zugleich daran, dass der Wert einer bestimmten Kompetenz von dem bestimmten Markt abhängt, auf dem sie aktiviert wird, und, genauer gesagt, von dem Stand der Verhältnisse, innerhalb deren der Wert bestimmt wird, der von den sprachlichen Produkten unterschiedlichen Produzenten zugesprochen wird.« Von Interesse in dieser Arbeit sind – auch aufgrund der Untersuchungsebene des Diskurses in medialen Öffentlichkeiten vor allem abstrakte, da indirekt über die Indexikalitäten hervorbrachte Verhandlungen und Zuschreibungen von Wert gegenüber verschiedenen Formen genderbewussten Sprachgebrauchs, wenngleich sich auch konkrete Verhandlungen von (Wissens-)Hierarchien und -Positionen der jeweiligen Gesprächsteilnehmenden zeigen, die auf zugrundeliegende und, laut Bourdieu, unbewusste Prestigepositionen verweisen.

von Form und Wert dieser sorgen (können). Werden zuvor prestigereiche Register, die Distinktion versprochen, beispielsweise von anderen Gruppen aufgegriffen, führt dies oftmals zu einer Veränderung der Sprechweise der Gruppe, die sich zuvor mit dem Register abgehoben hatte (vgl. Agha 2007: 148).¹⁹ Während eine wachsende Mittelklasse beispielsweise unmarkiertes Standard-Englisch, wie es z.B. beim Sender British Broadcasting Corporation (BBC) gesprochen wurde, anstrebte, griff die britische Oberklasse auf eine leicht veränderte Varietät dieses Englischs zurück, um weiterhin Distinktion zu gewährleisten (vgl. Honey 1989). Eigentlich stigmatisierte Varietäten können jedoch auch von einer dominanten Gruppe aufgegriffen werden, um mit diesem Sprachspiel eine eigene ›Lässigkeit‹ oder ›Coolness‹ darzubieten, wie es Hill (2005) für die Nutzung von *Mock Spanish* durch englischsprachige Sprecher*innen festhält. Diese Nutzung einer enregistrierten Varietät kann dann durch Sprechende wiederum aufgenommen werden, um die (rassistische) Parodie wiederum zu parodieren (vgl. Spitzmüller 2022: 288).

Auch Diskurse über Sprachgebräuche beeinflussen Bewertungen dieser und bewegen sich im Feld von Konflikt und Ungleichheit zwischen sozialen Gruppen von Sprechenden, indem durch sie beispielsweise bestimmte Varianten stigmatisiert werden oder bestimmte, auch negative metapragmatische Label an diese geheftet werden (vgl. Blommaert 1999: 2).²⁰

In diesen Diskursen spielen »ideology broker« (Blommaert 1999: 9) eine relevante Rolle – solche Akteur*innen, die im Diskursfeld Autorität beanspruchen (können): Politiker*innen, Interessengruppen, Akademiker*innen, einzelne Bürger*innen und andere. Ungleiche Registerkompetenzen werden in diesem Zusammenhang auch als Zuschreibungen von Expertise oder Authentizität essenzialisiert, wenn es um die Typisierung von Registern und deren Gebrauch geht (vgl. Agha 2007: 185; vgl. zum Topos der Autorität auch Kap. 8.4.5). Dies führt dazu, dass zwar grundsätzlich alle Sprecher*innen Zuschreibungen zu bzw. Typisierungen von Sprachformen vorbringen können, diese aber nicht den gleichen Grad an Autorität erreichen (vgl. Agha 2007: 127) und als ›wahr‹ gelten können – dies ist abhängig von der jeweiligen Diskursmacht; oder mit Gardt (2018: 13) gesprochen: »Wahrheit entsteht im Diskurs, und wer die Macht über den Diskurs hat, entscheidet über die Wahrheit.« Entsprechend finden nicht alle geäußerten Zuschreibungen den gleichen Grad an Verfestigung und/oder Verbreitung.

Zuschreibungen von Expertise sind im Kontext von Standardsprachen Agha (2007) zufolge an verschiedene Einzelpersonen, aber auch Institutionen geknüpft. Sie wird

-
- 19 Agha (2007) argumentiert daher auch gegen Bourdieus Idee der top-down Verbreitung von Registern, bspw. der Standardsprache, durch Institutionen wie den Staat, der etwas vorschreibe. Linguistischer Habitus ist ihm zufolge durch diskursive Interaktion vermittelt, in der Sprachgebräuche typisiert werden und ihnen Wert zugeschrieben wird (vgl. Agha 2007: 229), wenngleich er unterschiedliche Diskursrollen und -macht durchaus anerkennt (vgl. Agha 2007: 158). Ebenso erklärt Auer (2013: 253), dass variationslinguistische Forschungen gezeigt habe, dass sprachliche Innovationen nicht von den obersten Schichten ausgehen. Mit dieser Perspektivierung zur Verbreitung von Registern und deren (Be-)Wertungen erscheint die Untersuchung sowohl des medialen Diskurses als auch von semi-öffentlicher Interaktion, wie sie sich in den Interviews zeigt, lohnenswert.
- 20 Vgl. bspw. Borba (2022: 61) zur Rolle von Labeln wie »totalitarian« oder »aggressive« für die Enregistrierung von »gender ideology«.

in der Regel über Text-Artefakte wie Lexika oder Lehrbücher erfahren, in denen die Zuschreibung von Expertise »externalisiert« und somit weiterverbreitet werden kann.²¹ Gleichzeitig ist die Kodifizierung bestimmter Normen und metapragmatischer Modelle in diesen Artefakten kein hinreichender Grund für die weite Verbreitung – auch dafür müssen metadiskursive Standards für Sprachnutzende in ihrem sprachlichen Alltag zur Charakterisierung und Bewertung von Äußerungen verfügbar sein und genutzt werden. Normen müssen also anerkannt und in Diskurse und den Sprachgebrauch aufgenommen sein, um als relevant erachtet zu werden (vgl. Agha 2007: 207).²²

Metadiskursive Aufmerksamkeit für bestimmte Formen des Sprachgebrauchs kann im Prozess der Enregistrierung dazu führen, dass linguistische Indizes nicht nur zugeordnet, sondern auch erklärt, begründet bzw. gerechtfertigt und mit »ideological moves« (Eckert 2008: 464) besetzt werden. Der dadurch entstehende »epistemisch[e] Orientierungsrahmen« (Leucht & Spitzmüller 2021: 257) in Bezug auf die Indexikalität verschiedener Sprachformen ist in Ideologien eingebettet und beinhaltet wiederum selbst Sprachideologien.

7.6 Sprachideologien

Da sich diese Arbeit mit der Frage nach dem Prozess der Enregistrierung verschiedener Formen genderbewussten Sprachgebrauchs beschäftigt, müssen auch im Diskurs

21 Vgl. bspw. auch die in Kap. 4 angeführte Relevanz von Leitfäden für die Verbreitung geschlechterbewusster Sprache und die Rolle des Dudens im in dieser Arbeit untersuchten Diskurs (Kap. 8.3.2.2).

22 Busch (2019) betrachtet in diesem Zusammenhang Foucaults Konzept der Gouvernamentalität als brauchbares Instrument für die Auseinandersetzung mit Sprache und Sprachideologien. In diesem werden Formen der Ausübung von Macht durch Zwangsmaßnahmen, bspw. durch Institutionen, Gesetze und – so wäre für den Bereich der Sprache zu ergänzen – weitere präskriptive Artefakte, wie Lexika, Grammatiken oder u.U. auch Leitfäden, mit Machtaspekten auf der Mikro-Ebene verbunden, um zu erklären, welchen Autoritäten, Artefakten etc. Glauben in der Enregistrierung sprachlicher Muster geschenkt wird. Der Ansatz verbindet also Techniken der Beherrschung anderer mit Techniken des Selbst, wie sie z.B. in Interaktionen im Alltag zu finden sind (vgl. Busch 2019: 124). Wie auch Bourdieu (2017b: 20) schreibt, kann »symbolische Enteignung [...] nur stattfinden, wenn die Enteigneten an ihrer eigenen Enteignung mitarbeiten und zur Bewertung ihrer eigenen Produktionen wie der Produktionen der anderen diejenigen Kriterien übernehmen und anwenden, bei denen sie selbst am schlechtesten abschneiden; und da die objektiven Gesetze der am strengsten kontrollierten Sprachmärkte (und insbesondere des Bildungs- und Arbeitsmarktes) immer schon da sind, um sie an die wahren »Werte« zu erinnern, das heißt an den »wahren« Wert ihrer Produkte, können sie diese Kollaboration auch nicht verweigern (außer durch kollektive Bewusstseinsbildung und Mobilisierung).« Bewertungen bestimmter Formen des (auch eigenen) Sprachgebrauchs können also auch bei denjenigen verbreitet sein, deren Sprachgebrauch damit u.U. abgewertet wird. Erst Mobilisierung, für die es metadiskursive Aufmerksamkeit für die jeweiligen Sprachnormen und unterschiedlichen Sprachgebräuche benötigt, kann für Bourdieu zu einem Wandel führen. In der Analyse wird es entsprechend unter anderem darum gehen, herauszufinden, wie sich die versuchte Aufwertung verschiedener Formen genderbewussten Sprachgebrauchs gegenüber der Sprachnorm geschlechtsübergreifendes Maskulinum gestaltet und von wem sie vorangetrieben wird.

darum aufzufindende bzw. diesem zugrundeliegende Sprachideologien in die Analyse einbezogen werden (vgl. auch Agha 2007: 13):

[...] a precondition of such analyses is the exploration of language ideologies of the community under study: To ensure that the interlocutors can mutually interpret social indexicals in approximately the same way, they are dependent on shared metapragmatic realizations, i.e. shared ideas about the appropriateness-to and effectiveness-in-context of perceived register forms. Thus, if we want to know which registers in a population's communicative everyday life are distinguished from each other and perceived as socially meaningful, then we must ethnographically investigate and reconstruct those ideologies, that connect linguistic forms to social values. (Busch 2021: 303)

Sprachideologieforschung untersucht den Prozess der (Re-)Produktion, Anfechtung und Bewertung indexikalischer Verbindungen von Sprachgebrauch zu Personen- und Verhaltenstypus, mithilfe deren Kontrastierung soziopolitischer Wettstreit organisiert wird (vgl. Gal 2018: 5–6). Sprachideologische Zuschreibungen entstehen, wenn für bestimmte soziale Gruppen ein jeweiliger musterhafter Sprachgebrauch angenommen bzw. diesen zugeschrieben wird (vgl. Spitzmüller 2013: 266). Sie können somit als Erklärungsmuster für das Ergebnis einer Enregistrierung, d.h. für ein Register als Produkt (Agha 2007: 80), beschrieben werden, wirken aber auch auf diese ein. Silverstein (1979: 193) definiert Sprachideologien in seiner grundlegenden und immer wieder aufgegriffenen Definition dementsprechend auch als »sets of beliefs about language articulated by users as a rationalization or justification of perceived language structure and use«. Ideologien sind somit keine top-down verordneten Phänomene, sondern entstehen in Interaktion (vgl. Bucholtz & Hall 2004: 492).

Durch sprachliche Äußerungen als eine Form der Materialisierung werden Sprachideologien greifbar. An dieser Stelle lässt sich somit über den Rückbezug auf den Beginn dieses Theoriekapitels und Vološinov ein Rahmen schließen: Sprachideologien materialisieren sich in sprachlichen Äußerungen und entsprechend auch im sprachlichen Zeichen. Sprachideologien sind in allen Kommunikationssituationen, in denen der Sprachgebrauch des Gegenübers bewertet oder eine bestimmte Sprachform gewählt wird, präsent. Im breiten Verständnis von Sprachideologie ist schon die vermeintliche »Selbstverständlichkeit, dass ein Wort ›eine Sache bezeichnet‹, oder ›eine Bedeutung besitzt‹ ein Effekt von Ideologie, im Grunde ihr elementarer Effekt« (Busch 2019: 108).

Nach der Prägung des Begriffs *Sprachideologie* durch Silverstein 1979 in einem Vortrag etablierte sich das Konzept und insbesondere indigene und Minderheitensprachen, die als bedroht und/oder diskriminiert wahrgenommen wurden, standen im Fokus von Untersuchungen (vgl. Busch 2019: 109; Spitzmüller et al. 2021: 2; Cavanaugh 2020: 53).²³

Gemeinsam ist den verschiedenen Arbeiten zu Sprachideologie, dass sie von einem breiten bzw. »totalen« (vgl. Blommaert 2005: 164–166) Konzept von Ideologie ausgehen. Anders als oftmals im allgemeinen Sprachverständnis (vgl. Kap. 8.4.4 zum Ideologietopos) oder bspw. teilweise im marxistischen Verständnis (vgl. Blommaert 2006: 520;

23 Für einen Überblick zu Sprachideologien auch Kroskrity (2004).

Spitzmüller 2022: 228) wird Ideologie nicht als ›falsches‹ oder ›verzerrtes‹ Bild der Wirklichkeit begriffen, sondern als Bezeichnung für »alle Ideen, Werte und Einstellungen, die soziale Akteure gegenüber Gegenständen, Sachverhalten, Personen, Verhalten oder auch anderen Ideen zum Ausdruck bringen« (Spitzmüller 2022: 15). Ideologie versteht Spitzmüller (2022: 38) als »sozial geteilte Annahmen und Bewertungen, die das Handeln von sozialen Akteur*innen bestimmen und anleiten, die aber ihrerseits das Ergebnis von Diskursen und sozialen Praktiken sind und sich daher auch ständig verändern«.²⁴

Mit dem Konzept der Sprachideologie wird Sprachnutzenden grundsätzliche Agentivität und die Aufmerksamkeit für bestimmte Marker zugeschrieben (vgl. Kroskrity 2004: 499); wie bewusst Sprachideologien sind, variiert aber (vgl. Busch 2019: 108). Insbesondere wenig bewusste, d.h. wenig reflektierte Sprachideologien sind Verschuieren (2012: 12) zufolge besonders wirkmächtig und dominant, da sie naturalisiert sind (vgl. auch Kroskrity 2004: 505). Der Konnex von geteilter Sprache und nationaler Identität bzw. Zusammengehörigkeit ist, Kroskrity (2010: 203) zufolge, ein Beispiel für eine solche naturalisierte Sprachideologie. Auch welchen Personen(gruppen) Sprachideologien bewusst sind, variiert durch differierende soziale Erfahrungen, in denen die Ideologien begründet liegen (vgl. Busch 2019: 111; Kroskrity 2004: 503).

Ideologien stellen Orientierungsmuster zur Verfügung, mit denen kollektives Wissen sowie verschiedene soziale Identitäten konstruiert werden können (vgl. Stukenbrock 2005: 37). Sprachideologien sind gruppenspezifisch und können von diesen Gruppen instrumentalisiert werden (vgl. Busch 2019: 111). So sind sie ein relevanter Faktor zur Konstruktion und Repräsentation verschiedener sozialer und kultureller Identitäten, bspw. in der Verbindung von Sprache und (Konstruktion von) Nation bzw. nationaler Identität (vgl. z.B. Stukenbrock 2005; Stroud 1999). Identität wird dabei mit Rückgriff auf das sozialkonstruktivistische Paradigma als diskursiv hervorgebracht und performiert angesehen, anstatt als eine Individuen inhärente und fixe Eigenschaft (vgl. König 2014: 44; Torres Cajo 2022: 8–9). Diese sozialkonstruktivistische Perspektive auf Identität aber bedeutet nicht, dass Identitätskonstruktionsprozesse als vollkommen frei, kreativ und rein lokal ausgehandelt begriffen werden. Vielmehr basieren die performten, debattierten und/oder widerstreitenden Identitäten auf Ideologien über Charakteristika sozialer Gruppen und Kategorien (vgl. De Fina 2006: 353–354). Der Sprache kommt in diesem Prozess eine wichtige Rolle als Ressource zur Identitätskonstruktion zu (vgl. Bucholtz & Hall 2004: 370; Agha 2007: 235). Insbesondere auf Sprachideologien wird als Ressource für Projekte der Identitätskonstruktion zurückgegriffen (vgl. auch Kroskrity 2022: 102):

Since a group's beliefs about language, often unexamined beliefs at that, are typically at the heart of its sense of group identity, language-ideological concerns will always matter not only to scholars of these processes but also to nation-states, ethnic groups, and others that would variously define themselves through language and/or resist the definitions of identity imposed by others. (Kroskrity 2004: 511)

24 Blommaert (2005: 170–171) vergleicht Ideologien daher auch mit früheren Konzepten von Weltanschauung oder öffentlicher Meinung.

Untersuchungsfragen nach den Prozessen, über die Ideologien dominant und naturalisiert werden, ergeben sich aus der »multiplicity« (Kroskrity 2004: 503) von Sprachideologien. Die Variation von Sprachpraxis, die bereits angesprochen wurde, ist nicht auf Variation in den Sprachformen beschränkt, sondern erstreckt sich auch auf die Verständnisse der Zeichen, der variierenden Formen sowie letztendlich auch auf die dem Sprachgebrauch zugrundeliegenden Ideologien (vgl. Eckert 2008: 467). Wie auch soziale Indexikalitäten sind Sprachideologien »shared meaning complexes« (Gerwin 2023: 59), wenngleich sie sich auf einer abstrakteren Ebene bewegen; sie gelten als verbindendes Element zwischen linguistischer Form und sozialer Bedeutung bzw. Kontext. Bereits 1979 plädierte Silverstein in seinem Vortrag »Language Structure and Linguistic Ideology« für die Relevanz der Untersuchung von Sprachideologien, da »erst aus der (ideologischen) Bewertung bestimmter (Oberflächen-)Formen des Sprachgebrauchs erklärbar wird, warum Sprechende bestimmten Formen in bestimmten Situationen den Vorzug vor anderen geben« (Busch 2019: 114).²⁵ Kroskrity (2004) ergänzt Silversteins grundlegende Definition um den Aspekt der Gefühle bzw. der ästhetischen Empfindungen und des Sprachgefühls: Ihm zufolge sind Sprachideologien nicht nur geteilte »beliefs«, sondern auch »feelings [...] about languages as used in their social worlds« (Kroskrity 2004: 498). Diese Erweiterung der grundlegenden und breiten Definition ermöglicht es, auch das Sprachempfinden der Sprecher*innen, die sich am Metadiskurs über genderbewussten Sprachgebrauch beteiligen, bspw. zu Fragen der Ästhetik, als Aspekt dieser Arbeit mit einzubeziehen. Auch Affekte sind somit Teil der ideologischen Bewertung, deren Untersuchung aufzeigen kann, warum bestimmten Formen der Vorzug vor anderen gegeben wird.²⁶ Die Wahl eines Sprachgebrauchs ist somit immer schon ideologisch:

Ideology is at the center of stylistic practice: one way or another, every stylistic move is the result of an interpretation of the social worlds and of the meanings of elements within it, as well as a positioning of the stylizer with respect to that world. (Eckert 2008: 456)

Sprachideologien sind Mediatorinnen zwischen situationsspezifischen kommunikativen Praktiken und größeren, d.h. sozialen, kulturellen und machtvollen²⁷ Strukturen (vgl. Spitzmüller et al. 2021: 2); sie verbinden Diskurse mit Erfahrungen (vgl. Woolard 1992: 237), Sprachstrukturen und kulturell geprägten Gebrauchsmustern (vgl. Kroskrity 2022: 121). In der Interaktion wird ein makro-soziologisches Konzept relevant gesetzt, mit dem sich die Interagierenden »als signifikante soziale Personen zueinander in Beziehung« (Busch 2019: 131) setzen (vgl. Silverstein 2004). Sprachideologien, die Gal (2002:

25 Die Untersuchung von Sprachideologien fügt sich damit in das diskursanalytische Interesse der Arbeit ein, da Diskursanalysen im Anschluss an Foucault, grob verkürzt, ebenfalls die Frage danach stellen, »wie [es] kommt [...], daß eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle« (Foucault 2008: 500).

26 S. zu diesem Punkt bspw. den Topos der Ästhetik (Kap. 8.4.17) oder Begründungsmuster für die (Nicht-)Verwendung geschlechterbewusster Sprache in den Interviews (Kap. 10).

27 Im Sinne von in einem Machtfeld stattfindenden, nicht im Sinne von mit besonders viel Macht ausgestattet.

79) mit Metadiskursen gleichsetzt, kommentieren und reglementieren in diesem Zusammenhang andere kommunikative Praktiken; sie sind der gesellschaftliche Rahmen, innerhalb dessen sich individuelle Äußerungen bewegen können (vgl. Angenendt 2025: 19–20). Die Untersuchung des Diskurses über genderbewussten Sprachgebrauch bedeutet daher die Untersuchung zugrundeliegender Sprachideologien, die Argumentationen und Bewertungen strukturieren und Erklärungszusammenhänge für die (Dis-)Präferenzen verschiedener Formen genderbewusster Sprache bilden sowie der Indexikalität von Sprachformen zugrunde liegen. Gleichzeitig kann eine enregistrierte Sprachform dazu beitragen, Sprachideologien zu kreieren, aufrechtzuerhalten oder zu verändern: »Enregistered varieties are both products of language ideologies and key mechanisms of ideological (re)production« (Squires 2010: 460).

Im Fokus der Untersuchung von Sprachideologien stehen dabei nicht einzelne Ideen von Sprache, wie bspw. die Einstellungen einer untersuchten Gruppe gegenüber einem Dialekt, sondern umfassendere Konzepte oder »Ideensysteme«, »constellations of people's assumptions and expectations about language and language use« (Pomerantz 2002: 280). Dies erlaubt eine Differenzierung der Analyse in dieser Arbeit, die sich auf Sprachideologien fokussiert, von der Spracheinstellungsforschung.²⁸ Während sich diese auf das *Was* konzentriert, d.h. unter anderem analysiert, welche sprachlichen Zeichen indexikalisch in Bezug auf soziale Gruppen aufgeladen sind, tritt dieser Aspekt in der Analyse von Sprachideologien auch in dieser Arbeit mehr in den Hintergrund – wenngleich er, wie die Frage nach dem Diskursgegenstand zeigt, nicht vollständig ausgeblendet werden kann. Im Fokus steht vielmehr die Frage nach dem *Wie* der indexikalischen Aufladung, die »Frage nach den semiotischen Prozessen bei der indexikalischen Aufladung eines sprachlichen Zeichens« (König 2014: 25). Eine solche Perspektivierung soll in dieser Arbeit vorgenommen werden, da das Feld des *Was* schon über die verschiedenen vorgeschlagenen und verbreiteten, sich aus dem Forschungsstand ergebenden Formen genderbewussten Sprachgebrauchs eingeengt ist. Von Interesse ist zwar auch, welche Formen besonders als Ausdruck genderbewussten Sprechens und Schreibens debattiert werden (im Sinne der Spracheinstellungsforschung; vgl. dazu Kap. 8.1); im Vordergrund stehen aber die Frage nach der indexikalischen Aufladung und der Prozess der Aufladung selbst.

28 Vgl. zu dieser Abgrenzung auch König (2014), die für ihre interaktionale Untersuchung von Sprachbiographien von Deutsch-Vietnames*innen auf das Konzept der Spracheinstellung zurückgreift. Zu einer Problematisierung der Abgrenzung und Verortung der beiden Begriffe eher in unterschiedlichen Forschungstraditionen als als genuin unterschiedliche Konzepte s. Truan & Jahns (2024: 6). Sie verorten dennoch den Fokus auf (Diskurs-)Macht, der auch mich in dieser Arbeit interessiert, eher im Bereich der *language ideologies* als in dem der *attitudes*. Angenendt (2025) untersucht in ihrer Arbeit zu Pronomen Spracheinstellungsäußerungen, bezieht aber Sprachideologien mit ein, da beide sich gegenseitig beeinflussen und bedingen. Auch sie hebt aber hervor, dass Sprachideologien den »breiteren, gesellschaftlich verankerten Kontext [liefern], der als normativer Hintergrund die Bedingungen und Vorstellungen darüber bestimmt, welche sprachlichen Äußerungen als legitim gelten« (Angenendt 2025: 20). Ebendiese Bedingungen und Vorstellungen, die die Positionierung gegenüber geschlechterbewusster Sprache bedingen und legitimieren, sind Teil des Untersuchungsinteresses dieser Arbeit. Spracheinstellungen könnten demgegenüber persönliche und auch nur vorübergehende, situativ und kontextuell bedingte Meinungen widerspiegeln (vgl. Angenendt 2025: 20).

Im Rahmen der Untersuchung von Indexikalität von Sprachgebrauch halten Irvine & Gal (2000) fest, dass der Blick auf Sprachideologien und Ideologisierung Richtungen und Begründungen für Sprachwandel beleuchten kann. Sie beschreiben für diese Prozesse drei Prinzipien »for revealing productive patterns in language-ideological understanding of linguistic variability over populations, places, and times« (Kroskrity 2004: 507): *erasure*, *iconization* und *fractal recursivity* (vgl. Irvine & Gal 2000: 37). *Erasure*, oder Löschung, bezieht sich auf einen simplifizierenden Prozess, mit dem Personen oder Aktivitäten bzw. soziolinguistische Phänomene unsichtbar gemacht werden, da sie nicht in das ideologische Schema passen.²⁹ Kroskrity (2022) zeigt beispielhaft auf, dass die eigentliche Mehrsprachigkeit indigener Gemeinschaften aufgrund monolingualer Ideologie und der Vorstellung der Verbindung von einer einzigen, eigenen Sprache mit einer Gemeinschaft ignoriert und dadurch zurückgedrängt wurde (vgl. Kroskrity 2022: 117). *Iconization* bezeichnet die Transformation und letztendliche Verschmelzung von linguistischen Eigenschaften (oder Varietäten) und den damit verbundenen sozialen Bildern. Im Ergebnis werden die linguistischen Marker letztlich zu ikonischen Repräsentationen der Gruppen, die sie indizieren, als würden sie *in nuce* die dadurch naturalisierte Essenz der Gruppe aufzeigen (vgl. Irvine & Gal 2000: 37). *Fractal recursivity* bezeichnet den Prozess der Projektion einer auf einem Level salienten Opposition auf andere. Die Trennung auf einer Ebene, die zu einer wahrgenommenen Opposition, z.B. zwischen Gruppen oder linguistischen Varianten, geführt hat, kehrt auf einer anderen wieder. Dadurch werden entweder auf niedrigeren Ebenen, bspw. innerhalb einer Gruppe, weitere Dichotomien kreiert oder auf höherer Ebene eine Zusammenfassung der beiden, in Opposition zueinander stehenden Gruppen geleistet, die wiederum einer anderen gegenübergestellt werden (vgl. Irvine & Gal 2000: 38). Die ikonisierten und als relevant gesetzten Unterschiede werden dadurch genutzt, um durch die Organisation von Binaritäten ein ›Anderes‹ zu kreieren (vgl. Andronis 2003: 264; Andrus 2012: 596). Ein Kriterium, das Gruppen trennt, wird dann beispielsweise auch innerhalb einer der Gruppen zur Unterscheidung herangezogen.

Mithilfe dieser drei Prozesse, die sich mit der Wahrnehmung des Zusammenhangs von Sprachformen und sozialen Phänomenen beschäftigen, gestalten Sprecher*innen ideologische Repräsentationen sprachlicher Differenzen (vgl. Irvine & Gal 2000: 37). Sprachideologien sind zusammenfassend also das Ergebnis der wahrgenommenen und enregistrierten Differenzen sowie ihrer zugeschriebenen Quellen und Bedeutungen:

As part of everyday behavior, the use of a linguistic form can become a pointer to (index of) the social identities and the typical activities of speakers. But speakers (and hearers) often notice, rationalize, and justify such linguistic indices, thereby creating linguistic ideologies that purport to explain the source and meaning of the linguistic differences. To put this another way, linguistic features are seen as reflecting and expressing broader cultural images of people and activities. Participants' ideologies about language locate linguistic phenomena as part of, and evidence for, what they believe to be systematic behavioural, aesthetic, affective, and moral contrasts among the social groups indexed. (Irvine & Gal 2000: 37)

29 Diese Unsichtbarmachung kann dabei z.B. durch Ignorieren oder ›wegerklären‹ geschehen.

Den verschiedenen Formen genderbewussten Sprachgebrauchs und den darauf aufbauenden Bewertungen und Argumentationen sowie Zuschreibungen von Personen und Verhalten, wie es in Aghas Enregisterment beschrieben wird, liegen also, der Theorie zufolge, ebenfalls Sprachideologien zugrunde, die an der (Re-)Produktion dieser Gruppen beteiligt sind und deren Untersuchung entsprechend fruchtbar ist. Dass Formen geschlechterbewussten Sprachgebrauchs sowie das sogenannte generische Maskulinum mit (Sprach-)Ideologien in Verbindung stehen, kein Sprachgebrauch als ideologiefrei und neutral und somit auch keine Form als per se besser oder schlechter gelten kann, hält auch Motschenbacher (2017; vgl. auch Motschenbacher 2014: 248) fest:

Ein zentrales Anliegen zeitgenössischer genderbezogener Sprachpolitiken muss es deshalb sein, ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass es keine monolithische Gendersprachpolitik gibt, sondern diverse genderrelevante Sprachpolitiken, die alle mit bestimmten Ideologien in Verbindung stehen. (Motschenbacher 2017: 106)

Um die, bis hierhin vorgestellten theoretischen Überlegungen zusammenzuführen und methodologisch produktiv zu machen, wird in dieser Arbeit auf Spitzmüllers Modell metapragmatischer Positionierung zurückgegriffen. Dieses wird im folgenden Kapitel erläutert, bevor die Auswahl der verschiedenen Daten und ihre Verschränkung in Kapitel 7.8 begründet werden.

7.7 Spitzmüllers Modell metapragmatischer Positionierung

Die Zuordnung von Sprachgebrauch zu Personen und Verhaltenstypen, die in den bereits angesprochenen Enregistrierungsprozessen nach Agha zentral ist, wird auch in Spitzmüllers Modell metapragmatischer Positionierung untersucht, das in dieser Arbeit eine wesentliche Rolle einnehmen soll, da es für die Analyse relevante bestehende Theorien aufgreift und ihr Zusammenspiel und die Operationalisierung illustriert. Spitzmüller (2013) fragt in seinem Entwurf eines Modells metapragmatischer Positionierung danach, »wie soziale Positionen und Sprachideologien diskursiv ausgehandelt, sozialsemiotisch aufgeladen und transformiert werden« (Spitzmüller 2013: 263), letztlich also nach den Prozessen der Enregistrierung und der Rolle von zugrundeliegenden Sprachideologien.

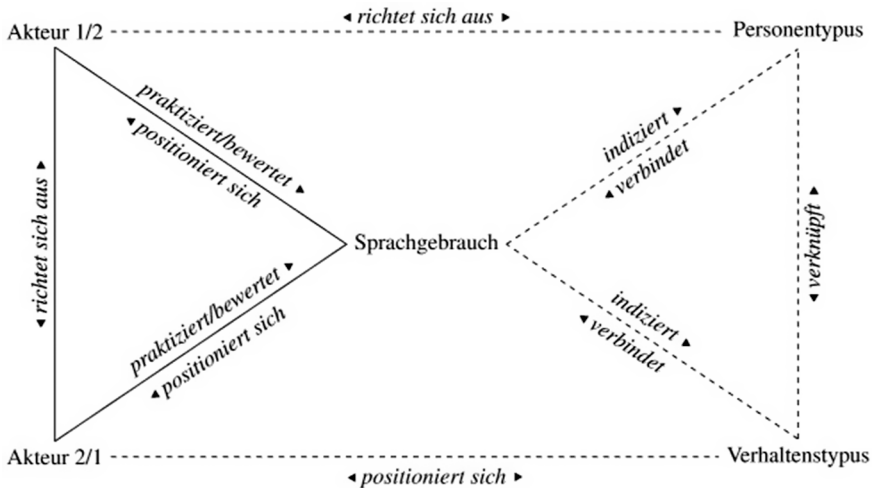
Unter Rückgriff auf insbesondere Aghas Theorie des *Enregisterments* und Du Bois' (2007) *Stancetaking*-Prozesse und am Beispiel der Internetsprache erklärt Spitzmüller, dass Sprachgebräuche sozial registriert und dadurch zum Objekt von Bewertungsprozessen würden. Internetsprache ist nach Spitzmüllers Analyse existent, wenngleich es sich dabei eher um ein interpretatives Konstrukt als um faktisch existierenden Sprachgebrauch handle. Über mehrere Stufen der indexikalischen Verfestigung wurde dieses Konstrukt registriert und hat dabei eine spezifische Sozialsemiotik gewonnen: Es ist zum Zeichen jugendlicher Sprecher*innen geworden, denen damit einhergehend ein bestimmtes Verhalten und ein bestimmter Lebensstil, in diesem Falle Distinktion gegenüber älteren Sprecher*innen, zugeschrieben wird (vgl. Spitzmüller 2013: 283).

Soziale Registrierung von Zeichen und Sprachgebräuchen erlaube somit soziale Positionierung zu ebendiesen bzw. Identitätskonstruktion:

Die Funktion dieses indexikalischen Konstrukts ist [...] in erster Linie eine soziopragmatische: Die Vorstellung einer identifizierbaren ›Sondersprache‹ ermöglicht *soziale Positionierung* zu dieser ›Sondersprache‹ und den mit ihr assoziierten Personentypen und Handlungsformen – sei es affirmativ oder distanzierend. (Spitzmüller 2013: 284; Hervorhebung im Original)

Durch diese Prozesse würden Sprachgebräuche zu Signifikanten eines Registers und indizierten soziale Personentypen und typisierte Verhaltensformen (vgl. Ochs 1990: 293; Spitzmüller 2013: 272–273). Die metapragmatische Analyse geht dem Prozess der Entstehung der Zuschreibungen von Sprachgebrauch und Gruppenzugehörigkeit nach (vgl. Spitzmüller 2013: 266). Für ebendiese Analyse schlägt Spitzmüller ein Modell vor, das aus zwei Dreiecken besteht (s. Abbildung 2).

Abb. 2: Spitzmüllers Modell metapragmatischer Positionierung



(Spitzmüller 2013: 273)

7.7.1 Das soziale Register-Dreieck

An zentraler Stelle im Modell steht der zu untersuchende bzw. untersuchte Sprachgebrauch – in Spitzmüllers Beispiel der Internetsprache handelt es sich dabei, wie bereits erläutert, nicht um eine faktisch existierende Varietät, sondern vielmehr um ein interpretatives Konstrukt, eine »Sondersprache« (Spitzmüller 2013: 284). In der vorliegenden Arbeit werden dort die verschiedenen, debattierten Formen genderbewussten Sprachgebrauchs verortet. Diese ›Sondersprache‹ ist auch Teil des rechten Dreiecks des Modells (vgl. Abbildung 2), des sozialen Registers. Unter Bezugnahme auf Aghas Theorie des Enregisterment zeigt das Modell auf, dass es über sozial-semiotische Registrierung zu einer sedimentierten Verbindung von Verhaltens- und Personentypen mit dem im Fokus stehenden Sprachgebrauch kommen kann. Diese sind miteinander

verknüpft und werden wiederum jeweils durch den Sprachgebrauch indiziert. Wie es im soziolinguistischen Stilbegriff, dem Registerbegriff Aghas (2005, 2007) sowie bei Silverstein (2003) deutlich wird, kann Sprachgebrauch diskursiv mit diesem verknüpfte Verhaltens- und Personenerwartungen evozieren.³⁰ Der Fokus der Untersuchung liegt mit Blick auf der rechten Hälfte des Modells auf ebendiesen diskursiv hergestellten Verbindungen und damit auf den diskursiven Prozessen, in denen soziale Bedeutung erst zugewiesen wird, d.h. auf den Prozessen der (Re-)Produktion der indexikalischen Verbindungen: »Our focus [...] needs to be not on things alone or personae alone but on acts of performance and construal through which the two are linked« (Agha 2007: 235). Die in Spitzmüllers Modell eingezeichneten Verbindungen entstehen durch »metalinguistic activity«: eine Bandbreite an »meaningful behaviors that typify the attributes of language, its users, and the activities accomplished through its use« (Agha 2007: 17). Im Prozess der Zuschreibung und Verfestigung ebendieser Typisierungen ist Wiederholung und Wiederaufnahme über verschiedene Äußerungen ein wichtiger Aspekt (vgl. Spitzmüller et al. 2021: 4; Borba 2022: 68–69; Gal 2018: 3), sodass für die Analyse Reiterationen und Quantifizierungen – wenngleich nicht im statistisch repräsentativen Sinne – von Relevanz sind. Sozial rekurrierende Typisierungen bestimmten Sprachgebrauchs führen, Agha (2005: 47) zufolge, zu metapragmatischen Stereotypen – »folk models of indexical value [...] associated with a repertoire of forms«. Ebenjene rekurrierenden Typisierungen und metapragmatischen Stereotype in Bezug auf verschiedene Formen genderbewussten Sprachgebrauchs, bspw. die Zuschreibung bestimmter Formen zu vorwiegend universitätsaffinen Sprecher*innen, die sich im Laufe der Analyse zeigen wird (vgl. Kap. 8.2.2), sowie Typisierungen des geschlechtsübergreifend intendierten Maskulinums sind in dieser Arbeit von Interesse.

Metadiskurse zu Registern gründen oftmals in Erzählungen zu Typen von Personen, Ereignissen und Orten, mit denen diese über Benennung, Charakterisierung und/oder Repräsentation ihrer Sprechweise bewertet werden. Diese Erzählungen sind dabei immer Teil der ideologischen Projekte der jeweiligen Sprechenden (vgl. Gal 2018: 5–6). Eine Ebene, auf der bestimmte Aspekte sprachlicher Ideologien aktiviert und sichtbar werden, ist dabei das *Stancetaking* (vgl. Jaworski & Thurlow 2009: 221).

7.7.2 Das Stance-Dreieck

Da der Arbeit die These zugrunde liegt, dass die Bedeutung von Formen genderbewussten Sprachgebrauchs und ihre Indexikalitäten (noch?) nicht diskursiv verfestigt sind, wie in der Einleitung dargelegt wurde, sind Aushandlungsprozesse um genau diese Fragen zu erwarten. Zudem sollen in der Arbeit Argumentationen und Phänomenbereiche in der Debatte untersucht werden. Das *Stance*-Dreieck in der linken Hälfte von Spitzmüllers

30 Dies bedeutet aber keine Determinierung der Sprecher*innen durch ihren Sprachgebrauch; Sprechende sind mehr als die Verkörperung von Personentypen, die den von ihnen verwendeten Registern zugeschrieben wird. Vielmehr können sie, im Sinne von Silversteins 3rd *indexical order* durch den Rückgriff auf Registerfragmente auch Personentypen inszenieren, »thereby aligning with (or troping on) the cultural model of the relevant register contrasts, and with (or against) interlocutors« (Gal 2018: 5).

Modell ermöglicht das Aufgreifen dieser Fragestellungen, da es die Analyse von *Stance-taking*-Prozessen aufgreift (vgl. Du Bois 2007; Jaffe 2009). *Stancetaking* kann der Verhandlung von Bedeutung verschiedener Variablen und Varietäten dienen: »Thus if meanings of variables and variants are negotiated [...], then the way this must happen is through stancetaking.« (Kiesling 2009: 185) Eine einheitliche Definition des Begriffs des *Stancetakings* ist schwierig, gemeinsam ist den verschiedenen Forschungslinien aber, dass sie sich mit Positionierung beschäftigen; damit, »how speakers and writers are necessarily engaged in positioning themselves vis-à-vis their words and texts [...], their interlocutors and audiences [...], and with respect to a context that they simultaneously respond to and construct linguistically« (Jaffe 2009: 4).³¹

Kiesling (2009) definiert *Stance* als die Äußerung einer Person über die Beziehung zu ihrer Rede, bspw. im sogenannten »epistemic stance« dazu, wie gesichert das ausgedrückte Wissen für die Person ist, sowie den Interaktionspartner*innen gegenüber (vgl. Kiesling 2009: 172). Du Bois (2007), der das von Spitzmüller aufgenommene und mit Blick auf Sprachgebrauch spezifizierte *Stance*-Dreieck entwickelt hat, benennt *Stance* als einen sozialen Akt; es ist nichts, was Akteur*innen im Sinne einer inhärenten Qualität besäßen (vgl. Du Bois 2007: 171). *Stance* ist demzufolge eine linguistisch artikulierte Form sozialer Handlung, deren Bedeutung sich im Kontext von Sprache, Interaktion und soziokultureller Verortung erschließt (vgl. Du Bois 2007: 139). Du Bois fasst in seinem *Stance*-Begriff und -Dreieck Evaluation, Positionierung und *Alignment* als unterschiedliche Aspekte eines *Stance*-Akts zusammen (vgl. Du Bois 2007: 163). Das bedeutet, dass der Akt drei Konsequenzen des *Stancetakings* verdeutlicht: Akteur*innen bewerten ein Objekt (Evaluation), positionieren ein Subjekt, das sie in der Regel selbst sind (Positionierung) und setzen sich in Beziehung zu anderen Subjekten (*Alignment*) – in der Zusammenfassung von Du Bois (2007: 163): »I evaluate something, and thereby position myself, and thereby align with you.« Auch wenn nur eine dieser Aktivitäten dabei expliziert wird, sind somit aufgrund des Zusammenhangs die anderen durch die an der Interaktion Teilnehmenden inferierbar (vgl. Ionescu-Ruxăndiou 2022: 6). Über den evaluativen Aspekt des *Stancetakings* hinaus, mit dem eine Idee oder ein Objekt positiv oder negativ bewertet werden, werden auch noch epistemische und affektive Aspekte von *Stance* in der Literatur als Analyseebenen angeführt. Epistemische *Stances* basieren dabei auf dem Wissen der den *Stance* äussernden Person, während affektive emotional begründet sind (vgl. Jones 2022: 5).

Die linguistische Verfasstheit der *Stances* bedeutet, dass sie in Äußerungen analysiert werden können (vgl. Du Bois 2007: 145). Für diese Arbeit bedeutet das einen Fokus auf argumentative, affektive und evaluative Äußerungen gegenüber dem im jeweiligen Diskursauschnitt verhandelten Sprachgebrauch. Da es sich bei den der Untersuchung zugrundeliegenden Daten um evaluative und Begründungs- und Persuasionsdiskurse, warum welche Form genderbewussten Sprachgebrauchs (nicht) genutzt werden sollte, handelt, lassen sich diese Äußerungen in Argumentationen verorten und entspre-

31 Vgl. für einen Überblick zu *Stance* und der Forschung dazu auch Ionescu-Ruxăndiou (2022).

chend mit argumentationsanalytischen Methoden analysieren.³² Positionierungen und die dazugehörigen, die eigene Sprachpraxis rationalisierenden Äußerungen sind eng mit Sprachideologien verknüpft (vgl. auch Spitzmüller et al. 2017: 8) – der individuelle Akt des *Stancetaking*s wird somit zu einem indirekten Index politischer, sozialer, kultureller und ideologischer Handlungsfelder sowie des Wertesystems der den *Stance* vollziehenden Person sowie der zugehörigen Gruppe: »In taking a stance, a person selectively enacts and reproduces components of the sociocultural value system of a given community, but also reshapes it in a specific way and to different degrees« (Ionescu-Ruxăndiou 2022: 9). Wiederkehrende *Stances* im Diskurs einer sozialen Gruppe machen diese dabei emblematisch für sie (vgl. Kiesling 2009: 177).³³

Die Dreiecke in Spitzmüllers Modell, die sich beide auf einen spezifischen Sprachgebrauch beziehen, lassen sich über eine Verknüpfung der praxisbezogenen Positionierungstheorie, die mit dem *Stance*-Dreieck nach Du Bois (2007) einhergeht, mit Konzepten, die mit Agha (z.B. 2007) Typisierungen von Sprachgebrauch als diskursive Praktik verstehen, miteinander verbinden. Der Arbeit liegt die Überlegung zugrunde, dass es einen wechselseitigen Einfluss der Zuschreibung von konstruierten »Sondersprachen« zu einer Gruppe bzw. Personen- und Verhaltenstypen und damit einhergehenden Identitätskonstitutionen sowie der Bewertung dieser Sprachen gibt. Diese Beeinflussung wird mit Spitzmüllers Modell analysierbar, ähnlich der dargestellten Verbindungen von Akteur*innen mit Personen- und Verhaltenstypus über Positionierungen und Ausrichtungen (s. Abb. 2). *Stancetaking* in Bezug auf verschiedene Formen genderbewussten Sprachgebrauchs und das geschlechtsübergreifende Maskulinum beeinflusst dieser Überlegung zufolge aufgrund seiner Rolle als »primary discursive mechanism by which social identity is realized« (Jaworski & Thurlow 2009: 220) die Enregistrierung der jeweiligen Form, d.h. mit welchem Personen- und Verhaltenstypus diese verknüpft werden (oder worden sind) bzw. diese indizieren. Die Positionierung gegenüber einer Sprachform schafft bzw. reproduziert die dazugehörigen, im Sinne von indizierten Akteur*innen mit, kann diese Indexikalität aber gleichzeitig auch unterlaufen, dieser widersprechen oder über eine explizite Typisierung eine neue bzw. anderweitige postulieren (vgl. Busch 2019: 132); sie hat damit eine konstituierende Funktion (vgl. Spitzmüller et al. 2017: 13). Gleichzeitig haben auch die im Diskurs hergestellten Verbindungen von Sprachform und Personen- und Verhaltenstypus Einfluss auf *Stancetaking*-Aktivitäten, d.h. auf Bewertungen, Argumentationen, Alignments und Ausrichtungen, indem sie als »soziale Strukturen« (Spitzmüller et al. 2017: 8) Positionierungen ermöglichen oder erschweren. Als metapragmatische Diskurse über verschiedene Formen genderbewussten Sprachgebrauchs üben sie,

32 S. bspw. auch mediale Diskussionen, die bereits in ihren Überschriften Fragen wie »Soll man genders?« (Schreiner & Lemke 2021) oder »Was spricht FÜR und GEGEN das Genders?« (GEO 2021) verhandeln.

33 Damit sind emblematisierte *Stances* anschlussfähig an Aghas (2007: 235) Verständnis von Emblemen, als »a thing to which a social persona is attached«. Diese beinhalten ihm zufolge drei Elemente: (1) ein wahrgenommenes »Ding« oder Diakritikum, (2) eine soziale Persona und (3) jemanden, für den es Emblem ist, d.h., jemanden, der die soziale Persona aus dem Gegenstand »lesen« kann. Auch Embleme können enregistriert werden, unter anderem wenn innerhalb einer Gruppe viele Menschen dieselbe Persona aus dem Gegenstand herauslesen (vgl. Agha 2007: 235).

indem sie in situierten Interaktionen immer wieder aufgerufen werden, eine performative Macht auf das Subjekt aus, aber sie eröffnen auch die Möglichkeit, sich selbstreflexiv, kritisch, ironisch, anders wertend zu diesen Diskursen zu positionieren und so tendenziell verfestigte diskursive Verknüpfungen aufzuweichen [...] (Busch 2019: 134–135)

– und neue hervorzubringen, so sei ergänzt.

Von Interesse sind diese Prozesse aus soziolinguistischer Perspektive insofern, als sie Einblick in den Diskurs, *Enregisterment*-Prozesse, die damit einhergehenden Argumentationen und somit auch auf zugrunde liegendes Wissen und Erfahrungen der Akteur*innen bieten (vgl. Spitzmüller et al. 2017: 13). Im Fokus metapragmatischer Analysen und dieser Arbeit stehen Aushandlungsprozesse, um einen Zugriff auf zugrundeliegende, unter Umständen konfligierende Ideologien, die soziale Realitäten strukturieren, und auf Praktiken der Bedeutungszuschreibungen zu erhalten (vgl. Spitzmüller 2015: 138).

Um ebendiese Prozesse nachzuvollziehen, greift die Arbeit zur Untersuchung typisierender metasprachlicher Äußerungen in Debatten um genderbewussten Sprachgebrauch auf diskursanalytische Methoden sowie die qualitative Analyse leitfadengestützter Interviews zurück. Die Auswahl der analysierten Daten sowie weitere methodologische Überlegungen werden im folgenden Unterkapitel ausgeführt.

7.8 Zur Auswahl der zugrundeliegenden Daten, Methodik und der Verzahnung der Analysen

Um die Analyse metapragmatischer Stereotype und damit auch der indexikalischen Verknüpfungen von Sprachform und Persona sowie der Positionierungen zu operationalisieren, werden der Untersuchung solche Äußerungen in den analysierten Daten (ausführlicher zum Korpus s. Kap. 8.1) zugrunde gelegt, in denen die Sprechenden die jeweiligen Sprech- und Schreibweisen typisieren und zuordnen – ein laut Agha (2007: 17) Sprachbenutzung allgemein zugrunde liegender Akt (vgl. auch Droste 2017: 4) und Ausgangspunkt der Untersuchung und Identifikation von Registern: »The unit data point on which register identification depends is an act of metapragmatic typification by a language user, whether the act be descriptively explicit or implicit, naturally occurring or elicited, articulated discursively or through other semiotic media.« (Agha 2005: 46) (Be-)Wertungen von Sprachgebrauch und die dabei diesem zugeschriebenen Werte und Verhaltensweisen sind vor allem über ebendiese metapragmatische Aktivität von Sprecher*innen, d.h. durch ihre Differenzierung und – rekurrente und institutionell verfestigte – Typisierung, empirisch zu (be)greifen (vgl. Agha 2007: 189). Der Fokus liegt entsprechend auf den metapragmatischen Aktivitäten, mit denen Sprachnutzer*innen ihren bzw. fremden Sprachgebrauch zuordnen und begründen, um Sprachwandel und Varianz zu verstehen und weniger auf der tatsächlichen Sprachverwendung (vgl. John-

stone et al. 2006: 99).³⁴ Es geht mir in dieser Arbeit daher nicht vorrangig um Fragen der *1st order indexicality* nach Silverstein (2003), d.h. nicht um die Frage, wer welche Form genderbewussten Sprachgebrauchs eigentlich nutzt, sondern vielmehr um die Frage der *n+1st indexicality*, also der Zuschreibung bzw. Typisierung und Aneignung verschiedener Formen, und was das für die Bewertung von bzw. Positionierung gegenüber diesem Sprachgebrauch bedeutet. Die indexikalischen Verbindungen von enregistrierten sprachlichen Eigenschaften und ihrer sozialen Bedeutung können durch die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft über verschiedene metapragmatische Aktivitäten hervorgebracht, aufrechterhalten und (neu) ausgehandelt werden (vgl. Gerwin 2023: 34) – entsprechend ist der Fokus dieser Analyse auf ebenjene Aktivitäten notwendig, um Fragen nach der Enregistrierung von Formen genderbewussten Sprachgebrauchs zu beantworten.

Zentral für die Untersuchung sind die (sprachlich) Handelnden, die die intra- und transtextuelle Ebene im Diskurs verbinden:

Es sind die Handelnden im Diskurs, die Wissen hervorbringen, zum Verschwinden bringen, regulieren und befördern. Handelnde jedoch nicht im Sinne personaler und kontextfreier Sprachteilhaber, nicht im Sinne entscheidungsfreier Subjekte, sondern Handelnde mit sozialen Rollen, die durch Möglichkeitsbedingungen der Aussage bestimmt sind und die ebensolche Determinanten durch ihre Aussagen hervorbringen. (Spitzmüller & Warnke 2011: 137)

In den Blick werden demnach vor allem verschiedene Sprecher*innen genommen, aber auch »ideology broker« (Blommaert 1999: 9) und »centring institutions« (Blommaert 2005: 75), die mit besonderer Diskursmacht ausgestattet sind bzw. die mit systematisch reproduzierten Indexikalitäten verbunden sind und die Frage ihres Einflusses auf die Herausbildung, Verwendung und Bewertung unterschiedlicher Formen (nicht-)genderbewussten Sprachgebrauchs. Diskursgemeinschaftlich geteilte Werte in Bezug auf bestimmtes Handeln – in diesem Falle (genderbewusster) Sprachgebrauch – sind aus wiederholten Bewertungssequenzen ableitbar (vgl. Agha 2007: 202).

Theoretische und methodologische Grundlage der Untersuchung der Positionierungen und typisierenden Aussagen, insbesondere in den medialen Daten, ist die Diskursanalyse, die bereits als Grundlage für andere genderlinguistische Fragestellungen und Untersuchungen diente (vgl. Bucholtz 2003a: 43). Die Verbreitung verschiedener Formen genderbewussten Sprachgebrauchs und deren Verhandlung lässt sich als Sprachwandel fassen (vgl. z.B. Acke 2019; Diwald 2018; Bülow & Herz 2017). Sprachwandel unterliegt aber schon im Wandelprozess selbst immer auch der diskursiven Verhandlung (vgl. Bülow & Herz 2017: 150) und entsprechend bietet sich Diskursanalyse als Methodik an (vgl. Busse & Teubert 1994: 24). Dafür ist es unerheblich, ob metasprachliche Debatten

34 Auch für die Untersuchung von »graphic ideologies« und somit übertragbar auf die Untersuchung von Formen genderbewussten Sprechens mit typografischen Sonderzeichen hält Spitzmüller (2012: 258) fest, dass sich diese auf in metapragmatischen Äußerungen artikulierte Einstellungen und Werte konzentrieren müsse, um verschiedene »Fallen« zu vermeiden: »In this way, the research avoids many traps it might fall into if it tried to link communicative practices with something ›un-communciated‹ or even ›un-communicatable‹.«

tatsächlich zu einer Veränderung soziolinguistischer Realität führen – die Struktur des Metadiskurses selbst ist laut Blommaert (1999) eine Untersuchung wert, da sie Einblicke in gesellschaftliches Wissen, vorherrschende Ideologien, Machtdynamiken und anderes ermöglicht:

The tropes, associations, symbolizations, used in discussing languages, their qualities or disadvantages, and the way in which they ought to be used in society, all reveal a magnificent amount of insights into available ideological sources or traditions, their (lack of) power, their intertextuality with other cases sources or traditions, and so on. (Blommaert 1999: 435)

Diskurslinguistik – sofern sie Diskurs im Rückbezug auf Foucault versteht³⁵ – nimmt »gesellschaftliche Bedeutungskonstruktionsprozesse, Bedeutungsaushandlungsprozesse oder Bedeutungswandelprozesse in den Blick«, arbeitet »gesellschaftliche Denkmuster und Mentalitäten in öffentlich-medialen Diskursen hinsichtlich semantischer und funktionaler Prozesse« heraus und hebt »die Relationalität der sprachlichen Ereignisse« (Spieß 2012: 55) hervor. Im Anschluss an Foucault wird in der Diskursanalyse danach gefragt, wie es dazu kommt, dass eine bestimmte Aussage im Diskurs erscheint und nicht eine andere der infiniten Möglichkeiten und »wie durch diese Praxis des Aussagens die Gegenstände des Sagens und Schreibens zu Wirklichkeiten werden« (Spitzmüller & Warnke 2011: 40). Insbesondere

[z]entrale und umstrittene Grundannahmen – also konfligierende Geltungsansprüche von Wahrheitsaussagen – zu erfassen, steht im Zentrum des diskursanalytischen Untersuchungsprogramms. Im Fokus der Aufmerksamkeit stehen daher kompetitive Sprachspiele zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Diskursakteuren. Somit werden gleichsam Diskurse als Orientierungsrahmen geformt und zentrale Variablen in der Aushandlungspraxis je neu justiert und modifiziert. (Felder 2018a: 29)

Dementsprechend soll der Rückgriff auf die Methode der Diskursanalyse in dieser Arbeit erlauben, einen Einblick in die Gründe für die Realisierung und Ablehnung unterschiedlicher Genderformen zu gewinnen und insbesondere das damit verbundene Wissen (vgl. auch Busse & Teubert 1994: 27) bzw. Ideologien (vgl. Spitzmüller 2015: 134) und Verständnisse sowie die sprachliche Konstruktion von Wirklichkeit, Wissen und damit auch Kultur zu fokussieren (vgl. Spieß 2012: 60).

Speziell die Untersuchung semiotischer Praxen erlaubt dabei eine Verbindung der Diskursanalyse mit metapragmatischen Analysen, wie sie in Spitzmüllers Modell ope-

35 Es gibt verschiedene Diskursdefinitionen und auch in genderlinguistischen diskursanalytischen Untersuchungen verschiedene Verständnisse des Diskurses. Eine formallinguistische Perspektive versteht Diskurs bspw. als »language in context«, als die sprachliche Ebene, auf der Sätze zu größeren Einheiten kombiniert sind (Bucholtz 2003a: 44). Diese Arbeit dagegen schließt sich einem Foucault'schen Verständnis an, d.h. sie versteht Diskurse als »culturally and historically specific ways of organizing knowledge« (Bucholtz 2003a: 45), und operationalisiert dieses Verständnis, wie es auch andere Arbeiten tun, auf die sich im Folgenden ausdrücklich bezogen wird, mit der Analyse sprachlicher Ebenen wie Lexik, Metaphorik oder Argumentationen.

rationalisiert wird, da beide gesellschaftlich geteiltes Wissen und dessen Entstehungsprozess in den Blick nehmen. Somit soll ein Einblick in die Prozesse der Enregistrierung und Bewertung der verschiedenen Formen gewonnen werden, da Wissen um die Zuordnung der Stile zu Personengruppen und die Bedeutung der Zeichen immer auch soziales (vgl. Auer 2008: 13), d.h. geteiltes Wissen ist und zum Verständnis der Existenz von Registern auch Einblicke in die Prozesse der Verbreitung dieses notwendig sind (vgl. Agha 2007: 188). Dass dies auch bei Diskursen um Zeichen möglich ist und somit auch die Verhandlung typographischer Sonderzeichen in Formen genderbewussten Sprachgebrauchs, wie Asterisk, Unterstrich oder Doppelpunkt, erlaubt, stellt Spitzmüller (2015) fest. In seiner Untersuchung zeigt er, dass sprachliche und graphische Variation soziale und reflexive Praxis ist. Variation wiederum kann über Enregistrierung zur Grundlage von Registerdifferenzen werden, sodass auch die verschiedenen Formen genderbewussten Sprachgebrauchs, die auf typographische Verfahren setzen, – sofern sie als solche erkannt werden – enregistriert sein bzw. werden können.

Dass dabei auch meine Position als forschende Person Einfluss auf die Aufmerksamkeit für bestimmte Formen und das grundsätzliche Untersuchungsinteresse an genderbewusstem Sprachgebrauch Einfluss hat, erscheint mir selbstverständlich. Mit der Analyse einer (möglichen) Enregistrierung verschiedener Formen genderbewussten Sprachgebrauchs und der auf der Forschungsliteratur aufbauenden Auswahl bestimmter Eigenschaften und Formen (vgl. bspw. die Stile nach Kotthoff 2020) nehme ich wiederum Teil an einer möglichen Reproduktion und Enregistrierung bestimmter Eigenschaften eines Registers (vgl. Squires 2010: 460). Wie Busse & Teubert (1994: 5) bereits festhalten, ist in der Diskurslinguistik bereits allein mit der Auswahl von Forschungsgegenstand und zugrunde gelegtem Korpus eine Interpretation verbunden. Mit Haraway (1988) lässt sich diese interpretative Perspektive auch als soziales, situiertes Wissen bezeichnen, ohne dabei gleichzeitig einem absolut konstruktivistischen und damit relativierenden Verständnis von Wissen anheimfallen zu wollen. Wie bereits in der Einleitung dargelegt, liegt mir am verstehenden Nachvollzug der jeweiligen Verständnisse von bzw. der Haltung gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch, d.h. dem verschiedenen Perspektiven zugrundeliegenden und sozial geteiltem Wissen. Ziel der Analyse kann, mit Bucholtz (2003b: 404) nicht eine, ohnehin nicht zu erreichende ideologiefreie Soziolinguistik sein, sondern vielmehr »a reflexive sociolinguistics that acknowledges and monitors its own interestedness«.

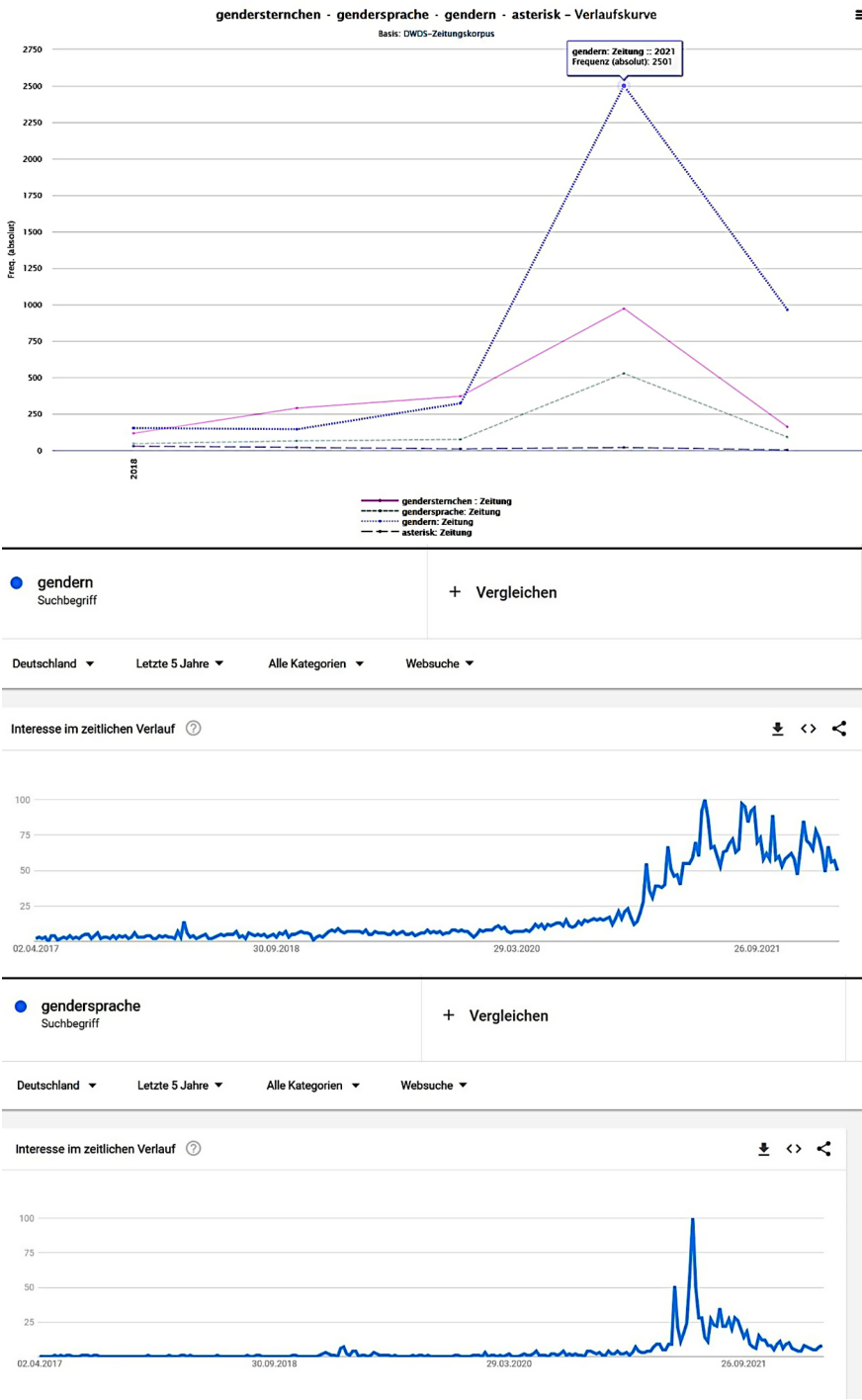
Die Diskurstheorie selbst wird bereits von Foucault als »Werkzeugkasten« ohne festes Inventar an Methoden begriffen (vgl. Spitzmüller & Warnke 2011: 65), sodass verschiedene Arbeiten und Schulen ihre je eigenen Methoden und Zugänge entwickelt haben. Diese Arbeit soll sich an die Publikationen von Spitzmüller (2005) und insbesondere Spieß (2011b) anlehnen, die den in ihrer Studie zur Debatte um Stammzellenforschung entwickelten Diskursbegriff explizit als theoretischen Rahmen für weitere linguistische Untersuchungen bestimmt (vgl. Spieß 2011b: 550). Darüber hinaus soll auf historisch-diskurssemantische Arbeiten (vgl. Reisigl & Ziem 2014: 86) und ihre methodischen Ansätze zurückgegriffen werden. Die Untersuchung zielt damit auf die Analyse dreier sprachlicher Ebenen, auf denen sich die im obigen Zitat von Felder (2018a) angesprochenen kompetitiven Sprachspiele verorten lassen: die Einzelwortebene, die der Argumentationsmuster und die Ebene der Metaphorik. Auf allen Ebenen kommen Weltbilder und

Orientierung zum Ausdruck (vgl. Spieß 2011a: 140); eine Untersuchung und Integration der drei Ebenen, die wechselseitig funktional füreinander sind, ist dabei notwendig (vgl. Wengeler 2018a: 251), auch da jede Form der Bezugnahme auf sprachliche Variation metapragmatische Hinweise geben kann (vgl. Droste 2017: 4).

Untersucht wurden im Forschungsfeld – neben experimentellen Forschungsdesigns und Befragungen – bisher vor allem Printzeugnisse (vgl. z.B. unter anderem Hellinger 2000, Stuckard 2000, Pettersson 2011). Da Diskurse eine gesellschaftliche Dimension haben, sind sie auf Vermittlung angewiesen. Diese Vermittlungsfunktion wird unter anderem durch (weit verbreitete) Medien übernommen (vgl. Fraas & Klemm 2005: 4). Insbesondere Themen, die diskursiv breit verhandelt und verbreitet werden (sollen), sind dafür auch auf massenmediale Vermittlung, wie sie im vorliegenden Themenkomplex unter anderem durch Zeitungen vorgenommen wird, angewiesen (vgl. Cotter 2015: 796). Aufgrund ihrer nach wie vor hohen Relevanz für den öffentlich-medialen Diskurs und der Tradition der Analyse medialer Daten in der Diskursanalyse (vgl. z.B. – auch kritisch – Spitzmüller & Warnke 2011: 184; Fraas & Klemm 2005: 5) sowie der einfacheren Zugänglichkeit wurden auch in dieser Arbeit Presstexte in das Korpus aufgenommen. Für den Diskurs um geschlechterbewusste Sprache stellt Beck (2024: 109) zudem noch einmal die besondere und einflussreiche Rolle von Nachrichtenformaten und insbesondere Zeitungen heraus. Aufgenommen in das Untersuchungskorpus wurden Zeitungsbeiträge aus dem Zeitraum des ersten Halbjahres von 2021, in dem Frequenzanalysen zufolge besonders intensiv über *Gendern* oder den *Genderstern* diskutiert wurde (vgl. Abb. 3 zu DWDS und Google Trends; Tab. 1 zum IDS 2022). Zu Beginn des Jahres 2021 hatte der Duden erklärt, die Web-Einträge zu Berufsbezeichnungen anzupassen und auch zu movierten Formen gesonderte Einträge zu erstellen, statt nur auf die der Maskulina zu verweisen (vgl. Neuhaus & Kunkel-Razum 2024: 236–241). Diese Änderung wurde in vielen Medien aufgegriffen und in verschiedenen Formaten erläutert und diskutiert und kann somit als diskursives Ereignis (vgl. Kanz 2020) verstanden werden. Sie erklärt vermutlich einen Teil der erhöhten Frequenz.

Systematisch durchsucht wurden Archive der *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ), der *Süddeutsche Zeitung* (SZ), der *tageszeitung* (taz), der *Bild* sowie von *Die Welt*, um ein breites Spektrum an (bundesdeutschen) Tageszeitungen mit hoher Reichweite und Auflage untersuchen zu können. Darüber hinaus werden vergleichend Daten aus medialen Debatteformaten (Rundfunk, Fernsehen) analysiert (vgl. Kap. 9).

Abb. 3: Verlaufskurve der Frequenzen für die Suchoperatoren »gendersternchen«, »gendersprache«, »gndern« und »asterisk« im DWDS-Zeitungskorpus sowie bei Google Trends



Tab. 1: Frequenzen für die Suchoperatoren »genderstern*« oder »asterisk« im W-Archiv der geschriebenen Sprache des DeReKo

Treffer	Texte	Jahr, Monat
94	53	2021, Juli
109	65	2021, November
137	71	2021, März
195	103	2021, Juni
28	22	2019, Juni
30	15	2020, Februar
30	6	2020, Mai
32	20	2021, Dezember
33	19	2020, Januar
41	19	2018, November
42	23	2020, Oktober
42	29	2021, Januar
42	30	2021, Februar
43	19	2019, März
46	24	2020, September
49	22	2019, Dezember
56	27	2019, Februar
61	37	2021, Oktober
66	50	2021, September
68	42	2021, August
69	35	2020, August
70	52	2021, April
72	40	2021, Mai
83	30	2019, Januar

(Eigene Darstellung)

Die Relevanz von Medien erklärt auch Agha (2005b: 52) durch die darin stattfindende »circulation of representation of speech and speakers«: »Here, the depiction of language users by socially identifiable persons is itself a form of metasemiotic representation, which members of mass audience construe for its characterological content and to which they respond in a variety of ways.« Medien sind dabei »in besonderer Weise Akteure des Diskurses« (Spieß 2012: 77), da sie bestimmte Konstruktionen erst ermöglichen und an der Art der Konstruktion durch systemische Faktoren wie Aufmerksamkeitslogiken, Nachrichtenwerte etc. in erheblichem Maße beteiligt sind. Im öffentlich-medialen Diskurs, insbesondere in von Agha (2005b) untersuchten Zeitungs- und Fernsehbei-

spielen zeigen sich explizite Verbindungen von Persona und Sprachgebrauch durch Beschreibungen (vgl. auch Park 2021: 56 zur Relevanz von medialen Daten für die Zirkulation und Enregistrierung von Personae). Auch daher greift diese Arbeit zur Untersuchung metapragmatischer Stereotype mit Bezug auf verschiedene Formen genderbewussten Sprachgebrauchs auf mediale Daten zurück.

Um darüber hinaus aber auch Zugriff auf andere Konstruktionen zu bekommen und die Ergebnisse der makrostrukturellen, öffentlichen Ebene gesellschaftlichen Wissens mit solchen von anderen Betrachtungsebenen zu vergleichen und verbinden, sollen diese Daten durch qualitative Leitfadeninterviews mit Personen verschiedener Hintergründe in Bezug auf demographische Dimensionen, bspw. Beruf, Bildungsgrad, Alter etc. ergänzt werden. Die für die Differenzierung gewählten Kategorien bzw. Identitätsmerkmale, anhand derer Interviewte gesucht werden, bauen dabei auf sich aus der Diskursanalyse für den Phänomenbereich ergebenden Zuschreibungen auf. Dieses Vorgehen soll verhindern, a priori Vermutungen über relevante Kategorisierungen aufzustellen und in der Analyse eventuell nur aufgrund dieser vorangegangenen Differenzierung zu bestätigen. Das Ziel dabei ist es, die Forschung anzureichern »with the voices of the people with whom we investigate, not as a return to romantic individualism, nor as uncritical empiricism, but as an entry point to language in society from the perspective of those who use it, who embody and transform it« (Bonnin 2021: 75). Mir geht es also darum, die Perspektiven von, Diskurszuschreibungen zufolge, besonders Betroffenen und in den Diskurs Involvierten herauszuarbeiten und mit denen im medialen Diskurs abzugleichen sowie dessen Einfluss herauszuarbeiten. Zudem finden Enregistrierungsprozesse sowohl in »everyday reflexive behaviors« (Agha 2007: 151) als auch auf makrostruktureller, öffentlicher Ebene statt. Über die Diskursanalyse medialer Publikationen soll auf die öffentliche Ebene abgezielt werden, während über Interviews ein Zugriff auf die mehr alltäglichen reflexiven Prozesse in Bezug auf Sprachgebrauch ermöglicht werden soll.³⁶ Auf qualitative Leitfadeninterviews wird zurückgegriffen, um außerhalb der Besonderheiten medialer Debatten einen Zugriff auf Bewertungen genderbewusster Sprache zu gewinnen und Typisierungen und Argumentationsmuster abgleichen zu können. Die Interviews können als indirekte Methode zur Erhebung von Sprachbewertungen gelten, in denen »die Probanden mit sprachlichen Phänomenen, etwa einem gesprochenen Text in verschiedenen Varietäten, konfrontiert und nach ihren Empfindungen und Wertungen befragt« (Spitzmüller 2005: 99) werden. Mit Morgan (2017: 58) lassen sich Interviews als Methode darüber hinaus in Spitzmüllers Modell metapragmatischer Positionierung bzw. genauer Du Bois' *Stance*-Modell und der Rolle, die Sprachideologien für individuelle Positionierungen spielen, verankern, denn »by connecting acts of evaluation to acts of positioning and alignment, it [stance; P. M.] allows us to see how particular language

36 Gleichzeitig ist mir dabei bewusst, dass Interviews wiederum Typisierungen, Einstellungen und Bewertungen elizitieren und somit nicht vollständig als alltägliches, authentisches Datenmaterial gelten können. Aus forschungspraktischen Gründen wird aber auf diese metapragmatischen Daten zurückgegriffen, in denen die Erfahrungen der Interviewten, mithin ihre Reflexionen über ebenjenes »everyday reflexive behavior« (Agha 2007: 151), rekonstruiert werden sollen (vgl. auch Honer 2003 zum Einsatz von Interviews in der sozialwissenschaftlichen Forschung und Kap. 10.1 zur Begründung der Herangehensweise).

ideological frameworks are linked to the construal of interlocutor identities and context«. Interviews können damit als Prozess der Verbindung der Mikro-Ebene des lokalen Interviewgeschehens und der Makro-Ebene von Sprachideologien verstanden werden (vgl. Morgan 2017: 37–38) und somit zur Untersuchung des Forschungsinteresses an der Verbindung von Diskurs und Gruppen- und Identitätskonstitution bzw. -konstruktion im Themenbereich genderbewusster Sprachgebrauch beitragen. Von der Kombination der beiden Ansätze und dem Vergleich von Perspektiven profitiert die Untersuchung insofern als die Verbindung zwischen öffentlichen Diskursen und den sprachlichen Erfahrungen von Individuen, die oftmals vermutet wird, explizit analysiert wird (vgl. Johnstone et al. 2006: 100). Darüber hinaus wäre eine Reduktion der Debatte auf nur ein Medium oder einen Kommunikationskanal (zu) simplifizierend, um sprachideologische Grundlagen der Debatte und Bewertungen sich verändernder geschlechterbewusster Sprachformen zu analysieren (vgl. Blommaert 1999: 430).

8 Zur ›Erfindung‹ und Verhandlung des Genders – Analyse des medialen Diskurses

8.1 Beschreibung des Korpus medialer Daten

Wie bereits im vorigen Kapitel beschrieben, liegen der Auswahl der zu analysierenden Texte Fokussetzungen aus meiner spezifischen Perspektive zugrunde. Die Diskursanalyse nach Foucault möchte eigentlich »ein Aussagenfeld [...] möglichst im Ganzen und bis auf die Wurzel explorieren« (Römer 2017: 3). Allein aus forschungspraktischen Gründen ist dies nicht umsetzbar; ein Zugang zu allen Aussagen im Feld ist unmöglich. Mit Busse & Teubert (1994: 4) sind mit Blick auf Korpora für die Diskursanalyse zwei Arten von Korpora differenzierbar: Das virtuelle Korpus umfasst all jene Aussagen, die in einer Art gespeichert sind, dass sie theoretisch einer Analyse zugänglich wären und eine Annäherung an das gesamte Aussagenfeld ermöglichen. Das konkrete Korpus umfasst hingegen die Textauswahl, die untersucht wird, etwa auch in dieser Arbeit.¹ Die Begründung der Textauswahl wurde bereits in Kap. 7.8 näher erläutert. Im Folgenden werde ich das sich daraus ergebende Untersuchungskorpus beschreiben.

Das Korpus wurde aus Beiträgen von *Süddeutscher Zeitung* (SZ), *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ), *Die Welt*, *Bild* und *tageszeitung* (taz) gebildet.² Insgesamt ergab die Recher-

-
- 1 Daneben gibt es auch noch die Denkfigur eines imaginären Korpus. Dieses umfasst alle jemals getätigten Aussagen zu einem Diskursthema, d.h. auch die flüchtigen, nicht mehr existenten und somit einer Analyse nicht einmal in einem theoretischen Sinne zugänglichen. Diese Denkfigur wird verschiedentlich ebenfalls Busse & Teubert (1994) zugeschrieben, findet sich allerdings nicht in diesem Text. Römer (2017: 45) verweist darauf, dass sie vielmehr Herrmanns (1995) zuzuschreiben ist. Mit der Denkfigur wird auch der Einbezug mündlicher Daten, bspw. der Diskussionen, die ich während der Arbeit an diesem Text geführt oder mitgehört – oder eben auch nicht – habe und welche die Analysen und Interpretationen unter Umständen beeinflusst haben könnten, möglich. Somit wird die potenzielle Unbegrenztheit des Diskurses noch einmal unterstrichen.
 - 2 Im Folgenden werden die Belege anhand dieser Abkürzungen sowie dem jeweiligen Datum der Publikation zitiert. Da alle Daten aus dem Diskursausschnitt des ersten Halbjahres 2021 stammen, wurde auf eine extra Erwähnung des Jahres verzichtet. Sofern es mehrere Beiträge gleichen Datums gibt, werden fortlaufende Buchstaben zur Unterscheidung verwendet, bspw. FAZ 11.01.a und FAZ 11.01.b.

che in den Archiven der jeweiligen Zeitungen 330 Beiträge, die sich wie folgt aufschlüsseln lassen.³

Tab. 2: Tabellarische Übersicht über die Verteilung der Beiträge des Korpus

	Hauptdiskurs	Nebendiskurs	Gesamt
Bild	30	/	30
Frankfurter Allgemeine Zeitung	68	18	86
Süddeutsche Zeitung	48	17	65
Tageszeitung	40	17	57
Die Welt	71	21	92
			330

(Eigene Darstellung)

In den Archiven von *Welt* und *FAZ* wurde für die Recherche sowohl auf die Print- als auch auf die Online-Ausgabe zugegriffen. Dies führte bei diesen Zeitungen zu Textdopplungen in den Suchergebnissen, da derselbe Text oftmals sowohl online als auch analog abgedruckt veröffentlicht wurde. Diese Dopplungen wurden nicht in das Korpus aufgenommen, wenngleich Überschriften, die sich unterschieden⁴, notiert und in die Analyse der Topoi mit aufgenommen wurden. Bei der *Bild*-Zeitung gibt es online keine Leserbriefe, sodass alle Beiträge rein redaktionell sind. Alle der in das Korpus aufgenommenen Beiträge der *Bild* beschäftigen sich zudem vorrangig mit der (Debatte um die) genderbewusste(n) Sprache, sodass sie dem Hauptdiskurs zugeordnet wurden.

Deutlich wird anhand der in Tabelle 2 aufgeführten Zahlen, dass das Thema in allen Zeitungen über verschiedene Formate hinweg verhandelt wird. In der *taz* (14 bzw. ca. 25 % der untersuchten Beiträge der *taz*) und *Welt* (10 bzw. ca. 11 %) werden anteilig betrachtet weniger Leserbriefe zum Phänomenbereich abgedruckt als in der *FAZ* (33 bzw. ca. 38 %) und *SZ* (26 bzw. ca. 41 %). Gastbeiträge zum Thema werden nur in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (6 bzw. ca. 7 %) sowie *Die Welt* (4 bzw. ca. 4 %) abgedruckt, Interviews finden sich in unterschiedlichem, wenngleich insgesamt geringem Maße in allen Zeitungen, vor allem aber bei der *Welt* (9 bzw. ca. 10 %). Anders als es bspw. Fix (2012: 141) in

3 Das Urheberrecht der Zeitungen verunmöglicht die erneute vollständige Publikation der Texte im Rahmen dieser Arbeit. Einige der Texte, auf die sich die Analyse stützt, sind bspw. über die Webseite der Bildzeitung öffentlich zugänglich, andere dagegen nur digital archiviert und zugänglich über Forschungsdatenbanken, auf die über die Universitätsbibliothek Freiburg zugegriffen werden konnte.

4 Dieses vergleichsweise selten vorkommende Phänomen wird an einer Stelle in den Daten sogar explizit verhandelt: »Alles begann mit einem Aufmacher in der Welt, Anfang Januar, Überschrift: ›Der Duden wird jetzt zur Dudin‹. Online lautete sie, investigativ angespitzt: ›Wie der Duden heimlich gegendert wird.« (SZ 06.03.).

ihrer Untersuchung zu Leserbriefen festhält⁵, schreibe ich auch Leserbriefen, zumindest für den in dieser Arbeit untersuchten Diskurs und das Untersuchungsinteresse der Arbeit, insofern Handlungspotenzial zu, als sie teilhaben an Prozessen der Enregistrierungen von geschlechterbewussten Sprachformen und mit den jeweiligen Zuschreibungen und Positionierungen, ebenso wie die redaktionellen Beiträge, dazu beitragen, dass sich bestimmte Verständnisse geschlechterbewusster Sprache und des geschlechtsübergreifenden Maskulinums herausbilden. Argumentationsmuster und sonstige Analysekategorien von Interesse sind in den Beiträgen dabei über die Textsorten hinweg vergleichbar und werden daher in der Untersuchung größtenteils zusammengefasst; wo textsortenspezifische Unterschiede deutlich wurden, werden diese angeführt und analysiert. Zwar gelten Leserbriefe und Gastbeiträge als stärker meinungsorientierte Textsorte als Berichte und Reportagen, die Unterschiede, insbesondere mit Bezug auf verwendete Topoi und das darin zum Ausdruck kommende Wissen aber sind eher graduell (vgl. Spieß 2011b: 267).

Die meisten der untersuchten Äußerungen in den untersuchten Daten sind – auch aufgrund der Rahmung als Diskussion – relativ klar und eindeutig als metasprachliche Äußerungen zu kategorisieren. Es geht explizit um Einschätzungen zu verschiedenen Formen genderbewussten Sprachgebrauchs, wenn bspw. Leser*innen in Zuschriften ihren Unmut über die (Nicht-)Nutzung ausdrücken oder redaktionelle (Gast-)Beiträge geschlechterbewussten Sprachgebrauch evaluieren. Auch wird zuweilen metadiskursiv die Debatte selbst verhandelt. Beispiele dafür zeigen sich unter anderem beim Irrelevanz- (vgl. Kap. 8.4.3) oder Gefahrentopos (vgl. Kap. 8.4.8), wenn darüber gesprochen wird, dass es irrelevant oder sogar gefährlich sei, derart viel und emotionalisiert über genderbewussten Sprachgebrauch zu debattieren, weil dadurch andere, wichtigere Themen aus dem Blick gerieten. Ähnlich verhält es sich mit der konzeptuellen Metapher *STREIT IST KRIEG* (vgl. Kap. 8.5.2.1), mit der die Debatte charakterisiert wird. In all diesen und weiteren Fällen wurden die Texte dem Hauptdiskurs zugeordnet. Als diesem zugehörig wurden auch solche Texte kategorisiert, die sich mit der sogenannten ›Identitätspolitik‹ und deren sprachlichem Ausdruck beschäftigen. Genderbewusste Sprache hat in diesem Zusammenhang einen Schibboleth-Charakter, wird also als sprachliches Symbol und Ausdruck einer – in den Texten unterschiedlich aufgefassten und definierten – identitätspolitischen Debatte sowie *Political Correctness* interpretiert, zu der sich in den Texten positioniert und die damit bewertet wird (vgl. Becker 2022: 319).⁶ Der Großteil des Korpus besteht demnach aus Texten, in denen die Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch den Hauptdiskursstrang des Textes ausmacht. Insbesondere sie stehen in den späteren Abschnitten des Kapitels im Fokus, in denen die Argumentationsmuster und

5 »Da der Leserbrief, wenn er auch Widerspruch üben, also rasonieren kann, mit keinerlei praktischer Handlung verbunden ist, wäre es falsch, ihn zum instrumentalen Sprachspiel zu rechnen. In seinem Fall besteht die Handlung allein in der (möglicherweise sogar anonymen) Publikation in einer Zeitung. Sein Merkmal ist also das ganz unabhängig von praktischen Handlungen ablaufende Rasonieren.« (Fix 2012: 141).

6 Zum Schibboleth-Charakter geschlechterbewusster Sprache und insbesondere des Asterisks vgl. auch weiter unten Kap. 8.2 zum Gegenstand des Diskurses sowie Mau et al. (2023: 185–199).

Metaphern in der Debatte und ihr Zusammenspiel mit den indexikalischen Zuschreibungen analysiert werden.

Eine Besonderheit des Korpus liegt darin, dass auch Texte mit aufgenommen wurden, in denen genderbewusster Sprachgebrauch nur Teil eines Nebendiskursstranges ist und bspw. der Illustration und Charakterisierung von Personen dient. Auch, und in einigen Fällen gerade in diesen Belegen zeigen sich indexikalische Zuschreibungen der verschiedenen untersuchten Formen besonders deutlich, wenn beispielsweise die genderbewusste Sprechweise eines Protagonisten in einem Artikel über Landwirtschaft dazu dient, ein bestimmtes Bild einer Persona zu evozieren und diese in bestimmtem Verhalten und Kontexten zu verorten (vgl. zur genaueren Analyse des Zitats Kap. 8.2.2).⁷

- 1) Franziska Hanka, eine junge Ökologin mit Dreadlocks, und Leon Bucher, bärtig, tätowiert, der seinen Job im Prozessmanagement zugunsten der Ökobewegung verlassen hat. Im Kugelsüdhanghof treffen Welten aufeinander, Berliner Nachhaltigkeitszene auf Allgäuer Verwurzelung: Leon Bucher hat ein Buch mit dem Titel »F*ck the System« dabei, **er gendert beim Sprechen, mit kurzer Pause vor dem »innen«**. (SZ 21.06.a; Hervorhebung P. M.)

Solche Artikel wurden aufgenommen, um potenziell bereits bestehende Indexikalitäten genderbewussten Sprechens, d.h. die damit diskursiv verbundenen und durch Äußerungen evozierten Personen und Verhaltenstypen analysieren zu können.⁸ Diese Aspekte werden im folgenden Kapitel genauer beschrieben, das den eigentlichen Diskursgegenstand ausführlicher untersucht und mithilfe von Spitzmüllers (2013) Modell metapragmatischer Positionierung differierende Zuschreibungen aufzeigt. Zudem belegen Texte, die sich dem Nebendiskurs zuordnen lassen, dass genderbewusster Sprachgebrauch als polarisiertes und polarisierendes Thema offensichtlich Nachrichtenwert für die Zeitungen hat. Dies zeigt sich besonders deutlich an Interviews, in denen eine einzige, oftmals inhaltlich nicht zum Rest des Fragenkatalogs kongruente Frage zu genderbewusstem Sprachgebrauch gestellt wird, woraufhin die Antwort auf diese (ausschnittsweise) zur Überschrift des Artikels gemacht wird (vgl. z.B. Welt 29.05.a). In diesem Zusammenhang zeigen sich Medien einmal mehr als besondere Akteure im Diskurs, die spezifische Konstruktionen, Indexikalitäten und Deutungsmuster ermöglichen, an ihrer Konstruktion aber gleichzeitig in hohem Maße beteiligt sind. Der Grund für diese besondere Rolle liegt in »bestimmten systemlogischen Kriterien der Aufmerksamkeitserregung und steuerung durch Nachrichtenwerte wie Neuigkeitswert, Konfliktwert, Betroffenheitswert oder Prestigewert« (Spieß 2012: 77). Genderbewusste Sprache und die jeweiligen

7 Neben Themen wie Landwirtschaft bzw. Ökologie wird auch in Artikeln, in denen es um Personalia und Inhalte von Parteien, vor allem bei *Bündnis 90/Die Grünen* aber auch bei *CDU/CSU*, geht, geschlechterbewusster Sprachgebrauch in Nebendiskurssträngen verhandelt. Oftmals dient die berichtete jeweilige Positionierung auch in diesen Fällen der Charakterisierung von Protagonist*innen oder wird als irrelevantes, aber dennoch präsent Thema beschrieben, neben dem andere Themen, die im Fokus des Artikels stehen, an Aufmerksamkeit verlieren (vgl. zu diesem Phänomen auch Kap. 8.4.3 zum Irrelevanztopos).

8 Vgl. zum Zurückgriff auf solche Zeitungstexte zur Analyse der Formung sprachlicher Ideologien bei Metasprachdiskursen im »beiläufigen Modus« auch Androutsopoulos (2007: 130).

Positionierungen dazu scheinen als Aufhänger (und ›Aufreger‹) für die Zeitungen zu gelten. Von Redecker (2016: 4) erklärt analog dazu die hohe Frequenz von Beiträgen in deutschen Medien zu Gender Studies und deren negativer Bewertung darin: »Just as sex sells, ›antigender‹ grips attention.«

8.2 Die ›Erfindung‹ des Genders: Enregistrierung von Gendern und geschlechtsübergreifendem Maskulinum – zum Gegenstand des Diskurses

Zu Beginn der Analyse ist im Folgenden zu klären, um welchen Gegenstand es in der medialen Debatte eigentlich geht, d.h. was letztlich von den unterschiedlichen Akteur*innen debattiert wird. Mit einem Blick auf Spitzmüllers (2013) Modell metapragmatischer Positionierung (s. Kap. 7.7) lässt sich diese Frage dahingehend spezifizieren, wie der zentrale debattierte und im Zuge der Debatte enregistrierte Sprachgebrauch genauer definiert werden kann. In den medialen Debatten werden in der Regel Diskussionen unter Überschriften wie »Soll man gendern?« (Schreiner & Lemke 2021) oder »Was spricht FÜR und GEGEN das Gendern?« (Geo 2021; Hervorhebung im Original) geführt. Es gilt daher, in diesem Unterkapitel zu klären, was »das Gendern« im Diskurs eigentlich meint, bevor im Folgenden die Zuschreibungen und Enregistrierungen, die damit einhergehen, analysiert werden können.

Als Begriff – bzw. genauer: als Verb – wurde *Gendern* vermutlich von Diewald & Steinhauer (2017) in dem im Duden-Verlag erschienenen »Handbuch geschlechtergerechte Sprache. Wie Sie angemessen und verständlich gendern« verbreitet. In dem Text bezeichnet das nominalisierte Verb unterschiedliche Verfahren genderbewussten Sprachgebrauchs, unter die beispielsweise auch die verschiedenen Stile, die Kotthoff (2020) zur Typisierung vorschlägt, fallen. Dass *gendern* bereits vorher, im Jahr 2013 als Verb genutzt wurde, belegt bspw. eine Glosse von Pusch (2013); der Großteil der untersuchten Texte bezieht sich für die Worterklärung aber auf den Text von Diewald & Steinhauer von 2017.

Auch Michaux, Méndez & Apel (2021: 34) fassen unter *Gendern* verschiedene Verfahren, die sie in schriftliche und mündliche Ausformungen weiter differenzieren. Sie beziehen sich dabei auf Strategien der Feminisierung, der Neutralisierung von Geschlecht oder weitere Verfahren mit Sonderzeichen, die die Binarität des Geschlechtersystems durchbrechen sollen. Im populärwissenschaftlichen Ratgeber »Richtig gendern für Dummies« spricht Rocktäschel (2021: 26) ebenso davon, dass es verschiedene Arten des *Genders* gibt und stellt »einige der gängigsten Arten zu gendern« vor. Sowohl in der Forschung als auch in populärwissenschaftlichen, vermittelnden Texten bezeichnet *Gendern* demnach verschiedene Formen und wird sowohl nominal als auch als Verb verwendet.

Im medialen Diskurs hingegen wird vielfach über *das Gendern* (Schreiner & Lemke 2021) oder »dieses Gendern« (z.B. Welt 18.05.b) gesprochen, womit die Vorstellung einer klar umrissenen, singulären und abgrenzbaren »Sondersprache« (Spitzmüller 2013: 284) aufgerufen wird. Die verschiedenen Formen genderbewusster Sprache, die beispielsweise Diewald & Steinhauer (2017) oder Michaux, Méndez & Apel (2021) aufführen und unter *Gendern* fassen und von denen Rocktäschel (2021) explizit schreibt, dass es

nicht eine richtige Art gebe, werden dagegen in der medialen Debatte meist nicht aufgegriffen. Vielmehr wird im Zuge von Homogenisierungsprozessen *das Gendern* oder *die Gendersprache* konstruiert, mit denen sich vor allem auf als nicht-binär intendierte Formen und im Speziellen auf die Verwendung des Asterisks und des Glottisschlags bezogen wird.⁹ Über Ikonisierung (vgl. Irvine & Gal 2000: 37–38) wird der Stern dann zu einem Platzhalter, einem Schibboleth für Gendern und die damit verbundenen sozialen Gruppen. Die wiederholte mediale Verhandlung des Asterisks als emblematisch für *das Gendern* ähnelt dabei einem Prozess, wie ihn Wong (2023: 712) für einen Hongkonger Dialekt festhält: »Through mediatization, certain uptake formulations are continuously recycled while others become muted and recede to the background.« Durch den speziellen Fokus der medialen Debatten und kontinuierliche Wiederholung wird somit die Gleichsetzung von genderbewusster Sprache und Asterisk bestärkt, während andere Formen, wie bspw. Binnen-I, Beidnennung oder Neutralisierungen nicht mehr wahrgenommen und somit nicht mehr aufgegriffen und diskutiert werden (vgl. dazu auch Zacharski 2024). Hettler (2018: 22; Fußnote) erklärt mit Bezug auf Labov, dass für linguistische Lai*innen bestimmte, besonders auffällige Varianten zu Stereotypen werden. Mir scheint, dass für den Asterisk in der medialen Debatte etwas Ähnliches passiert. Damit zusammenhängend kann auch die erhöhte Salienz dieser Formen als Faktor angeführt werden: Die wiederholt bewerteten Sonderzeichen sind materiell, d.h. graphisch und morphologisch (und im Mündlichen auch phonologisch und prosodisch über die Veränderung der Silbenstruktur) deutlich markiert, weil sie in die Wortform eingreifen. Dadurch sind Sprachwandelprozesse in diesem Bereich besonders salient (und werden potenziell schneller abgelehnt), weil sie auf tieferliegenden sprachlichen Ebenen stattfinden (vgl. Nübling et al. 2017: 14).¹⁰ Androutsopoulos (2007: 149) erklärt, dass »nicht alle Aspekte der Sprachstruktur gleichermaßen wahrnehmbar und somit ›ideologisierungsgesegnet‹ sind« – der Asterisk scheint für den medialen Diskurs besonders geeignet.

Mit Bezug auf Januscheks (1989) »Erfindung der Jugendsprache« und Androutsopoulos' (2011) »Erfindung des Ethnolekts« schlage ich daher vor, von einer Erfindung *des Genders* bzw. *der ›Gendersprache‹* im medialen Diskurs zu sprechen (vgl. auch Meuleneers 2024a).¹¹ Diese Vorstellung eines spezifischen Sprachgebrauchs wird über

9 Wenngleich auch der Doppelpunkt und der Gap Erwähnung finden, ist der Asterisk für die Schriftsprache in den untersuchten Texten doch emblematisch für »das Gendern«. Vgl. für diese Beobachtung auch Harnisch (2024).

10 Dass »Gendern« grundsätzlich als saliente Form des Sprachwandels gelten kann, stellen Adler & Roessel (2023: 37) in ihrer Erhebung fest. Sie führen die Nennung allerdings auch auf einen möglichen Einfluss der medialen Debatte zurück. In einer offenen Befragung zum Thema wahrgenommener Sprachveränderungen gaben rund 27 % aller Befragten Antworten, die der Kategorie Gendern zugeordnet wurden. Interessanterweise überwiegen dabei neutrale bzw. teils/teils-Bewertungen, wenngleich in absoluten Zahlen die meisten negativen bis sehr negativen Bewertungen in dieser Kategorie zu finden sind (vgl. Adler & Roessel 2023: 36). Adler & Plewnia (2021) wiederum konnten in ihrer repräsentativen Umfrage zu Spracheinstellungen nur ein geringes angeführtes Interesse der Mehrheit linguistischer Lai*innen am Thema geschlechterbewusster Sprache feststellen.

11 Der Vorteil des Terminus *Erfindung* ist dabei, auf spezifische Kontexte, Agenden und zugrundeliegende Konzeptualisierungen hinzuweisen, in denen diese ›Sondersprachen‹ produziert, reguliert

die mediale Konstruktion hervorgebracht (vgl. Androutsopoulos 2011: 98) und dann in den der Analyse zugrundeliegenden Texten näher beschrieben, argumentativ verhandelt und sich dazu positioniert – es ist also der im Modell Spitzmüllers (2013) zentral gesetzte Sprachgebrauch, der Verbindungen zu Personen- und Verhaltenstypen indiziert und zu dem sich positioniert wird (s. Abbildung 2). Im Zuge dieses Prozesses wird ein komplexeres Bild, das verschiedene Formen genderbewussten Sprachgebrauchs umfasst, wie sie bspw. in den verschiedenen Stilen nach Kotthoff (2020) oder in den Ratgebern und Leitfäden deutlich werden, zu einem einzigen homogenisiert: Gendern wird mit der Verwendung des Asterisk gleichgesetzt (vgl. auch Stefanowitsch 2021). Damit einher geht auch, dass mögliche Variation sowie einige Personen und Aktivitäten unsichtbar gemacht werden (vgl. Irvine & Gal 2000: 38). Die Verwendung der Beidnennung beispielsweise wird nicht als Gendern verstanden, wie unter anderem in der Berichterstattung der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* über die Grünen deutlich wird: »Die großgedruckte Anrede ›liebe Wählerinnen und Wähler‹ zu Beginn und am Ende des Programms wird nicht gegendert.« (FAZ 07.06.a) Ähnliches zeigt sich auch in einem Leserbrief in der taz: »Ich [...] muss meine Abneigung gegen die sprachliche Verballhornung des Genders zum Ausdruck bringen. ›Sehr geehrte Damen und Herren‹ – ›Liebe Leserinnen und Leser‹ etc., was ist daran ›diskriminierend u./o. unemanzipiert?‹« (taz 23.01.a)

Diese Gleichsetzung von Gendern und Asterisk zeigt sich unter anderem auch in den Überschriften der Zeitungsartikel, in denen bspw. vom »Krieg der Stern*innen« (FAZ 06.02.) gesprochen wird. Die *Bild*-Zeitung erläutert neue »Gender-Regeln für alle bei der Stadt« (Bild 15.06.b) mit Bezug auf eine Entscheidung der Stadträte in Hamburg und erklärt, dass »Beispiele für Gender-Sprache« unter anderem »Mitarbeiter*innen statt Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter« oder »Dipl.-Ing.*in statt Diplom-Ingenieur und -Ingenieurinnen« seien. Anders als in der *Bild*-Zeitung verwendet die *Süddeutsche Zeitung* den Begriff »geschlechtergerechte Sprache«¹², setzt diese aber ebenfalls mit dem Asterisk bzw. Glottislaut gleich, wenn es heißt: »Sie [eine »aufgezogene Gewitterfront«; P. M.] richtet sich gegen den Siegeszug der geschlechtergerechten Sprache, die mittlerweile sogar bei Claus Kleber im ›Heute Journal‹ angekommen ist, wenn der von ›Bürger*innen‹ spricht.« (SZ 06.03.) Auch die Liste der *Keywords* (s. dazu Kap. 8.3) zeigt deutlich auf, dass insbesondere der Asterisk in der Debatte verhandelt wird: Unter den 50 Wörtern mit der größten *Keyness* finden sich »gendersternchen«, »sternchen« oder »genderstern« – erst »formen« auf Listenplatz 58 verdeutlicht, dass auch, wenngleich deutlich seltener, über andere Varianten genderbewussten Sprachgebrauchs gesprochen wird. Die medialen Illustrationen, auf die an dieser Stelle nur cursorisch eingegangen werden soll, verstärken diese Gleichsetzung und Homogenisierung ebenfalls. In der Bebilderung der Artikel wird vor allem auf den Stern zurückgegriffen. Dies geschieht teilweise im intendierten Sinne, indem Text(ausschnitt)e als Illustration dienen, in denen Personenreferenzen, in die ein Asterisk vor dem femininen Suffix eingesetzt ist, zu sehen ist; z.T. aber auch in

und konstituiert werden (vgl. Makoni & Pennycook 2006: 12). Dieses Kapitel widmet sich dem Kontext medialer Diskurs und den sich darin befindlichen Akteur*innen auf Pro- und Kontra-Seite, während das nächste Kapitel sich auf Daten aus Leitfadeninterviews stützt.

12 Zu den Unterschieden in der Bezeichnung genderbewussten Sprachgebrauchs s. Kap. 8.3.4.

einer ›verspielteren‹ Illustration, wenn bspw. in der *Süddeutschen Zeitung* auf Landesfahnen Asteriske eingefügt werden, um genderbewussten Sprachgebrauch in verschiedenen Sprachen zu thematisieren (vgl. SZ 12.05.).

Dass dies nicht nur für den Untersuchungszeitraum gilt und die (print)medialen Diskurse zu dieser Homogenisierung beitragen, zeigt sich auch in der Berichterstattung zu einer Umfrage des *Westdeutschen Rundfunks* zur Akzeptanz und Verwendung genderbewussten Sprachgebrauchs, die Ende 2022 durchgeführt wurde. *Erasure* und *homogenization* der Formen genderbewusster Sprache im Sinne Irvine & Gal (2000) und das schnelle Ablaufen dieser beiden Prozesse im Diskurs werden auch im folgenden Exkurs zu dieser Umfrage deutlich. Die analysierten Daten sind nicht Teil des Untersuchungskorpus, sollen aber die These der Homogenisierung auch mit Blick auf einen späteren Zeitpunkt noch einmal stärken.

8.2.1 Die Umfrage des WDR und ihre verschiedene Formen homogenisierende mediale Aufnahme – ein Exkurs zur Diachronie der Beobachtungen

Am 06. Februar 2023 veröffentlichte der WDR eine repräsentative Umfrage von *infratest dimap*¹³ zum Thema genderbewussten Sprachgebrauchs (vgl. WDR 2023). Der Artikel, in dem die Umfrageergebnisse berichtet wurden, war dabei mit »So gendern die Deutschen« (WDR 2023) überschrieben. Abgefragt wurden bei mehr als 1.000 Teilnehmenden unter anderem die persönliche Einschätzung der Relevanz sowie die Akzeptanz verschiedener Formen. Das Ergebnis zeigte, dass genderbewusster Sprachgebrauch für knapp 2/3 der Befragten wenig bis gar nicht relevant ist. Die Abfrage verschiedener Formen genderbewussten Sprachgebrauchs wird in diesem ersten Artikel ausführlich berichtet: Einzelne Zwischenüberschriften nehmen expliziten Bezug auf verschiedene Möglichkeiten geschlechterbewusster Personenreferenzen und erklären, dass mehr als 50 % der Befragten Doppelnennungen nutzen und mehr als 2/3 der an der Umfrage Teilnehmenden diese akzeptieren (vgl. auch Müller-Spitzer & Ochs 2024). Nicht-binäre Formen werden im Bericht als davon abweichend berichtet: »Bei der Benutzung von Symbolen wie Sternchen oder Doppelpunkt [...] gehen die Meinungen schon weiter auseinander. 35 Prozent finden das gut, 59 Prozent hingegen nicht.« (WDR 2023)¹⁴ Daneben wird der Glottisschlag als mündliche Variante genderbewusster Sprachformen als »Sprechpause, die sogenannte ›Gender-Gap‹« (WDR 2023) beschrieben, die von 27 % mit gut oder sehr gut, von 69 % dagegen als weniger oder gar nicht gut bewertet wurde.

13 Einige Umfrageergebnisse und die dazugehörigen Fragen finden sich unter: <https://www.infratest-dimap.de/umfragen-analysen/bundesweit/umfragen/aktuell/gendergerechte-sprache/> (zuletzt 30.11.2024). Die Fragen legen dabei nahe, dass trotz der Verwendung von Formulierungen wie »alle Geschlechter« der Umfrage eine binäre Lesart von Geschlecht zugrunde liegt. So lautet eine Frage beispielsweise: »Momentan gibt es eine gesellschaftliche Debatte darüber, ob wir uns in unserer Sprache darum bemühen sollten, Frauen und Männer gleichermaßen einzubeziehen – also sprachliche Formen und Formulierungen zu benutzen, die alle Geschlechter sichtbar und hörbar machen. Wie ist Ihre Haltung dazu?«.

14 In der dazugehörigen Frage wurden Stern, Doppelpunkt, Unterstrich und Schrägstrich als Varianten genannt.

In der darauffolgenden Berichterstattung werden die Umfrage und die Reaktion des WDR – Programmdirektor Jörg Schönenborn empfahl, den Glottisschlag nicht mehr zu nutzen, wenn er beim Publikum nicht gut ankäme (vgl. WDR 2023) – vielfach aufgegriffen. In den Artikeln und anderen medialen Beiträgen, die über einen News-Crawler¹⁵ gesammelt wurden, wird dann in der Regel bereits in der Überschrift davon gesprochen, dass die Mehrheit der Deutschen Gendern ablehne. Auch wenn einige der Artikel im Text auf die Unterschiede in der Bewertung der verschiedenen abgefragten Formen eingehen, beziehen sie sich in Überschriften und Teasern auf die Werte zu als nicht-binär deklarierten Formen. Bei *Bild-TV* beispielsweise wird genderbewusster Sprachgebrauch bereits in der Anmoderation zum Bericht über die Umfrage implizit über die übergeneralisierte Verwendung des Glottisschlags (»Die Mehrheit der Deutsch*innen hat gar keine Lust aufs Gendern« [Bild 2023]) mit den nicht-binären Formen gleichgesetzt.¹⁶

In der Berichterstattung des Medienportals *turiz* wird Beidnennung gendergerechter Sprache gegenübergestellt¹⁷: Auch hier wird die mehrheitliche Ablehnung von Gendern bzw. gendergerechter Sprache in Medien berichtet, aber festgestellt, dass »[m]it der Doppelnennung von männlichen und weiblichen Formen in den Medien [...] hingegen zwei Drittel der Befragten gut leben« (Riegel 2023) können – Beidnennungen scheinen demnach keine Form genderbewussten Sprachgebrauchs zu sein. Ähnlich wird die Umfrage im, laut Selbstbeschreibung, »queere[n] News und Infotainment-Portal« Schwulissimo gerahmt:

15 Dabei handelt es sich um den News Reader (<https://news.feed-reader.net/>), eine, laut Website, »eigenständige, unabhängige Nachrichtensuchmaschine, die aktuelle Nachrichten aus ausgewählten, deutschsprachigen Quellen im Internet sammelt«. Geographischer Schwerpunkt sind dabei Quellen – von »alternativ bis traditionell« – aus der DACH-Region. Gesucht wurde mit dem Schlagwort *Gendern*.

16 Zu übergeneralisierten Formen und ihrem ridikulisierenden und abwertenden Potenzial s. Kap. 8.3.5.

17 Weitere Belege zu diesem Phänomen finden sich auch in den Daten des Untersuchungskorpus dieser Arbeit: In einem Leserbrief der FAZ (01.02.2) wird erklärt, dass »eine überwiegende Mehrheit der Sprecherinnen und Sprecher des Deutschen das Gendern ablehnt« – auch an dieser Stelle wird »Sprecherinnen und Sprecher des Deutschen« offensichtlich nicht als »das Gendern« aufgefasst. Diese Opposition zeigt sich auch in einem Antrag der Partei Alternative für Deutschland, genauer: ihres Kreisverbandes der Stadt Hoyerswerda. In einem Antrag der dortigen AfD-Fraktion an den Stadtrat Hoyerswerda forderte die AfD unter dem Titel »Keine gendergerechte Sprache in der Stadtverwaltung & Co« den Oberbürgermeister dazu auf, sicherzustellen, dass in der Stadtverwaltung und den städtischen Betrieben in Schriftverkehr und offiziellem gesprochenen Wort die Regeln der amtlichen deutschen Rechtschreibung befolgt würden. Begründet wird dies u.a. mit einem Topos der Mehrheit sowie der Demokratie (vgl. dazu Kap. 8.4.10): Da demokratisch gehandelt werden müsse, dementsprechend der Mehrheitswille zähle und Umfragen zufolge »die Mehrheit der deutschen Bürgerinnen und Bürger die sogenannte gendergerechte Sprache« (AfD-Fraktion Hoyerswerda 2023) ablehne, solle sie untersagt werden. Die Beidnennung der Bürgerinnen und Bürger scheint die Fraktion dabei nicht als in der gendergerechten Sprache inbegriffen anzusehen. Dass auch Partizipien u.U. nicht als Möglichkeit genderbewussten Sprachgebrauchs wahrgenommen werden, legt ein anderer Antrag, in diesem Falle der AfD-Bundestagsfraktion (2023), nahe: Die »Gendersprache« sei demnach von der »überwiegenden Mehrheit der Sprechenden« nicht akzeptiert und solle entsprechend untersagt werden.

- 2) Auch zeigt sich im Vergleich zu 2020, dass immer mehr Bundesbürger sowohl beim Lesen wie auch beim Hören von der Gendersprache genervt sind – auch hier lehnt eine gestiegene Mehrheit dies ab. Deutlich eher akzeptiert (69 % der Befragten) wird dagegen die Doppelnennung von männlichen und weiblichen Formen, also zum Beispiel ›Ärzte und Ärztinnen‹. (Schwulissimo 2023)

Im Medium Junge Freiheit, das unter anderem als »Sprachrohr einer radikalnationalistischen Opposition« (Botsch 2017) gilt, wird unter der Überschrift »WDR rudert beim Gendern zurück« zudem nur über den Asterisk gesprochen und erklärt, dass auf diesen in Zukunft verzichtet werde – Gendern ist in diesem Artikel mit dem Stern gleichgesetzt: Über andere Formen wird gar nicht mehr gesprochen und diese werden somit gelöscht (vgl. Junge Freiheit 2023).

Auch in der Berichterstattung zur Umfrage trägt die Bildauswahl der Artikel zur Gleichsetzung bei: Neben Bildern von Jörg Schönenborn werden in der überwiegenden Anzahl der Fälle Bilder gewählt, auf denen der Genderstern zu sehen ist – auf Schildern in Schaufensterscheiben, »*innen« gelegt aus Buchstaben oder beispielhafte Personenreferenzen, in denen der Stern eingesetzt wird. Bei der Rheinischen Post beispielsweise wird der Onlineartikel mit einem Bildausschnitt illustriert, auf dem ein Text zu sehen ist; im Fokus und gelb hervorgehoben ist dort »Mitarbeiter*innen« zu lesen. Die Bildunterschrift dazu lautet: »Beispiel für ›geschlechtersensiblen Sprachgebrauch‹ (Symbolbild).« (Rheinische Post 2023) Geschlechterbewusste Sprache wird in den meisten der Artikel somit auch in den Daten dieses Zeitabschnitts sowohl im Text als auch in Illustrationen mit den salienten grafischen Formen, insbesondere aber mit Asterisk und Glottisschlag gleichgesetzt.

In der binären Polarisierung der untersuchten medialen Debatten, auch abseits der Berichterstattung zur WDR-Umfrage, wird *dem* Gendern in der Regel ein vermeintlich »normaler«¹⁸ Sprachgebrauch gegenübergestellt, der mit der Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums, also dem traditionellen Stil (vgl. Kotthoff 2020: 1), gleichgesetzt wird. Häufig geschieht das in einer expliziten Kontrastierung zum *Genderstern*, wenn beispielsweise ein Leserbrief in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* mit »Generisches Maskulinum und Gender-Stern« (FAZ 12.01.b) überschrieben ist. Es zeigt sich also sowohl für das dieser Arbeit zugrundeliegende Untersuchungskorpus als auch für die Berichterstattung zur WDR-Umfrage eine Löschung und Homogenisierung im Diskurs: Gendern bezieht sich auf Personenreferenzen mit Stern und Glottisschlag.

Nachdem nun der Gegenstand des Diskurses, d.h. die verschiedenen Sprachgebräuche im Zentrum des Spitzmüller'schen Modells (2013) – geschlechterbewusster Sprachgebrauch als gleichgesetzt mit dem Asterisk und geschlechtsübergreifendes Maskulinum – erläutert wurden, sollen im Folgenden die jeweiligen Typisierungen von und Zuschreibungen zu ebendiesen »Sondersprachen« (vgl. Spitzmüller 2013: 284), die in den expliziten metasprachlichen Äußerungen deutlich werden, analysiert werden.

18 S. Kap. 11.2.11 zum Topos der Normalität in der Argumentation.

8.2.2 Typisierungen der konstruierten ›Sondersprachen‹ geschlechtsübergreifendes Maskulinum vs. Gendern

In den analysierten medialen Texten zeigen sich verschiedene Zuschreibungen sowohl von Befürworter*innen als auch Gegner*innen genderbewussten Sprachgebrauchs, die sich beide jeweils mit dem geschlechtsübergreifenden Maskulinum als auch dem Gendern befassen, wenngleich das geschlechtsübergreifende Maskulinum seltener typisiert und verhandelt wird. Grundsätzlich zeigen sich explizite Positionierungen, die sich auf einem polarisierten Spektrum bewegen und vor allem deutlich pro oder deutlich kontra sind.

8.2.2.1 Geschlechtsübergreifendes Maskulinum

Von der Pro-Seite¹⁹ wie auch von den Kritiker*innen des Genders gibt es relativ wenig Zuschreibungen zum geschlechtsübergreifenden Maskulinum, das in den Debatten nur »generisches Maskulinum« genannt wird, wie weiter unten auch mithilfe der *Keywords* gezeigt wird. Das geschlechtsübergreifende Maskulinum gilt als normaler Sprachgebrauch, als die Variante, an die Sprecher*innen des Deutschen gewöhnt sind (vgl. auch Wizorek 2022: 4) und wird entsprechend wenig zugeordnet. Die Pro-Seite verbindet die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums mit alten Männern²⁰ (vgl. FAZ 06.02.) sowie »konservative[n] Blogs und Zeitungen« (SZ 06.03.). Insbesondere Parteien wie AfD, CDU und CSU (vgl. z. B. taz 15.06.a, b) werden in diesem Zusammenhang angeführt. Die Verwendung wird auch als defensives bzw. verteidigendes Verhalten konzeptualisiert (vgl. SZ 11.03.b) und mit Angst und Verunsicherung assoziiert. Mehr indexikalische Zuschreibungen allerdings finden sich darüber hinaus in den Daten nicht.

Noch weniger Typisierungen und Zuschreibungen zu Personen- und Verhaltenstypen, die geschlechtsübergreifende Maskulina verwenden, zeigen sich in den Aussagen der Kritiker*innen genderbewusster Sprache. Die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums wird vor allem Personen zugeschrieben, die selbstbewusst genug seien, sich in jeder Form wiederzufinden oder sich »hinter dem generischen Maskulinum [...] selbstbewusst« (SZ 13.02.c) zu verbergen. Implizit – und teilweise auch explizit – wird damit eine Outgroup von Menschen konstruiert, denen Selbstbewusstsein fehle und die daher das Bedürfnis nach sprachlicher Abbildung hätten: »Wortungetüme wie ›Leser*innen‹ zeugen vielleicht auch nur von einem Minderwertigkeitskomplex« (taz 23.01.a). In dieser Zuschreibung zeigt sich die Aufwertung der eigenen Gruppe, die sich durch ein besonderes Selbstbewusstsein auszeichne und

19 Die Label pro und kontra folgen an dieser Stelle den medialen Debatten, in denen die Befürworter*innen genderbewussten Sprachgebrauchs als pro gelten, während kontra für diejenigen verwendet wird, die sich gegen diesen aussprechen (vgl. auch Stefanowitsch 2021).

20 Eine Differenzierung zwischen cis und trans Männern findet sich in der Debatte dabei nicht; gerade in Verbindung mit dem ebenfalls mehrfach belegten Phrasem *Alte weiße Männer* aber kann davon ausgegangen werden, dass es sich um die Normvorstellung eines cisgeschlechtlichen Mannes handelt, dem die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums zugeschrieben wird.

eine damit einhergehende Abwertung der Fremdgruppe durch ein Stigmawort²¹ wie Minderwertigkeitskomplex.

Zudem wird das geschlechtsübergreifende Maskulinum der Mehrheit der Sprecher*innen, dem »Volk« (Bild 13.04.) bzw. den »Bürger[n]« (FAZ 16.06.b) zugeschrieben (vgl. zum Topos der Mehrheit auch Kap. 8.4.10), die mit spezifischen, stereotypen Tätigkeiten – Abendbrot, Freiwillige Feuerwehr, Biertrinken im Sportverein – und der entsprechenden stereotyp deutschen »imagined community« (Anderson 2006 [1983]) verbunden werden: »An den Abendbrottischen in Deutschland, bei den Stammtischen der freiwilligen Feuerwehren oder beim Bier im Sportverein spricht kaum jemand mit Gender-Hicks.« (Welt 14.05.) Diese Typisierung unterstützt die Konzeptualisierung eines »normalen« Sprachgebrauchs und wiederum eine Abwertung des Genders als anormal. In dieser Anormalität sind Konzeptualisierungen von geschlechterbewusster Sprache als unnatürlich und künstlich sowie unterbrechend (»Hicks«) bereits angelegt, die weiter unten in der Analyse der Topoi (s. Kap. 8.4) und Metaphern (s. Kap. 8.5) noch ausführlicher behandelt werden. Genderbewusste Sprache wird zudem als außerhalb der deutschen Gemeinschaft, die sich an dieser Stelle klischiert durch Abendbrot, Alkoholkonsum und Vereinstätigkeit auszeichnet, dargestellt. Die wenigen Typisierungen des und Zuschreibungen zum geschlechtsübergreifenden Maskulinum in den Daten lassen sich auf Basis dieser Konzeptualisierung erklären: Was normal ist, muss nicht weiter beschrieben und definiert werden. Es ist vielmehr Ausgangspunkt und Vergleichsfolie für die Kontrastierung gegen alles Abweichende, Anormale oder Künstliche. Dieser kontrastierende Sprachgebrauch ist in den medialen Debatten das Gendern, zu dem sich entsprechend deutlich mehr Typisierungen finden: Es wird beispielsweise über den »Kampf [...] Normalo gegen Gendersternchen« (taz 19.06.a) gesprochen und erklärt: »[n]ormale Menschen reden nicht so« (Welt 03.06.b) – so bedeutet in diesem Kontext mit Glottisschlag.

Die höhere Zahl an Typisierungen des Genders ist angesichts des Fokus der medialen Debatten auf Fragen wie »Soll man gendern?« (Schreiner & Lemke 2021) einerseits nicht besonders überraschend, zeigt aber andererseits wiederum, dass es differierende Zuschreibungen zu *dem* Gendern gibt. Wer genderbewussten Sprachgebrauch nutzt oder ablehnt, verspürt anscheinend eine höhere Notwendigkeit, diesen zu typisieren und damit auch Einfluss auf das durch den Sprachgebrauch hervorgerufene Selbst- und Fremdbild zu nehmen bzw. dies zumindest zu versuchen.

8.2.2.2 Gendern

In dem bereits oben angeführten Zitat aus einer Reportage der *Süddeutschen Zeitung* (21.06.a) finden sich kondensiert einige der frequentesten Zuschreibungen, weshalb ich es an dieser Stelle noch einmal gesondert betrachte:

- 3) Franziska Hanka, eine junge Ökologin mit Dreadlocks, und Leon Bucher, bärtig, tätowiert, der seinen Job im Prozessmanagement zugunsten der Ökobewegung verlassen

21 Stigmawörter werden von Hermanns (1994: 20) als solche Wörter definiert, durch die »Personen, Gegenstände, Sachverhalte irgendwie »stigmatisiert« werden. Implizit wird durch sie dabei die eigene Gruppe durch die Stigmatisierung einer Outgroup aufgewertet und in ihrer Gruppenidentität gestärkt (vgl. Spitzmüller 2005: 159).

hat. Im Kugelsüdhanghof treffen Welten aufeinander, Berliner Nachhaltigkeitsszene auf Allgäuer Verwurzelung: Leon Bucher hat ein Buch mit dem Titel »F*ck the System« dabei, er gendert beim Sprechen, mit kurzer Pause vor dem »innen«. (SZ 21.06.a)

In der Reportage wird genderbewusster Sprachgebrauch also mit Jungsein assoziiert. Darüber hinaus wird es aber insbesondere auch einer alternativen (»Dreadlocks«, »bärtig, tätowiert«), nachhaltigkeitsbewegten und systemkritischen (»ein Buch mit dem Titel ›F*ck the System‹) Szene zugeschrieben. Zudem wird ein Stadt-Land-Kontrast eröffnet, bei dem genderbewusster Sprachgebrauch der Stadt zugeschrieben wird.

Wer sich für genderbewussten Sprachgebrauch ausspricht, schreibt diesen auch in den anderen Texten des medialen Korpus einer »jungen Zielgruppe« (FAZ 25.03.a) sowie »den Jüngeren« (FAZ 06.02.) zu; es handele sich um eine »Gendersternchen-Generation« (Welt 15.05.b): »Gendern sei nur bei alten Menschen ein Problem, die Jungen würden das ganz selbstverständlich machen.« (Welt 03.06.b)

Von der Pro-Seite wird Gendern über metapragmatische Aussagen dabei als Verhalten typisiert, das z.T. mit Hochwertwörtern²² verbunden wird: Die Verwendung genderbewussten Sprachgebrauchs gewährleiste Inklusivität, da damit »möglichst alle angesprochen und niemand durch Sprache ausgeschlossen« (FAZ 06.02.) werden soll.²³ Zudem wird Feminismus mit genderbewusstem Sprachgebrauch verbunden: »Sie bezeichnet sich als Feministin, gendert konsequent.« (taz 19.06.b) – Feministin-Sein und genderbewusster Sprachgebrauch werden an dieser Stelle als zusammengehörig konzeptualisiert. Auch in einem Interview mit Petra Gerster in der taz wird diese Assoziation deutlich:

- 4) Aber gegen das Gendern mit Sternchen sperrte ich mich lange, weil ich fand, gesprochen funktioniere das nicht. Dann brachte Claus Kleber im letzten Jahr die Minipause ab und zu in seinen Moderationen im ›heutejournal‹ unter und kam dabei sehr selbstverständlich rüber. Da ist er mal feministisch an mir vorbeigezogen [...]. (taz 18.01.)

Dass auch Geschlecht für die Verwendung von genderbewusstem Sprachgebrauch relevant zu sein scheint (vgl. zu diesem Zusammenhang auch Kap. 8.4.5.4 zu nicht-minimalen Selbstreferenzen), zeigt sich insbesondere in Charakterisierungen derjenigen, die es ablehnen; vor allem handelt es sich den Texten des Korpus zufolge um Männer (vgl. auch z.B. Welt 26.05.c, taz 27.01.b): »Für so manchen Mann scheint das Gendern eine große Zumutung zu sein.« (taz 06.02.)

22 Hermanns (1994) grenzt Hochwertwörter von Fahnenwörtern ab. Während Fahnenwörter bestimmte Bedeutungen in der Ingroup tragen und somit die Gruppenidentität hervorheben und diese und die jeweiligen Ziele stärken, gelten Hochwertwörter als solche, die gesamtgesellschaftlich verwendet werden und in dieser Gemeinschaft insgesamt geteilte Grundwerte bezeichnen, wie bspw. *Freiheit* oder *Demokratie* (vgl. Hermanns 1994: 18).

23 In diesem Zitat zeigt sich bereits die auch in weiteren Belegen zu findende weitgehende Gleichsetzung von Referenz und Adressierung. In der Regel wird in den medialen Daten nicht zwischen den beiden unterschieden und Befürwortung der Verwendung unter anderem auf die Adressierung möglichst aller Geschlechter zurückgeführt. Das zeigt sich bspw. auch an den bereits angeführten Adressierungskonstruktionen wie Liebe Bürgerinnen und Bürger, die vermeintlich geändert werden müssten, um geschlechterbewusster Sprache zu entsprechen. Auch hierin zeigt sich wiederum die Gleichsetzung von geschlechterbewusster Sprache mit dem Asterisk.

Von denjenigen, die es ablehnen, wird Gendern vor allem mit Minderheiten und Gruppen, die abgewertet werden, assoziiert. Genderbewusste Sprache ist, der Kontra-Seite zufolge, »linke Identitätspolitik« (FAZ 07.03.) oder wird »gern benutzt in der linken Szene« (Bild 03.04.) und in »linken Zeitschriften« (FAZ 06.02.). Dass Gendern indexikalisch mit Links-sein verbunden ist, wird auch anhand einer Negation deutlich: »Die Autoindustrie steht nicht im Verdacht, politisch am linken Rand des Landes zu stehen: [...] Umso überraschter war die Republik, als Audi ankündigte, künftig auf eine »gender-sensible Schreibweise« zu setzen: Aus »Audianern« werden »Audianer_innen«.« (FAZ 25.03.a) Die indexikalische Verbindung von Links-sein und der Verwendung genderbewusster Sprache scheint demzufolge stark genug zu sein, um sie aufzurufen und Audi – als dem wirtschaftsliberalen und nicht links im Sinne von einem kapitalismuskritischen Lager zugehörig – dagegen zu kontrastieren.

Gendern wird zudem von den Gegner*innen als Verhalten einer »elitären Minderheit« (Bild 30.06.) und von »privilegierte[n] Milieus« (FAZ 21.03.a) angesehen – die eigene Position ist somit bei der Mehrheit verortet und ermöglicht auf dieser Basis eine Abwertung der Forderung nach genderbewusster Sprache als irrelevant und Anliegen nur weniger Menschen, wie die Analyse der daran anschlussfähigen Argumentation auf Basis der Topoi der Mehrheit in Kap. 8.4.10 und der Minderheit in Kap. 8.4.11 noch einmal zeigen wird. Diese Minderheit gilt dabei als universitäts- und politiknah. Vor allem öffentliche Institutionen, wie Universitäten, Schulen und/oder staatliche Einrichtungen sowie (öffentlich-rechtliche) Medien²⁴ werden als Orte mit der Verwendung genderbewussten Sprachgebrauchs assoziiert; insbesondere von Gegner*innen desselben: »Es handelt sich hier um eine Ideologie, die von einer kleinen Minderheit in Unis, Verwaltung und jetzt auch in den öffentlich-rechtlichen Medien gegen den Willen der Mehrheit durchgesetzt wird.« (Bild 10.01.) Zu dieser Minderheit gehören laut Zuschreibungen der Kontra-Seite »Autoren, Verwaltungsdirektoren, Universitätspräsidenten, Talkmasterinnen, Duden-Redakteurinnen« (FAZ 04.03.). Diese seien »unbedarfte Anhänger an Schaltstellen der Veränderung respektive der Macht«: »Diese Schaltstellen seien einerseits die deutschen Universitäten [...]. Diese Schaltstellen sind andererseits einflussreiche Sendeanstalten« (FAZ 11.06.).

- 5) Der sogenannte Gendersprech ist mittlerweile auch in den Nachrichten und Informationsformaten des öffentlichrechtlichen Rundfunks angekommen. (Bild 16.01.)
- 6) Zwei der Oberjournalisten der Republik, Frau Slomka und Herr Kleber, haben an prominenter Stelle, im »HeuteJournal« des ZDF, den Knacklaut in die Aussprache bestimmter Wörter eingeführt. (Welt 17.05.b)
- 7) Seit gut einem Jahr gendern Journalisten der öffentlichrechtlichen Fernsehanstalten in ihren Sendungen und TalkshowFormate [sic!]: zum Beispiel Anne Will in der ARD, Petra Gerster (»heute«) und Claus Kleber (»heuteJournal«) im ZDF. (Welt 23.05.)

Die Verortung des Genders in Universitäten, staatlichen Einrichtungen und Medien wird dabei mit der Zuschreibung eines elitären Verhaltens in Verbindung gebracht: »Die

24 Wie Kollokationsanalysen zeigen, treten diese Institutionen auch in Kombination auf. Beispielhaft ist dies an den Kollokationspartnern zum Lexem »Universitäten« im Subkorpus der *Welt* zu sehen: »Schulen«, »Einrichtungen«, »staatlichen« »Behörden« und »Ministerien«.

sogenannte gendergerechte Sprache wird meines Erachtens von einer lautstarken Minderheit propagiert, die in den Medien stark vertreten ist.« (SZ 16.03.a) Dieser postulierte Elitarismus geschlechterbewussten Sprachgebrauchs ist diskursives Deutungsmuster einer vermeintlich entstehenden Kluft zwischen der »bürgerliche[n] Mitte« (Welt 14.05.) bzw. »den ›kleinen Leuten‹ (also allen anderen)« (FAZ 16.06.b) und einer politischen Elite: Umfragen, die die breite Ablehnung des Genders verdeutlichten,

- 8) zeigen eine wachsende Kluft, eine Entfremdung von Volk und politisch-medialer Klasse. Während nicht nur Parteien wie die Grünen und Stars des Rundfunks, sondern auch staatliche Organe von Stadtverwaltungen bis zum Bundesverfassungsgericht ohne Grundlage eine vermeintlich geschlechtergerechte Sprache einführen, wenden sich viele Bürger mit Grausen ab. (FAZ 16.06.b)

Neben Bildungseinrichtungen und im Speziellen Universitäten werden insbesondere Berlin und damit metonymisch die Bundespolitik sowie die dazugehörige Vorstellung einer Politikelite von Gegner*innen des Genders mit diesem verbunden: »Da ist irgendwo Berlin«, sagt Kurze. Der Ort, wo sie über gendergerechte Sprache diskutierten, als sei es das wichtigste Thema überhaupt, sagt Kurze. »Meine eigene Partei [CDU; P. M.] will noch grüner sein als die Grünen.« (SZ 02.06.) Besonderes Interesse an und die Verwendung sowie Verbreitung geschlechterbewusster Sprache wird also insbesondere solchen Akteur*innen zugeschrieben, denen gesellschaftlich gemeinhin sowieso Macht zugeschrieben wird: Politiker*innen, Wissenschaftler*innen sowie Journalist*innen.

Als Politikelite, die sich besonders vehement für das Gendern aussprache und es nutze, gilt dabei in den Daten die Partei *Bündnis 90/Die Grünen* (vgl. unter anderem Bild 14.04.; Bild 29.05.; Welt 14.05.; Welt 23.04.): »Doch Grünen-Politikern ist das offensichtlich egal. Sie fühlen sich in der Rolle der selbsternannten Sprachpolizei pudelwohl.« (Bild 27.05.b) Aber auch SPD und der Partei *Die Linke* wird dieser Sprachgebrauch zugeschrieben (vgl. Bild 13.04; Welt 15.06.e), wenngleich diese Zuschreibung in einigen Texten, insbesondere mit Verweis auf Umfragen, infrage gestellt wird (vgl. Welt 06.06.b; taz 20.04.), wie es eigentlich auch für *Die Grünen* denkbar wäre: In einer Umfrage aus dem Mai 2021 lehnte eine knappe Mehrheit von 48 % der Befragten unter Parteianhänger*innen der Grünen die Nutzung gendebewussten Sprachgebrauchs in Medien und der Öffentlichkeit eher bzw. voll und ganz ab (gegenüber 47 %, die diesen eher bzw. voll und ganz befürworteten) (vgl. infratest dimap 2021). Den Grünen wird mit der Zuschreibung, Verfechter*innen des Genders zu sein, dabei vor allem auch ein oppressives Verhalten zugesprochen (vgl. zum Topos des Zwangs auch Kap. 8.4.12): »Die Grünen sind – auch wenn es um Gendersprache oder Diskursfreiheit an Universitäten geht – in der Regel auf der Seite der Unfreiheit.« (Welt 11.03.)²⁵

Auch in Verbindung mit der Typisierung, dass es sich bei Verwender*innen des geschlechtsübergreifenden Maskulinums um Menschen mit ausreichend Selbstbewusstsein und bei Verfechter*innen des Genders um »Sprachaktivisten« (FAZ 01.02.c) oder

25 Jäckle (2022) und Spitzmüller (2023) zeigen ebenfalls, dass vor allem den Grünen geschlechterbewusster Sprachgebrauch zugeschrieben wird. Gleichzeitig thematisieren diese, anders als *Die Linke* und *Volt*, geschlechterbewusste Sprache in den von Jäckle (2022) untersuchten Programmen gar nicht.

»Extremisten des Genderismus«²⁶ (FAZ 17.03.a) handle, wird diesen negativ konnotiertes Verhalten zugeschrieben: Es habe »etwas Selbstgerechtes« und sei »Selbstüberschätzung [...]«, wenn versucht wird, sich durch Sprechpausen und Sternchen in jedem dritten Satz als Weltverbesserer und fortschrittliche Sprecherin auszuweisen« (FAZ 13.03.a). In Verbindung dazu wird Befürworter*innen genderbewusster Sprache wiederholt Ideologie bzw. ideologisches Handeln (vgl. z.B. Welt 26.05.b, Welt 28.05.a, Bild 26.05.b) zugeschrieben. Es handle sich beim Gendern um »Umerziehung und letztlich die Zerstörung unserer deutschen Sprachkultur« (Welt 14.05.), denn »über die Sprache will man in die Köpfe. In sie soll ein neues, vermeintlich politisch korrektes Denken eingepflanzt werden.« (Bild 13.04.) Diese Zuschreibung eines umerziehenden und gewaltvollen Verhaltens schließt an Zuschreibungen von Zwang und eines »autoritären« (taz 20.02.b) sowie repressiven, Orwell'schen Verhaltens an, wie es auch in Bezeichnungen wie »Sprachpolizei«²⁷ (Bild 27.05.b, FAZ 28.01.) zum Ausdruck kommt: »Das Aufzwingen einer Sprache, die keine rechtliche Grundlage hat, erinnert doch stark an Unrechtssysteme wie das der DDR oder an Dystopien wie ›1984‹ von George Orwell.« (Bild 07.05.) Der Verweis auf Orwell bzw. die Typisierung von genderbewusstem Sprachgebrauch als Orwell'sches Verhalten ermöglicht über die Annahme eines geteilten Wissens um die totalitäre Dystopie im Roman 1984 die Konstituierung der Outgroup der Befürworter*innen als totalitär und oppressiver Big Brother (vgl. Albers 2021). Passend dazu werden die Befürworter*innen auch als »Krieger*innen im Krieg der Sternchen!« (SZ 30.01.) bezeichnet. Wiederum in Verbindung mit der Vorstellung, dass es sich nur um eine elitäre Minderheit handle, die tatsächlich Wert auf genderbewussten Sprachgebrauch lege und der Idee, dass diese Zwang ausübe, wird erklärt, dass an Universitäten und in der Politik Konformismus herrsche, gegen den sich niemand aufzulehnen wagt:

- 9) Wer aus der wissenschaftlichen Elite an den Universitäten und wer unter den politischen Entscheider*innen wagt es angesichts des allgegenwärtigen Drucks von Sprach-Ideologen überhaupt noch, den Gesslerhut nicht zu grüßen und öffentlich zu diesem sprachwissenschaftlichen Unsinn auf Distanz zu gehen? (FAZ 12.01.a)
- 10) An deutschen Universitäten ist eine Atmosphäre der Konformität und Intoleranz entstanden – mit Vorschriften zum Sprachgebrauch bis hin zur Frage, wer auftreten darf. (Welt 11.04.)

26 »Extremisten« legt dabei bereits eine Assoziation von Befürworter*innen des Genders mit politischem Extremismus nahe und auch »Genderismus« diskreditiert genderbewussten Sprachgebrauch als Ideologie. Vgl. dazu auch den Sammelband von Hark & Villa (2015), die den Begriff »Anti-Genderismus« zur Analyse des Phänomens prägen und darin den Beitrag von Maihofer & Schutzbach; zum Begriff »Genderismus« auch Dietze (2015: 125), die erklärt, dass es sich um einen Sammelbegriff handle, »um alle möglichen Frauenfördermaßnahmen von der Quote bis zu gesetzlichem Gender-Mainstreaming zu diskreditieren«; zum Ideologietopos s. Kap. 8.4.4.

27 Das Lexem zeigt erneut die Verbindung zu Diskursen rund um »Political Correctness« auf (vgl. Kemper o.J.). Zudem zeigt sich in der Typisierung der Befürworter*innen als *Polizei*, dass Kritiker*innen sich unterdrückt und in einem repressiven Regime wännen, das top-down geschlechterbewusste Sprache umsetze: Während die Polizei in demokratisch verfassten Gesellschaften als Staatsgewalt zum Schutz der Demokratie und im Interesse der Bürger*innen agieren sollte, wird sie in diesen Belegen als rein repressive, illegitime Institution dargestellt.

Implizit wird damit weiter die Vorstellung gestärkt, dass es sich um eine eigentlich nur geringe Zahl an Befürworter*innen handle, die aber über ausreichend Macht verfüge, sodass sich alle ihrem Duktus anpassten und die Wissenschaftsfreiheit darunter leide, da man »seinen Kotau vor Diversität, Gender und europäischer Universalschuld [macht] und versucht, dahinter verborgen doch noch etwas von dem zu machen, was einem eigentlich wichtig ist« (FAZ 05.05.).²⁸

Diese Typisierung der Verfechter*innen des Genders als undemokratische, aktivistische, extremistische »Propagandisten« (FAZ 01.02.c) und totalitär sowie gewaltvoll legt die Argumentation mithilfe der Topoi der Mehrheit und Minderheit sowie Gefahr an:

- 11) Und wer anderen ohne Rücksicht seine Sicht als die allein selig machende verordnen will, der hat ein Problem mit der liberalen Demokratie. (FAZ 05.06.)
- 12) Eine Demokratie, die sich als pluralistisch versteht, lebt vom Diskurs und von unterschiedlichen Meinungen. Das Überstülpen einer vermeintlich gerechten Sprechweise birgt allerdings gesellschaftliches Sprengmaterial. (Welt 22.06.)

Daneben wird das Verhalten der Befürworter*innen über eine Diskursverschränkung mit dem Diskurs zu *Cancel Culture* (vgl. Kap. 8.3.2.3) als exkludierend typisiert:

- 13) Gegen einen Kommunikationswissenschaftler, der in einem Beitrag für das Forum einer Fachzeitschrift die Praxis des Genders kritisiert, wird eine Unterschriftenliste organisiert, in der 82 Fachkollegen fordern, derartige Beiträge nicht mehr zu drucken. (FAZ 05.05.)
- 14) Oder unsere Literatur wird bis zur Unkenntlichkeit verhunzt, damit sie den fragwürdigen Ansprüchen einer verbissenen Gruppierung genügt, die am Ende nur noch aussortiert und das genaue Gegenteil von dem bewirkt, was sie eigentlich will. (FAZ 28.01.)
- 15) Ausschließen mit vermeintlich inklusiver Sprache. (FAZ 25.05.a)
- 16) Was einschließen soll, schließt aus. (Welt 06.06.b)
- 17) Aktivisten der Identitätspolitik wollen allen gerecht werden. Doch ausgerechnet ihr eigenes Vokabular macht das unmöglich und schließt Menschen aus. (Welt 30.03.)

Im Kontext der Behauptung von zwangvollem Verhalten der Befürworter*innen des Genders wird diesen nicht nur Totalitarismus zugeschrieben, sondern ihr Verhalten wird auch als ideologisch und missionarisch kategorisiert und auf dieser Grundlage abgelehnt: »Aber eine missionarisch-moralische Verordnung von oben – das geht gar nicht! Geschieht aber trotzdem.« (SZ 09.03.a) Über die Behauptung missionarischen Verhaltens und Zuschreibungen wie »Moralprediger« (Welt 15.06.b), »sektenartige Züge« (FAZ 01.02.b) an die Befürworter*innen, ihre Beschreibung als »elitäre Gendergemeinde« (Welt 25.06.) oder »Gendergemeinde« (FAZ 18.06.b) wird darüber hinaus die Assoziation von mit Religion Verbandelten aufgerufen, mit der die Topoi der Realitätsferne (vgl. Kap. 8.4.14) sowie der Ideologie (vgl. Kap. 8.4.3) unterstützt werden können. Darüber hinaus werden auch die grenzziehenden Aspekte von Religion – wer ist Teil der Gemeinde bzw. Sekte, wer nicht – und die gewalttätigen, imperialen Züge im Kontext

28 Ausführlicher zum hierin anklingenden Grundmuster von Verschwörungserzählungen einer vagen, aber besonders mächtigen Minderheit s. auch Kap. 8.4.11 zum Elitentopos.

von Missionierung mit Befürworter*innen geschlechterbewussten Sprache assoziiert. Damit zeigt sich mit der Charakterisierung von Befürworter*innen als fanatische Gläubige auch der Topos des Zwangs (vgl. Kap. 8.4.12), wenn in der *Welt* von »sprach- und identitätspolitische[n] Kreuzzüge[n] einer bekehrungssüchtigen Linken« (Welt 19.06.) zu lesen ist.

Genderbewusster Sprachgebrauch ist, in der Negation über eine parodistische Zuspitzung, Teil der Evokation einer sich »besonders richtig« verhaltenden Person, die aber nicht normal (zum Topos der Normalität vgl. Kap. 8.4.13) sei: »Wer Diesel fährt, sich ein Einfamilienhaus wünscht, Nackensteaks grillt und das Gendersternchen verweigert, ist kein guter Mensch.« (Welt 17.05.a) Aus der Überschrift des Artikels²⁹, aus dem dieses Zitat stammt, ergibt sich, dass »Normalos« all dies täten – also Diesel führen, sich ein Einfamilienhaus wünschten, Nackensteaks grillten und Gendern ablehnten. Wer sich für den Genderstern einsetze, tue dies nicht, sei aber in der Selbstwahrnehmung, so scheint die parodierende Zuspitzung nahezulegen, ein »guter Mensch«.

All diese Zuschreibungen tragen letztlich dazu bei, dass der Asterisk Schibboleth-Charakter hat; er symbolisiert das jeweilige Verständnis der »Gendersprache«, vor allem aber auch die indexikalisch damit verbundenen Personen- und Verhaltenstypen und kann entsprechend als Symbol und Emblem, bspw. für den »Gegenentwurf zum »alten, weißen Mann« oder einen »progressive[n] Geist« aufgerufen werden:

- 18) Der progressive Geist macht sich zunächst nur im sternefunkelnden Schriftbild bemerkbar. (FAZ 07.06.a)
- 19) Als junge afrodeutsche Politikerin ist sie der Gegenentwurf zum »alten, weißen Mann«. Ein Beispiel: Sie macht beim Sprechen kleine Pausen für den Genderstern. (SZ 15.05.b)
- 20) Der Genderstern ist ein sprachlicher Gesslerhut, mit dem signalisiert wird, dass sein Träger einer von den Proponenten vertretenen Geschlechterideologie folgt. (FAZ 08.01.)

Die voranstehenden Ausführungen zeigen insgesamt, dass im medialen Diskurs die »Sondersprachen« *Gendersprache* bzw. *Gendern* und *geschlechtsübergreifendes Maskulinum* (re)produziert und zum Gegenstand des Diskurses gemacht werden. Für genderbewussten Sprachgebrauch haben Asterisk und Glottisschlag dabei eine symbolische Funktion – vor allem ihre Verwendung gilt als Gendern, während andere Sprachformen wie Binnen-I, Beidnennung oder Neutralisierungen nicht als solches verstanden werden. Die dabei zu beobachtenden Zuschreibungen in den medialen Texten zu den jeweiligen Sprachgebräuchen – Gendern und geschlechtsübergreifendes Maskulinum –, insbesondere aber zu genderbewusster Sprache, sind vor allem von der jeweiligen Positionierung abhängig und für diese funktional, wie in den folgenden Kapiteln noch detaillierter deutlich wird. Während Befürworter*innen geschlechterbewusste Sprache als sensibles, um Inklusion bemühtes und demokratisches Verhalten konzeptualisieren, verstehen Kritiker*innen diese als totalitäres Verhalten einer jungen, politisch linksstehenden und akademischen Elite und Minderheit. Es zeigen sich insgesamt vielfach

29 Vollständig lautet sie: »Moralisierung des Lebensstils. Ein tonangebendes Milieu verachtet die Normalos« (Welt 17.05.a).

explizite Zuschreibungen. Mit der Erfindung der ›Gendersprache‹ (vgl. Meuleneers 2024a) als ›Sondersprache‹ wird dabei eine bestimmte Funktion erfüllt: Die Vorstellung eines indexikalischen Konstrukts ermöglicht Positionierung gegenüber diesem Konstrukt und den indexikalisch damit verbundenen Personen und Handlungen (vgl. Spitzmüller 2013: 284). Diese Positionierungen und Argumentationen können auf verschiedenen sprachlichen Ebenen untersucht werden. In den folgenden Kapiteln soll dies mit einem erweiterten Bezug auf die verwendete Lexik sowie die Argumentationstopoi geschehen. Darüber hinaus werden konzeptuelle Metaphern des medialen Diskurses im Zusammenhang mit den Typisierungen der je im Zentrum stehenden und bewerteten Variante der ›Gendersprache‹ sowie der Debatte analysiert.

8.3 Analyse der Lexik des Diskurses

Die Analyse der lexikalischen Ebene ist insofern besonders produktiv, als sich im Wort Wandel und Wertungen abzeichnen. Lexikalische Einheiten dienen unter anderem der Referenz auf verschiedene Sachverhalte und Handlungen. Vor dem theoretischen Hintergrund der den Zeichen inhärenten Perspektivierung (vgl. Kap. 7.2) kann diese Referenz dabei immer auch Wertungen enthalten, sodass ihre Analyse gerade in einem Diskurs, in dem sich (zu einem Sprachwandelphänomen) positioniert und Positionierungen argumentativ legitimiert werden (sollen), besonders relevant erscheint (vgl. Spieß 2011a: 140). Spitzmüller & Warnke (2011: 139) beschreiben Wörter auch als »zentrale Bausteine unserer Weltaneignung und Weltgestaltung« sowie als »basale Elemente von Aussagen« und heben somit die Relevanz ihrer Untersuchung hervor.

Auflexikalischer Ebene scheint zudem das »ideological monitoring« (Kroskrity 2004: 509), also die Aufmerksamkeit für ideologische Aufladung, besonders groß zu sein, so dass Variation auf dieser Ebene zum einen erwartbar und zum anderen metapragmatisch besonders interessant ist:

Since most speakers exhibit more awareness of the words of their language rather than its grammatical pattern, the lexicon is more of a linguistic site for language ideological intervention – new, local forms may emerge and be iconized to a specific community or puristic practices may develop to proscribe loanwords from outside it. (Kroskrity 2022: 117)

Die einem Diskurs zugrundeliegenden Einstellungen, Werte und Topoi zeigen sich entsprechend oftmals kondensiert in Begriffen und Bezeichnungen (vgl. Spitzmüller 2005: 157) – die Untersuchung der Lexeme deutet bereits die in Kapitel 8.4 durchgeführte Argumentationsanalyse an, da in verwendeten Schlüsselbegriffen kondensierte Argumentationen durchscheinen: »Komprimiert und lautstark drücken sich in ihnen Positionen zu (oft vage bleibenden) Sachverhalten aus.« (Klein 2010: 8)

Zur Untersuchung der lexikalischen Ebene kann dabei auf ein bestehendes Instrumentarium zurückgegriffen werden. Während auch die im vorigen Kapitel herausgearbeiteten Typisierungen der je verhandelten Sprachform auf einer lexikalischen Analyse

beruhten, sollen im Folgenden *Keywords* (vgl. Reisigl & Ziem 2014: 86) sowie Nominationskonkurrenzen im Diskurs (vgl. Spieß 2011b: 210–211) analysiert werden.

8.3.1 Grundlagen der Keyword-Analyse

Mit der Analyse der *Keyness* eines Wortes bzw. von Wörtern wird untersucht, welche Wörter in einem analysierten Text häufiger als im Vergleich zu Referenztexten erwartbar vorkommen. Sogenannte »Keywords« (Baker 2010) (auch »key words« vgl. Scott & Tribble 2006 oder Schlüsselwörter)³⁰ sind also Wörter mit ungewöhnlich hoher Frequenz, wobei das Maß an »Außergewöhnlichkeit« statistisch über Wahrscheinlichkeitstests und im Vergleich zu einem Referenzkorpus berechnet wird – die Wahl des Vergleichskorpus ist daher besonders relevant (vgl. Bubenhofer 2015: 498; Pojanapunya & Todd 2018: 143). Die *Keyness* (vgl. Scott & Tribble 2006: 55–56) eines Wortes ist eine Qualität von Wörtern in einem spezifischen Text oder einem Korpus an Texten im Vergleich zum Referenzkorpus. Sie zeigt an, was im Text relevant ist: »What the text ›boils down to‹ is its keyness, once we have steamed off the verbiage, the adornment, the blah blah blah.« (Scott & Tribble 2006: 56) Im Gegensatz zu einfachen Frequenzlisten zeigt der Vergleich mit einem Referenzkorpus an, was für den untersuchten Text und seine Bedeutung relevant ist. Eine einfache Frequenzberechnung von Wörtern in Korpora würde sonst u.U. vor allem Artikel oder Pronomen als Ergebnis hervorbringen (vgl. Baker 2010: 26). Es handelt sich bei der *Keyword*-Analyse also um ein datengeleitetes Vorgehen (vgl. Bubenhofer 2015: 499), mit dem für das Korpus medialer Daten überzufällig häufige Schlüsselwörter und entsprechend relevante Themenfelder oder Auffälligkeiten herausgearbeitet werden sollen, die erste Ansatzpunkte für die darauffolgenden qualitativen Analyseschritte liefern (vgl. Pojanapunya & Todd 2018: 134; vgl. für einen Vorschlag der Methodentriangulation von Diskursanalyse, Kritischer Diskursanalyse und Korpuslinguistik auch Brown 2024). Dies macht die *Keyness*-Analyse der medialen Daten, insbesondere mit Blick auf mögliche unterschiedliche Schwerpunktsetzungen und Diskursverschränkungen und somit die in der zweiten Forschungsfrage thematisierten Phänomenbereiche im Untersuchungszeitraum interessant. Die auf den für das Korpus aufgefundenen Schlüsselwörter aufbauende qualitative Analyse besteht im Folgenden aus der Untersuchung der in den Texten gewählten Lexeme – sowohl in Bezug auf das gesamte Korpus als auch für die einzelnen Subkorpora der Zeitungen –, die daraufhin auch unter dem Gesichtspunkt von Nominationskonkurrenz (Kap. 8.3.4) und ihrer Funktionalisierung für Abwertung und Ridiküli-

30 Wie Bubenhofer (2015: 497) verwende auch ich in dieser Arbeit im Folgenden *Keywords* und *Schlüsselwörter* synonym. Hermanns (1994: 43) versteht *Schlüsselwörter* denn auch vergleichbar als »Wort, das ein Verständnis ›aufschließt‹ und ›erschließt‹«, wenngleich nicht bei allen der Begriffe aus den Daten, die eine hohe *Keyness* aufweisen, davon ausgegangen werden kann, dass sie das »Selbstverständnis und die Ideale einer Gruppe oder einer Epoche ausdrücken, [s]ie Denkgewohnheiten diskursbestimmend markieren und [ihre] [...] kontextuelle und konnotative Bedeutung dominant ist«, wie Spitzmüller & Warnke (2011: 142) es für *Schlüsselwörter* festhalten. Die Kollokationsanalyse zeigt, dass einige Lexeme (vgl. dazu Kap. 8.3.4 zur Nominationskonkurrenz) eher als Schlagwörter begriffen werden können, da in ihnen politische Auseinandersetzungen deutlich werden und sie auf die öffentliche Meinungsbildung einwirken können (vgl. Spitzmüller & Warnke 2011: 143).

sierung (Kap. 8.3.5) betrachtet werden und die im Anschluss erfolgende Untersuchung der Argumentationen vorbereitet.

Für die vorliegende Untersuchung wurden die *Keywords* der analysierten Texte mithilfe des Programms AntConc (Anthony 2022) und der log-Likelihood-Funktion berechnet³¹ (vgl. zu diesem Vorgehen auch Scott & Tribble 2006: 59; Baker 2010; kritisch Pojanapunya & Todd 2018; für Anwendungsbeispiele Meier-Vieracker et al. 2023 und Creutziger & Reuber 2021). Dabei wurde in zwei Schritten vorgegangen: Im ersten Schritt wurden die bereinigten Textkorpora³² der jeweiligen Zeitungen mit dem Korpus »News 2021« der Leipzig Corpora Collection als Referenzkorpus analysiert. Dazu wurde auf die 1.000.000 Version des Korpus zurückgegriffen, da das Referenzkorpus laut Scott & Tribble (2006: 65) idealerweise mindestens 5x so groß sein sollte wie das Untersuchungskorpus, um möglichst viele *Keywords* zu identifizieren. Das Textkorpus der untersuchten Zeitungstexte enthält ca. 222.000 Token. In der Leipzig Corpora Collection werden über im Internet frei verfügbare Dokumente korpusbasierte Wörterbücher erstellt. Für das in diesem Fall genutzte Vergleichskorpus geschah dies auf Basis von Zeitungsdaten. Dies ermöglicht, Verzerrungen aufgrund der Textsorte soweit als möglich³³ zu vermeiden (vgl. Quasthoff & Richter 2005 für eine Beschreibung des Projekts und der verwendeten Texte). Im zweiten Schritt wurden Subkorpora mit Texten der jeweiligen Zeitungen gebildet, die mit einem Referenzkorpus aus den Texten des Untersuchungskorpus der anderen Zeitungen verglichen wurden, um Unterschiede zwischen den Medien analysieren zu können.

-
- 31 Diese ist Pojanapunya & Todd (2018: 145) zufolge die am häufigsten genutzte und im Vergleich zum chi-Quadrat-Test zuverlässigere Variante. Zudem erlaubt die Log-Likelihood-Berechnung eine bessere Signifikanz-Abschätzung insbesondere bei kleineren Werten (vgl. Creutziger & Reuber 2021: 5). Beide Tests berechnen auf der Grundlage einer Nullhypothese, d.h. der Annahme einer rein zufälligen Verteilung, die Wahrscheinlichkeit des ermittelten Wertes, in diesem Falle der Frequenz eines Wortes.
- 32 D.h., dass Metadaten wie bspw. Datum, Name der Zeitung, oder der Autor*innen sowie Ort entfernt wurden, um zu vermeiden, dass z.B. »F.«, »A.« und »Z.« als Top-Keywords bei der Untersuchung der Artikel der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* ermittelt wurden, da sich diese im Paratext über jedem Artikel finden.
- 33 Da die der Datenbank der Leipzig Corpora Collection zugrundeliegenden Quellen aus urheberrechtlichen Gründen nicht detailliert aufgeschlüsselt werden, muss an dieser Stelle aus forschungspraktischen Gründen davon ausgegangen werden, dass die Quelltexte der Datenbank vergleichbar mit denen des Untersuchungskorpus sind, da es sich um ähnliche Textsorten handelt.

8.3.2 Keywords aller Zeitungen im Vergleich zum Referenzkorpus der Leipzig Corpora Collection

Tabelle 3 zeigt eine Auswahl der Wörter mit der höchsten *Keyness*³⁴, die sich aus dem Vergleich aller Zeitungstexte des Korpus mit dem Referenzkorpus der Leipzig Corpora Collection ergeben. In der Forschungsliteratur gibt es keinen Konsens über einen ›cut-off‹ Punkt, bis zu dem hin Wörter als *Keywords* gelten können. Grundsätzlich zeitigt die Untersuchung größerer Korpora mehr Begriffe mit hoher *Keyness*. In einigen Studien, denen ich mich hier anschließe, werden daher die Top 50 der Wörter genauer analysiert (vgl. Pojanapunya & Todd 2018: 144; Baker 2010: 26). Bedingung für die Aufnahme als *Keyword* ist dabei in der Regel auch, dass das Wort mit einer bestimmten Frequenz (von meist 2, 3, 5 oder auch 10 Belegen) im Zielkorpus vorkommen muss (vgl. Pojanapunya & Todd 2018: 144). Je höher der Wert für »*Keyness* (Likelihood)«, desto höher ist die *Keyness* des Wortes, d.h., dass der Unterschied in der Frequenz des jeweiligen Wortes zwischen den beiden Korpora besonders groß ist (vgl. Pojanapunya & Todd 2018: 146). Je niedriger der p-Wert, der in der Tabelle und bei AntConc als »*Keyness* (Effect)«, d.h. als Effektstärke, bezeichnet wird, desto weniger wahrscheinlich ist das besonders frequente Auftreten des Wortes im Zielkorpus das Ergebnis von Zufall (vgl. Baker 2006: 125). Ein niedriger p-Wert deutet also darauf hin, dass ein Wort tatsächlich als Schlüsselwort für die jeweiligen analysierten Texte (immer im Vergleich zum Referenzkorpus) gelten kann.

Tab. 3: Ausgewählte *Keywords* des Gesamtkorpus

Type	Keyness (Likelihood)	Keyness (Effect)
sprache	5.540.936	0.008
gendern	2.611.398	0.003
duden	1.796.865	0.002
gender	1.741.296	0.002
maskulinum	1.326.475	0.001
generische	1.018.310	0.001
gerster	921.744	0.001
gendersternchen	793.699	0.001
gendersprache	716.340	0.001
gendergerechte	678.754	0.001
geschlecht	670.187	0.001

34 Von der Analyse ausgeschlossen und daher auch nicht aufgeführt, sind solche Begriffe aus der Liste der 50 Wörter mit der höchsten *Keyness*, die laut AntConc (Anthony 2022) eine hohe *Keyness* aufweisen, deren Effektstärke aber > 0,01 ist. Da es sich bei diesen zudem häufig um Funktionswörter wie bspw. *sie*, *nicht* oder *ist* handelt, deren Interpretationen mir in Bezug auf ihre diskursive Funktion in Bezug auf den Untersuchungsgegenstand auch nach Betrachtung der Kontexte und Kollokationen nicht sinnvoll erscheint, wird auf sie nicht weiter eingegangen.

Type	Keyness (Likelihood)	Keyness (Effect)
innen	602.660	0.002
sternchen	570.253	0.001
männliche	554.966	0.001
pronomen	532.945	0.001
generischen	527.814	0.001
identitätspolitik	517.656	0.001
genderstern	485.620	0.001
frauen	476.924	0.003
rechtschreibung	448.747	0.001
sprachgebrauch	443.799	0.001
geschlechtergerechte	435.028	0.001
ploß	433.357	0.001
hornscheidt	431.807	0.000
gesellschaft	421.806	0.002
wagenknecht	413.483	0.001
weibliche	407.815	0.001
geschlechter	395.176	0.001
männlich	336.785	0.001
thierse	335.476	0.000
wort	322.430	0.001
grammatisch	314.284	0.000
genders	301.400	0.000
petra	288.083	0.001
wörter	280.308	0.000
razum	279.748	0.000
gleichberechtigung	273.530	0.001
genus	273.411	0.000
plural	271.618	0.000

(Eigene Darstellung)

Im Folgenden sollen die Schlüsselwörter aus der Tabelle näher analysiert werden. Da das Textkorpus, das dieser Untersuchung zugrunde liegt, nicht dem Umfang großer Korpora entspricht, die bei anderen, vorrangig quantitativen Analysen eingesetzt werden, sollten Reihenfolge und Signifikanzwerte an dieser Stelle nicht überschätzt werden. Dennoch ergeben sich aus der Analyse der *Keyness* von Einzelwörtern Tendenzen, die mir in Bezug auf den Untersuchungsgegenstand lohnend für eine nähere Betrachtung erscheinen. So zeigen sich *Keywords*, die die Ergebnisse aus Kapitel 8.2 zur ›Erfindung‹ und

Zuschreibung der Gendersprache stützen, wie bspw. die hohe *Keyness* von »genderstern« und »gendersternchen«, die die Beobachtung des Debattenfokus und der Gleichsetzung von geschlechterbewusster Sprache mit dem Asterisk stützt. Auch lassen sich bereits Tendenzen der Argumentation ausmachen, die in Kapitel 8.4 im Rahmen der Toposanalyse weiter ausgeführt, in ihrer lexikalischen Dimension aber auch bereits in diesem Kapitel angesprochen werden sollen, unter anderem die Personalisierung der Debatte, d.h. der Einfluss von Einzelpersonen auf und in diskursive(n) Ereignisse(n). Zudem erlauben die *Keywords* eine Betrachtung von Diskursverschränkungen der Debatte um geschlechterbewussten Sprachgebrauch mit anderen, teilweise verbundenen Diskursen.

Von Interesse sind neben den jeweiligen Wörtern auch die Kontexte und Kollokationen, in denen diese Begriffe zu finden sind. Kollokationen sind zwei oder mehr Wörter – dann Kollokationspartner genannt –, die »häufiger als eine zufällige Verteilung erwarten ließe« (Flinz & Perkuhn 2018: 961) in Nachbarschaft zueinander auftreten. Im Folgenden werden zuerst Schlüsselwörter des gesamten Korpus eingehender untersucht, wobei ich mich in entsprechenden Unterkapiteln mit der Lexik der Debatte bzw. der Beschreibung geschlechterbewusstem Sprachgebrauch selbst, Akteur*innen des Diskurses sowie Diskursverschränkungen beschäftige. Im Anschluss werden die Schlüsselwörter der jeweiligen Subkorpora in den Fokus genommen und Unterschiede zwischen den Quellen herausgearbeitet.

8.3.2.1 Die Debatte und geschlechterbewusste Sprache selbst

Einige der *Keywords* der Tabelle sind angesichts der analysierten Texte und des zugrundeliegenden Themas wenig überraschend. Dass unter anderem »sprache«, »gendern« und »gender«, aber auch »geschlecht«³⁵ sowie »sprachgebrauch« im Vergleich besonders frequent sind und eine hohe *Keyness* haben, ergibt sich bereits aus dem Analysegegenstand sowie aus den Suchoperatoren, mithilfe derer die jeweiligen Zeitungstexte in das Korpus aufgenommen wurden (vgl. Kap. 7.8). Da gezielt Texte, die den Diskurs zu genderbewusstem Sprachgebrauch zum Thema haben, aufgenommen wurden, kann die hohe *Keyness* dieser Begriffe im Vergleich zum Referenzkorpus von Nachrichtentexten aber als Indiz dafür interpretiert werden, dass die Auswahl zutreffend ist.

Einige der Schlüsselwörter legen nahe, dass es sich beim Diskurs in den Zeitungstexten auch um eine metasprachliche Debatte handelt – neben »wort« und »wörter« sowie »plural« ist das vor allem »sprache«. Kontext und Kollokatoren zu »wort« und »wörter« zeigen, dass Veränderungen in der Semantik konstatiert werden. Mit »genus« als *Keyword* wird vorrangig ein Zusammenhang zwischen Genus und Sexus negiert bzw. eine analytische Trennung der beiden Kategorien angemahnt und dabei über die Verwendung linguistischer Termini Diskursautorität behauptet. Ähnliches zeigt sich im Kontext der Verwendung des *Keywords* »grammatisch« – der Großteil der Belege gehört zu Äußerungen, die die »grammatisch falsche Gendersprache« (Welt 12.06.a) ablehnen und somit die Diskursautorität deutscher Grammatik aufrufen. Zudem wird das Maskulinum als »genus commune« (z.B. Welt 06.06.c) bezeichnet und somit seine vermeintliche Funktionalität für die geschlechtsübergreifende Referenz erklärt.

35 S. zur ausführlicheren Analyse der Relevanz von Geschlecht im Diskurs auch Kap. 8.4.5.4 zu nicht-minimalen Selbstreferenzen.

Kollokatoren zu »sprache« legen – neben thematisch erwartbaren Kollokationspartnern wie »gendergerechte«, »geschlechtergerechte« oder »gendersensible« und »Gender« (zu »Gendersprache« als Bezeichnung s. Kap. 8.3.4) – nahe, dass Veränderungen der Sprache in den Zeitungstexten konstatiert werden. Viele der Belege, in denen davon gesprochen wird, dass Sprache sich verändert, sprechen sich dabei für genderbewussten Sprachgebrauch aus: »Die Sprache verändert sich von ganz allein.« (SZ 06.03.); »Sprache verändert sich, und das ist auch gut so.« (FAZ 14.02.b) In diesem Zusammenhang wird Sprache eine Eigenständigkeit und eine damit zusammenhängende autonome Entwicklung zugestanden, die Veränderung hin zur Nutzung genderbewusster Formen als etwas Natürliches und somit Ungefährliches, gegen das sich nicht gewehrt werden müsse, konzeptualisiert (vgl. dazu auch Kap. 8.5 zur verwendeten Metaphorik). Gleichzeitig wird die Veränderung von Sprache auch von Gegner*innen des Genders konstatiert, die das Zustandekommen ebenjener Veränderung als auf Verordnungen und Zwang beruhend, ablehnen: »Dass sich Sprache verändert, weiß ich. Aber das darf nicht auf dem Verordnungs- und Anordnungsweg geschehen.« (SZ 19.06.c)

Identifikation mit der Sprache zeigt sich über das gemeinsame Auftreten von Sprache und Possessivpronomina, wie *unser*: »[...] unsere Sprache ist uns eins der liebsten, teuersten Dinge.« (taz 19.03.) Das Possessivum wird einerseits genutzt, um Veränderungen an dem eigenen Gut Sprache abzulehnen, da es »um unsere Sprache beziehungsweise um unseren Sprachgebrauch« (Welt 30.05.c) gehe und somit die In-Group derjenigen zu konstituieren, die sich gegen genderbewussten Sprachgebrauch aussprechen – wie es beispielsweise Friedrich Merz tut, wenn er in einem zitierten Tweet rhetorisch fragt »Wer gibt diesen #Gender-Leuten eigentlich das Recht, einseitig unsere Sprache zu verändern?« (Welt 19.04.) oder in einem Leserbrief erklärt wird: »Die Sprache gehört ihren Sprechern; es sind 130 Millionen, die Deutsch als Mutter- oder Zweitsprache sprechen [...]; den Sprechern vorzuschreiben, wie sie ihre Sprache zu gebrauchen haben, ist ein aussichtsloses Unterfangen.« (FAZ 04.03.)

Andererseits äußern – wenngleich weniger frequent – Diskursteilnehmende über das Possessivum positive(re) Einstellungen gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch, indem sie für »unsere Sprache« Verantwortung übernehmen: »[...] je mehr Menschen wir in unsere Sprache einbeziehen, desto mehr geben wir ihnen Raum für ihre Befindlichkeiten im Realen« (taz 13.03.). Der metaphorische Besitz der Sprache ermöglicht es in diesem Fall, davon zu sprechen, Menschen explizit in Sprache einzubeziehen, indem sie verändert wird. In beiden Fällen zeigt das Possessivum eine Verfügungsgewalt bzw. Recht auf Bestimmung über die Sprache auf.

Von *der* oder *unserer deutschen Sprache*, d.h. Possessiva in Verbindung mit der adjektivischen Zuschreibung *deutsch*, wird dabei auffälligerweise fast nur in Belegen gesprochen, die gegen genderbewussten Sprachgebrauch argumentieren. Es geht dabei unter anderem um das »Regelwerk« (Welt 30.05.e) sowie die »Grammatik« (bspw. Welt 06.06.c; Welt 07.04.) der bzw. »unserer deutschen Sprache«, denen Gendern nicht entspreche. Die Nutzung des Singulars und definiten Artikels evoziert dabei das Bild einer einzigen richtigen (National-)Sprache. Nationalidentität und Sprache werden an dieser Stelle

miteinander verbunden (vgl. auch Stukenbrock 2005).³⁶ In diesem Zusammenhang wird auch eine Superiorität »der deutschen Sprache« gegenüber anderen Sprachen – gerne mit Verweis auf »große Autoren deutscher Sprache«³⁷, wie »Goethe, Schiller, Heinrich Heine, Thomas Mann, Stefan Zweig und alle großen Autoren der deutschen Sprache« (Welt 15.05.a) – erklärt: »Die Grammatik der deutschen Sprache erlaubt uns, Nuancen und Feinheiten auszudrücken, wie es sonst nur in wenigen Sprachen der Fall ist.« (Welt 14.05.) Aufgrund dieser Verbindung wird genderbewusster Sprachgebrauch abgelehnt, der als Gefahr für den Nationalstaat bzw. die Gesellschaft konzeptualisiert wird, wie sich in der Analyse des Gefahrentopos (vgl. Kap. 8.4.8) noch zeigen wird. Auch das *Keyword* »Gesellschaft« wird in entsprechenden Kollokationen genutzt. Die Kollokation »der deutschen Sprache« ermöglicht darüber hinaus als Nominalphrase auch die Abgrenzung gegenüber der als anders und eben nicht als deutsch verstandenen »Gendersprache«, wie bereits aufgezeigt wurde.

Dass »frauen« ein Schlüsselwort mit hoher *Keyness* ist, »männer« aber nicht, zeigt, dass der Phänomenbereich genderbewusster Sprachgebrauch vor allem mit Frauen verbunden wird (vgl. auch bspw. die in Kap. 6.4 referierte Studie von Hofbauer 2022). Geschlecht ist im Diskurs also relevant, besonders ausgeführt wird es aber anscheinend vor allem mit Bezug auf Frauen. Die *Keyness* des Wortes kann im Begründungszusammenhang genderbewusster Sprache verortet werden, auch Frauen in der Sprache sichtbar zu machen und somit zur Gleichberechtigung beizutragen – dieser Zusammenhang wird auch in den analysierten Texten immer wieder aufgenommen und sowohl bestärkt als auch negiert:

- 21) Ich freue mich so sehr, für mich, meine Töchter, alle Frauen und alle Trans* Personen, endlich mit gemeint zu sein. (taz 27.01.b)
- 22) Wer, wenn nicht die taz, könnte ganz souverän einräumen, mit dem Anspruch total gescheitert zu sein, mittels Gendersprach [sic!] Frauen und Mädchen substanziell zu helfen. (taz 13.02.b)

An dieser Stelle deuten sich bereits unterschiedliche zugrundeliegende Sprachideologien sowie Topoi der (Ir)Relevanz (vgl. Kap. 8.4.3) bzw. (In)Effektivität (vgl. Kap. 8.4.6 bzw. 8.4.7) rund um die Frage, was Sprache im Kontext Gleichberechtigung leisten kann, an. Darüber hinaus wird in den Texten aber auch über Ungleichbehandlung von Frauen abseits von Sprache gesprochen; der Diskurszusammenhang von genderbewusster Sprache und Geschlechterungleichheit bzw. »gleichberechtigung«, einem weiteren *Keyword*, bestätigt sich also auch an dieser Stelle:

- 23) Es ist schon mal ein Erfolg, dass wir zwei Frauen in der Stadtspitze sind. (SZ 22.05.)
- 24) Die Situation der Frauen in der Wirtschaft ist natürlich eine andere. (SZ 22.05.)

36 Stukenbrock (2005: 68) zeigt in der Arbeit »Sprachnationalismus«, dass in den von ihr analysierten Quelltexten ein »naturegegebener Zusammenhang zwischen Sprache und Nation vorausgesetzt wird«. Zum Zusammenhang von Sprache, Kultur und (National-)Identität in sprachpolitischen Fragen, insbesondere bei der AfD vgl. auch Lobin (2021, 2024).

37 Genannt werden, das nur nebenbei bemerkt, in diesem Leserbrief dem Maskulinum »Autoren« entsprechend, nur Männer: eben Goethe, Schiller, Heinrich Heine, Thomas Mann und Stefan Zweig.

- 25) Die Realität ist vielleicht schon einen Schritt weiter als die Debatte, doch Esther Sedlacek muss immer noch Fragen zum Thema Frauen und Fußball beantworten. ›Ich wäre froh, wenn wir irgendwann gar nicht mehr drüber sprechen müssten,‹ sagt sie. ›Genauso wie ich froh wäre, wenn wir irgendwann keinen Weltfrauentag mehr brauchen würden. Ist aber noch nicht so.‹ (SZ 18.06.)
- 26) Gerade wir junge Frauen sind oft Zielscheibe, einfach, weil man uns gerne als Zielscheibe hat. (SZ 15.05.a)

»männliche« als *Keyword* bezieht sich einerseits auf Beispiele für die Duden-Entscheidung, wenn bspw. der Eintrag für »Mieter«, als »eine männliche Person, die etwas gemietet hat« (z.B. FAZ 21.03.b) angeführt wird. Andererseits werden damit maskuline Sprachformen, oftmals in Abgrenzung zu femininen, beschrieben, die allerdings auch »weibliche« genannt werden:

- 27) Allerdings reicht im Deutschen ein Stern pro Wort aus, um männliche und weibliche Form gemeinsam unterzubringen [...]. (SZ 19.06.e)
- 28) Ginge es nach der Sprachwissenschaftlerin, sollten im Grundgesetz dann sowohl die männliche als auch die weibliche Form verwendet werden. (Bild 16.01.)

Ähnliches lässt sich für das Schlüsselwort »weibliche« nach Betrachtung des Kontextes festhalten. Auch hier wird auf den Duden verwiesen und es werden beispielhaft Einträge angeführt. Die Kollokation »männliche und weibliche Form« findet sich in Verwendungen wie in den beiden oben angeführten Zitaten 27) und 28) vielfach in den Daten. An dieser Stelle zeigt sich, dass in der Debatte oftmals kein terminologischer Unterschied zwischen maskulinem und femininem Genus und *männlich* und *weiblich* gemacht wird.³⁸ In der medialen Debatte scheinen sich eigene Terminologien herausgebildet zu haben, die unabhängig von linguistischen Beschreibungen im Phänomenbereich sind.

Im Kontext von Geschlecht ist das *Keyword* »pronomen« ebenfalls relevanter Bestandteil der Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch in den analysierten Texten. Dabei geht es vor allem um ihre Verwendung bei Personenreferenzen und Probleme, die Genuszuweisung bzw. -kongruenz im Genussystem bedeuten können, wenn bspw. auf nicht-binäre Menschen Bezug genommen wird. In diesem Kontext geht es unter anderem um Vorschläge von sowie um die Person Lann Hornscheidt selbst, aber auch um Neopronomen als Teilbereich genderbewussten Sprachgebrauchs. Als *Keyword* belegt »pronomen« somit wiederum, dass es sich auch um eine metapsprachliche Debatte handelt und Erkenntnisse und Fragestellungen der Grammatik in Teilen durchaus einbezogen werden. Sichtbar wird dies an den in vielen Texten des Korpus zu findenden erläuternden Sequenzen zu Problemen bei der pronominalen Wiederaufnahme zur Referenz auf nicht-binäre Personen.

38 Dass dennoch der Zusammenhang von grammatischem und gesellschaftlichem, extralinguistischem Geschlecht verneint wird, ist auch vor dem Hintergrund dieser Beobachtung erstaunlich bzw. paradox (vgl. auch Lind & Nübling 2022: 123). Die Verwendung von männlich und weiblich stärkt vielmehr den Genus-Sexus-Nexus (vgl. Kotthoff & Nübling 2018: 85–86) – es scheint nicht nur eine Verbindung, sondern vielmehr eine terminologische Gleichsetzung stattzufinden.

Dass »gender« ein Schlüsselwort ist, ist vor allem der Trennung von Komposita wie »Gender-Sprache« und »Gender-Sternchen« mit Bindestrich geschuldet. Darüber hinaus werden aber auch Diskursverschränkungen mit gleichstellungsbezogenen Themen deutlich, wenn beispielsweise über »Gender Studies« (z.B. Welt 15.06.c) – vgl. auch die Rolle, die Lann Hornscheidt einnimmt, ausführlicher dazu im folgenden Unterkapitel – oder den »Gender Pay Gap« berichtet wird. Der Diskurs um geschlechterbewusste Sprache wird somit auch im Untersuchungszeitraum im Kontext von Gleichstellung verortet, was angesichts des Aufkommens der Debatte im Zuge der Feministischen Linguistik einleuchtet.

8.3.2.2 Akteur*innen der Debatte und Personalisierung des Diskurses

Anhand einzelner Schlüsselwörter der Tabelle sowie ihrer Kollokationspartner werden verschiedene Akteur*innen im Diskurs benannt. Damit zeigt sich eine Tendenz zur Personalisierung des Diskurses um geschlechterbewusste Sprache.

»Verein« als Kollokationspartner von »Sprache« bspw. zeigt, dass der Verein Deutsche Sprache (VDS) als »ideology broker« (Blommaert 1999: 9), d.h. als diskursrelevanter Akteur wahrgenommen wird – alle Belege für »Verein« stehen in diesem Zusammenhang. Der Verein Deutsche Sprache ist der »einflussreichste und größte Sprachschutzverein im deutschen Sprachgebiet« (Pfalzgraf 2024a: 3) und wird entsprechend auch in den Zeitungsdaten als relevant wahrgenommen. Seine Mitglieder bzw. seine Position werden in verschiedenen Quellen wiederholt zitiert. Insbesondere im Zusammenhang mit der Entscheidung des Dudens werden Positionierungen der Vereinsmitglieder wiedergegeben. Kollokationen zu Verein zeigen, dass der Verein Deutsche Sprache sich dabei vor allem als »Sprachretter« (z.B. SZ 06.03.) und im »Widerstand« (z.B. Welt 11.04.) gegen den Duden inszenieren kann. Dies stimmt mit den (sprach)politischen Zielen des Vereins und insbesondere seiner Rolle im vermeintlichen »Kampf gegen Gendersprache« (vgl. Kap. 8.5.2 zur Kriegs- und Kampfesmetaphorik), unter anderem durch die vereins-eigene Arbeitsgruppe *Gendersprache* oder der, auch medial viel beachteten Petition (vgl. Lobin 2021: 58) gegen »»diesen Gender-Unfug«« (Pfalzgraf 2024a: 2) überein. In dieser, im März 2019 auf der Website des Vereins veröffentlichten Petition wurde zum »Widerstand« gegen »zerstörerisch[e] Eingriffe in die deutsche Sprache« (VDS 2019) aufgerufen. Lobin (2021: 68) bezeichnet den VDS denn auch als »Kampfverband«. War der Fokus in der Gründungszeit noch dem Kampf gegen Anglizismen gewidmet, ist der Fokus der Vereinsarbeit inzwischen geschlechterbewusster Sprachgebrauch.³⁹ Gegen diesen argumentiert der VDS vor allem sprachpuristisch (vgl. Pfalzgraf 2024a) und bedient wissenschaftsfeindliche (Lobin 2016) und »nationalistische Tendenzen« (Niggemeier 2016).⁴⁰

Dass »duden« sich als *Keyword* ergibt, kann anhand einer Analyse der Kontexte des Begriffs auf verschiedene Gründe zurückgeführt werden. Einerseits zeigt sich, dass es

39 Vgl. für Forschung zum Verein Deutsche Sprache Wirth (2010) und die Arbeiten von Pfalzgraf (2006, 2008, 2024b).

40 Zur Rolle des VDS und insbesondere der Petition im Rahmen der Untersuchung von »Genderismus«-Diskursen als Scharnier zwischen neuer Rechter und konservativen und liberalen Milieus s. auch Beck (2020: 62) oder Neusius (2021).

sich bei der Entscheidung der Duden-Redaktion, im Online-Duden Beiträge zu femininen Formen gesondert aufzuführen und die maskulinen (nicht ausschließlich, aber auch) als eine männliche Lesart evozierend zu explizieren, um ein *diskursives Ereignis* (vgl. Jäger 2001: 48) handelt. Diese Entscheidung des Dudens zum Jahreswechsel 2020/2021 wird wiederholt in den Zeitungen aufgegriffen und verhandelt. Darüber hinaus werden der Duden und dessen Entscheidungen, bspw. auch die Bücher und Ratgeber zum Thema genderbewusster Sprachgebrauch herauszugeben, angegriffen, indem beispielsweise erklärt wird, dass der Duden mit seiner Entscheidung das geschlechtsübergreifende Maskulinum abschaffe (vgl. FAZ 01.02.c). Andererseits deutet die *Keyness* des Wortes »duden« Argumentationen an, die sich auf Autoritäten stützen, um die eigene Position und Bewertung des jeweiligen Sprachgebrauchs zu stützen (s. zum Autoritätstopos auch Kap. 8.4.5). Der Duden wird in diesen Fällen als Autorität herangezogen, mit der der jeweiligen Meinung mehr Nachdruck verliehen werden kann, weil bspw. im Duden nachgeschlagen wurde, wie ein bestimmtes Wort definiert sei (vgl. FAZ »Gendern als Akt der Aggression«) oder was seine Bedeutung sei: »Was bedeutet das deutsche Wort ›Arzt‹? Schlagen wir nach bei ›www.duden.de‹« (FAZ 11.01.b). Der Duden wird somit als Autoritätsinstanz in sprachlichen Fragen aufgerufen, wenngleich diese Autorität auch in Frage gestellt wird und kann als »ideology broker« (Blommaert 1999: 9) verstanden werden.⁴¹ Dass es sich um eine relevante Instanz in sprachlichen Fragen handelt, wird allerdings auch über die Ablehnung von Entscheidungen des Dudens deutlich: Indem die Veränderungen der Online-Ausgabe kritisiert werden, weil mit ihnen das geschlechtsübergreifende Maskulinum seine Funktion verliere, wird dem Duden implizit ebendiese Macht und Autorität zur Abschaffung zugeschrieben.⁴² Auch Acke (2019: 309) hält für Einträge in Wörterbüchern fest, dass diese als sprachnormetablierend gelten können, selbst wenn es sich um eine Ableitung aus konkretem Sprachgebrauch handle und nicht um eine explizite Normsetzung, da »Wörterbücher als Autoritäten in Bezug auf die Sprache gelten«.

In einem ähnlichen Zusammenhang wird immer wieder auch auf den Rat für deutsche Rechtschreibung verwiesen, dessen Erwähnung in den Zeitungstexten für den Großteil der Belege des Schlüsselworts »rechtschreibung« verantwortlich ist. Auch die Kollokationsanalyse belegt dies: In unmittelbarer Umgebung des Wortes (d.h. in einem Abstand von je fünf Wörtern nach rechts und links) treten am häufigsten »deutsche«, »rat« und »für« auf. In vielen der Textstellen werden dieser, seine Zusammensetzung und Aufgabe als normsetzendes Gremium sowie seine Beschlüsse zum Status des Asterisks erläutert (vgl. z.B. SZ 19.06.a). Insbesondere auf letzteren Beschluss wird allerdings auch zur Stärkung der eigenen ablehnenden Haltung verwiesen; auch der Rat bzw. allgemeiner die amtliche Rechtschreibung gelten als Autoritätsinstanzen, die für die amtliche Regelung der Orthographie verantwortlich seien (vgl. zu diesem Phänomen

41 Vgl. zur Rolle von Lexika als Akteur*innen in sozialen Transformationsprozessen und in Bezug auf Geschlechterstereotype auch Müller-Spitzer (2023).

42 Auch wenn die Leiterin der Duden-Redaktion, Kunkel-Razum, in den Interviews, die sich in den Daten finden, immer wieder betont, dass der Duden keine »Sprachmacht« (Welt 07.02.) habe und die normsetzende Instanz für den deutschsprachigen Raum der Rat für deutsche Rechtschreibung sei (vgl. zur Rolle des Rats auch Hennig 2024: 216–217).

auch Hennig 2024). Seine Verlautbarungen zu genderbewusstem Sprachgebrauch werden daher wiederholt herangezogen, bspw., dass der Rat für deutsche Rechtschreibung Sonderzeichen bisher nicht als zum Kernbestand deutscher Grammatik zählend wertet:

- 29) Dabei hat der Rat für deutsche Rechtschreibung, das maßgebliche Gremium für die amtlichen Regeln der Orthographie, die Gender-Schreibweisen zuletzt im März wieder abgelehnt. (FAZ 02.06.)
- 30) [...] Formen, die nicht von der amtlichen Regelung der deutschen Rechtschreibung gedeckt sind. (Welt 14.05.)

Neben institutionellen Akteur*innen wie dem Duden, dem Rat für deutsche Rechtschreibung oder dem Verein Deutsche Sprache werden über alle Quellen des Korpus hinweg auch Einzelpersonen, insbesondere über die jeweiligen Eigennamen, als Akteur*innen eingeführt. In den Leserbriefen zeigt sich die Personalisierung dagegen insbesondere über nicht-minimale Selbstreferenzen, in denen die Schreibenden ihre eigene Person und bestimmte Identitätsanteile als relevant für die jeweilige Positionierung genderbewusster Sprache gegenüber hervorheben (vgl. ausführlicher dazu Kap. 8.4.5.4). In redaktionellen Beiträgen wird vor allem auf bekannte Persönlichkeiten referiert. Die Eigennamen in der Liste der *Keywords* lassen sich sowohl auf Interviews zurückführen – so gibt es einige Interviews mit und Berichte über Petra Gerster als Moderatorin der »Heute«-Nachrichten – als auch auf Initiativen und Aussagen von Politikern wie Christoph Ploß oder Wolfgang Thierse, und Politikerinnen wie Sahra Wagenknecht zu genderbewusstem Sprachgebrauch. Ploß' Vorstoß für »ein Verbot der Gendersprache bei staatlichen Stellen« (Bild 26.05.b) als damaliger Vorsitzender der Hamburger CDU wird in allen Zeitungen berichtet und zum Teil kommentiert. Dabei zeigt sich, dass insbesondere *Bild* und *Welt* Ploß viel Raum einräumen, auch über verschiedene Zeiträume hinweg wiederholt auf seine Forderungen eingehen und ihn bspw. mehrfach zu Interviews einladen.

Auch »hornscheidt« zeigt sich als *Keyword* aufgrund eines Interviews in der taz, aber auch, weil Lann Hornscheidts Aussagen verschiedentlich als Meinung mit Expertise für die, so ein Kollokationspartner des Worts, »genderforschung« zitiert werden. Zudem wird der Name symbolisch für Veränderungen und verschiedene Vorschläge im Phänomenbereich (s. den Kollokator »sprachreform«), insbesondere die x-Form (vgl. die Kollokationspartner »professx« oder »geehrtex«) sowie »ens« (vgl. auch »professens« als Kollokationspartner), genutzt. Für die *Bild*-Zeitung, die Hornscheidt misgendert und als »ehemalige[n] Gender-Studies-Professor [sic!]« (Bild 13.06.) bezeichnet sowie maskuline Pronomen verwendet⁴³, ist der Name symbolisch für eine »[s]kurrile Gender-Forde-

43 Unter Misgendern wird die Zuordnung einer Person zum falschen Geschlecht verstanden, bspw. durch die Nutzung falscher Pronomen oder Personenreferenz. Dies kann aus einer abwertenden Intention heraus geschehen (vgl. Queer Lexikon 2020) und »Ausdruck der gesellschaftlichen Stigmatisierung nicht-binärer und trans* Menschen« (Göth 2021: 6) sein (vgl. auch Pino & Edmonds 2024 für eine konversationsanalytische Perspektive auf das Phänomen). Es erscheint theoretisch möglich, dass die *Bild*-Zeitung an dieser Stelle ein geschlechtsübergreifendes Maskulinum profilieren und nutzen will, die konsequente Verwendung von »der Professor« und maskulinen Pronomena und Possessiva, wie »er« und »seiner Webseite« in der direkten Referenz auf Hornscheidt allerdings legen eine abwertende Lesart nahe.

rung«⁴⁴ (Bild 13.06.), während Hornscheidt bspw. von der FAZ als »Koryphäe der Genderforschung« (FAZ 11.01.b) bezeichnet wird und die verschiedenen, zwischenzeitlich z.T. wieder verworfenen Vorschläge für Anrede und Pronomen referiert werden (vgl. auch SZ 11.03.b). An Hornscheidt als Person wird in der FAZ zudem die Notwendigkeit genderbewussten Sprachgebrauchs in der Anrede demonstriert:

- 31) Lann Hornscheidt gibt an, weder Mann noch Frau zu sein. Das können manche mit einem Augenrollen quittieren, es schafft aber Fakten. Wer würde Lann Hornscheidt trotzdem als Frau ansprechen? Es wäre eine grob unhöfliche, fast aggressive Geste, die im politischen Meinungskampf sicher vorkäme. Sie wäre aber unpassend für einen höflichen Kontakt. ›Es geht ja darum, ob ich vorkomme in der Sprache. Wenn nicht, ist das Diskriminierung‹, sagt Lann Hornscheidt. Wer mit Lann Hornscheidt freundlich reden will, muss sich also etwas überlegen. Bloß was? (FAZ 06.02.)

Neben der *Keyness* der Eigennamen Thierse und Wagenknecht (s. auch unten zur darin deutlich werdenden Diskursverschränkung mit *Identitätspolitik* und *Cancel Culture*) belegt auch diese Symbolhaftigkeit von Lann Hornscheidt als Person, dass der mediale Diskurs wiederholt auf Personalisierung von Debatten setzt – in der *Süddeutschen Zeitung* finden sich bspw. auch Porträts von Kathrin Kunkel-Razum in ihrer Funktion als Chefredakteurin des Dudens (SZ 06.03.) – s. auch das *Keyword* »razum« – sowie Hengameh Yaghoobifarah (SZ 29.01., SZ 11.03.b). Auch in diesen Artikeln werden eine Personalisierung der Notwendigkeit von und Probleme in Bezug auf die Verwendung geschlechterbewusster Sprache, vergleichbar mit den Texten über und mit Lann Hornscheidt, deutlich. So findet sich in einem Porträt der *Süddeutschen Zeitung* (SZ 29.01.) ein erklärender Einschub zu Yaghoobifarah und der im Artikel verwendeten Pronomen (vgl. auch SZ 11.03.b). Die Porträts dieser beiden Akteur*innen dienen ebenfalls der Personalisierung und Illustration der Debatte.

Daneben gibt es verschiedene Interviews und (Kurz-)Berichte, die z.B. interviewte Prominente zu ihrer Meinung zum Gendern befragen bzw. diese referieren (vgl. z.B. die Berichterstattung zu den Aussagen von HP Baxxter, Elke Heidenreich oder Wolfgang Niedecken [Welt 27.03.]). Dass das Thema von den Zeitungen und die Bewertungen der Interviewten als relevant und von Interesse für das Publikum eingeschätzt wird, zeigt sich unter anderem daran, dass Aussagen zu diesem Themenbereich für die Artikel oftmals als Überschriften dienen, auch wenn es sich dabei quantitativ gesehen nur um einen kurzen Ausschnitt und einen thematisch eigentlich unbedeutenden Punkt handelt.⁴⁵ Indem es aber, thematisch oft unzusammenhängend doch eine Frage zum Thema gibt, wird die unterschwellige Botschaft vermittelt, dass es sich beim Phänomenbereich Gendern um einen Kontext handelt, zu dem es eine Meinung und Haltung bräuchte.⁴⁶ Der Bekanntheitsstatus der interviewten Personen ermöglicht es darüber hinaus, durch zustimmende oder ablehnende Berichterstattung über die jeweiligen Haltungen

44 Es geht hierbei konkret um den Vorschlag, »ens« als Pronomen zu nutzen. Zu Abwertung auf lexikalischer Ebene s. auch Kap. 8.3.5.

45 Vgl. zur vermehrten Verwendung von Zitaten in Überschriften als Mittel der Dramatisierung auch Santulli (2012), die dies für italienische Zeitungen belegt.

46 Vgl. zum gleichen Phänomen beim Schlagwort *Cancel Culture* Daub (2022: 278–279).

zu genderbewusstem Sprachgebrauch dieser Prominenten der eigenen Positionierung mehr Legitimität zu verleihen. Jaworski & Thurlow (2009: 203) sprechen in diesem Zusammenhang auch vom »celebrity cachet«, einem Gütesiegel durch Berühmtheiten.

8.3.2.3 Diskursverschränkungen

Einige der Schlüsselwörter deuten Diskursverschränkungen in der Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch an. So wird »rechtschreibung« nicht nur in Bezug auf den Rat für deutsche Rechtschreibung aufgerufen, sondern auch, um die Diskussion von genderbewusstem Sprachgebrauch mit der um die Rechtschreibreform zu vergleichen⁴⁷ oder gleichzusetzen. Die Debatte um geschlechterbewussten Sprachgebrauch wird demnach (auch) als metasprachliche Diskussion aufgefasst, bei der sprachliche und vor allem orthographische Veränderungen verhandelt werden, wie der Vergleich aufzeigt. Auch an dieser Stelle wird somit die Gleichsetzung von geschlechterbewusster Sprache bzw. Gendern und orthographischen Sonderzeichen, wie insbesondere dem Asterisk, gestärkt.

Eine weitere Diskursverschränkung zeigt sich anhand der Keywords »identitätspolitik«, »thierse« und »wagenknecht«. Wolfgang Thierse hatte sich gegen *Cancel Culture* ausgesprochen und dafür von verschiedenen Seiten Kritik, aber auch Zustimmung erfahren (vgl. z.B. Welt 06.03.; für einen Überblick der sich daraus ergebenden Diskussion auch Witting 2021). Auch Sahra Wagenknechts wiederholt vorgetragene Kritik an Identitätspolitik, insbesondere in der Partei *Die Linke*, wird mehrfach aufgegriffen, vor allem im Kontext der Erscheinung ihres Buchs »Die Selbstgerechten« (Wagenknecht 2021). Identitätspolitik als Phänomen selbst wird dabei aber unterschiedlich bewertet und verhandelt und teilweise als Stigmabegriff genutzt, teilweise als vager Kampfbegriff rechter Bewegungen beschrieben (vgl. die folgenden Kapitel zu den Unterschieden in den jeweiligen Subkorpora der Quellen).

Die Verschränkung des Diskurses mit der Debatte um die sogenannte »identitätspolitik« bzw. die Zuordnung von genderbewusstem Sprachgebrauch zu dieser und Verschränkung mit dem *Cancel Culture*-Diskurs zeigt sich vor allem in Argumentationen gegen genderbewussten Sprachgebrauch⁴⁸ und in Verbindung mit Ideologie- und Dogmatismusvorwürfen:

- 32) Allen Menschen muss die gleiche Würde entgegengebracht werden, ich glaube, da sind sich viele einig. Die dogmatische Identitätspolitik und Cancel Culture sind völlig kontraproduktiv für die Erreichung dieses Ziels. (FAZ 10.03.b)

Ähnlich wie geschlechterbewusste Sprache wird Identitätspolitik in Kollokationen vor allem als politisch links verortet sowie als »pauschal«, »gefährlich« und »überwältigend« beschrieben.

47 Vgl. auch das Keyword »rechtschreibreform« im Subkorpus der FAZ (Kap. 8.3.3.2) und taz-Texte (Kap. 8.3.3.4).

48 Vgl. zu diesen Verschränkungen auch Beck (2024).

8.3.3 Keywords der einzelnen Zeitungen im Vergleich zum Referenzkorpus der Leipzig Corpora Collection sowie untereinander

Die Keyword-Analyse der Subkorpora mit Texten der einzelnen Zeitungen im Vergleich zum Referenzkorpus der Leipzig Corpora Collection⁴⁹ sowie der Subkorpora im Vergleich mit den anderen Zeitungstexten als Referenzkorpus zeitigt insgesamt ähnliche Ergebnisse wie die Untersuchung aller Zeitungstexte gemeinsam, die im Folgenden bei sich daraus ergebender Wiederholung nicht noch einmal ausgeführt werden. Vielmehr sollen einige der unterschiedlichen Schwerpunkte in der Berichterstattung, die anhand der verwendeten Schlüsselwörter deutlich werden, sowie Unterschiede in Benennungen und sich darin verdeutlichende Einstellungen aufgezeigt werden. Dabei wird in alphabetischer Reihenfolge vorgegangen.

8.3.3.1 Bild

In *Bild* zeigt sich im analysierten Zeitraum unter anderem Berichterstattung über regionale Ereignisse in Hamburg mit Bezug auf genderbewussten Sprachgebrauch. Wie bereits mit Blick auf die Diskursakteur*innen erwähnt, wird über Christoph Ploß, der zu diesem Zeitpunkt Vorsitzender der CDU war, und seinen Vorstoß, »Gendersprache« in Behörden verbieten zu lassen, berichtet. In diesem Kontext lassen sich *Keywords* wie »christoph« und »ploß«, »katharina« »fegebank« – die zweite Bürgermeisterin Hamburgs und Senatorin für Wissenschaft, Forschung und Gleichstellung der Grünen, Katharina Fegebank (vgl. Grüne Hamburg o.J.) – »hamburgs«, »staatlichen« und »behördensprache« mit Bezug auf staatliche Stellen oder »gleichstellungssenatorin« verorten. Dabei zeigt sich, dass Ploß' Vorstoß und seine Begründungen für diesen ausführlich und wohlwollend berichtet werden: Es gibt mehrere Interviews und Berichte, in denen direkte Zitate von Ploß zu finden sind, in denen seine Begründungen für ein nötiges Verbot vorgebracht werden. Genderbewusster Sprachgebrauch wird dabei, wie anhand der *Keywords* »behördensprache« und »staatlichen« deutlich wird, vor allem als institutioneller Sprachgebrauch konzeptualisiert und somit einem bürokratischen Duktus und Verhalten zugeschrieben. Damit wird zudem das Bild einer von oben herab verordneten und per Zwang umgesetzten Sprache verbunden, da der Vorschlag von Fegebank in der *Bild* als »Sprachbefehl«, »Gender-Sprach-Befehl« oder »Gender-Änder-Sprach-Befehl« (Bild 14.04.) bezeichnet wird.⁵⁰ Dass insbesondere in der *Bild*-Zeitung auch über das Wort »Befehl« Zwang und top-down-Verbreitung in Verbindung mit Gendern aufgerufen wird, zeigt sich auch daran, dass »Befehl« für das *Bild*-Korpus im Vergleich mit den anderen Zeitungstexten als *Keyword* gelistet wird – im Vergleich mit diesen wird es also signifikant häufiger und als Bezeichnung des Sprachwandels genutzt. Die in Kapitel 8.2.2.2 analysierten Zuschreibungen zum Gendern, die dieses vor allem als oppressives und zwangvolles Verhalten einer Minderheit verstehen, sind somit auch in der Berichterstattung der *Bild* sichtbar.

49 Aufgrund der geringeren Token-Anzahl in den Subkorpora wurde für dieses Unterkapitel auf die etwas kleinere Variante des Referenzkorpus (100.000) zurückgegriffen.

50 Vgl. zum Topos des Zwangs auch Kap. 8.4.12.

Auch im Kontext dieser Diskussion in der Hamburger Lokalpolitik wird die Polarisierung der Debatte um geschlechterbewussten Sprachgebrauch aufgerufen und verdeutlicht. Ein gemeinsames Interview von Ploß und Fegebank wird als »Gender-Gipfel« (Bild 30.06.) betitelt und der Teaser impliziert einen folgenden Kampf: »BILD bringt IHN als Gast zu IHR, in die Höhle der ›Gender-Mania‹« (Bild 30.06.). Fegebank wird dabei implizit die machtvollere Position zugeschrieben, sie empfängt Ploß, der »zu Besuch« kommt und »Gast« (Bild 30.06.) ist. »Gender-Mania« pathologisiert Bemühungen um genderbewussten Sprachgebrauch als psychische Störung, ähnlich wie die ebenfalls in der *Bild*-Zeitung verwendete Bezeichnung »Gendergaga«⁵¹. Fegebank, die im Artikel stellvertretend für die Befürworter*innen des Genders im offiziellen Sprachgebrauch steht, wird somit als verrückt (DWDS *gaga*) dargestellt bzw. als insofern krank, als dass ihr für den Bereich Gender eine »krankhaft übersteigerte Neigung, etw. Bestimmtes zu tun« (DWDS *Manie*) zugeschrieben wird.⁵² Argumentationen, die genderbewussten Sprachgebrauch als unnötig und übertriebene Bemühungen abtun sowie Befürworter*innen als realitätsfern und nicht rational denkend darstellen, sind in dieser Bezeichnung bereits angelegt.⁵³ Diese Stilisierungen sind auch in anderen Zeitungen in Bezeichnungen wie »Genderfanatiker« (FAZ 04.01.) oder den bereits erwähnten Zuschreibungen wie »Gendergemeinde« (FAZ 18.06.b) oder missionarischem Verhalten sichtbar.

Zudem wird mithilfe der Majuskelschreibung der Pronomen im Teaser des Interviews das Geschlecht von Ploß und Fegebank als relevant gesetzt; Ploß wird beinahe stellvertretend für Männer in die »Arena« gegen »SIE«, d.h. Fegebank, geschickt. Auch an dieser Stelle wird wiederum eine Typisierung genderbewussten Sprachgebrauchs als geschlechtlich verortet vorgenommen bzw. aufgerufen; Frauen sprechen sich dabei pro und Männer kontra aus.

In der *Bild*-Zeitung wird genderbewusster Sprachgebrauch in der behördlichen, aber auch in der Kommunikation der öffentlich-rechtlichen Sendungen – s. das Keyword »öffentlich« – kritisch verhandelt. Dass »[d]er Gendersprech [...] beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk« (Bild 10.01.) angekommen sei, wird über Verweis auf breite Kritik implizit abgelehnt (vgl. z.B. auch Bild 29.05.). An dieser Stelle findet sich eine Verschränkung mit dem Diskurs über den gebührenfinanzierten öffentlichen Rundfunk und somit implizit eine Verbindung von genderbewusstem Sprachgebrauch und GEZ-Gebühren als Ausdruck von Zwang und von einer elitären Minderheit ausgehend (vgl. Bild 23.04.).

Darüber hinaus wird über Frankreich und das dort geplante, von der *Bild* so betitelte »verbot« von genderbewusstem Sprachgebrauch in Verwaltungen und Schulen berichtet. Der Bericht und implizite Vergleich ermöglichen ein positives Aufgreifen der Ereignisse in Frankreich. Als weitere diskursive Ereignisse können nach Analyse der *Keywords* der *Bild* im Vergleich zu den Referenzkorpora sowohl der Leipzig Corpora Collection als

51 Vgl. zur Nominationskonkurrenz und den verschiedenen Bezeichnungen für geschlechterbewussten Sprachgebrauch auch Kap. 8.3.4.

52 Im DWDS wird »Manie« neben der im Fließtext angeführten Definition auch als »krankhafte Veränderung des Gemüts mit Erregung, Selbstüberschätzung und dem Drang, zu reden und sich zu bewegen« beschrieben.

53 Diese Zuschreibungen sind dabei auch mit dem misogynen Bild der »hysterischen Frau« verbunden (vgl. Agarwal 2023; Ronel et al. 2008; zu diesem Zusammenhang in der Medizingeschichte Fischer-Homberger 1969).

auch der anderen analysierten Texte die Debatte um und die Klage eines Audi-Mitarbeiters (»audi«, »audianer«) sowie der vermeintliche Notenabzug eines Studenten in »kassel« begriffen werden.⁵⁴

8.3.3.2 Frankfurter Allgemeine Zeitung

Vergleichbar mit der *Welt* (s. weiter unten Kap. 8.3.3.5) bezieht sich das Schlüsselwort »Sprachgebrauch« im Subkorpus der FAZ unter anderem auf den »tatsächlichen« oder »allgemeinen« Sprachgebrauch – so zwei Kollokationspartner – von dem genderbewusste Sprache abgegrenzt wird. Gendern sei »eine akademische Blüte [...], die mit dem Sprachgebrauch der meisten Menschen nichts zu tun hat« (FAZ 01.02.c). Daneben werden auch journalistischer Sprachgebrauch und die Verwendung genderbewusster Sprache in diesem Kontext kritisiert:

- 33) Der Sprachgebrauch mancher öffentlich-rechtlicher Medien folgt nicht dem ›ständig sich vollziehende(n) Wandel der Sprache‹, sondern setzt ideologische Vorgaben um, die nicht notwendigerweise von der Realität unterlegt sind. [...] Im Sprachgebrauch des Senders werden also Frauen, obwohl im konkreten Fall gar nicht oder kaum in Erscheinung tretend, einfach in Mithaftung genommen. (FAZ 10.03.c)

Auch in diesen Verwendungskontexten des Begriffes wird, wie im Subkorpus der *Welt*, Gendern als realitätsfern und (ideologische) Sprachform einer journalistischen Elite abgelehnt.

Das *Keyword* »Gesellschaft« bezieht sich in der FAZ, ähnlich wie in den Texten der *Welt*, meist auf die Idealvorstellung einer »offenen« Gesellschaft, Ideale von Demokratie und auf die Idee der Mitte der Gesellschaft und steht damit in Verbindung mit dem Schlüsselwort »Demokratie« im Vergleich zum Korpus aus den anderen Texten. In diesem Zusammenhang werden Überlegungen zur Gefahr durch Gendern für die Polarisierung der Gesellschaft dargestellt (zum Gefahrentopos vgl. Kap. 8.4.8). Ähnlich wie beim *Keyword* »Sprachgebrauch« wird dazu auf den Topos der Realitätsferne und eine angenommene Diskrepanz zwischen Mehrheit und Minderheit zurückgegriffen:

- 34) Es sind von unerschütterlicher Selbstgewissheit getragene, oft kleine, aber sehr aggressive Minderheiten, die ›das Denken mit einem erschreckenden Ring zu umspannen‹ versuchen, die das Ideal der offenen Gesellschaft aufkündigen und die Prozesse der Schließung der Demokratie im Namen der Demokratie in Gang setzen. (FAZ 17.05.)
- 35) Wie viel Identität verträgt die Gesellschaft? (FAZ 22.02.)

In diesem Zusammenhang zeigt sich auch bei der FAZ eine Diskursverschränkung mit linker Identitätspolitik, für die genderbewusster Sprachgebrauch, Antirassismus und

54 Dem Studenten wurden zwar in der Aufgabe, in der es um Diversität ging und unter anderem sensible Sprache gefordert sowie genderbewusster Sprachgebrauch eines der Bewertungskriterien war, Punkte abgezogen, benotet wurde die Aufgabe aber nicht (vgl. Unterberg 2021). Das wiederholte Aufgreifen des Falls (s. dazu auch Kap. 8.4.5.3 in Bezug auf Gesetz und Recht als Autoritätsinstanzen) belegt somit, ähnlich wie der Verweis auf Formulierungsvorschläge in Leitfäden oder die hyperfrequente Anwendung von Sonderzeichen, dass marginale Fälle z.T. verzerrt und als repräsentativ dargestellt werden.

allgemein Diversität als symbolisch gesehen werden (vgl. FAZ 21.03.a). »[A]ggressive Minderheiten« werden als Vertreterinnen dieser Identitätspolitik verstanden.

Auf den Vergleich der Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch mit dem um die Rechtschreibreform weist die *Keyness* des Lexems »Rechtschreibreform« im Subkorpus der FAZ-Texte hin. Auch der Widerstand dagegen wird gleichgesetzt: »Im Genderlager gilt der Sieg nur als Frage der Zeit. Der Widerstand dagegen wird als Kulturkampf gesehen, den die Konservativen verlieren werden, wie bei Homoehe, Wehrpflicht und Rechtschreibreform.« (FAZ 06.02.) Und auch die Gefahr für die Bildung von Schüler*innen und das Interesse am Deutsch-Lernen überhaupt, die es auch nach der Rechtschreibreform gegeben habe und bis heute gäbe, sei durch die Duden-Entscheidung größer geworden:

- 36) Nach dieser alarmierenden Meldung [Duden-Entscheidung; P. M.] geht einem Deutschlehrer nun die Frage durch den Kopf, was da als Nächstes auf uns und insbesondere auf die Schüler zukommt. Es steckt einem ja nicht nur die bis heute als unausgereift einzustufende Rechtschreibreform in den Knochen [...]. (FAZ 28.01.)
- 37) Ich erinnere mich, dass seinerzeit die »Rechtschreibreform« zu massiven Einbrüchen bei der Zahl der Lerner führte. Hier droht vielleicht ein noch schlimmer Schaden [...]. (FAZ 07.06.b)

Die *Keyness* des Lexems »geschlecht« ergibt sich vor allem daraus, dass über Genus und Sexus als »soziales und grammatisches Geschlecht« (FAZ 17.02.b) gesprochen wird. Der Nexus von Genus und Sexus (vgl. Kotthoff & Nübling 2018: 85–86) wird an diesen Stellen oftmals negiert und Gendern als betonende Sprache bezeichnet:

- 38) Zu Doppelbenennungen ist lediglich zu sagen, dass in vielen Fällen lediglich die Funktion gemeint ist. Jede weitere Unterscheidung bringt keine zusätzliche Information, ist also redundant. Das biologische Geschlecht (Mann, Frau) braucht also nicht besonders erwähnt werden. (FAZ 11.01.a)
- 39) Mag die Linguistik noch so sehr darauf beharren, dass ein generisches Maskulinum nicht auf das biologische Geschlecht der damit bezeichneten Person abstellt. (FAZ 25.05.a)
- 40) Die geschlechtsbetonte Sprache hingegen, die als sensibel und gerecht ausgegeben wird, ist begriffsstützig: Sie setzt das Geschlecht von Worten stets mit dem der damit bezeichneten Leute gleich. (FAZ 14.01.)

Dass es sich bei »begriff« und »wort« im Subkorpus der FAZ um Lexeme mit hoher *Keyness* handelt, belegt erneut den metasprachlichen Charakter der Debatte. Es wird über verschiedene Begriffe gestritten und die Neuartigkeit (und somit Konstruiertheit) und Wirklichkeitsferne genderbewussten Sprachgebrauchs hervorgehoben, die sich auch daran zeige, dass diese Bezeichnung erst seit kurzem verbreitet sei:

- 41) Das Gendern ist dafür ein Paradebeispiel. Vor Kurzem noch einer breiteren Öffentlichkeit schon als Begriff unbekannt, steht das Bemühen, sprachlich möglichst alle gerecht einzubeziehen, für einen Lackmustest in Sachen Lebenswirklichkeit. (FAZ 05.06.)

Zudem bestätigt sich an der *Keyness* der beiden Nomina, was Kroskrity (2004, 2022) festhält: Änderungen auf der lexikalischen Ebene sind am einfachsten zugänglich; Debatte teilnehmende haben entsprechend eine hohe Aufmerksamkeit für Änderungen auf dieser sprachlichen Ebene und beziehen sich in ihren Argumentationen oft auf ebenjene – Argumente umfassen dann bspw. die ›eigentliche‹ Wortbedeutung und dass dies gegen geschlechterbewusster Sprache spräche, fokussieren auf Partizipien und dass diese grammatikalisch falsch seien oder auf Änderungsvorschläge, die als überzogen und wirklichkeitsfern dargestellt werden:

- 42) Es scheint, als würden wir uns in Zukunft auch von denjenigen Begriffen verabschieden, die wir einst arglos mit der Muttermilch aufgesogen haben. Zum Beispiel dem Wort Muttermilch. Viele Begriffe sind in den vergangenen Jahren zu Recht aus dem Sprachgebrauch gestrichen worden, weil sie offen oder verdeckt diskriminierende Haltungen zum Ausdruck brachten. Bis gestern wusste ich allerdings nicht, dass auch die Muttermilch Potential für Herabwürdigung enthält. Dass also dieses schöne alte Wort, auch deshalb schön, weil es sinnbildhaft für den existentiellen Vorgang der Fütterung eines Neugeborenen steht, dass also auch dieses Wort Menschen kränkt. (FAZ 20.02.)

8.3.3.3 Süddeutsche Zeitung

In den Texten der Süddeutschen Zeitung im Korpus haben im Vergleich mit dem Referenzkorpus der Leipzig Corpora Collection vor allem solche Begriffe eine hohe *Keyness*, die auch bei der Analyse des gesamten Untersuchungskorpus sichtbar werden. Auch hier sind unter anderem »sprache«, »duden«, »maskulinum«, »gendern«, »geschlecht«, »gendersternchen« und »generische« auf den ersten Plätzen der Liste aller *Keywords*. Die *Keyness* von »petra« und »gerster« lässt sich auf einen einzigen Text zurückführen, in dem es um die zu diesem Zeitpunkt in Kürze anstehende Rente von Petra Gerster als Moderatorin der heute-Nachrichten im ZDF geht. In diesem Porträt zeigt sich wiederum die Diskursverschränkung mit der Ungleichbehandlung von Frauen: Es geht unter anderem um die Rolle des Alters von Frauen im Fernsehen, Sexismus, den Moderatorinnen im Fernsehen erfahren, aber auch private Erfahrungen von fehlender Gleichberechtigung von Gerster.⁵⁵ Die Nutzung genderbewusster Sprache wird dabei im Text als symbolisch für Gersters Interesse an Gleichberechtigung dargestellt. Die Typisierung von Gendern als feministisch und der Zusammenhang zum Geschlecht bzw. zum Frau-Sein, die bereits bei den Typisierungen des Genderns dargelegt wurden, werden also auch an dieser Stelle deutlich.

In der *Süddeutschen Zeitung* wird genderbewusster Sprachgebrauch in der Regel als »gendergerechte Sprache« bezeichnet – »gendergerechte« ist entsprechend ein Schlüsselwort der untersuchten Texte. Mit dieser Bezeichnung gehen Assoziationen von Fairness und Gerechtigkeit in Bezug auf verschiedene Geschlechter einher, »gerecht« als Bestandteil des zusammengesetzten Adjektivs kann als Hochwertwort (vgl. Janich 2010:

55 Vgl. SZ 14.05. Die Diskursverschränkung mit allgemeineren Fragen von Gleichberechtigung findet sich daneben noch in einem taz-Interview mit Gerster (vgl. taz 18.01.).

169) verstanden werden, mit dem der entsprechende Sprachgebrauch durch die positive Deontik aufgewertet wird. Kritik am Begriff gibt es beispielsweise, weil er impliziere, dass anderer, d.h. insbesondere der dem Gendern entgegengesetzte Gebrauch des geschlechtsübergreifenden Maskulinums nicht gerecht sei (vgl. Rödder & Rödder 2021: 6).

»Identitätspolitik« wird in der *Süddeutschen Zeitung* zwar als Lexem genutzt und ist im Vergleich mit dem Leipziger Referenzkorpus ein Wort mit hoher *Keyness*, es zeigt sich im Vergleich der Nutzung bspw. in der *FAZ* allerdings eine eher kritische Haltung bzw. metasprachliche Einordnung und wiederum eine Diskursverschränkung mit genderbewusstem Sprachgebrauch, wenn »Gendersternchen« und »Identitätspolitik« als »bewährte Reizwörter«, die von Alexander Gauland in einer Talkshow »in die Runde« geworfen werden (SZ 04.06.), bezeichnet werden. Gendern wird dabei als Unterbereich der Identitätspolitik aufgefasst: »[...] die SPD zerfleischte sich Anfang des Jahres im Streit um die Identitätspolitik im Allgemeinen und das Gendersternchen im Besonderen selbst.« (SZ 19.06.c)

8.3.3.4 tageszeitung

Neben den bereits oben aufgeführten *Keywords* des gesamten Korpus zeigen sich im *taz*-Subkorpus einige, die für dieses im Vergleich mit dem Leipziger Referenzkorpus besonders sind.

»Antifeminismus« als Schlüsselwort nur in der *taz* bspw. ergibt sich aus einem Artikel, in dem es um das sexistische Weltbild von »Coronaleugner:innen« und ihre Mobilisierung geht (*taz* 02.02.a). Die interviewte Soziologin Rebekka Blum spricht dabei über antifeministische Akteur*innen wie den Verein Deutsche Sprache, der gegen genderbewussten Sprachgebrauch mobilisiere und in diesem Zusammenhang, gemeinsam mit AfD und Werteunion, Gender-Studies als irrelevant abtue (vgl. *taz* 02.02.a). Auch dadurch wird wiederum ein Zusammenhang von Gendern und Feminismus etabliert und ihre Ablehnung rechten politischen Akteuren zugeordnet.

»Sprachpolitik« als *Keyword* findet sich im Kontext genderbewussten Sprachgebrauchs nur in der *taz*, wenngleich auch in den anderen Zeitungstexten im Korpus einzelne Belege zu finden sind. Viele der *taz*-Belege lassen sich dabei auf einen Artikel der Chefredakteurin zurückführen, die in diesem Zusammenhang die Praxis der Nutzung genderbewussten Sprachgebrauchs in der *taz* erläutert und »Sprachkritik« einfordert, die »kein Elitenprojekt« (*taz* 06.02.) sein darf. Diese Bezeichnungen und die Tatsache, dass es sich im Korpus der untersuchten Texte der *taz* dabei um Wörter mit hoher *Keyness* handelt, zeigt, dass die Ausbreitung einiger Varianten als top-down-Projekt einer Elite und ebendies als Gefahr verstanden wird.⁵⁶ Das Kompositum

56 Auch die Verwendung des Lexems in den anderen Zeitungen legt diese Lesart nahe: In der *FAZ* wird von einer »Sprachpolitik von oben« (*FAZ* 01.02.c) gesprochen, in der *SZ* von »ärgerliche[r] Sprachpolitik, die sich die Nutzer nicht gefallen lassen sollten« (*SZ* 13.02.e) und in der *Welt* wird die *Berliner Zeitung* zitiert, die im Zuge der Duden-Änderungen von »Sprachpolitik« und dem »Rütteln an grammatischen Grundpfeilern« (*Welt* 25.01.) spricht. Dass sowohl der *SZ*-Artikel als auch der in der *Welt* sich dabei auf die Entscheidung des Dudens beziehen, zeigt wiederum, dass dieser als »ideology broker« (Blommaert 1999: 9) verstanden wird – dem Duden wird eine machtvolle Position zugeschrieben, aus der dieser top-down eine Veränderung der Sprache angeblich durchsetzen könne.

»Sprachpolitik« legt nahe, dass es sich um politische Verordnungen und Vorgaben handelt, die die Sprache betreffen. Die »feministische Sprachkritik« sei ein »besonders erfolgreiches Kapitel der Sprachpolitik« (taz 06.02.). Auch in diesem Kontext wird wieder die Diskursverschränkung mit Identitätspolitik aufgerufen: Sprachpolitik sei ein Teil dieser, wenngleich der Begriff Identitätspolitik umstritten sei. In der *taz* finden sich entsprechend Artikel, die den Begriff, wie in der *SZ*, nicht nur kritisch erläutern, sondern auch als Kampfbegriff ablehnen und vom »Popanz-Wort ›Identitätspolitik« (taz 31.01.) sprechen.

In der Berichterstattung finden sich darüber hinaus viele Artikel über die »linke« und »linkspartei«. Auch Sahra Wagenknecht und ihre Haltung zum Thema Identitätspolitik sowie ihre Rolle in der Partei werden oft berichtet, sodass die beiden Begriffe im Vergleich eine hohe *Keyness* haben. Die Zuschreibung genderbewussten Sprachgebrauchs zur Linken, der Streit über dessen Relevanz und die »kulturelle Dimension des ›Klassenkampfes« (27.04.b) sind Thema für die *taz*.

Die Vorstöße in Bezug auf Gendern von Merz und »ploß« werden in den Texten des Subkorpus einerseits, wie in den anderen Zeitungen auch, nur berichtet (vgl. taz 25.05.a), andererseits werden sie aufgegriffen, als alleiniges Wahlkampfthema und »Kulturkampf-Linie« (taz 29.05.c) bezeichnet und somit implizit abgelehnt:

- 43) Nun hat er seinen Boys-Club auf Linie gebracht: Der Hamburger CDU-Landesverband stellt sich geschlossen hinter seinen Boss Christoph Ploß, der das Gendern verbieten will. Nicht, dass die Pflicht zur geschlechtergerechten Sprache in Hamburg gerade irgendeine*r [...] gefordert hätte – aber es ist ja schon Wahlkampf. Damit hat Ploß also endgültig den Abschied von der modernen liberalen Großstadt, hin zur schnöden Verbotsparterie durchgedrückt. Was wollen die den Bürger:innen wohl als nächstes verbieten? Das Passivhaus etwa? Das Lastenrad? Oder sogar das tägliche Veggieschnitzel? (taz 27.05.)

Im *Keyword* »mitgemeint« wird die Erklärung, dass alle anderen Geschlechter, vor allem aber Frauen, im geschlechtsübergreifenden Maskulinum »mitgemeint« seien, insbesondere in Leserbriefen aufgegriffen und negiert:

- 44) Ich muss mir mehr Mühe damit geben, wen ich anspreche, denn es könnten sich längst nicht mehr alle mitgemeint fühlen. (taz 06.02.)
- 45) In sprachlichen Darstellungen nicht mitgemeint zu sein, ist eindeutig mehr als das [anstrengend, mühsam und mitunter nervig; P. M.], nämlich ausgrenzend und abwertend. (taz 06.03.)
- 46) Egal ob im Radio, Fernsehen oder in der taz, egal ob ich von Rechtsanwält*innen höre oder von Schüler*innen lese, dass ich endlich nicht nur mitgemeint, sondern mit genannt bin, hörbar, sehbar, schlägt sich bei mir in direkter körperlicher Entspannung und Freude nieder. (taz 29.05.a)

Wie auch in der *Süddeutschen Zeitung* werden genderbewusster Sprachgebrauch und »gleichberechtigung« als *Keyword* miteinander in Verbindung gebracht. Dabei zeigen sich sowohl affirmative als auch negierende Verbindungen: Einerseits finden sich Erklärungen, dass jemand konsequent gendert, weil sie »[d]as Thema Gleichberechtigung [...] beschäftigt« (taz 19.06.b), andererseits wird Gendern nicht als Weg zu mehr

Gleichberechtigung verstanden (taz 23.01.b) (s. dazu auch Kap. 8.4.7 zum Topos der Ineffektivität).

Die *Keyness* des Wortes »normalo« im taz-Subkorpus im Vergleich mit dem Referenzkorpus, in dem die anderen Zeitungstexte zusammengefasst sind, ergibt sich vor allem aus einem Artikel, in dem über den Diskurs zu Identitätspolitik gesprochen wird, der Gendern in den Artikeln der taz mehrfach (vgl. z.B. auch taz 06.02.) zugeschrieben wird. In diesem wird die Ablehnung einer Identitätspolitik damit begründet, dass sich deren Gegner*innen als vermeintlich normal sehen würden und wollten, dass dies so bleibt (vgl. taz 31.03.) – der »Normalo [wird] als Verteidiger des Status quo gegen unliebsame Neuerungen« (taz 31.03.) aufgerufen. Der Artikel positioniert sich klar gegen die Behauptung einer bestehenden Normalität gegen »unliebsame Neuerungen«, zu denen genderbewusster Sprachgebrauch gezählt wird und negiert somit implizit Argumentationen, die sich auf »das Volk« (Bild 14.04.) oder »den allgemeinen Sprachgebrauch« (Welt 08.01.) beziehen, um das geschlechtsübergreifende Maskulinum als normative und normalisierte Form gegen Gendern zu setzen, wie sie bspw. in FAZ und Welt zu finden sind.

8.3.3.5 Die Welt

Im Subkorpus der *Welt* überschneiden sich wiederum viele Schlüsselwörter mit der Analyse aller medialen Texte. Die darüber hinausgehende *Keyness* von »Knack« und »Knacklaut« lässt sich vorrangig auf einen Meinungsartikel von Jürgen Trabant zurückführen, in dem anstelle eines Sonderzeichens vor dem femininen Suffix jeweils »(Knack)« eingesetzt wird. Dieser »Knacklaut« wird als »Wunderwaffe des Genders«, »Aussprache-Tick« und »Appell zur Unterwerfung« (Welt 17.05.b) beschrieben. Die besonders frequente Verwendung von »Knack« und ein Vergleich mit Lispeln verstärkt dabei die Vorstellung, dass genderbewusster Sprachgebrauch etwas Zwanghaftes und »Pathologisches« (Welt 17.05.b), Befremdendes oder Lächerliches sei, wie sich auch in der Nomination »Aussprache-Tick« zeigt. Ähnliches drückt sich in der Benennung genderbewussten Sprachgebrauchs als »Gendergestotter«, das »überall« zu finden sei, aus (vgl. Welt 22.06.). Vergleichbar mit übergeneralisierten Verwendungen⁵⁷ genderbewusster Sprache wie bspw. »SalzsteuerIn« (Welt 30.05.a) dient die konsequente Verwendung von »(Knack)« anstelle eines Sonderzeichens der Abwertung und Ridikülisierung des Genders. Der vermeintliche Zwang zum Gendern und die Insinuation, dass dieser durch eine machtvolle Elite vorliege, deutet sich in der Benennung des Glottisschlags als »Apell zur Unterwerfung« (Welt 17.05.b) an. Diese Befunde belegen erneut die Salienz des Glottisschlags und des Asterisks.

Im untersuchten Subkorpus geht es bei der *Welt* laut AntConc-Analyse (Anthony 2022) auffällig oft um »sprachgebrauch«. Eine Analyse des Kontexts zeigt, dass auf diesen verwiesen wird, um sich gegen das Gendern auszusprechen. Besonders frequent ist die Kollokation »allgemeinen Sprachgebrauch«. In dieser sind Topoi der Mehrheit sowie der Realitätsferne angelegt. Befürworter*innen genderbewussten Sprachgebrauchs oder auch der Duden mit seiner Entscheidung zur Aufnahme eigener Einträge für feminine Personenbezeichnungen versuchten demnach, »den allgemeinen Sprachgebrauch zu beeinflussen« (Welt 08.01.) oder Vorschriften für diesen festzulegen (vgl. Welt 11.04.).

57 Vgl. dazu auch Kap. 8.3.5.

Bisher sei in diesem kein genderbewusster Sprachgebrauch zu finden bzw. widerspreche Gendern dem Sprachgebrauch (vgl. Welt 08.01.): »Am häufigsten gebraucht werden generische Maskulina im Plural (zum Beispiel Ärzte, Nachbarn, Demonstranten). Die Belege aus Medien und dem tagtäglichen Sprachgebrauch für diese Verwendung sind Legion.« (Welt 25.01.)

In einem ähnlichen Zusammenhang zeigt sich das *Keyword* »Gesellschaft«. Auch hiermit wird der Topos der Mehrheit aufgerufen und erklärt, dass durch genderbewussten Sprachgebrauch »der Gesellschaft Normen des Redens, Denkens und Handelns auferleg[t]« werden bzw. damit »die Mehrheit der Gesellschaft bevormundet« werde – obwohl »zwei Drittel der Gesellschaft [...] das offenkundig nicht wollen« (Welt 06.06.c). Die Mehrheit wird in diesem Zusammenhang explizit als »die Mitte der Gesellschaft« (Welt 06.06.c) beschrieben. Kollokationsanalysen von »Gesellschaft« zeigen dabei, dass sich die Autor*innen der Texte als Teil dieser begreifen, wenn sie von »unserer Gesellschaft« sprechen und somit aus der Perspektive einer Mehrheit oder auch der der »gesamte[n]« Gesellschaft schreiben.

Durch Gendern werde zudem einer Polarisierung und »Spaltung der Gesellschaft« (Welt 19.06.) Vorschub geleistet:

- 47) Böhmermann und Neubauer (sie stehen pars pro toto und sind nur austauschbare Exemplare), die linken NGOs, die Schlepperschiff-Flüchtlingsretter der Kirche, die Sprach- und Denkbelehrer und -richter, die moralischen Manichäer, die nur ihre privilegierten Lebenswelten abbilden und totalisieren, sie müssen sich fragen, ob sie so weitermachen wollen mit der Spaltung der Gesellschaft. (Welt 28.05.a)
- 48) Weder das Gemeinsame in der Gesellschaft noch das einzelne Individuum stehen bei diesem Ansatz im Mittelpunkt, sondern es geht nur noch um äußere Merkmale und Gruppenidentität. Anderen Unterstützern der Gendersprache geht es sogar darum, mit der Verwendung des Gendersternchens die biologische Tatsache des Geschlechts komplett zu ›überwinden‹. (Welt 14.05.)

Das *Keyword* »grammatisch« zeigt sich vor allem in Belegen, in denen sich gegen »grammatisch falsche Gender-Sprache« (Welt 12.06.a) ausgesprochen wird. Die *Keyness* lässt sich auch auf das häufige Auftreten und Zitieren von Christoph Ploß in der *Welt* zurückführen, der wiederholt davon spricht, dass genderbewusster Sprachgebrauch »grammatisch falsch, künstlich und ideologisch motiviert« (Welt 26.05.b) sei. Über Inkorrektheit wird auch im Kontext des Schlüsselworts »Definitionen« gesprochen. Dieses bezieht sich im Subkorpus der Texte der *Welt* auf die Änderungen im Online-Duden. Die Kollokationspartner zeigen, dass es in den Artikeln vor allem um die »neuen« und »umgeschriebenen« »Definitionen« geht bzw. kritisiert wird, dass der Duden diese umschreibe, da diese »umgeschriebenen Definition inkorrekt« (Welt 12.01.), »alle falsch« (Welt 08.01.) oder »Nonsens« (25.01.) seien und »nicht die sprachliche Realität abbilden« (Welt 12.01.). Auch dadurch wird das geschlechtsübergreifende Maskulinum als traditionelle und übliche, da nicht neue Verwendung und vermeintlich richtige Bedeutung der Wörter und Gendern dagegen als künstlich und top-down eingeführt, da der Duden etwas umgeschrieben habe. An dieser Stelle deutet sich bereits die Relevanz von Sprachideologien und der zugrundeliegenden Sprachverständnisse an, die in Kap. 8.5 anhand der verwendeten konzeptuellen Metaphorik weiter ausgeführt wird. Das aktive Verändern der Wör-

ter durch Gendern und die Entscheidung des Dudens impliziert das Bild von Sprache als separater Entität, der etwas geschieht. Auch die *Keyness* des Wortes »gegenderte« weist in eine ähnliche Richtung. In den Belegen mit diesem Begriff wird über die »gegenderte Sprache« (z. B. Welt 01.04.) gesprochen. Die Kollokation zeigt, dass etwas mit der Sprache passiert – sie wird gegendert – und evoziert somit das Bild eines passiven Gegenstandes oder Organismus.

Wie in den vorigen Unterkapiteln deutlich wurde, gibt es einige Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede in der verwendeten Lexik der untersuchten Zeitungstexte. Die *Bild*-Zeitung schreibt bspw. im Vergleich zu den anderen Zeitungen sehr viel mehr über Hamburger Regionalpolitik und Christoph Ploß' Verbotsvorschlag und nutzt als einziges Medium den deutlich abwertenden und pathologisierenden Terminus »Gendergaga«. Geschlechterbewusster Sprachgebrauch wird in den Texten der *Bild* vor allem als institutionsnah verortet und auf Grundlage dieser Zuschreibung als Vorgabe von oben herab abgelehnt. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* fokussiert auf lexikalischer Ebene vor allem den Topos der Realitätsferne, mit dem genderbewusste Sprache als journalistischer Jargon und Gefahr für die offene Gesellschaft konzeptualisiert wird. In der *tageszeitung* werden, neben den allgemeinen Tendenzen, die für alle Zeitungen gelten, insbesondere die Linkspartei und Sahra Wagenknecht wiederholt angeführt und thematisiert, was im Zusammenhang mit der Diskursverschränkung um die sogenannte Identitätspolitik steht. Für *Die Welt* lassen sich wiederum Pathologisierungen geschlechterbewusster Sprache auf Ebene der verwendeten Lexeme feststellen. Wie auch in der *FAZ* wird zudem mehrfach der vermeintlich allgemeine Sprachgebrauch aufgerufen, dem genderbewusste Sprache gegenübergestellt wird, die somit als realitätsfern dargestellt wird. Das Subkorpus der *Süddeutschen Zeitung* dagegen ist mit Blick auf die verwendete Lexik vergleichbar mit den oben ausgeführten allgemeinen Tendenzen des Zeitungskorpus und zeitigt keine Besonderheiten. Im Folgenden sollen nun Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Subkorpora, die sich dezidiert auf die Benennung des Phänomenbereichs beziehen, untersucht werden.

8.3.4 Nominationskonkurrenz

Wie in der Analyse der Schlüsselwörter der Subkorpora der einzelnen Quellen bereits angeklungen ist, wird genderbewusster Sprachgebrauch in den verschiedenen Zeitungen z.T. auch unterschiedlich benannt. An diesen verschiedenen Bezeichnungen können unter Umständen bereits »zu Grunde liegende Einstellungen und Wertungen dem Sachverhalt gegenüber« (Spieß 2011a: 141) sichtbar werden. Spieß bezeichnet dieses Phänomen als Nominationskonkurrenz. Auch im Sinne der Untersuchung der Hypothese eines derzeit stattfindenden *Enregisterments* von geschlechterbewusster Sprache ist die Analyse der verwendeten Bezeichnungen relevant. Wie Gal & Irvine (2019: 203–204) festhalten, beruhen die Emergenz und Erklärung von Registern auch auf den dafür verwendeten metapragmatischen Labeln und ihrer Verfestigung:

The labels locate the varieties in cultural stereotypes of (categories of) persons or activities, and in so doing, they point to what explains the variation. Moreover, to the extent

that the labels enter common parlance, they represent steps in institutionalizing the interpretations they label.

Im Folgenden werden daher die verschiedenen, im Korpus verwendeten Bezeichnungen geschlechterbewussten Sprachgebrauchs noch einmal genauer analysiert und unter anderem aufgezeigt, wer diese in welchen Kontexten und für welche Funktionen einsetzt. Es geht mir in diesem Unterkapitel also auch um die Frage, ob sich für bestimmte Haltungen und Zuschreibungen von Personen und Verhaltenstypen spezifische Nominatio-nen durchsetzen bzw. schon durchgesetzt haben.

In vielen der Texte wird, quellenübergreifend, vom *Gendern* gesprochen. Der Begriff scheint verfestigt, wie auch schon in Kap. 8.2 zum Gegenstand des Diskurses gezeigt, wird häufig neutral, d.h. nicht affektiv oder deontisch aufgeladen verwendet und mit dem Asterisk und dem Glottisschlag weitgehend gleichgesetzt. So findet er sich denn auch im gesamten Korpus besonders häufig – 397-mal.

Gendergerechte Sprache wird als Bezeichnung vor allem in der SZ, der FAZ und der Welt vielfach verwendet. In der Bild finden sich ebenfalls Verwendungen, die aber oftmals Distanzmarker wie Anführungsstriche aufweisen oder auf Zitate zurückzuführen sind. Auch in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* wird in einigen Belegen distanzierend von der »sogenannte[n] gendergerechte[n] Sprache« (FAZ 28.01.) gesprochen bzw. der Begriff zitiert, es zeigen sich aber auch Belege, in denen genderbewusster Sprachgebrauch in neutraler Weise als *gendergerechte Sprache* beschrieben und synonym zu *Gendern* verwendet wird. Ein ähnliches Ergebnis zeigt sich für die Welt. Abgesehen vom bereits erwähnten Artikel über den »Knacklaut« (Welt 17.05.b), wird dort häufig von »gendergerechte[r]« (z.B. Welt 17.06.a) oder »geschlechtergerechte[r]« (bspw. Welt 23.05.) Sprache gesprochen, wenn es um den Phänomenbereich genderbewussten Sprachgebrauch geht. Dass es sich dabei um einen kategoriellen Oberbegriff handelt, wird beispielsweise auch daran sichtbar, dass er als thematische Rahmung noch oberhalb von einer Überschrift genutzt wird (vgl. Welt 18.02.). In der überwiegenden Zahl der Fälle wird »gendergerechte Sprache« als neutrale Bezeichnung genutzt.

Gendergerecht scheint im Untersuchungskorpus zur Beschreibung insgesamt auch etwas normalisierter zu sein als *geschlechtergerecht* – im gesamten Korpus stehen 136 Belege für die verschiedenen, flektierten⁵⁸ Formen von *gendergerecht* 128 Belegen für *geschlechtergerecht* gegenüber. Dabei ist eine synonyme Verwendung zu konstatieren: Ob *gender* oder *geschlechter* bzw. *geschlechts* als Erstglied der zusammengesetzten Adjektive genutzt wird, scheint keinen zugrundeliegenden Überlegungen zu Gender als soziales Geschlecht oder Geschlecht als Hyperonym geschuldet zu sein.⁵⁹ Dagegen stellt Wetschanow (2017) in

58 Ein Nachteil von AntConc besteht in der Unterscheidung des Programms zwischen flektierten Formen eines Lemmas. So werden bspw. die Frequenzen von »gendergerecht« und »gendergerechte« gesondert gezählt und müssen manuell aufaddiert werden, um die Gesamtzahl des Types ermitteln zu können.

59 Zumindest findet keine metasprachliche Verhandlung über die Angemessenheit eines Begriffes gegenüber dem anderen statt und auch die synonyme Verwendung deutet darauf hin, dass es sich nicht notwendigerweise um eine bewusste Bevorzugung des einen Begriffs aufgrund von damit verbunden Konzeptualisierungen von Geschlecht handelt. Die numerischen Unterschiede sollten aufgrund der Größe des Korpus nicht überschätzt werden.

ihrer Analyse österreichischer Leitfäden fest, dass teilweise ein Wechsel in den Begrifflichkeiten zu verzeichnen sei, der motiviert sei: Während *geschlechtergerechte Sprache* sich als »Überbegriff für alle Arten queer-feministischer Sprachkritik etabliert« (Wetschanow 2017: 38) habe, kommen um die Jahrtausendwende Attribute wie *gendersensibel*, *genderfair* oder *gendergerecht* auf. Diese würden mit dem Ziel der Sensibilisierung für die Kategorie *Gender* bewusst gewählt und eingesetzt (vgl. Wetschanow 2017: 39).

Eine mögliche Erklärung für die größere Verbreitung von *gender* in den untersuchten Daten ist das Aufgreifen bestimmter, von externen Akteur*innen gesetzter Begrifflichkeiten, bspw. der von Audi kommunizierten »gendersensiblen Sprache« (vgl. dazu weiter unten). Auch zeigt sich grundsätzlich, d.h. unabhängig vom in dieser Arbeit untersuchten Textkorpus, eine zunehmende Verwendung von *gender*, insbesondere in Zeitungskorpora (vgl. z.B. Stöwer 2022; Beck 2020; DWDS Wortverlaufskurve). Dies spiegelt sich auch in der frequenteren Verwendung weiterer Attribute mit Bezug auf *gender* (vgl. zu *genderneutral* und *gendersensibel* weiter unten) wider.⁶⁰

Zudem dürfte in einigen Fällen die Verortung von genderbewusstem Sprachgebrauch im Kontext von *Queerness* dazu beitragen, dass eher von *gender*⁶¹ als von *geschlechter** die Rede ist.⁶² In der *Bild*-Zeitung bspw. werden einige Artikel des Korpus explizit in die Rubrik LGBTQ eingebunden.

Genderneutral wird zur Bezeichnung von Sprache zwar in allen Medien genutzt, hat aber mit nur 15 Belegen keine besonders weite Verbreitung. Häufiger verwendet werden Bezeichnungen, die mit flektierten Formen von *gendersensibel* arbeiten; das Korpus weist insgesamt 33 Belege auf. *Gendersensible Sprache* wird dabei am häufigsten zur Charakterisierung genutzt, aber auch einzelne Belege für *gendersensible Formulierungen*, *gendersensible Schreibweise* oder *gendersensibel kommunizieren* finden sich in den Daten. Während in der *Süddeutschen Zeitung* nur einmal in einer Fremdzuschreibung von »gender-sensibler Sprache« zu lesen ist, auf die »diejenigen in Redaktionen und Universitäten [...] drängten« (SZ 19.06.c), zeigen sich in den anderen Zeitungen mehr Verwendungen dieser Formen, die zum Teil aber eng an thematische Schwerpunkte wie Leitfäden – insbesondere den des Autoherstellers Audi und die sich daraus ergebende Diskussion – geknüpft sind. So sind in der *Bild*-Zeitung alle (bis auf einen⁶³) Belege thematisch auf die

60 Barthels et al. (2021) stellen in ihrer Untersuchung von Posts auf Facebook und Twitter (wie die Plattform zu diesem Zeitpunkt noch hieß) zwar auch fest, dass Parteien vermehrt von *Gender* sprechen, dass dies aber vor allem auf die AfD und z.T. die Union zurückzuführen ist und Grüne, Linke und SPD auf den Begriff mehr und mehr verzichten und stattdessen wieder vermehrt von *Geschlecht* sprechen. Wer den Begriff *Gender* nutzt, lehnt geschlechterbewusste Sprache ihrer Analyse zufolge also ab – in den Daten des Untersuchungskorpus zeigt sich dieser Trend der negativen Konnotation von *gender*- als Erstglied nicht.

61 Die Verwendung des Asterisks dient an dieser Stelle als Platzhalter in der Logik von Suchabfragen und nicht der Verdeutlichung eines Konstruktionscharakters der jeweiligen Begriffe, wie es zuweilen bspw. bei Frauen* verwendet wird (vgl. z.B. frauen*beauftragte der Alice Salomon Hochschule o.J.).

62 Vgl. zum Zusammenhang von Queer Studies und Gender bspw. Laufenberg & Trott (2023).

63 Bei diesem Beleg handelt es sich um ein Zitat aus der Begründung einer Empfehlung zur Verwendung des Asterisks in Hamburger Behörden: »Als Begründung [für die Vorschläge; P. M.] wird neben dem BVG-Urteil zum dritten Geschlecht [...] auch auf Verwendung »gendersensibler Sprachformen im Öffentlich-Rechtlichen Rundfunk« verwiesen.« (Bild 14.04.).

im März 2021 veröffentlichte Richtlinie⁶⁴ beim Autohersteller Audi (vgl. Audi MediaInfo 2021) beschränkt. Die *Bild* zitiert die Begründungen des Konzerns und berichtet über die Entscheidung sowie über Reaktionen darauf. In der taz dagegen wird der Begriff *gendersensible Sprache* nicht verwendet, um über die Richtlinie des Unternehmens zu berichten, sondern als eine weitere Variante der Bezeichnung und Synonym zu Gendern. Es geht unter anderem darum, dass die Bremer Verwaltung durch neu erstellte Hinweise »gendersensibler werden« (taz 15.01.) könnte, dass der Duden »Personen- und Berufsbezeichnungen gendersensibel überarbeiten« (taz 28.01.) wolle oder um einen Antrag beim Deutschen Ärztetag, dass die »Bundesärzte(!)kammer [...] im Sinne der Gleichberechtigung und wertschätzenden Ansprache gendersensible Sprache verwenden« (taz 06.05.) möge.

Die meisten Verwendungen flektierter Formen von *gendersensibel* zeigen sich allerdings in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und der *Welt*. Auch in der FAZ sind diese Formen thematisch eng an die Berichterstattung zur Audi-Richtlinie gebunden; der Großteil der Belege ist in diesem Kontext verortet. Auffällig oft wird dabei zitiert, oftmals im Satzkontext einzig »gendersensible Schreibweise« (z.B. FAZ 25.03.a) oder »gendersensible Sprache« (FAZ 21.03.b). Auch über den Bericht an Kritik⁶⁵ und der Nutzung von weiteren Distanzmarkern wie »der sogenannten gendergerechten oder gendersensiblen Sprache« (FAZ 02.06.) wird eine Distanzierung von der Bezeichnung evoziert. Daneben werden andere Leitfäden, die »gendersensibel« im Titel tragen, in der FAZ berichtet.⁶⁶ Belege für *gendersensibel* sind auch bei der *Welt* neben der Berichterstattung über den Autohersteller Audi vor allem mit Leitfäden verbunden, bspw. mit der »Handreichung Gendersensible Sprache in der Bremer Verwaltung« (Welt 14.01.). Auch für die Belege in der *Welt* lässt sich dabei zudem die Verwendung von Distanzmarkern wie »vermeintlich gendersensible[r] Plural« (Welt 28.05.b) konstatieren. *Gendersensibel* scheint somit für den Großteil der Zeitungen eine Verortung in institutionellen bzw. unternehmerischen – spezifisch Audi – Kontexten (und Leitfäden) zu bedeuten.

Gendergaga wird zur Benennung geschlechterbewusster Sprache fast ausschließlich von der *Bild*-Zeitung genutzt, wenn es auch nur in Zitaten als Begriff der Gegner*innen genderbewussten Sprachgebrauchs wiedergegeben oder als Frage aufgeworfen: »Ist das schon Gaga oder endlich Gleichberechtigung?« (Bild 29.05). Der Begriff drückt eine deutliche Abwertung des Themas aus, die sich ähnlich auch in Titeln wie »Skurrile Gender-Forderung« (Bild 13.06.) zeigt und ist eventuell schon zu stigmatisiert, um ihn ohne Abschwächung wie rhetorische Fragen oder zitiert zu verwenden. Die Bezeichnung und

64 In dieser begründete Audi selbst die Einführung des Unterstriches damit, dass dieser ein »sichtbares Zeichen« zur »Sicherstellung von Diversity & Inclusion« (Bild 02.03.b) sei.

65 Bspw. »Die Forderung nach nicht nur gendersensibler, sondern überhaupt minderheitensensibler Sprache erleichtert gemeinschaftsbildende Kommunikation nicht in jedem Fall. Wenn Hochschul-lehrer sich zaghaft und unsicher erkundigen müssen, wie ihre Studierenden angesprochen werden möchten, ob mit »Frau« oder »Herr« oder »Mensch«, mit »er« oder »sie« oder »es«, dann ist das keine Harmlosigkeit mehr. Und diejenigen, die das für eine Übertreibung halten, sind nicht einfach reaktionär, so wenig wie die es sind, die sich gegen Reglementierungen von Sprache per Anordnung oder per Verboten wenden. Wir erleben neue Bilderstürme.« (FAZ 22.02.).

66 Vgl. auch Schneider (2022) mit kursorischen Anmerkungen zu (Zwischen-)Titeln einiger städtischer Leitfäden oder Wetschanow (2017).

ihre Zuordnung zur *Bild*-Zeitung bzw. konservativen Politikern der CDU scheint dennoch soweit verfestigt zu sein, dass sie von der *taz* in parodistischer Manier aufgegriffen werden kann; in anderen Zeitungen wird der Begriff nicht verwendet oder aufgegriffen.

- 49) So wie der Bild-Nachwuchs oder auch die Social-Media-Pimpfe des in Talkshows gern gesehenen (und in Wahlen erfolglosen) CDU-Granden M. es einen Brüller finden, an irgendwelche Worte ein ›*innen‹ zu dübeln, weil Gendergaga und Sprachdiktatur und so [...]. (*taz* 28.05.)

Die Passage und Verwendung des Begriffes dient dabei in der *taz* als Illustration des infantilen (»Nachwuchs«, »Pimpfe«) Verhaltens derjenigen, für die genderbewusster Sprachgebrauch, respektive eben »Gendergaga«, Anlass für Ridikülisierung ist (vgl. auch Kap. 8.3.5). Zudem bezeichnet die *taz* den Begriff explizit als »queerfeindliche[n] Kampfbegriff der Rechten« (*taz* 03.03.b) und hält ihn sowie die wiederkehrende Debatte darum für veraltet, während er in der *Bild*-Zeitung nicht kontextualisiert wird:

- 50) Alle paar Monate geht es wieder von vorne los. Wenn es eine Sache gibt, auf die wir uns selbst in Zeiten großer Verunsicherung verlassen können, dann ist es das: #Gendergaga trendet auf Twitter. Von links nach rechts müssen alle User_innen ihre Meinungen dazu kundtun, als wäre es 2012. (*taz* 03.03.b)

Gendersprache wird, insbesondere in der *Bild*-Zeitung, häufig (17 Belege im Vergleich zu 1 im Referenzkorpus der Leipzig Corpora Collection) als Bezeichnung genutzt, aber auch *geschlechtergerecht* und *gendergerechte* Sprache werden verwendet, um den Sprachgebrauch zu beschreiben, wenngleich *Gendersprache* der bevorzugte Terminus zu sein scheint. In den anderen Zeitungen dagegen finden sich zwar auch Belege der Verwendung des Lexems *Gendersprache*, diese sind aber entweder direkte Zitate und/oder beziehen sich direkt auf die Vorstöße von CDU und Christoph Ploß »für ein Verbot der Gendersprache bei staatlichen Stellen« (*taz* 25.05.a). In der *FAZ* wird der Begriff nur an fünf Stellen verwendet und somit deutlich weniger frequent als in den anderen Zeitungen. Die Kollokationsanalyse des gesamten printmedialen Untersuchungskorpus zeigt, dass *Gendersprache* eher mit Stigmawörtern in Verbindung steht und somit mit negativen Konnotationen besetzt ist.⁶⁷ Kollokationspartner des Wortes in den Korpus-texten sind unter anderem *Verbot*, *ideologisch motivierte*, *falsche* oder *künstliche*. Zur negativen Konnotation trägt bei, dass das Kompositum insbesondere aufgrund des Zweitglieds impliziert, dass es sich bei Gendersprache um eine ›Sondersprache‹ handelt – die konstruierte ›Sondersprache‹, zu der sich positioniert wird, ist damit eine anormale, eine andere oder, wie es *Die Welt* (14.02.) schreibt, eine »neue Gendersprache«. Christoph Ploß negiert in einem Interview beispielsweise auch explizit, dass es sich bei Gendersprache um Deutsch handele: »Das ist doch kein Deutsch mehr, das ist Sprachverhunzung!« (*Bild* 30.06.). Auch *Gendersprech* wird in der *Bild*-Zeitung, wenngleich selten (6 Belege) verwendet und impliziert ebenfalls, dass Gendern eine eigene Sprache

67 Diese Beobachtung lässt sich in Verbindung mit der Tatsache bringen, dass das Lexem insbesondere vom Verein Deutsche Sprache vielfach genutzt wird und dieser beispielsweise seit 2015 eine »Arbeitsgemeinschaft Gendersprache« betreibt, die im Jahr 2017 »5 Grundthesen zur Gendersprache« (VDS AG Gendersprache o.J.) veröffentlichte (vgl. zur AG auch Lobin 2021: 59).

bzw. ein Jargon wäre (vgl. DWDS *Sprech*). Die negative Konnotation ist bei diesem Lexem noch stärker als bei Gendersprache, da »Sprech« die assoziative Verbindung zu Orwells Roman 1984 und dem darin beschriebenen Neusprech⁶⁸ ebenso wie die zu Komposita wie »Politsprech« ermöglicht (vgl. DWDS *Sprech*; Felder 2018b: 34). In einem Leserbrief der FAZ (vgl. 13.02.a) wird Gendern denn auch explizit mit Neusprech aus Orwells Roman gleichgesetzt.

Insgesamt kann zusammenfassend für einige der unterschiedlichen Bezeichnungen genderbewusster Sprache in den Zeitungen von Nominationskonkurrenz gesprochen werden, bspw. in Bezug auf *Gendergaga*, *Gendersprache* oder *gendergerecht*. Es werden zwar unterschiedliche Begriffe verwendet, diese referieren aber alle auf den verhandelten Phänomenbereich Gendern. Der Versuch der Durchsetzung eines Begriffes zeigt sich dabei auch daran, dass im Sinne der Bezeichnungskonkurrenz (vgl. Hermanns 1994: 34) teilweise andere Bezeichnungen aufgegriffen und über Erweiterungen, bspw. in Klammern, weiter definiert werden – der gewählte Begriff erscheint also als der passendere zur Definition und soll somit den anderen verdrängen. So wird in der *Bild* in einem Bericht über Merz und dass dieser, laut Überschrift, »Gendersprache verbieten« (Bild 23.04.) wolle, der Wiedergabe eines Zitats, in dem von geschlechtergerechter Sprache die Rede ist, in Klammern »oder auch ›Gendersprache‹« hinterhergeschoben; ganz so, als sei »geschlechtergerechte Sprache« ein Terminus, der besser oder genauer als »Gendersprache« bezeichnet sei.

Einige der positiv konnotierten Zweitglieder von Adjektiven deuten aber auch auf Besonderheiten der Texte des Korpus hin – Belege für *gendersensibel* beispielsweise sind in der Regel mit der Berichterstattung zur Audi- und anderen Richtlinien verbunden und zitieren Pressemitteilungen und Beschäftigte des Konzerns oder Titel der Leitfäden. Während Wetschanow (2017: 39–40) erklärt, dass der Wechsel von *gerecht* zu *sensibel* in den Zweitgliedern der Attribute eine Verschiebung hin zu individueller Verantwortung bedeutet, scheint es sich in den untersuchten Daten eher um eine thematische Engführung zu handeln. Ähnliches lässt sich auch für die Frequenz von und Kollokationen zu *Gendersprache* festhalten, die eine mehrheitliche, wenn auch nicht ausschließliche Verortung im Kontext des Vorstoßes von Christoph Ploß ermöglichen und zur negativen Konnotation der Bezeichnung beitragen.

Das Aufgreifen der Nominationen als Zitat scheint in einigen der Fälle als Distanzierung vom jeweiligen Begriff interpretierbar, verstärkt noch durch Distanzmarker wie *sogenannte* oder *vermeintliche*. Für einige der Belege lässt sich festhalten, dass an der gewählten Bezeichnung für genderbewussten Sprachgebrauch vor allem ablehnende Haltungen deutlich werden. So ist *Gendergaga* ein eindeutiges Beispiel für eine Ablehnung, aber auch *Gendersprache* oder *Gendersprech* scheinen eine ablehnende Haltung gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch zu kommunizieren. Andere Belege dagegen scheinen eher dem Aufgreifen von Pressemitteilungen und dem Anspruch einer neutralen Berichterstattung geschuldet und auch, dass *Gendern* der frequenteste Begriff zur Nomination ist, weist darauf hin, dass – sowohl positive als auch negative – evaluative Positionierungen eher auf andere rhetorische Verfahren zurückgreifen als Einstellungen

68 In Orwells Roman bezeichnet *Neusprech* eine künstliche, von den Machthabenden geschaffene Sprache, die bewusste und kritische Reflexion verunmöglichen soll (vgl. Kemper 2023).

bereits in vielen Fällen an den gewählten Bezeichnungen zu markieren. Zudem findet sich in keinem Subkorpus nur ein einziger Begriff, der konsequent zur Bezeichnung des Phänomenbereichs genutzt würde, was die Varianz der Nominationen aufzeigt.

Die Ablehnung genderbewusster Sprache beruht in den Daten, neben Distanzmarkern, auf lexikalischer Ebene vielmehr auf anderen Verfahren, die den Phänomenbereich deutlich abwerten. Im Folgenden sollen zwei dieser Verfahren – explizite Abwertung und Ridikülisierung durch Übergeneralisierungen – näher erläutert werden.

8.3.5 Abwertung und Parodie

So zeigt sich die Abwertung genderbewussten Sprachgebrauchs in den medialen Daten unter anderem in Belegen, die diesen als abnorm zeichnen, parodieren oder anderweitig als lächerlich darstellen. Diese Typisierungen stehen entsprechend in Verbindung unter anderem mit den Topoi der Irrelevanz (Kap. 8.4.3) oder der Realitätsferne (Kap. 8.4.14). Es wird bspw. von »seltsamen Sonderzeichen« (Bild 04.05.) oder »seltsame[n] Wortgebilde[n]« (Bild 06.03.), »Wortungetüme[n]« (taz 23.01.a), »krude[n] Wortschöpfungen« (Bild 29.05.) sowie einer »teils bizarren Gender-Sprache« (Bild 11.06.) gesprochen, die »nichts als purer Unsinn« (FAZ 11.06.) oder »Murks« (FAZ 16.06.b) sei. Die gesamte Debatte sei »völlig idiotisch, sowas Beklopptes«, »eine Lappalie« (Bild 14.04.) und »treibt immer seltsamere Blüten« (Bild 13.06.). Zudem wird sie als »Gender-Krampf« (Bild 29.05.) bezeichnet und auch hiermit wieder ein zwanghaftes, unkontrolliertes Verhalten impliziert, wie es in der pathologisierenden »Gaga«-Bezeichnung bereits aufscheint. Durch die verwendeten Wörter werden Befürworter*innen des Genders, einzelne Formen oder der Phänomenbereich insgesamt stigmatisiert⁶⁹: Wer sich mit einer völlig idiotischen Debatte und einer Lappalie auseinandersetzt, wird implizit als zumindest potenziell ebenso idiotisch charakterisiert. Durch diese Abwertung erfolgt gleichzeitig auch eine Aufwertung der eigenen Position (vgl. Spitzmüller & Warnke 2011: 144; Chun 2004: 273).

Übergeneralisierungen, hyperfrequente Anwendung und die Parodierung der Parodie

Zur Abwertung und Ridikülisierung dienen auch übergeneralisierte Formen als eine Form des Spotts oder die hyperfrequente Anwendung von Formen genderbewussten Sprachgebrauchs.⁷⁰ Bereits Hellinger (2000: 181) benennt dies als häufige Strategie der Abwertung. Saliente Formen des Genders werden dabei genutzt, wenngleich sie grammatikalisch nicht verwendet werden müssten, weil es sich bei dem jeweiligen Wort bspw. um ein Epikoinon handelt, grammatikalisch falsche Movierungen werden gebildet, der Skopus der Anwendung genderbewusster Formen über Personenreferenzen

69 Vgl. Hermanns (1994: 19) zu Stigmawörtern.

70 Vgl. zur Parodierung durch Hyperformen Bell (2011) oder im Bereich von Dialekten Höder (2011: 118; Fußnote 7); zur Persiflage durch Stilisierungen Spitzmüller (2023: 48). Auch Parodien, die Hyperformen mit dem Asterisk bilden, tragen dabei wiederum zur Ikonisierung desselben und zur Verfestigung seines Schibboleth-Charakters bei, denn »even parody functions to preserve what it targets« (Bell 2011: 651).

hinaus ausgeweitet oder Sätze werden mit Berufung auf ein vermeintlich besonders konsequentes Vorgehen hyperfrequent mit Sonderzeichen versehen:

- 51) Gendert nicht nur positiv besetzte Begriffe wie Lehrer_innen oder Künstler_innen. Macht das bitte auch mit negativ behafteten Worten! [...] Und sagt Rechtsradikalin statt Rechtsradikaler! (Bild 21.03.)
- 52) Der im August/September geborene Mann ist ›Jungfrau‹ und die im April/Mai geborene Frau ist ›Stier‹ – oder doch bald lieber ›Jungmann‹, ›Kuh‹ oder ›Stierin‹? Wäre das vernünftig? (FAZ 23.02.)
- 53) Wer sich die ›Besucherinnen und Besucher‹ und die ›Römerinnen und Römer‹ angewöhnt hat, muss bald auch den ›Zuschauerinnen und Zuschauerraum‹ einüben. (FAZ 18.06.a)
- 54) Verständlichkeit und schnelles Erfassen der Inhalte sind nicht möglich, wenn der:die Leser:in einen Text eine:s:r Redakteur:s:in, den er:sie gerade liest und den der:die Verfasser_in gendert, seinen_ihren Faden verliert. (taz 13.02.a)
- 55) Und konsequent war man bei der Neufassung auch nicht. So wurden zwar aus Fußgängern ›zu Fuß Gehende‹. Die nutzen aber Fußgängerüberwege und bewegen sich in Fußgängerzonen. ›ZuFußGehendenÜberwege‹ und ›ZuFußGehendenZonen‹ gibt es nicht. (Welt 28.02.)
- 56) Gegenderte Sprache hingegen ist überkompliziert, wenn es konsequenterweise ›Bürger*innenmeister*innenkandidat*innen‹ heißen muss. (Welt 06.06.c)
- 57) Der Duden wird zur Dudin (Welt 08.01.)

Der Effekt der Ridikülisierung beruht dabei einerseits auf der metapragmatischen Aufmerksamkeit auf dem – den Lesenden unterstellten – Wissen über die eigentlich korrekte Form und dem der Fehlbildung impliziten Vorwurf der Irrelevanz, Ineffektivität und Realitätsferne genderbewussten Sprachgebrauchs, weil niemand so spräche. Die hyperfrequente Anwendung des Gendersterns in vermutlich eigens dafür konstruierten Wörtern und Sätzen⁷¹ stützt dabei einerseits das Argument der Realitätsferne vom ›tatsächlichen Sprachgebrauch‹ und der Unmöglichkeit einer Umsetzung, ermöglicht es aber andererseits auch, den Befürworter*innen mangelnde Konsequenz und somit (teilweise implizit) auch mangelnde Ernsthaftigkeit zuzuschreiben. So wird in der FAZ beispielsweise davon gesprochen, dass »Gerster [...] verblüffend inkonsequent [sei]: Zwar gebe es ohne Glottisschlag keine Gleichberechtigung, sie selbst gehe aber natürlich zum Bäcker und zum Arzt.« (FAZ 11.03.) Aus der Entscheidung des Dudens zur Veränderung der Einträge folgten denn auch »Absurditäten« (FAZ 18.02.):

- 58) [...] aber bleiben Sie bitte konsequent [...] und korrigieren Sie dann bitte auch Ihr Beispiel, das jetzt so aussieht: ›Verein der Freunde und Förderer des Stadttheaters‹. Meinen Sie bewusst einen Männerverein, oder haben Sie sich im von Ihnen durch-einandegebrachten Dickicht verlaufen? (FAZ 18.02.)

71 Jung (1996: 20–21) spricht von »Phantomwörtern«, d.h. Wörtern, bei denen »der reale Gebrauch dieser Ausdrücke [...] zweifelhaft« ist und die »gegenüber ihrer realen Bedeutung übersteigerte Aufmerksamkeit« erhalten, worauf auch die häufige Verwendung in den Daten hinweist.

In Verbindung mit der Zuschreibung geschlechterbewusster Sprache zu jungen, alternativen Menschen geht mit dem Zuspochen mangelnder Konsequenz und Ernsthaftigkeit zur Pro-Seite dabei auch eine Infantilisierung und somit Delegitimierung dieser als Diskurspartnerin auf Augenhöhe einher – wer nicht in der Lage sei, die eigenen Regeln konsequent umzusetzen, disqualifiziere sich demnach auch als ernsthafte Diskutant*in.

Neben den vermutlich eigens gebildeten Sätzen wird aber auch auf Formulierungsvorschläge, bspw. aus Leitfäden, und somit authentische Beispiele zur Stützung der vermeintlichen Unverständlichkeit und Absurdität von genderbewussten Formulierungen verwiesen: »Ein Beispiel für die korrekte Anwendung aus der Empfehlung der Uni Tübingen: ›Ein*e gut ausgebildete*r Jurist*in ist gefragt.« (Welt 11.04.)

Insbesondere die übergeneralisierten Formen sind dabei als Variante des Spotts in der *Bild*-Zeitung sowie in Leserbriefen in *FAZ* und *Welt* und dort daneben noch in einigen wenigen redaktionellen Beiträgen⁷² zu finden. Die Verwendung dieser Formen zur Ridikülisierung scheint dabei wiederum schon so sehr als Teil der Argumentationsmuster der Kritiker*innen genderbewussten Sprachgebrauchs enregistriert zu sein, dass sie in der *taz* – ähnlich wie das Aufgreifen der Bezeichnung *Gendergaga* – in sprachkritischen Glossen⁷³ genutzt werden, um die Gegenargumente als lächerlich darzustellen und somit die Parodie wiederum zu parodieren:

- 59) In der Schweiz geht es los mit dem Genderwahnsinn: Wegen niedriger Inzidenzzahlen dürfen jetzt nämlich Restaurantinnenräume öffnen. Skandal! Ein solcher Ausdruck kann nur vom Staatsfunk durchgesetzt worden sein! Wo soll das nur hinführen? Bekommen wir jetzt auch noch Kino*innenräume, Konzert*innenräume oder gar KneipInnenräume? (*taz* 01.06.b)

Die durch metadiskursives Wissen bekannte Fokussierung der Gegner*innen des Genders auf das Suffix »*innen« wird in diesem Zitat mithilfe von Komposita mit dem homonymen Adverb *innen* als absurd dargestellt. Implizit werden die Gegner*innen damit als des Deutschen nicht mächtig und dümmlich abgewertet.⁷⁴

Nachdem nun mit der Untersuchung der lexikalischen Ebene Einzelwörter im Fokus standen, soll im folgenden Kapitel mithilfe der Toposanalyse die Ebene der Argumentationen in den Blick genommen werden. Diese Ebenen stehen aus diskursanalytischer Perspektive in einem engen Zusammenhang, wie auch in einigen Verweisen und Erläuterungen bereits deutlich wurde; die Toposanalyse wird insofern als UntersuchungsEbene »von Einzelwörtern getragen« (Friedemann 2017: 172–173), als Argumentationen die

72 Vgl. »Der Duden wird zur Dudin« als Überschrift in der *Welt* (08.01.) oder in der *FAZ*: »Gefährder (im Programm natürlich auch mit Sternchen, die Zahl geschlechtsunentschiedener Terroristen stieg ja zuletzt exponentiell)« (*FAZ* 07.06.a.).

73 Die letzte Seite der *taz*, die »Wahrheit-Seite«, von der Bsp. 59) stammt, wird von der Chefredakteurin als »quasi die taz-eigene Institution für eine Tradition der Sprachkritik, die stets auch Ideologiekritik war« (*taz* 06.02.), beschrieben.

74 Diese Verwendung dient vorrangig der Abwertung; der Versuch einer Argumentation bzw. Überzeugung der Gegenseite wird nicht unbedingt vollzogen und würde aller Voraussicht nach auch nicht funktionieren. Vgl. dazu mit Bezug auf den englischsprachigen Diskurs auf Twitter z.B. Conrod (2022) oder zur Systase in Argumentationen auf Instagram Lautenschläger (2024).

lexikalische Ebene »in ihren Dienst nehmen« (Wengeler 2018: 248), d.h. durch sie gestützt werden:

In der Handlung des Argumentierens, die zwar unterhalb der Textebene realisiert wird, aber textübergreifend diskursive Ausformungen zeitigt, laufen verschiedene Diskursebenen zusammen: die Ebene der Lexik, der Einzelhandlung, der Text und der Diskurs-handlung. (Spieß 2017: 864)

Die im Vergleich mit anderen diskurslinguistischen Arbeiten, auf die ich mich beziehe (vgl. Spitzmüller 2005; Spieß 2011b), atypische Reihenfolge der Analyse, in der die Argumentationstopoi vor der konzeptuellen Metaphorik untersucht werden, ergibt sich für mich aus dem Vorschlag Spitzmüller & Warnkes (2011: 139) einer aufsteigenden, hierarchisierenden Untersuchung. Mir scheinen die Argumentationsmuster in direktem Wechselspiel mit den Lexemen zu stehen, während die konzeptuelle Metaphorik das zugrundeliegende Sprachverständnis illustriert und somit gewissermaßen die Grundlage sowohl der in der Lexik kondensierten Argumentation als auch der in den Topoi explizierten Argumentationsmustern bildet. Während alle Ebenen auf die Indexikalitäten des Genderns zugreifen, diese verstärken und sich wechselseitig beeinflussen und legitimieren, geht dieses Analysekapitel somit vom ›Kleinen ins Große‹ vor, sodass im Anschluss an die Analyse der lexikalischen Ebene zuerst die Argumentationsmuster untersucht werden, bevor der Blick auf die konzeptuelle Metaphorik in den Argumentationen und somit auf das ›Darunterliegende‹ gerichtet wird.

8.4 Analyse der Argumentationsmuster im Diskurs

Die Untersuchung von Argumentationsmustern⁷⁵ ist neben Lexem- und Metaphernanalyse, mit denen die Argumentationstopoi in wechselseitigem Verhältnis stehen, ein weiterer relevanter Teil diskurslinguistischer Analysemethoden (vgl. Spieß 2011b: 524; Wengeler 2018a: 242; Spitzmüller & Warnke 2011: 138). Sprachliches Handeln in Debattenkontexten und in kontroversen bzw. polarisierten Themenbereichen, wie es auf den Diskurs um genderbewussten Sprachgebrauch zutrifft, versucht zu überzeugen und erhebt Ansprüche auf Wahrheit oder Geltung (vgl. Römer 2017: 86) – diese Ansprüche können infrage gestellt werden und bedingen daher Argumentationen. Es sei, so Wengeler (2007: 184), davon auszugehen, dass bei kontroversen Diskursen »mindestens implizit zu überzeugen oder zu überreden versucht wird und Stellungnahmen sich daher immer auch als Argumentationsmuster manifestieren bzw. Argumentationsmuster als verstehensrelevantes Wissen voraussetzen«. Argumentation versteht Römer (2017: 87) daher auch als »komplexes sprachliches Verfahren für den Umgang mit problematisierten und in der Folge rechtfertigungsbedürftigen Geltungsansprüchen«. Der Versuch der Überzeugung bzw. Überredung geschieht durch Rückgriff bzw. Rückbezug auf geteiltes und als unstrittig angenommenes gesellschaftliches Wissen, mit dessen Hilfe die

75 Argumentationsmuster und Argumentationstopos werden in dieser Arbeit, wie auch bei Wengeler (2018b) oder Spieß (2011b: 465), synonym verwendet.

jeweiligen Schlussfolgerungen plausibilisiert werden sollen (vgl. Römer 2017: 88). Das Ziel der Argumentationsanalyse ist es, dieses vorausgesetzte Wissen auszuleuchten, indem »Argumentationsstrategien (Argumente, Beweisführungen, Topoi, Autoritätsverweise)« (Spitzmüller 2005: 259) aufgezeigt werden. Insbesondere die Topos-Analyse gilt dabei als verbreiteter argumentationsanalytischer Ansatz in der Diskurslinguistik (vgl. Friedemann 2017: 172). Im Folgenden soll ein kurzer Überblick über Topoi im diskurslinguistischen Verständnis gegeben werden, bevor die Operationalisierung für die Analyse genauer beschrieben wird.

8.4.1 Grundlagen der Toposanalyse

Grundsätzlich gibt es nicht *den einen* Topos-Begriff, sondern unter anderem zwei voneinander zu unterscheidende Auffassungen: der Topos als Suchformel zum Auffinden von Argumenten, wie er in der antiken Rhetorik⁷⁶ weit verbreitet war und der Topos als Beweisformel, um Alltagslogik, die zur Begründung von Meinungen, Beschlüssen oder Handlungen in öffentlich-politischen Debatten eingesetzt wird, nachzuvollziehen (vgl. Römer 2018: 121). Diesem zweiten, auch in dieser Arbeit vertretenen Verständnis zufolge, geht es in der Toposanalyse um das Erkennen von alltagslogischen, d.h. überzeugungskräftigen Argumenten, nicht um »wahre« oder logische (vgl. Wengeler 2003: 178). In der Analyse wird deutlich, »wie und womit etwas inhaltlich [...] begründet wird, wie sich darin das praktische Wissen der Argumentierenden zeigt« (Hamp 2017: 110). Ein Topos ist dabei der in einer Schlussregel hergestellte Zusammenhang, um die Schlussfolgerung plausibel und somit überzeugend zu machen (vgl. Wengeler 2003: 181): »Topoi erfassen dementsprechend die musterhafte Ausprägung der Schlussregel, mit der ein Schlussprozess zwischen der strittigen These und den angeführten Argumenten, die die These in eine unstrittige überführen sollen, in Gang gesetzt wird.« (Spieß 2011b: 218–219) Daher eignet sich die Toposanalyse gut für die Analyse von Argumentationen, die unter anderem auf Überzeugung und nicht auf logische Wahrheit abzielen (vgl. Wengeler 2018a: 242; Wengeler 2003). Mit Bezugnahme auf dieses Ziel der Persuasion wird damit auch der Blick auf die Ebene der sprachlich Handelnden ermöglicht. Topoi werden von diesen oft zur Legitimation der eigenen oder zur Delegitimation fremder Positionen und Handlungen verwendet (vgl. Spieß 2011b: 524–525), indem sie »verwirklichte, aktuelle oder erwartete Maßnahmen/Handlungen befürworten, begründen, erklären, rechtfertigen oder gar ablehnen, kritisieren sowie zu verhindern suchen« (Szulc-Brozowska 2018: 139).

Topoi zeichnen sich dem diskurslinguistischen Verständnis zufolge durch vier von Bornscheuer (1976) erstmals ausgeführte Strukturmerkmale aus (vgl. Römer 2017: 107–110; auch Wengeler 2019: 654): Habitualität, Potentialität, Intentionalität und Symbolizität. Mit der Habitualität eines Topos wird seine kollektive Verbreitung bezeichnet. Diese bedingt, dass er genutzt werden kann, um überzeugend, d.h. in diesem Falle, an unhinterfragtes gesellschaftliches Wissen anknüpfend, zu argumentieren. Für die Untersuchung bedeutet das, dass ebendieses Wissen anhand von Topoi aufgezeigt werden

76 Vgl. für einen Überblick zum wissenschaftshistorischen Ausgangspunkt der Toposanalyse unter anderem Römer (2017) oder Wengeler (2003, 2017).

kann. Diese Eigenschaft von Topoi macht ihre Untersuchung aus diskurslinguistischer Perspektive besonders interessant (vgl. Spitzmüller 2005: 272). Die Potentialität von Topoi liegt in ihrer relativen Abstraktheit begründet. Sie erklärt die Möglichkeit der Anwendung von Topoi auf verschiedene Themenbereiche und insbesondere für verschiedene Positionen in diesen. Demzufolge kann in den in dieser Arbeit untersuchten Daten mit dem Topos der Sichtbarkeit beispielsweise sowohl für als auch gegen die Nutzung von genderbewusster Sprache argumentiert werden: Die Annahme verstärkter Sichtbarkeit von Frauen und/oder trans, inter und nicht-binären Menschen durch Sonderzeichen wie den Stern kann einerseits als Argument für die Nutzung angebracht werden, wenn mehr Sichtbarkeit als positiv eingeschätzt und eingefordert wird. Andererseits kann die erhöhte Sichtbarkeit des Geschlechts durch explizite Markierung aber auch abgelehnt werden, weil bspw. ein »Recht auf Unsichtbarkeit« (SZ 27.01.) eingefordert und das eigene Geschlecht als Privatsache gesehen wird, die nicht mit jeder Personenreferenz fokussiert werden sollte. Die konkrete Anwendung von Topoi für argumentative Zwecke wird mit dem Merkmal der Intentionalität beschrieben. Es weist darauf hin, dass die sprachlichen Akteur*innen im Diskurs zwar auf geteiltes Wissen zurückgreifen und im Rahmen dieses gesellschaftlich Denk- und Sagbaren verbleiben müssen, wenn sie anschlussfähig und überzeugend argumentieren wollen (vgl. das Merkmal der Habitualität), dieses Wissen aber gleichzeitig mit jeder Verwendung auch modifizieren. Die Symbolizität von Topoi weist darauf hin, dass diese auf verschiedene Art und Weise sprachlich realisiert werden können und somit in der Analyse verschiedene Erscheinungen auf der sprachlichen Oberfläche als Ausdruck einer begrenzten Zahl an Mustern zusammengefasst werden können. Dies verhindert eine reine Aufzählung aller verwendeten Argumente des Diskurses und subsumiert diese in einer kleineren und somit überschaubareren Anzahl an Topoi.⁷⁷

Im Fokus der vorliegenden Arbeit stehen dabei nicht kontextabstrakte Topoi, wie sie bspw. Kienpointner (1992) in seiner Untersuchung zur Alltagslogik aufzeigen will, sondern vielmehr kontextspezifische (vgl. Wengeler 2018a: 246). Die Untersuchung kontextabstrakter Topoi zielt auf generelle Argumentationsmuster, die – unabhängig vom jeweiligen Thema des Diskurses – typisch für große Gruppen, bspw. bei Kienpointner (1992) die deutsche Sprechgemeinschaft und politische Argumentationen, seien (vgl. Wengeler 2018a: 245–246). Die spezifischen Topoi plausibilisieren dagegen Argumentationen nur für einen bestimmten Themenbereich, aus dem sie auch inhaltliche Elemente enthalten (vgl. Wengeler 2003: 183). Da es mir in der vorliegenden Arbeit um musterhafte Argumentationen in der Debatte um geschlechterbewussten Sprachgebrauch geht, ist die Untersuchung der kontextspezifischen oder auch »besonderen Topoi« (Wengeler 2003: 246) von Interesse, da »ihre Analyse und evtl. die Auszählung ihrer Häufigkeit [...] Aussagen [...] über typische, wichtige und dominante Denkweisen, Sichtweisen, Wahrnehmungsmuster bestimmter Gruppen, in einem bestimmten Zeitraum, bezogen auf ein bestimmtes Thema« (Wengeler 2003) liefern kann. Es handelt sich bei der Untersuchung der spezifischen Topoi insofern um einen »Mittelweg«, als sie auf einem »mittleren Abstraktionsniveau« (Wengeler 2003: 278) zwischen allgemeinen, abstrakten Argumentati-

77 Wenngleich auch eine solche Liste aller in einem Diskurs(ausschnitt) verwendeten Topoi noch sehr lang wäre, sodass auch in dieser Analyse die zentralsten ausgewählt werden.

onsschemata, nach deren Formulierung Kienpointner (1992) strebt, und der Feinanalyse einzelner Texte, wie sie bspw. mit dem Toulmin-Schema nachvollzogen werden sollen (vgl. Friedemann 2017: 173), verortet sind. Toulmin entwickelt in »The Uses of Argument« (2003 [1958]) ein grundlegendes Schema für ein linguistisches Verständnis von Argumentationen, auf das sich nachfolgende Modelle der Argumentationsanalyse vielfach beziehen. Auch ihm geht es dabei nicht um formallogische, sondern vielmehr um alltagssprachliche Argumentationen. Wird die Gültigkeit einer aufgestellten These, von Toulmin (2003 [1958]: 90) *claim* genannt, in Frage gestellt, kommt es zur Begründung dieser These durch eine Argumentation. Zur Stützung der problematisierten These werden bestimmte Gegebenheiten, bei Toulmin (2003 [1958]) *data* genannt, angeführt, aus denen sich die These als Schlussfolgerung ergeben soll. Um diesen Zusammenhang der argumentativen Stützung des *claims* als Konklusion durch *data* zu gewährleisten, muss es eine anerkannte Verknüpfungsregel geben, die diese Vermittlung regelt und die Bezugnahme auf die faktischen Gegebenheiten als Brücke(n) zur Stärkung der These legitimiert. Letztlich beantwortet sie somit die Frage »How do you get there?« (Toulmin 2003 [1958]: 90), um den argumentativen Weg von Fakten hin zur Konklusion näher zu beschreiben. Dieses »Prinzip der Verknüpfung« (Römer 2017: 95) wird gemeinhin als Schlussregel bezeichnet (vgl. Römer 2017: 95). Diese bleibt dabei – anders als die Daten, die explizit angeführt werden (können) – häufig implizit; es sind eher »stillschweigend akzeptierte Präsuppositionen« (Römer 2017: 95). Bei *claim*, *data* und *warrant* handelt es sich um das Skelett (vgl. Toulmin 2003 [1958]: 92) des Argumentationsschemas, d.h. um die grundlegenden und konstitutiven Merkmale. Ergänzend kann bspw. das Anführen von Fakten die Schlussregel stützen, das sogenannte *backing*. Zudem können durch sogenannte *qualifier* die Stärke der Schlussfolgerung modalisiert und Bedingungen des Nicht-Zutreffens (»conditions of rebuttal« [Toulmin 2003 [1958]: 94]) der Schlussregel angeführt werden. Wenngleich es sich bei der Toposanalyse nach Wengeler um ein grobkörnigeres Verfahren zur Analyse von Argumentationen als das Toulmin'sche Schema handelt (vgl. Wengler 2018: 243), baut es auf diesem auf und setzt Topoi mit den Schlussregeln gleich (vgl. Wengler 2019: 650–651).

Demgegenüber sind die spezifischen Topoi Wengeler's allerdings einerseits abstrakt genug, um Muster in den Argumentationen zu beschreiben, die unterschiedliche sprachliche Realisierungen umfassen und andererseits spezifisch genug, um die semantische Struktur des untersuchten Diskurses aufzuzeigen (vgl. Spieß 2018: 180). Über die Analyse der spezifischen Topoi in den untersuchten Daten lassen sich demzufolge Aussagen über typische und/oder dominante Perspektiven auf genderbewussten Sprachgebrauch treffen. Dies trägt somit zur Beantwortung der Forschungsfragen nach den in der Debatte genutzten Argumenten sowie der Begründung und Bewertung der Register bei. Der Fokus der Analyse liegt daher nicht auf der isolierten Betrachtung einzelner Argumente in den Einzeltexten des Korpus, sondern darauf, »welche immer wiederkehrenden Gesichtspunkte jeweils argumentativ für und gegen bestimmte Forderungen, Haltungen oder Positionen aufgegriffen werden« (Wengler 2003: 213).

In der Regel sind Topoi in öffentlichen Diskursen, wie dem hier untersuchten, als Teil der Argumentation⁷⁸ dabei nicht explizit geäußert (vgl. Friedemann 2017: 137):

Grundlegend für das Verständnis von Topoi ist, dass sie Argumentationen versammeln, deren einzelne Bestandteile (z.B. Ausgangsprämissen (Daten), Schlussregeln, Konklusionen) zwar explizit sprachlich realisiert sein können. Es entspricht allerdings nicht dem öffentlich-politischen Sprachgebrauch [...], dass ein Topos vollständig ausgeführt ist. In der medialen Alltagskommunikation werden einzelne Schritte eines Argumentationsganges häufig impliziert [...]. (Kuck & Römer 2012: 75)

Manifest werden Topoi diesem Verständnis nach in »sprachlich realisierten Bestandteilen von seriell auftretenden Argumentationen« (Römer 2017: 101). Für die Analyse und Deduktion der Topoi im von mir analysierten Korpus wurde ein explorativ-iteratives Vorgehen gewählt (vgl. Römer 2018: 129). Die Topoi des untersuchten Diskurses sind nicht im Rückgriff auf andere Toposanalysen formuliert, sondern ergeben sich aus der Analyse der Korpustexte selbst.⁷⁹ Während und nach der (wiederholten) Lektüre werden kontextspezifische Argumentationsmuster herausgearbeitet und mithilfe der qualitativen Analysesoftware QualCoder (Curtain 2023) codiert. Ihre Definition und die Zuweisung der je spezifischen Argumentationen zu den definierten Topoi muss, genau wie die Gewichtung von Relevanz, daher notwendigerweise immer Interpretation der Forschenden bleiben (vgl. Spieß 2011b: 219; auch Wengeler 2003: 278). Die definierten Topoi sind Abstraktionen und kommen nicht zwingend an der sprachlichen Oberfläche bzw. mit der je gleichen sprachlichen Ausgestaltung vor (vgl. Wengeler 2007: 170). Dennoch hält Wengeler (2003: 271) unter Bezugnahme auf Kienpointner (1992) einige Hilfsmittel zur Formulierung der Topoi fest, unter anderem verwendete Lexeme (z.B. »Ursache, Grund, Effekt, [...] Autorität« [Wengeler 2003: 271; Hervorhebung im Original]) und explizite Äußerungen der Argumentierenden (»Du verwechselst Ursache und Wirkung« [Kienpointner 1992: 237; Hervorhebung im Original]), die die Argumentationen klassifizieren. Die aus den untersuchten Texten herausgearbeiteten Topoi werden dann als Schlussregel mithilfe der Konjunktion *weil* formuliert, um die Konklusion auch als Konklusion und nicht nur als mögliches Schlussmuster bei Erfülltsein der Unterprämisse auszudrücken (vgl. Wengeler 2003: 301). Der oben bereits kurz angeführte Topos der Sichtbarkeit ließe sich bspw. folgendermaßen formulieren: *Weil durch geschlechterbewussten Sprachgebrauch die Sichtbarkeit von Frauen und/oder trans, inter und nicht-binären Menschen erhöht wird, sollte er (nicht) genutzt werden.* Die Benennung als Topos der Sichtbarkeit ergibt sich dabei aus

78 Unter einer Argumentation verstehe ich in dieser Arbeit in Anschluss an unter anderem Römer (2017) den gesamten »sprachliche[n] Handlungsvorgang der Glaubhaftmachung auf der Basis gesellschaftlichen Wissens«. Topoi sind dabei Argumente, da sie auf Basis gesellschaftlich geteilten Wissens für den je verhandelten Diskursbereich an strittige Sachverhalte anschließen, um diese in eine unstrittige Konklusion zu überführen (vgl. Römer 2017: 91–92; Schröter 2021: 232–233).

79 Gleichwohl bedeutet auch dies nicht, dass mein Vorwissen über den Diskurs und andere Toposanalysen meine Interpretation und Formulierung der Topoi nicht beeinflussen – die Annahme einer objektiven und sich ohne Vorwissen nur auf die Texte konzentrierenden Forscherpersönlichkeit ist nicht haltbar.

dem wiederholten Auftreten von Lexemen wie *Sichtbarkeit* oder Phrasen wie *sichtbar werden*.

Im Folgenden sollen die dominanten und relevanten Muster in den Argumentationen der untersuchten Daten nachgezeichnet werden. Die Frequenz der jeweiligen Topoi kann dabei als Indikator für ihre Relevanz angesehen werden (vgl. Wengeler 2003: 299), aber nicht als alleiniger Faktor für diese zugrunde gelegt werden; vielmehr kommt es auch auf die jeweilige Verwendung des Topos an, ob er bspw. prominent in Überschriften platziert oder mit besonderer Intensität verwendet wird (vgl. Spieß 2011b: 472).

8.4.2 Überblick über im Diskurs verwendete Topoi

Tabelle 4 listet die Verteilung der Topoi in den verschiedenen Quelltexten auf. Ist ein Topos dabei in einem Text zu finden, so habe ich dies als ein Vorkommen gewertet und weitere Vorkommen der Topoi im jeweiligen Text an anderen Stellen nicht gesondert gezählt – die Tabelle erlaubt also nur einen groben Überblick darüber, welche Topoi in welchen Zeitungen aufgegriffen werden und welche insofern dominant sind als sie eine breite Verwendung über die verschiedenen Korpustexte hinweg finden (vgl. zu diesem Vorgehen auch Spieß 2011b: 472). Aussagen über die absolute Häufigkeit im Sinne eines aufaddierten Vorkommens aller Topoi in einem Text und mit Bezug auf alle Texte ermöglicht sie allerdings nicht. Da aufgrund der unterschiedlichen Menge an Zeitungstexten absolute Häufigkeiten wenig vergleichbar wären, sind in der Tabelle prozentuale Anteile in Bezug auf alle Texte der jeweiligen Quelle angegeben.

Tab. 4: Tabellarische Übersicht über die dominanten Topoi im printmedialen Diskurs

Topos der/des	Medium (Artikelanzahl)				
	<i>Bild</i> (30)	<i>FAZ</i> (86)	<i>SZ</i> (64)	<i>taz</i> (57)	<i>Die Welt</i> (92)
Irrelevanz	43 % (13)	20 % (17)	28 % (18)	28 % (16)	32 % (30)
Ideologie	17 % (5)	8 % (7)	11 % (7)	4 % (2)	11 % (10)
Autorität	40 % (12)	31 % (27)	22 % (14)	12 % (7)	33 % (28)
Effektivität	13 % (4)	13 % (11)	22 % (22)	33 % (19)	23 % (20)
Ineffektivität	13 % (4)	20 % (17)	17 % (11)	11 % (6)	20 % (17)
Gefahr	37 % (11)	38 % (33)	17 % (11)	28 % (16)	42 % (39)

Topos der/des	Medium (Artikel- anzahl)				
Diskriminierung	30 % (9)	15 % (13)	9 % (6)	11 % (6)	16 % (15)
Mehrheit	47 % (14)	22 % (19)	18 % (12)	11 % (6)	38 % (35)
Minderheit	13 % (4)	11 % (10)	5 % (3)	9 % (5)	25 % (23)
Zwangs	53 % (18)	37 % (32)	28 % (18)	35 % (20)	49 % (45)
Normalität	0 %	3 % (3)	6 % (4)	18 % (10)	11 % (10)
Realitätsferne	30 % (9)	31 % (27)	20 % (13)	28 % (16)	42 % (39)
Umsetzbarkeit	50 % (15)	29 % (25)	23 % (15)	21 % (12)	17 % (16)
Künstlichkeit	10 % (3)	3 % (3)	3 % (2)	5 % (3)	8 % (7)
Ästhetik	7 % (2)	9 % (8)	11 % (7)	7 % (4)	14 % (13)

(Eigene Darstellung)

Es zeigt sich, dass die Verteilung der dominanten Topoi über die verschiedenen Quellen hinweg recht ähnlich ist, wenngleich das jeweilige Ausmaß variiert und es einzelne Ausreißer gibt: So wird der Normalitätstopos insbesondere in der *taz* und der *Welt* verwendet, während in der *Bild*-Zeitung kein Vorkommen belegt ist. In vielen der Texte vertreten sind insbesondere Topoi der Irrelevanz, Gefahr, Realitätsferne und Umsetzbarkeit, aber auch die Topoi der Ineffektivität sowie Effektivität und vor allem des Zwangs werden über alle Quellen hinweg genutzt, wenngleich sich die Häufigkeiten der Vorkommen und somit auch die Dominanz der jeweiligen Topoi in den Zeitungen unterscheidet. Mehrheitlich ablehnend verwendete Topoi (z.B. Gefahren-, Realitätsferne-, Mehrheits-, Zwangs- oder Irrelevanztopos) zeigen sich frequent vor allem in *FAZ*, *Bild* und *Welt*. Topoi, die vielfach – wenn auch nicht ausschließlich – befürwortend eingesetzt werden, wie bspw. der Topos der Effektivität, dagegen finden sich vor allem in der *tageszeitung* und der *SZ*. Wie auch in allen Zeitungen aber Argumentationen pro und kontra geschlechterbewusste Sprache zu finden sind, zeigt sich gleichzeitig keine klare und ausschließliche Zuordnung der Topoi. Es deutet sich hier bereits an, dass sich Pro- und Kontra-Argumentation auf ähnliche Toposinventare stützen. Zum einen werden Argumente der Gegenseite, bspw. in Zitaten, aufgegriffen und im Anschluss negiert, zum anderen aber werden gleiche Argumentationsmuster auf unterschiedliche Phänomene bezogen. So wird beispielsweise der Effektivitätstopos einerseits eingesetzt, um für die Funktionsweise und daraus resultierende Notwendigkeit geschlechterbewusster Spra-

che zu argumentieren, andererseits aber wird mithilfe des Topos auch erklärt, dass mit dem geschlechtsübergreifenden Maskulinum bereits ein effektives Instrument zur geschlechtsübergreifenden oder -abstrahierenden Referenz im Deutschen vorhanden sei und somit keine Notwendigkeit für Sprachwandel hin zu genderbewusster Sprache bestehe. Gleichzeitig zeitigen Kontra-Argumentationen eine größere Vielfalt an verwendeten Topoi als Pro-Argumentationen. Diese reagieren vielfach auf Topoi der Kritiker*innen und negieren diese explizit oder implizit, indem sie den Topos auf ein anderes Phänomen beziehen. Zudem zeigen sich explizite Aushandlungen, wenn bspw. der postulierte Ineffektivität geschlechterbewusster Sprache deren erklärte Effektivität entgegengesetzt wird.

Im Folgenden sollen die einzelnen Topoi, ihre Verwendungen und ihre Funktionalität für die Positionierung den Sprachformen gegenüber anhand von Belegstellen aus dem Korpus ausführlicher analysiert werden. Beginnend mit dem für verschiedene Positionierungen zentralen und auch metadiskursiv verwendeten Topos der Irrelevanz folgt die Reihenfolge der Darstellung sowohl Dominanzen im Untersuchungskorpus als auch gegenseitigen Zusammenhängen der Topoi. Im Ideologietopos wird bspw. der jeweiligen Gegenseite ein rein ideologisches Verhalten zu- und der Bezug auf positionsstützende Autoritäten abgesprochen, sodass im Anschluss daran der Autoritätstopos und verschiedene, im Diskurs relevant gesetzte Autoritäten herausgearbeitet werden. Neben der Benennung des Topos wird dabei zu Beginn jedes Kapitels auch die Formulierung der damit zusammenhängenden Schlussregel angeführt.

8.4.3 Topos der Irrelevanz

Weil geschlechterbewusste Sprache bzw. die Beschäftigung damit irrelevant ist, sollte sie nicht genutzt und verbreitet werden bzw. die Beschäftigung mit dem Thema unterbleiben.

Der Topos der Irrelevanz wird vor allem in Belegen verwendet, in denen genderbewusster Sprachgebrauch abgelehnt wird. Zugeordnet wurden diesem Topos solche Belege, in denen explizit etwas als »irrelevant« (Bild 02.03.b) oder »unnötig« (Bild 14.04.) sowie »überflüssig« (Bild 14.04.) beschrieben wurde oder von »ganz andere[n] Sorgen« (FAZ 05.06.) und »sonstigen Problemen«, die »nicht ernst genommen« (FAZ 05.06.) würden, berichtet wird. Die sprachliche Realisierung des Topos zeichnet sich also dadurch aus, dass eine explizite Wertung genderbewussten Sprachgebrauchs als irrelevant (oder vergleichbare Wörter mit negativer Deontik) vorgenommen wird oder andere Probleme – die teilweise auch benannt und im Kontext der Gleichstellung der Geschlechter verortet werden⁸⁰ – als dringlicher beschrieben werden. Die Beschäftigung mit genderbewusster Sprache und die Diskussion darum werden somit durch Kritiker*innen als unwichtig dargestellt, was dazu führte, dass die Behandlung anderer, den Belegen zufolge wichtigerer Themen, wie auch »tatsächliche[r] Diskriminierungen« (Welt 08.03.) hinstehen

80 In diesen Fällen lässt sich der Irrelevanztopos auch der rhetorischen Figur des *Whataboutisms* zuordnen, mit der der beständige Verweis auf andere, vermeintlich wichtigere Themen und das damit verbundene Ablenken vom aktuellen Thema oder stetiges Stellen von Gegenfragen bezeichnet wird (vgl. Duden o.J. *Whataboutism*).

müsse. Zu diesen werden dabei auch Fragen der Gleichstellung der Geschlechter gezählt. In diesen Fällen steht der Irrelevanztopos in enger Verbindung zum Topos der Ineffektivität (vgl. Kap. 8.4.7). Der Zusammenhang von Gleichstellung und Gleichberechtigung der Geschlechter mit Sprache wird negiert, während eine Selbstinszenierung als an diesen (positiv konnotierten) Themen interessiert, weiterhin ermöglicht wird:

- 60) ›Bevor wir bei der Sprache ansetzen, sollten wir erst mal etwas für gleiche Löhne, Aufstiegschancen und bessere Unterstützung für alleinerziehende Mütter tun.‹ (Bild 06.04.)
- 61) ›Ich finde das überflüssig, zurzeit gibt es wirklich Wichtigeres. Die sollten sich lieber darum kümmern, die Coronakrise in den Griff zu bekommen.‹ (Bild 14.04.)
- 62) Und was machen wir? Nein, wir bringen nicht mit Macht die Digitalisierung von Gesundheitsämtern und Schulen voran, und auch eine wirklich helfende Corona-App steht nicht auf der Agenda. Stattdessen wird mit Hingabe das ›Gendern‹ unserer Sprache diskutiert. (FAZ 12.02.)
- 63) [...] wir sagen auch klar, dass wir in dieser Zeit andere Herausforderungen sehen, als uns damit zu beschäftigen, [...] Universitätsarbeiten schlechter zu bewerten, weil die oder der ›Zuprüfende‹ die ›Gender***‹ nicht richtig gesetzt hat. (Welt 19.04.)
- 64) Es scheint, dass durch die Beschäftigung mit gerechter Sprache, Gendern, kolonialer Aufarbeitung und derlei Themen mehr zu einem ernsthaften Programm weder Zeit noch Lust übrig ist. (SZ 18.03.a)
- 65) Als Befürworter der Gleichstellung der Geschlechter und Gegner jeglicher Diskriminierung sehe ich vielmehr, dass sich der Kampf um Emanzipation in Deutschland in allererster Linie auf der Ebene der Sprache bewegt. Die Lösung der realen Probleme geht dabei meist völlig verloren. (taz 23.01.b)
- 66) Während ganze Berufsgruppen um ihre Existenz fürchten, die Pleiten und verlorenen Arbeitsplätze noch gar nicht abzusehen sind, wurde [...] uns der Glottis-Schlag als Gewinn für die deutsche Sprache präsentiert [...]. (Welt 13.04.b)

Der Irrelevanztopos erlaubt damit die Abwertung der Gegenseite, d.h. der Befürworter*innen genderbewussten Sprachgebrauchs. Diese setzten sich unter anderem mit irrelevanten Fragestellungen auseinander bzw. mit einem Problem, das »die Gender-Ideologen selbst erfunden haben« (Bild 10.01.)⁸¹, das also eigentlich inexistent wäre.

Dass der Irrelevanztopos und dessen Nutzung in der Debatte durch die Gegner*innen transparent ist, zeigt sich bspw. in metadiskursiven Verhandlungen darüber, dass mit der Diskussion über genderbewusste Sprache andere Themen nicht besprochen werden könnten. Sowohl befürwortende als auch ablehnende Texte des Korpus zeigen, dass sie über metadiskursives Wissen verfügen, wenn sie die frequente Verwendung des Irrelevanztopos kommentieren:

81 An dieser Stelle klingt ebenfalls der Topos der Realitätsferne an, mit dem der Irrelevanztopos in dieser Hinsicht in Verbindung steht. Befürworter*innen des Genderns seien insofern abgehoben und der Realität entrückt als sie sich eben mit irrelevanten – da, laut Zitat, eigentlich inexistenten – Problemen beschäftigten, anstatt mit »den echten Problemen der Menschen!« (Bild 27.05.b) oder »der Lösung bodenständigerer Probleme« (Welt 26.03.b).

- 67) Es gibt Wichtigeres als diesen Artikel. Das zuerst, denn es geht um Änderungen zur geschlechtergerechten Sprache im Duden, und wenn es um geschlechtergerechte Sprache geht, fühlen sich Menschen verpflichtet zu fragen, ob es nichts Wichtigeres gibt. Gibt es. (SZ 27.01.)
- 68) Gegen ihr [Sahra Wagenknecht; P. M.] Zerrbild der Linksliberalen, gegen das Argument, Gender- und Sternchen seien Probleme der verwöhnten Gören der arrivierten Mittelschichten, ist schon genug eingewandt worden. (taz 27.04.b)
- 69) Wichtige Themen, wie Gewalt gegen FLINT-Personen und fehlende Schutzräume für Betroffene oder Forderungen wie die Abschaffung des Ehegattensplittings, um Altersarmut von Frauen zu bekämpfen, verlieren im Kampf um den Raum, den sich reaktionäre Fortschrittsverweigerer mit ihrem dröflzigsten Text zum Gendern einfach nehmen. (taz 11.02.)
- 70) Statt über mutige Klimapolitik zu diskutieren, denken sie [die CDU; P. M.] über ein Verbot gendergerechter Sprache nach. (SZ 15.05.a)
- 71) Mit nur sehr mäßigem Interesse verfolge ich die Diskussion um gendergerechte Sprache. Haben wir keine anderen Probleme? (FAZ 16.02.)

Die metadiskursive Verhandlung des Irrelevanztopos bzw. des Vorwurfs der Irrelevanz durch Gegner*innen genderbewussten Sprachgebrauchs wird in der *taz* und der *Süddeutschen Zeitung* darüber hinaus genutzt, um diese zu ridikülisieren bzw. zu parodieren. Sie greifen dabei die Kritik der Gegner*innen auf und stellen diese als unnötige Aufregung dar. Oft wird dabei auf ad hominem-Argumentationen zurückgegriffen, indem die Kritiker*innen dezidiert benannt und als übermäßig in eigentlich unwichtige Themen investiert beschrieben werden:

- 72) Es gibt in diesem Land eine Kraft, die selbstlos und todesmutig die Freiheiten einfordert, die von den Angsthasen, Warmduschern und Vorwärtsparkern so schnöde mit den Füßen getreten werden: Ja, es ist die FDP. [...] Ebenso steht im Programm der Freiheitskämpfer: keine Sonnenschutzpflicht am Strand. Gegen die Pflicht, auf Beipackzetteln zu gendern. (taz 15.06.b)
- 73) Friedrich Merz möchte zum Beispiel nicht Hähnch*innen-Filet sagen müssen. Dann wollen wir mal nicht so sein, was? So wichtig ist er eh nicht. Bundeskanzlerin wird er nicht mehr. Er ist bloß noch Direktkandidatin für das Hochsauerland. (SZ 29.04.)

Diese ad hominem-Argumentationen greifen auch Eigenschaften der Gegner*innen auf, wenn in der *taz* beispielsweise in parodierender Absicht über die Ablehnung des Genders durch H.P. Baxxter, »Frontmann der Kirmestechnoformation Scooter« geschrieben wird: »Wenn so einer so was sagt, dann schwant uns ganz Übles: eine unser schönes Deutsch rettende, schmissige Stadionhymne featuring MC Thierse und DJ Merz.« (taz 11.05.) Die Kritik des Vereins Deutsche Sprache an genderbewusstem Sprachgebrauch sowie ihre Legitimation zu deren Äußerung wird in der *SZ* kritisch-parodierend aufgegriffen, wenn der VDS als »gut vernetzte Gruppe sehr lauter Hobby-Sprachpfleger« beschrieben wird, die sich »seit Jahren gegen Fremdwörter ein[setzt] und fordert, im Radio solle statt ›Ami-Gedudel‹ mehr deutsche Musik gespielt werden« (SZ 06.03.).

Von der Pro-Seite wird der Irrelevanztopos also vor allem aufgerufen, wenn er als verfestigtes Argumentationsmuster von Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache benannt und parodiert oder kritisiert wird.

Ein Sonderfall des Irrelevanztopos ist dessen Nutzung, wenn er sich nicht auf das Gendern als solches, sondern auf Geschlecht und dessen Markierung in der Sprache bezieht. Genderbewusster Sprachgebrauch wird in diesen Belegen abgelehnt, weil dadurch etwas in der Sprache markiert und betont würde, das irrelevant sei(n sollte). Diese Markierung von eigentlich Irrelevantem leiste dann wiederum aufgrund erhöhter Sichtbarkeit des Geschlechts Diskriminierung Vorschub (vgl. dazu Kap. 8.4.9):

- 74) [A]lle Menschen – und zu denen gehöre ich –, die einfach nicht in jeder Berufsbezeichnung eindeutig männlich oder weiblich markiert werden wollen. Weil sie Geschlecht für nicht sehr wichtig halten, weil es für sie nichts mit ihrer Berufsausübung zu tun hat [...]. (SZ 27.01.)
- 75) Wer die Reduzierung auf das Geschlecht als eines der wichtigsten, ja das wichtigste Persönlichkeitsmerkmal dermaßen in den Vordergrund stellt, wie es in der Gender-Debatte zu oft geschieht, der scheint die realen Verhältnisse des Lebens zu verkennen. (SZ 30.03.b)
- 76) Anstatt bei einem Wort nur den Inhalt wahrzunehmen (Menschen, die heilen), was bei Ärzten eher möglich ist, verweist der Stern auf einen weiteren Bedeutungsraum, den des Geschlechts. Doch diese Kategorie ist absolut unwichtig, wenn man einfach übers Impfen informieren will. (SZ 11.06.a)
- 77) In den allermeisten Zusammenhängen spielt es keine Rolle, ob sich das Subjekt als weiblich, männlich oder divers bezeichnet oder einer Minderheit angehört. Wichtig sind Kompetenz und die Botschaft an sich. (SZ 16.06.a)
- 78) Eine Mehrzahl der Aussagen, die wir im Alltag treffen wollen, hat mit der Frage des Geschlechts nichts zu tun. (Welt 28.05.b)

Der Topos der Irrelevanz wird in den Zeitungstexten des Korpus somit insgesamt auf drei Ebenen verwendet: Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache erklären diese und eine Beschäftigung damit für irrelevant, während andere (gleichstellungspolitische) Themen als relevant markiert werden. Zudem fokussiere geschlechterbewusster Sprachgebrauch Geschlecht und somit eine Kategorie, die eigentlich irrelevant sein sollte. Befürworter*innen verwenden den Topos vor allem metadiskursiv und zur Ridikülisierung der, ihrer Kritik zufolge, übermäßig mit einem irrelevanten Thema beschäftigten Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache. Diese Abwertung einer Out- und damit einhergehende Konstruktion einer Ingroup zeigt sich auch im im folgenden Kapitel analysierten Topos der Ideologie, der unter anderem ebenfalls eingesetzt wird, um das Verhalten anderer Diskursakteur*innen zu bewerten.

8.4.4 Topos der Ideologie

Weil geschlechterbewusster Sprachgebrauch auf Ideologie basiert bzw. Ausdruck von Ideologie ist, sollte er verhindert werden bzw. keine Verbreitung finden.

Anders als der in der Soziolinguistik verbreitete Ideologiebegriff (vgl. Kap. 7.6), zeigt sich in der medialen Debatte ein Verständnis von Ideologie, das sich auf die Marx'sche Idee von Ideologie als falschem Bewusstsein bezieht. Ideologie steht in den Daten dann ›der Wahrheit‹ oder auch, vereinfacht ausgedrückt, dem ›gesunden Menschenverstand‹ ge-

genüber (vgl. Švitek 2018: 188). Sie ist somit negativ konnotiert, abzulehnen und hat einen politischen Anteil sowie eine negative Deontik.⁸² Als ideologisch gilt dabei die Perspektive der Anderen, während man selbst vermeintlich objektiv, d.h. bspw. auf Basis von Fakten und Wissenschaft (vgl. dazu unter anderem das folgende Kapitel zum Topos der Autorität) oder im Rahmen einer nicht zwingend näher definierten Vernunft oder Wahrheit argumentiere. Explizit werden bspw. in einem Leserbrief in der SZ (09.03.a) Wissenschaft und Ideologie in ein konträres und kämpferisches Verhältnis gestellt: »Ideologie schlägt Wissenschaft«.⁸³ Der Ideologievorwurf, wie Švitek (2018) ihn nennt, ist somit auch ein persönlicher Angriff und Mittel, um »die gegnerische Position durch einen metakommunikativen Angriff auf die gesamte sprachliche Glaubwürdigkeit der Person des Gegenübers zu desavouieren« (Švitek 2018: 186). Gal & Irvine (2019: 12) schreiben zur Konstruktion von In- und Outgroups durch den Topos: »Notice now that if ideology is false consciousness, it can belong only to somebody else. We have a handle on the true state of affairs.« (Hervorhebung im Original) Der Ingroup wird also Wissen über »die Wahrheit« zugeschrieben, während die Outgroup und ihre Positionierung als ideologisch und somit falsch, unglaublich und irrelevant abgewertet wird.

Der Vorwurf der Ideologie in Bezug auf Sprachregelungen wird in den Daten fast ausschließlich⁸⁴ von Gegner*innen genderbewussten Sprachgebrauchs erhoben und in der Regel explizit geäußert (vgl. dazu auch Beck 2020: 61; 66).⁸⁵

79) Es handelt sich hier um eine Ideologie [...]. (Bild 10.01.)

80) Der Kampf gegen das generische Maskulinum hat inzwischen viele unbedarfte Anhänger an Schaltstellen der Veränderung respektive der Macht gefunden, wohl nicht zuletzt deshalb, weil über Sprache differenziert nachzudenken dort nicht verlangt wird, es vielmehr genügt, der Gender-Ideologie durch Befolgung ihrer Eingriffe in

82 Exemplarisch sei an dieser Stelle noch auf die zugehörigen Kollokationen verwiesen: Häufig finden sich Lexeme wie *Ideologie* und *ideologisch* im Korpus in Verbindung mit *motiviert*, *falsche*, *künstliche*, oder *gendersprache* – die negative Deontik von Ideologie bzw. ideologischem Verhalten zeigt sich also auch auf Ebene der Kollokationen und evoziert Zuschreibungen von Handlungen, die auf Basis von politischen Überzeugungen (und somit nicht objektiv, vgl. *motiviert*) stattfinden sowie solche, die *falsche* und *künstliche gendersprache* in Zusammenhang mit ideologischem Verhalten bringen.

83 Maihofer & Schutzbach (2015: 210) erklären in diesem Zusammenhang, dass der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit als allgemeiner Vorwurf den Sozial- und Geisteswissenschaften, insbesondere aber auch den Gender Studies gegenüber gelten kann. Die Verbindung von genderbewusster Sprache zu Gender Studies (vgl. z.B. Bild 10.01.) ermöglicht es somit auch, den Befürworter*innen ideologisches Verhalten vorzuwerfen.

84 Es finden sich zwei Belege, in denen auch bzw. nur den Kritiker*innen ideologisches Handeln zugeschrieben wird. Diese beziehen sich auf einer Meta-Ebene auf die Debatte. Von Petra Gerster wird erklärt, dass »ein ideologischer Kampf« tobe, »der vornehmlich von [...] älteren Männern geführt wird« (taz 18.01.), während die SZ schreibt, dass »an einem Stern« »wieder einmal der Streit der Ideologien« entbrenne (SZ 11.06.a).

85 Dem Topos der Ideologie wurden vor allem Belegstellen, in denen von »Ideologie« oder »ideologisch« gesprochen wird, zugeordnet. Diese machen den deutlich größten Teil der Belege des Topos aus; daneben finden sich auch Stellen, in denen auf Lexeme zurückgegriffen wird, die deontisch ähnlich negativ sind, bspw. die Aussage, dass sich »eine unsinnige Genderei, wie sie jetzt ein dogmatisierter Zeitgeist fordert« (SZ 16.06.g) verbreite.

das Gegenwartsdeutsch Folge zu leisten und sich dabei auf der richtigen, der einzig guten Seite fühlen zu dürfen. (FAZ 11.06.)

- 81) Aus der Emanzipation von Benachteiligten ist die Ideologie einer identitätspolitischen Ständegesellschaft akademischer Mittelschichten geworden [...]. (Welt 06.06.c)
- 82) Schon der letzte Vorwurf [...] zeigt aber, dass es in diesem Meinungskampf um Ideologie geht. (FAZ 05.05.)
- 83) Mixtur aus ideologischen Motiven und wackeligen linguistischen Begründungen, mit denen das Gendern gerechtfertigt und durchgesetzt wird. (FAZ 18.06.b)
- 84) Der Genderstern ist das prominenteste Beispiel dieses ideologischen Kampfes. (Bild 27.05.b)

Die (Selbst-)Inszenierung als sich diesem ideologischen Handeln der »Gender-Ideologen« (Bild 10.01.) entgegenstellende Stimme geht dabei oftmals mit Anmaßungsvokabeln einher, die eine Depersonalisierung der eigenen Position involvieren. Während andere ideologisch handeln, indem sie »einseitig ideologisierte [...] Sprachbilder wie selbstverständlich streuen« (SZ 13.02.) und Teil einer oppressiven Elite sind, spricht aus den Gegner*innen »das ›gemeine‹ Volk« (SZ 13.02.b), das auf faktualer oder Vernunftbasis eine Wahrheit ausspreche (s. dazu auch Kap. 8.4.10 zum Mehrheitstopos und zu den damit verbundenen Anmaßungsvokabeln). Im Anschluss an das oben aufgeführte Zitat von Gal & Irvine zeigt sich, dass Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache als ideologische Outgroup konstruiert werden, während Gegner*innen vermeintlich über einen unideologischen und somit ›wahren‹ Zugriff auf die Wirklichkeit verfügen. Diese Wahrheit wird dabei auch als einsichtig und klare sowie einfache Erkenntnis beschrieben, was die politische Motivation der Befürworter*innen vermeintlich nur weiter offenlege: »Dass Letztere [Partizipien; P. M.] mit Ersteren [geschlechtsübergreifende Maskulina; P. M.] nicht bedeutungsgleich sind, ist offensichtlich und lässt sich bereits Schülern in der Sekundarstufe I durchaus vermitteln, was freilich die Gender-Ideologen nicht anfigt.« (FAZ 11.06.) Die vermeintlich klare »wissenschaftlich[e] Sicht« trage demnach dennoch nicht zur Überzeugung von Befürworter*innen des Genders bei, da »die Genderisten [...] nicht wissenschaftlich, sondern postmodern« (FAZ 13.01.) denken würden; sie hätten vielmehr »ihren Glauben gegen rationale Argumente imprägniert« (FAZ 13.01.). Dem Glauben, d.h. der Ideologie derjenigen, die sich pro geschlechterbewusste Sprache aussprechen, werden in diesem Leserbrief diejenigen gegenübergestellt, die »noch der Wissenschaft und dem Argument verpflichtet« (FAZ 13.01.) seien.

Maihofer & Schutzbach (2015: 211) stellen in ihrer Untersuchung »antigenderistische[r] Diskurse« etwas Vergleichbares fest: In diesen werde eine Trennung von »Wissenschaft/Wahrheit/Objektivität einerseits und Macht/Politik/Ideologie andererseits« behauptet. Die Gegner*innen des Genders schreiben den Befürworter*innen über den Ideologievorwurf somit ein machtpolitisches Interesse zu, das über die indexikalische Verbindung geschlechterbewussten Sprachgebrauchs mit einer Elite, Minderheit, oppressivem Verhalten etc. ebenfalls gestärkt wird, während sie selbst damit (implizit) für sich die Wahrheit in Anspruch nehmen. Darin werde »eine Art absoluter Anspruch auf Wirklichkeit und Wahrheit, ein autoritärer Gestus« deutlich, »den Theweleit als ›Beweisrede‹ des ›Rechthabens‹ bezeichnet [...] oder Foucault als

Bestreben, den anderen vorzuschreiben, ›wo ihre Wahrheit liegt und wie sie zu finden ist‹ (Maihofer & Schutzbach 2015: 211).

Švitek (2018: 188) stellt fest, dass der Ideologievorwurf vor allem konzeptuell schriftlich sei und, da er – anders als andere Vorwurfsaktivitäten – eher im Rahmen öffentlicher Diskussionen als in privaten Streitgesprächen zu finden sei, vorrangig auf die Überzeugung bzw. Akklamation Dritter zielt. Insofern ist es weniger wichtig, ob er die eigentlich Adressierten tatsächlich trifft. Gerade dies macht seine Nutzung für Zeitungstexte, insbesondere für Leserbriefe, vermutlich so attraktiv. Es geht den Verfassenden beim Ideologievorwurf darum, ihre eigene Meinung und Position (die sie nicht als solche, nicht als subjektive auszeichnen⁸⁶) als vernunftbasierte, dem allgemeinen ›gesunden Menschenverstand‹ entsprechende darzustellen. Vor allem aber zielt der Ideologietopos darauf ab, dass die Position und Argumentationen der Gegenseite als falsch, da auf Ideologie und somit (mindestens implizit) auf Verblendung und Verkennung der Fakten beruhend, anerkannt, gelesen und verstanden werden (vgl. Švitek 2018: 189). Damit steht der Topos bzw. Vorwurf der Ideologie auch in Zusammenhang mit dem Topos der Autorität und den darin zu findenden Verweisen auf ›die Wissenschaft‹ bzw. verschiedene Expert*innen als Diskursautorität, wenn bspw. in expliziter Kontrastierung zu einer vermeintlichen ›missionarisch-moralische[n] Verordnung‹ erklärt wird: »Dies hat mit Wissenschaft sehr wenig, mit Ideologie jedoch sehr viel zu tun!« (SZ 09.03.a)

8.4.5 Topos der Autorität

Weil eine Person und/oder Institution mit Autorität bzw. Expertise einen bestimmten Sprachgebrauch befürwortet bzw. ablehnt, sollte dieser (keine) Verbreitung und Verwendung finden.

In den analysierten Texten wird, sowohl in befürwortenden als auch ablehnenden Argumentationen, oftmals auf einen Topos der Autorität zurückgegriffen. Durch den Verweis auf verschiedene Formen von Autorität wird der jeweiligen Haltung genderbewusster Sprache gegenüber oder der Bewertung derselben erhöhte Legitimität verschafft. Der Autoritätstopos dient dabei verschiedentlich auch der Stützung der eigentlichen Schlussregel (vgl. auch Wengeler 2003: 301–302), unterstützt also im Sinne eines *backing* (Toulmin 2003 [1958]: 97) den genutzten Topos. So wird bspw. im Topos der Mehrheit (vgl. Kap. 8.4.10) auf verschiedene (repräsentative) Umfragen verwiesen, die eine breite Ablehnung genderbewussten Sprachgebrauchs belegen und somit der Mehrheitstopos mithilfe des Autoritätstopos gestützt.

Im Folgenden wird anhand der verschiedenen im Topos aufgerufenen Autoritäten eine Differenzierung vorgenommen. Insbesondere Wissenschaft als allgemein positiv konnotierte Kategorie wird im Großteil der untersuchten Texte als Diskursautorität aufgerufen. Dass Wissenschaftler*innen besondere Diskursautorität innehaben, hält auch Gredel (2014: 82) fest: »Gesamtgesellschaftlich geteilte Denk- und Vorstellungswelten [...] sind oftmals in ihren Anfängen von Diskursautoritäten induziert, die der Domäne der

86 Im Gegensatz zu nicht-minimalen Selbstreferenzen, bei denen die explizit markierte Zugehörigkeit zu einer Gruppe die eigene Glaubwürdigkeit und Legitimation erhöhen soll (vgl. dazu weiter unten Kap. 8.4.5.4).

Wissenschaft zugeordnet werden können.« Da der Ideologievorwurf (s. das vorherige Kapitel) fehlende Wissenschaftlichkeit implizit und explizit als Ausgangspunkt nimmt, wird entsprechend auf Wissenschaft und somit vermeintlich gesicherte Erkenntnis verwiesen, um die eigene Position zu begründen bzw. die kritisierte als falsch darzustellen. Der Autoritätstopos, der auf Wissenschaftlichkeit bzw. Wissenschaftler*innen als Autoritäten zur Legitimation der explizierten Meinung verweist, stellt entsprechend ein Gegenstück zum Topos der Ideologie dar. Während mit dem Ideologietopos die Delegitimierung und Abwertung der (Aussagen der) Gegenseite ermöglicht wird, ermöglicht der Autoritätstopos die Legitimation und Aufwertung der eigenen Haltungen.

Dieser Subkategorie im Autoritätstopos wurden unter anderem solche Belege zugeordnet, die – auch lexikalisch – auf (Sprach-)Wissenschaft und einzelne, immer wieder benannte »Expertinnen« (Welt 14.02.) bzw. allgemeiner auf Menschen mit dezidierte Expertise verweisen oder Studien und Umfragen anführen.

Im Anschluss daran werden solche Belege betrachtet, die mit Autorität ausgestattete Institutionen sowie Gesetz und Recht heranziehen, um im Topos der Autorität der jeweiligen Argumentation mehr Legitimität zu verleihen. Zudem werden autoritätsgenerierende nicht-minimale Selbstreferenzen analysiert, die mithilfe verschiedener Kategorien, unter anderem einer behaupteten Wissenschaftlichkeit bzw. Expertise, die ausgedrückte Haltung legitimieren (sollen).

8.4.5.1 Wissenschaft als Diskurautorität

Insbesondere von Seiten der Kritiker*innen des Genders wird auf (Sprach-)Wissenschaft und wissenschaftliche Erkenntnisse zurückgegriffen, um gegen genderbewussten Sprachgebrauch zu argumentieren. Dass Wissenschaft allgemein und insbesondere die Linguistik dabei als relevante Diskursautoritäten begriffen werden, zeigt sich bspw. daran, dass bereits in Überschriften auf sie verwiesen wird:

85) Expertinnen kritisieren neue Gendersprache des Dudens (Welt 14.02.)

86) Sprachwissenschaftler hält Gendern für männerfeindlich (Welt 05.03.)

Für die Leserbriefe zeigt sich der Autoritätstopos mit Berufung auf die Diskursautorität Wissenschaft auch darin, dass Titel der Schreibenden in der Regel aufgeführt werden – der Verweis auf den Dokortitel der Schreiber*in stärkt und legitimiert durch das damit aufgerufene soziale Kapital die jeweilige Positionierung noch einmal mehr (s. auch weiter unten zu nicht-minimalen Selbstreferenzen als andere sprachliche Strategien der Legitimation insbesondere in den Leserbriefen).⁸⁷

87) Der Titel als Bestandteil des Namens muss für Leserbriefe explizit angeführt werden, um zu erscheinen; es scheint sich also um eine bewusste Entscheidung der Schreibenden zu handeln, wie auch ein Blick auf den Prozess des Einreichens von Leserbriefen bei den im Korpus vertretenen Zeitungen zeigt: Bei SZ und Welt bspw. werden nur Post- und E-Mail-Adressen angegeben, an die ein Leserbrief geschickt werden kann; bei den anderen Zeitungen gibt es online Formulare dafür. Im Formular von taz und Bild wird der Titel nicht explizit abgefragt, bei der FAZ dagegen schon. Insbesondere für die Formate, in denen es keine explizite Abfrage des Titels gibt, lässt sich somit argumentieren, dass das Anführen aufgrund des damit einhergehenden Prestiges eine Legitimationsfunktion erfüllt.

Zudem wird der (Sprach-)Wissenschaft ein »seit Jahrtausenden« andauerndes »gründliches Nachdenken und ernsthafte Forschung zu diesem komplexen Gebilde« zugeschrieben, betrieben von »Grammatiker[n], Sprachphilosophen, Sprachwissenschaftler[n]« mit dem Ergebnis, »über Methoden und Erkenntnisse [zu verfügen], die uns erlauben, das Funktionieren von Sprache und auch die Entwicklung von Sprachen immer genauer zu beschreiben« (FAZ 04.03.). Sprachwissenschaftler*innen wird also aufgrund von wissenschaftlicher und andauernder Beschäftigung besondere Expertise und Autorität und somit Legitimität für Äußerungen über diesen Themenbereich zugeschrieben. In den Texten des Korpus wird denn auch wiederholt die vermeintlich besondere Stellung von Linguist*innen aufgerufen und als Legitimationsgrundlage angeführt, wie es auch Felder (2022: 198) allgemeiner für Äußerungen von Linguist*innen in der Öffentlichkeit zu sprachlichen Themen feststellt. Er betont dabei die Gefahr, dass »Äußerungen mit Verweis auf die Sprachwissenschaft als Autoritätstopos in Argumentationen instrumentalisiert werden« – genau dies passiert in den untersuchten Belegstellen. Während Frase & Harnisch (2021: 170) das Stützen von Argumentationen auf Linguistik als Autoritäten aber insbesondere mit Blick auf sichtbare und sich deutlich positionierende Befürworter*innen von geschlechterbewusster Sprache, wie Anatol Stefanowitsch, kritisieren, zeigt sich in den Daten, dass vor allem vonseiten der Gegner*innen genderbewusster Sprache Sprachwissenschaftler*innen zur Stützung angeführt werden.

- 87) Um seine Ablehnung solcher Schreibweisen zu begründen, hat der Rat in seinem Beschluss vom März jene Kriterien wiederholt, denen Genderformen nach Auffassung von Sprachwissenschaftlern gar nicht genügen können. (FAZ 02.06.)
- 88) Denn der Gender-Stern ist sprachwissenschaftlich nichts als purer Unsinn. (FAZ 11.06.)
- 89) Sprachwissenschaftler kritisieren den Duden, der für eine geschlechtergerechte Sprache traditionelle Wortbedeutungen aufgibt. (Welt 14.02.)
- 90) Linguisten kritisieren das als unwissenschaftlich. (Welt 08.01.)
- 91) Es gibt Ansichten, bei denen Sprachwissenschaftler und Deutschlehrer sich an den Kopf fassen. Dazu gehört die Behauptung einiger Befürworter des Genders, ein Wort wie Mieter habe nur die Bedeutung ›Männer‹. (Welt 08.01.)

Auch in Verbindung mit einem Topos der Vielzahl (vgl. Kap. 8.4.10.1), aufgerufen durch die Listung der Personenbezeichnungen, wird auf linguistische Expertise zurückgegriffen, die die Ablehnung genderbewusster Sprache legitimiert:

- 92) Mehr als 11.000 Menschen haben den Aufruf inzwischen unterschrieben, es sind viele Sprachexperten und Sprachpraktiker darunter: Linguisten, Germanisten, Schriftsteller, Lektoren, Übersetzer, Drehbuchautoren, Verleger, Redakteure, Kolumnisten, Pressesprecher, Buchhändler, Fremdsprachenlehrer und Liedermacher haben sich eingetragen. Zu den Unterzeichnern gehören aber auch Schüler, Apotheker, Musikpädagogen, Soldaten, Studenten, Ärzte, Hausfrauen und Friseure. (Welt 25.01.)

Neben den im Zitat genannten Personenbezeichnungen, die linguistische Perspektiven im Rahmen des Autoritätstopos aufrufen, um die Ablehnung argumentativ zu stützen und zu legitimieren, werden auch solche Rollenbezeichnungen genutzt, die eine in der

breiten Bevölkerung geteilte Ablehnung insinuieren, wie Schüler, Studenten oder Hausfrauen.

Einige wenige Verwendungen des Autoritätstopos mit Bezugnahme auf Wissenschaft als Diskursautorität in den untersuchten Daten greifen allerdings auch auf diesen zurück, um sich für Gendern auszusprechen. Sie verweisen dabei insbesondere auf Studien und psycholinguistische Experimente, die zeigen, dass das geschlechtsübergreifende Maskulinum ein männliches Bias evoziert:

- 93) Es ist wissenschaftlich belegt, dass Frauen in unserer Gesellschaft noch immer benachteiligt werden, obwohl es seit vielen Jahren breiter Konsens ist, dass sie es nicht sein sollten. Unsere nicht genderneutrale Sprache ist einer der Gründe dafür. (Bild 02.03.b)
- 94) Psycholinguistische Tests zeigten immer wieder, daß Frauen nur dann mitgedacht würden, wenn man sie auch ausdrücklich erwähne, erläutert Pusch. (Bild 16.01.)

Ebenjene Studien werden aber an anderen Textstellen explizit abgewertet und als unwissenschaftlich beschrieben, weil Studienergebnisse unter anderem als falsch oder oberflächlich bezeichnet werden bzw. mit modalisierenden Adverbien die Aussagekraft eingeschränkt wird:

- 95) Angeblich schließen die Leute [...] vom einen [Genus; P. M.] aufs andere [Sexus oder sexuelle Orientierung; P. M.]. (FAZ 13.03.a)
- 96) In Wirklichkeit ist die Beweiskraft dieser Studien in der Sprachwissenschaft stark umstritten. (FAZ 18.06.b)
- 97) Assoziationen lassen die Kerngrammatik kalt, sie sind ein eher peripherer Bereich des Sprachsystems, bei dem es um Tendenzen geht. All die oft zitierten empirischen Studien entlarven das generische Maskulinum also nicht als Schimäre, denn sie testen nur die assoziativen Aspekte von Sprache. Bei kerngrammatischen Fragen geht es nicht um Prozente, sondern um scharfe Urteile: Grammatisch vs. ungrammatisch. (Welt 07.04.)
- 98) Uns gegenüber beruft sich die Duden-Redaktion auch auf die ›linguistische Forschung‹. Das Buch ›Genderlinguistik‹ von Helga Kotthoff und Damaris Nübling soll hier einen Überblick geben ...
Trutkowski: In dem Kapitel zum generischen Maskulinum wird nahezu ausschließlich auf sogenannte Assoziationsstudien verwiesen. (Welt 12.01.)

In einem Text findet sich eine explizite, auch metasprachliche Verhandlung wissenschaftlicher Forschung als Diskursautorität, die die Diskursautorität wissenschaftlicher Expertise grundsätzlich in Frage stellt, um die Effektivität (vgl. Kap. 8.4.6 zum Topos der Effektivität) genderbewusster Sprache zu negieren:

- 99) Menschen, die gerne übers Gendern reden, Menschen wie ich, behaupten an dieser Stelle, die Forschung zeige, dass eine bestimmte Sprache für die Gleichstellung Konsequenzen hätte. Aber man darf nicht alles glauben, was über ›die Forschung‹ gesagt wird. Was Forschung kann, sind spezifische Aussagen zu spezifischen Fragen, manche suggerieren Vorteile, andere Nachteile des Genderns. Wer Wissenschaft ernst nimmt, der scheut das Ableiten genereller Aussagen aus spezifischer Forschung. Die

Forschung sagt vieles, aber sicherlich nicht, wie und ob sich die Welt wirklich verändert, wenn wir unsere Sprache ändern. (SZ 27.01.)

Neben der Klassifikation von Studien als unwissenschaftlich oder oberflächlich wird zur Abwertung wissenschaftlicher Erkenntnisse vielfach auch auf Beispiel(sätz)e zurückgegriffen. An diesen zeige sich, so die Argumentation, die Falschheit von Studien sowie der geänderten Wörterbucheinträge des Dudens, da »Belege aus Medien und dem tagtäglichen Sprachgebrauch für diese Verwendung [des Maskulinums als geschlechtsübergreifende Form; P. M.] [...] Legion« (Welt 25.01.) seien. Diese Argumentation ist wiederum anschlussfähig an den Ideologievorwurf und die Behauptung der Unwissenschaftlichkeit verschiedener Disziplinen, insbesondere der Gender Studies, aber auch anderer sozial- und geisteswissenschaftlicher Fächer. Im Gegensatz zu den vermeintlich unwissenschaftlichen Studien zum geschlechtsübergreifenden Maskulinum sowie den »falschen« Neudefinitionen des Dudens wird sich auf den Alltagsverstand berufen:

- 100) Zudem beruft sich der Verlag auf Studien, die angeblich zeigen, dass das generische Maskulinum keine geschlechtsneutrale Bedeutung habe. Wie falsch das ist, zeigt schon ein einfacher Satz wie »Jeder Bürger sollte entscheiden können, ob er sich impfen lässt.« (Welt 08.01.)
- 101) Dass die umgeschriebenen Definitionen falsch sind, ist auch leicht zu zeigen. Ein Satz wie »Die meisten Diebe sind Männer« wäre sinnlos, wenn sich Diebe nur auf Männer beziehen würde. Doch genau das sagt die neue Definition auf www.duden.de. [...] Bekanntlich können wir von männlichen Sängern, weiblichen Demonstranten oder weiblichen Politikern sprechen [...]. (Welt 08.01.)

Das Aufzeigen solcher vermeintlich einfacher und einsichtiger Beispiele kann dabei auch im Kontext der Anmaßungsvokabeln verortet werden.⁸⁸ Das angeblich geteilte, semantische (Alltags-)Verständnis der Ingroup (»bekanntlich können wir«) von Wörtern und Sätzen wird aufgerufen, um die geäußerte Position zu stärken, dass genderbewusster Sprachgebrauch auf falschen Prämissen beruhe. Zudem wird er auf diese Weise abermals als elitäres und realitätsfremdes Verhalten charakterisiert.⁸⁹

Während von der Pro-Seite psycholinguistische Forschung im Autoritätstopos zur Stützung der positiven Haltung genderbewusstem Sprachgebrauch gegenüber angeführt wird – deren Aussagekraft von der Kontra-Seite angezweifelt oder negiert wird – werden linguistische Ergebnisse zudem als irrelevant abgetan:

- 102) Mag die Linguistik noch so sehr darauf beharren, dass ein generisches Maskulinum nicht auf das biologische Geschlecht der damit bezeichneten Personen abstellt, so

88 Ausführlicher dazu in Kap. 8.4.10.2.

89 Viele dieser Beispiele basieren dabei auf Personenreferenzen, die mit Blick auf die von Kotthoff & Nübling (2018: 93) vorgeschlagene Referenzialitätsskala vor allem pluralisch auf eine meist unspezifische, große Menge an Menschen referieren und dafür auf Rollen- und nicht Berufsbezeichnungen zurückgreifen. Der Skala und einigen Experimenten zufolge werden solche hochfrequenten Rollenbezeichnungen im Plural durchaus geschlechterübergreifend begriffen (vgl. Bröder 2024: 26) und stärken die Zuschreibung somit durch die entsprechende Auswahl an Referenzen, deren Veränderung vermeintlich unnötig sei.

hat Sprache doch auch eine repräsentative Funktion. Frauen können sich in einem generischen Maskulinum [...] mitgemeint fühlen. Warum sie es sollen, ist aber keine Frage der Grammatik, sondern von gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen. (FAZ 25.05.a)

Der Zusammenhang von Genus und Sexus, der linguistisch als belegt gilt (vgl. z.B. Kotthoff & Nübling 2018: 69–89; Nübling 2020a, 2020b), wird also an dieser Stelle einerseits nicht anerkannt und andererseits auch als irrelevant (vgl. Kap. 8.4.3 zum Topos der Irrelevanz) abgetan; es handele sich nicht um grammatische Fragen, sondern um gesellschaftlich-politische. Die Linguistik wird in Beispiel 102) für den Diskurs nicht als Autorität angenommen, da es sich bei genderbewusstem Sprachgebrauch nicht um ein der Disziplin zugehöriges Thema handele. Dass insbesondere die Grammatikforschung der Linguistik dabei – neben dem höheren Alter von Gegner*innen (vgl. Kap. 8.2 zur Zuschreibung von Positionierungen geschlechterübergreifender Sprache gegenüber anhand von Alter sowie weiter unten zu Selbstreferenzen) – als Gendern gegenüber ablehnend wahrgenommen wird, zeigt sich auch in einem parodierenden Artikel in der *taz*:

- 103) Erst wenn [...] die letzte emeritierte Professorin der Linguistik in der FAZ erklärt haben wird, warum das generische Maskulinum ein unverzichtbares Bauteil im feinen Mechanismus der deutschen Grammatik ist [...]. (*taz* 26.03.)

Ähnlich wie es in Kapitel 8.3.2.2. bereits für die Eigennamen unter den *Keywords* beschrieben wurde, werden auch im Autoritätstopos Expert*innen, auf die sich unter anderem durch Zitate bezogen wird, meist benannt. Dabei wird in der Regel zusätzlich ihr jeweiliger Beruf, bspw. als Professorin, sowie der Wirkungsort genannt. Zum einen ist dies der Textsorte Bericht geschuldet, die ihre jeweiligen Protagonist*innen vorstellen muss, zum anderen wird der jeweiligen Aussage dadurch aber auch verstärkte Legitimation verschafft, da für sie durch personifizierte Expertise gebürgt wird (vgl. zu diesem Muster im Diskurs um Gender Studies Näser-Lather 2020). In Anlehnung an das »celebrity cachet« (Jaworski & Thurlow 2009: 203) lässt sich an dieser Stelle von einem *expert cachet* sprechen; einem Gütesiegel für die jeweilige vorgebrachte Haltung und Argumentation durch benannte und zitierte Expert*innen. Während Alker-Windbichler (2021: 554) die Berufung auf die »Linguistik und Germanistik sowie ihre generischen Vertreter*innen« ebenfalls als argumentationsstützend in Debatten um genderbewusste Sprache wahrnimmt, erklärt sie, dass Argumentationen mit spezifischen Referenzen in der Regel angegriffen werden. In den untersuchten Daten zeigt sich dies – vermutlich auch durch die Textsorte bedingt – nicht; vielmehr scheint die spezifische Referenz auf Sprachwissenschaftler*innen den Autoritätstopos noch zu stärken – so sehr, dass in einzelnen Artikeln mehrere Sprachwissenschaftler*innen detailliert angeführt werden:

- 104) Gendersternchen und Genderdoppelpunkte im Schriftverkehr von staatlichen Stellen und an Universitäten sind mit den in Deutschland geltenden Rechtschreibregeln nicht gedeckt, sagt der seit 2015 Vorsitzende der Gesellschaft für deutsche Sprache, Peter Schlobinski (67). Er ist Professor für Germanistische Linguistik an der Universität Hannover. (Bild 26.05.a)
- 105) Die Grammatik-Expertin Prof. Gisela Zifonun warnte bereits 2018 vor einer Abschaffung des generischen Maskulinums [...]. (Welt 14.02.)

- 106) Auch die Mannheimer Linguistik-Professorin Angelika Wöllstein gibt zu bedenken [...]. (Welt 14.02.)
- 107) Und das [die Duden-Entscheidung] bringt Sprachwissenschaftler nun richtig auf die Palme. Der Potsdamer Linguist Peter Eisenberg [...]. (Welt 08.01.)
- 108) Auch die Münchner Sprachwissenschaftlerin Elisabeth Leiss kritisiert das Umschreiben der Definitionen scharf. (Welt 08.01.)
- 109) Ewa Trutkowski, Sprachwissenschaftlerin an der Freien Universität Bozen [...]. (Welt 08.01.)
- 110) Klatte [gemeint ist Holger Klatte, der Geschäftsführer des VDS; P. M.] (studierte Sprachwissenschaften und Germanistik in Bamberg) [...]. (Bild 10.01.)

8.4.5.2 Institutionen mit Autorität

Wie bereits in Kapitel 8.3.2.2 bei der lexikalischen Analyse ausgeführt, wird die Autorität des Dudens zwar verschiedentlich, insbesondere nach und aufgrund der Änderung der Personenbezeichnungen in der Online-Version, angezweifelt bzw. negiert, dennoch finden sich einige Belege, die ihn nach wie vor als Autorität fassen und somit als Legitimationsgrundlage für die eigene Haltung heranziehen. Der Autoritätstopos dient dabei unter anderem als *backing* für die erklärte Modernität und Alltäglichkeit genderbewusster Sprache: »Die Zeit des generischen Maskulinums, also Personen oder Berufe rein männlich zu bezeichnen und alle anderen mit zu meinen, ist endgültig vorbei [...]. Bester Beleg dafür ist der Duden, der seine Online-Ausgabe konsequent gendert.« (Welt 14.01.) Weil der Duden in seiner Online-Ausgabe konsequent auf genderbewusste Sprache setze, sei also deutlich, dass genderbewusster Sprachgebrauch verbreitet und somit normalisiert sei – »der Duden [führt] längst die Ärztin und die Mieterin auf« (SZ 13.05.). Dem Duden wird an dieser Stelle Autorität und Vorbildcharakter in Bezug auf Personenreferenzen in der deutschen Sprache zugeschrieben.⁹⁰

Der Autoritätstopos mit Bezug auf den Duden als Autorität wird auch in semantischen Fragen, d.h. solchen, die mit Beispielen die Semantik einzelner Wörter und dabei die Effektivität des geschlechtsübergreifenden Maskulinums (vgl. Kap. 8.4.6 zum Topos der Effektivität) und Irrelevanz genderbewusster Formen erklären wollen, herangezogen: »Bäcker ist und bleibt aber ein Beruf, der ebenso von Frauen wie von Männern ergriffen werden kann. So steht es bislang noch richtig im Duden [...]« (FAZ 11.01.b). Weil im Duden richtigerweise (zum Topos der Richtigkeit weiter unten) erklärt wird, dass »Bäcker« als geschlechtsübergreifendes Maskulinum auch Bäckerinnen umfassen kann, bestehe keine Notwendigkeit, auf Genderformen zurückzugreifen. Gleichzeitig wird in diesem Zitat aber auch über den Topos der Gefahr (vgl. dazu Kap. 8.4.8) (»bislang noch«) insinuiert, dass sich diese semantische Beschreibung ändern könne. In anderen Belegen

90 Etwas Ähnliches lässt sich auch mit Blick auf den Journalismus und öffentlich-rechtliche Medien feststellen. Die diesen zugeschriebene Nutzung und Verbreitung genderbewusster Sprache (vgl. Kap. 8.2.2 zu den Indexikalitäten und dass auch den Medien und insbesondere den öffentlich-rechtlichen Medien Gendern zugeschrieben wird) dient mithilfe des Autoritätstopos der Legitimation der Nutzung genderbewusster Sprachformen. Da auch dort, »in den Nachrichten- und Informationsformaten des öffentlich-rechtlichen Rundfunks« (Bild 16.01.) genderbewusste Sprache genutzt würde und sich »im journalistischen Sprachgebrauch immer mehr durch[setzt]« (Welt 18.01.), könne sie als normalisiert und nutzungswürdig verstanden werden.

wird daran anknüpfend metasprachlich die Rolle des Dudens verhandelt und seine Definitionsmacht negiert, insbesondere im Nachgang der Entscheidung zur Erweiterung der Definitionen des Online-Dudens: »Doch diese Definitionshoheit besitzt der Duden für viele: Was im Duden steht, so dachte man bislang, stimmt.« (Welt 25.01.) Die Autorität des Dudens, d.h. sein Status als *ideology broker* wird dabei als durch die Entscheidung beschädigt beschrieben – diese Zuschreibung ist relevant genug, um in der FAZ als Überschrift hervorgehoben zu werden (vgl. Bsp. 111) & 112):

111) Der Duden ist keine Autorität mehr (FAZ 08.02.)

112) Auf den Duden ist kein Verlass mehr (FAZ 14.01.)

Anders als auf den Duden, wird sich in den analysierten Texten auf den Rat für deutsche Rechtschreibung öfter positiv bezogen, insbesondere von Kritiker*innen des Genders. Die beiden Institutionen werden dabei auch explizit miteinander kontrastiert, insbesondere in Hinblick auf die jeweilige Definitionsmacht, wobei dem Rat für deutsche Rechtschreibung mehr Autorität zugeschrieben wird, da dieser »das maßgebliche Gremium für die amtlichen Regeln der Orthographie sei« (FAZ 02.06.):

113) Die Duden-Redaktion, die ebenfalls einen Sitz im Rechtschreibrat hat, verfolgt eine ganz andere Linie als der Rat. Seit der Duden sein Monopol und damit seine Verbindlichkeit eingebüßt hat, stehen die geschäftlichen Interessen im Vordergrund. Alle drei Jahre erscheint ein neuer Duden. Die letzte Neuauflage war schneller ausverkauft, als sich der Verlag das wohl je hätte vorstellen können. (FAZ 02.06.)

114) Der Duden hat keine Macht über die Sprache, seit der Rechtschreibreform hat er nicht mal mehr das Rechtschreibmonopol, das liegt beim Rat für Deutsche [sic!] Rechtschreibung. (SZ 27.01.)

Auch in Bezug auf den Rat wird dessen (sprach-)wissenschaftliche Expertise als Grundlage für die zugeschriebene Autorität aufgerufen. Es handele sich um einen »Expertenrat«, ein »Expertengremium« (Bild 27.03.) und »Fachleute« (FAZ 02.06.). Da der Rat für deutsche Rechtschreibung als Expertengremium Sonderzeichen, wie den Asterisk, Doppelpunkt oder Unterstrich, abgelehnt hat (vgl. Kap. 3), wird die Ablehnung dieser Formen des Genders durch die Inanspruchnahme der und Bezugnahme auf die Autorität des Rats legitimiert.

Während es sich sowohl beim Duden als auch beim Rat für deutsche Rechtschreibung im untersuchten Diskursausschnitt zusammenfassend also um *ideology broker* zu handeln scheint, deren Aussagen zum Gendern besonderes Gehör geschenkt wird, zeigen sich unterschiedliche Verhandlungen ihrer Diskursautorität. Die Autorität des Rats wird nicht in Frage gestellt, vielmehr finden sich verschiedene erläuternde Textstellen zu dessen Zusammensetzung und Arbeitsweise und eine Hervorhebung des staatlichen Auftrags des Gremiums (vgl. z.B. FAZ 02.06.). Der Duden dagegen wird zwar auch von Gegner*innen durchaus noch als Diskursautorität wahrgenommen – sichtbar bspw. in den Belegen, in denen zur Klärung der Semantik von Wörtern und der damit verbundenen behaupteten Effektivität des geschlechtsübergreifenden Maskulinums, auf den Duden verwiesen wird⁹¹ –, vor allem nach der Entscheidung zur Erweiterung der Online-

91 Um weitere Belege zu nennen: »Ich habe nachgeschlagen, wie der Duden das Wort ›Freund‹ behandelt [...]« (FAZ 18.02.); »Für Arzt, Mieter, Apotheker etc. gibt es zwei Verwendungsweisen [...]:

Ausgabe aber wird diese Autorität immer wieder in Frage gestellt. Auffällig ist, dass vor allem Kritiker*innen des Genderns auf den Autoritätstopos in Verbindung mit diesen Institutionen⁹² zurückgreifen. Während dies für den Rat dadurch erklärt werden kann, dass seine abwartende Haltung gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch mit Sonderzeichen (vgl. Rat für deutsche Rechtschreibung 2021b) Ablehnung legitimiert, ist es für den Duden nicht so eindeutig zu interpretieren. Trotz der metasprachlichen Verhandlung der – durch die Entscheidung der Erweiterung fehlenden bzw. abnehmenden – Autorität in sprachlichen Fragen, wird der Duden scheinbar noch als sprachnormierende Institution wahrgenommen (vgl. Acke 2019: 309). Die Institutionen stehen im Autoritätstopos metonymisch für geltende Rechtschreib- und Grammatikregeln. Mit Bezug auf grammatische Regeln (für die eben metonymisch auch der Duden steht) kann genderbewusste Sprache mit dem Topos der Richtigkeit abgelehnt werden, da sie »grammatikalisch falsch« (Welt 24.02.) sei und »grammatisch falsche Sprachbilder« (SZ 13.02.) oder Wörter »unter Vernachlässigung grundlegender Grammatikregeln« (FAZ 14.02.b) in »orthographisch und grammatisch fehlerhaftem Stil« (Welt 08.01.) gebildet würden. In genderbewusster Sprache »wimmelt [es] nur so [...] an Sprachkonstruktionen, die sich in keinem Regelwerk der deutschen Sprache finden« (Welt 30.05.e).

Die Berufung auf diese Institutionen, denen Autorität in Bezug auf sprachliche Fragen zugeschrieben wird, kann im Rahmen des Autoritätstopos als *backing* der Ablehnung des Genderns als inkorrekt gelten. Es handelt sich dann nicht mehr nur um eine politische Entscheidung, bspw. der Hamburger CDU, oder eine subjektive, wie sie in Leserbriefen geäußert wird, sondern vielmehr um eine, die sich auf grammatische Regeln berufen kann. Dies erklärt auch das besonders frequente Vorkommen des Topos der Richtigkeit, gestützt durch einen Autoritätstopos mit Bezug auf Grammatik bzw. die Regeln der deutschen Sprache, wie sie durch diese Institutionen belegt würden, in Leserbriefen. Die Bezugnahme auf den Rat für deutsche Rechtschreibung beruft sich auch auf den staatlichen Auftrag des Gremiums (vgl. z.B. FAZ 02.06.) gegenüber dem, bspw. in Bsp. 113) insinuierten rein geschäftlichem Interesse des Duden-Verlags. Auch weitere Institutionen, die mit staatlichen Institutionen in Verbindung stehen, werden im Autoritätstopos angeführt.

8.4.5.3 Gesetz und Recht

In einigen Belegen wird ein Autoritätstopos aufgerufen, der sich auf Gesetze bzw. die rechtliche Grundlage bezieht. Gesetze, rechtsprechende und -setzende Institutionen werden als normsetzend für menschliches Handeln verstanden und somit als

eine generische und eine (männlich) spezifische. Die erste wird im »Duden Universalwörterbuch der Deutschen Sprache« so erläutert [...]« (SZ 16.03.c).

92 Neben diesen beiden Institutionen werden in einem Artikel der *Welt* (12.06.a) zum Landespartei-tag der Hamburger CDU, auf dem diese ihre Ablehnung genderbewusster Sprache beschließen wolle, auch »Unterstützung [...] von der Gesellschaft für Deutsche [sic!] Sprache« sowie »Zuspruch [...] unter anderem von der Gesellschaft für Deutsche [sic!] Sprache« angeführt. Die Ablehnung genderbewusster Sprache durch die CDU, die damit eine politische Haltung ausdrückt, wird durch Berufung auf die Autorität der Gesellschaft für deutsche Sprache, die, so der Artikel weiter, »den Einsatz von Gendersternchen [...] nicht von den in Deutschland geltenden Rechtschreibregeln gedeckt sieht«, legitimiert.

Autoritäten angesehen. Dieser Autoritätstopos dient vor allem Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache zur Stützung eines Relevanztopos, da die Notwendigkeit dieser sich aus Gesetzen ergebe bzw. von diesen vorgeschrieben werde, wie bspw. im Urteil des Bundesverfassungsgerichts zum dritten Geschlecht (vgl. Bild 13.04.):

- 115) Die Gleichbehandlungsgesetze sorgen dafür, dass in der Verwaltung der ›Gebrauch der männlichen Form und das praktisch gedachte, aber wirkungslose ›Mitmeinen‹ von Frauen‹ jetzt gesetzlich nicht mehr zulässig seien [...]. (taz 06.02.)
- 116) Und es ist gesetzlich vorgeschrieben, dass die Gleichstellung in Rechtsnormen auch sprachlich zum Ausdruck kommt. (Welt 23.05.)

Auch Gegner*innen des Genders greifen allerdings auf den Autoritätstopos des Rechts zurück, um ihre Ablehnung zu legitimieren. Da genderbewusster Sprachgebrauch auch aus juristischer Perspektive nicht zugelassen sei, sind bspw. Richtlinien und Leitfäden und anderweitige Regelungen, wie der Punktabzug in der Studienleistung eines Studierenden in Kassel, nicht gerechtfertigt:

- 117) Darin wird sogar darauf hingewiesen, dass die ›Handlungsempfehlung‹ für die neue Sprache ›aus formaljuristischer Sicht (...) im Widerspruch zum Senatsbeschluss von 1995 steht‹. Heißt: Das angestrebte Vorgehen ist gar nicht erlaubt. (Bild 14.04.)
- 118) Der Staatsrechtsprofessor Christoph Gröpl aus Saarbrücken mahnte sogar, das Vorgehen der Uni sei womöglich ›rechtlich unvertretbar.‹ (Welt 01.04.)

8.4.5.4 Nicht-minimale Selbstreferenzen – eigene Erfahrungen und Identitätsmerkmale als autoritätsstiftend

Neben dem Anführen von und Berufen auf externe Autoritäten wie (Sprach-)Wissenschaft(ler*innen), Gesetzestexte und andere Regelungen sowie Institutionen wie den Duden und den Rat für deutsche Rechtschreibung werden in den untersuchten Daten verschiedene Identitätskategorien in nicht-minimalen Selbstreferenzen aufgerufen, die Diskursautorität aufgrund unterschiedlicher, mit den jeweiligen durch die Sprecher*in bzw. Schreiber*in reklamierten Identitäten und mit diesen verbundenen Eigenschaften versprechen. Diese Belege zeigen damit, dass Autorität auch auf diese Weise diskursiv hergestellt ist und über Verfahren unter anderem der Selbstpositionierung beansprucht werden kann (vgl. Spitzmüller & Warnke 2011: 180). Daher werden sie ebenfalls als Teil des Autoritätstopos gefasst. Da die Selbstreferenzen insbesondere in den Leserbriefen eine Rolle in der Legitimation der jeweiligen Haltungen und Argumentation einnehmen, werden sie im Folgenden ausführlicher als Formen der Positionierung beschrieben und analysiert. Anders als beispielsweise im Ideologietopos liegt bei dieser Verwendung des Autoritätstopos keine Depersonalisierung vor, mit der ein vermeintlich objektiver Blick ›von außen‹ insinuiert wird, sondern die jeweilige Argumentation wird explizit durch eine Positionierung in der Sprechrolle bzw. -identität gestärkt (vgl. auch Kern & Spieß 2024: 15). Die Einnahme einer Position, die für den Diskurs besondere Autorität beanspruchen kann, legitimiert dabei die subjektive, vorgebrachte Meinung. Das Wissen, das über die Einnahme bestimmter Positionierungen, aufgerufen durch die nicht-minimalen Selbstreferenzen, verdeutlicht wird, kann somit auch als *knowledge by acquaintance* (vgl. Spitzmüller & Warnke 2011: 42) charakterisiert werden: Die Positionierungen greifen auf direkte Erfahrungen der Akteur*innen und das sich daraus

ergebende Wissen zurück (vgl. Merten 2025: 305). Nicht-minimale Selbstreferenzen können durch die damit verbundene Legitimation der jeweiligen Meinung daneben auch als Immunisierungsstrategien der jeweiligen Haltung, d.h. der jeweiligen Bewertung genderbewusster Sprache verstanden werden. Die Immunisierung gegenüber einer Infragestellung der in den Selbstreferenzen aufgerufenen Autoritäten liegt auch darin begründet, dass die Positionierung – zumindest in der Konstruktion mit *als – en passant* geschieht; sie ist nicht der Fokus der jeweiligen Äußerung, sondern kann als präsupponiertes Wissen eingeführt werden (vgl. auch Günthner i.V.). Zudem würde das Aufgreifen und Infragestellen der Selbstpositionierung durch andere ein Eindringen in eine persönliche Domäne bedeuten, für die die, die Selbstreferenz äussernde Person einen höheren epistemischen Zugang beanspruchen kann.

Vor allem die Leserbriefe im Korpus beinhalten subjektive Einstellungsäußerungen gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch, was auch in der Textsorte begründet liegen dürfte.⁹³ Leser*innen der Zeitung kommentieren bspw. erschienene Artikel oder äußern, allerdings seltener, unabhängig davon eigene Meinungen zu verschiedenen Themen. Leserbriefe erfüllen damit, so Schröter (2021: 231), zwei Hauptfunktionen: Mit ihnen sollen andere überzeugt werden, zum anderen aber sollen auch Affekte ausgedrückt werden. Leserbriefe sollen also subjektive Haltungen aufzeigen. Als Möglichkeit, das Sprechen über die eigene Meinung zu markieren, ist mit der Grice'schen Kommunikationsmaxime der Quantität (vgl. Grice 1975: 45) und Sacks & Schegloffs (1979) Argumentationen zu Präferenzen bei der Referenz auf an- und abwesende Personen an diesen Stellen insbesondere die 1. Person Singular erwartbar.⁹⁴ Besonders in den medialen Daten finden sich aber explizite Selbstreferenzen, die über eine minimale Form wie die 1. Person Singular hinausgehen und deiktische Pronomina mit nominalen Kategorisierungen expandieren.⁹⁵ Die Analyse der (linguistischen) Konstruktion von Subjektpositionen heben Bucholtz & Hall (2004: 472) als relevant hervor. Für die Analyse dieser Belege erscheint mir die Erweiterung des Positionierungsbegriffs von Lucius-Hoene & Deppermann (2004: 168) sinnvoll. Sie verstehen unter Positionierung Praktiken,

mit denen Menschen sich selbst und andere in sprachlichen Interaktionen auf einander bezogen als Personen her- und darstellen, welche Attribute, Rollen, Eigenschaften und Motive sie mit ihren Handlungen in Anspruch nehmen und zuschreiben, die ihrerseits funktional für die lokale Identitätsher- und -darstellung im Gespräch sind [...].

93 Dies könnte erklären, warum in den untersuchten Texten der *Bild*-Zeitung keine nicht-minimalen Selbstreferenzen zu finden sind; bei der Korpusrecherche wurden keine Leserbriefe für die *Bild* gefunden. Eine andere Erklärung wäre die Bevorzugung der Verwendung von Anmaßungsvokabeln und der damit einhergehenden Depersonalisierung und Objektivierung der vertretenen Positionen bei der *Bild*-Zeitung.

94 »If they are possible, prefer recognitional« (Sacks & Schegloff 1979: 17) und für die im Folgenden analysierten Fälle insbesondere »On occasions when reference is to be done, it should preferably be done with a single reference form.« (Sacks & Schegloff 1979: 16).

95 Wenngleich sich auch in den Interviewdaten, aber in geringerer Zahl, entsprechende Belege finden. S. dazu Kap. 10.5.3.

Der Fokus dieses Verständnisses liegt somit auf der qualitativen Dimension der Identitätskonstruktion, d.h. auf den Aspekten sprachlicher Handlung, mit denen die Sprecher*innen sich insofern selbst präsentieren, als sie sich im sozialen Raum positionieren und damit ihrem Gegenüber zeigen, wie sie verstanden werden wollen (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann 2004: 168–169). Sie tun dies, indem sie auf persönliche Merkmale und soziale Identitäten – in den analysierten Texten bspw. Vater, Feministin oder Lehrer – sowie damit verbundene Rechte oder moralische Ansprüche und Attribute, bspw. besonderes (Erfahrungs-)Wissen, zurückgreifen (vgl. König 2014: 57).

Die sprachliche Realisierung einer Positionierung ist Lucius-Hoene & Deppermann (2004: 171) zufolge nicht mit einer einzigen Form verbunden, vielmehr könne jede beliebige sprachliche Handlung Positionen zuweisen. König (2014) untersucht in diesem Kontext aber vor allem »Verfahren personenbezogener Kategorisierungen« und Whitehead & Lerner verweisen in ihrem Beitrag zu nicht-minimalen Selbstreferenzen auf West & Fenstermaker (2002), um aufzuzeigen, dass insbesondere Selbstkategorisierungen im Format *Sprechen als* für nicht-minimale Selbstreferenz genutzt werden (vgl. Whitehead & Lerner 2021: 4). Die Untersuchung dieser Referenzformen erlaubt einen Einblick in die Selbstpräsentationen, da sichtbar wird, welche Eigenschaften in der Selbst- und Fremdbeschreibung als salient und relevant für die zu vollziehende sprachliche Handlung – im untersuchten Diskurs die Positionierung gegenüber und Bewertung von genderbewusstem Sprachgebrauch – gesehen werden (vgl. De Fina 2006: 351). Mit der über ein minimales deiktisches Pronomen hinausgehenden und damit zusätzlichen (Selbst-)Kategorisierung wird eine Eigenschaft der Sprecher*in besonders hervorgehoben, die eine Aussage bspw. plausibilisieren oder legitimieren soll (vgl. Zifonun 1998: 8; Torres Cajo 2022: 8–9). Positionierungen und die damit einhergehende Markierung von als relevant erachteten Identitätsaspekten, verweisen dabei auf »soziale und moralische Deutungshorizonte« (Lucius-Hoene & Deppermann 2004: 172); sie gelten Whitehead & Lerner (2021: 3) daher auch als »store house« und »filing system for common-sense knowledge«. Die Analyse entsprechender Kategorien im Diskurs um genderbewussten Sprachgebrauch erlaubt also einen Einblick in die für Positionierungen als relevant erachteten Merkmale der Sprecher*innen und erfüllt somit auch ein diskursanalytisches Interesse der Arbeit an relevant gesetzten Kategorien, Personen und Verhaltenstypen.⁹⁶

Gleichzeitig sind Kategorisierungen von Status und Rolle, die im Diskurs zu finden sind, erst dann von Relevanz, wenn sie (diskursiv) mit Verhalten verbunden werden: »[...] role and status categories are of little significance to social relations unless linked to emblems, that is, to perceivable behaviors that index social personae« (Agha 2007: 243–244). Eine Untersuchung der in den Debatten aufgerufenen Kategorisierungen ist also nicht losgelöst und ›an sich‹ von Interesse, sondern vor allem insofern, als analysiert werden soll, wie diese im Diskurs wirksam werden bzw. mit welchen Positionen gegenüber genderbewusster Sprache sie verknüpft werden und mit welchen Personen- und Verhaltens-

96 S. Torres Cajo (2022: 9) zur Unterscheidung und dem Zusammenhang von *capital-D* und *small-d* Diskursen bei der Untersuchung diskursiver Identitätsherstellung. In diesem Kapitel geht es mir um den Schluss auf *capital-D* Diskurse, d.h. um die Deduktion von auf gesellschaftlicher Ebene für den Diskurs um geschlechterbewusste Sprache relevanter Identitäten. Der Ausgangspunkt sind dabei die *small-d* Diskurse im Sinne von lokal, in den Texten her- und dargestellten Identitäten.

typen verschiedene Formen genderbewussten Sprechens verbunden werden (vgl. auch Spitzmüller 2023: 49–50). Gal & Irvine (2019) zeigen dies mit ihrem Begriff der Perspektive ebenfalls auf. Perspektiven sind für sie »the point of view or line of sight that biographical persons can take up and bring to bear on a situation« (Gal & Irvine 2019: 16). Diese seien veränderbar, sodass unterschiedliche Perspektiven zum Tragen kommen können bzw. in den Vordergrund gestellt werden können. Perspektiven werden dabei von sie nutzenden Personen anhand von ihnen zur Verfügung stehenden sozial konventionellen Kombinationen konstruiert: »In semiotic terms, perspectives are clusters of conventional conjectures that are presumed by ideological work to go together, in some sense, in a particular time-place.« (Gal & Irvine 2019: 16) Mit Bezug auf Spitzmüllers (2013) Modell metapragmatischer Positionierung zeigt sich, dass eine Verbindung und gegenseitige Beeinflussung der aufgeführten Ecken des Modells zu konstatieren ist. Die Untersuchung in diesem Unterkapitel soll aufzeigen, inwiefern und welche Kategorisierungen mit bestimmten Einstellungen gegenüber genderbewusster Sprache verbunden werden bzw. als bereits in geteiltem Wissen verbunden gelten und insofern aufgerufen werden können, um Argumentationen zu stützen oder zu entkräften. Herausgearbeitet wird demnach, welche Eigenschaften, Rollen und Attribute bereits mit einer Haltung pro oder kontra geschlechterbewusster Sprache verbunden sind und somit genutzt werden können, um die eigene Argumentation zu stützen. Die in den nicht-minimalen Selbstreferenzen aufgerufenen Kategorien können gewissermaßen als für die Debatte bereits saliente Slots oder Positionen aufgefasst werden, in die sich Diskursakteur*innen einschreiben und die durch diese Einschreibung wiederum als relevant hervorgebracht werden. Es gibt, so die Vermutung, aufgrund indexikalischer Verfestigungen bereits bestimmte Personae, für die bestimmte Positionierungen gegenüber geschlechterbewusster Sprache erwartbar sind und deren Positionen daher mittels sprachlicher Kategorisierung eingenommen werden können (vgl. Torres Cajo 2022: 20).⁹⁷

»Ich als« und »Ich bin« – syntaktische und lexikalische Beschreibung der nicht-minimalen Selbstreferenzen

Ähnlich wie es West & Fenstermaker (2002) oder Torres Cajo (2022) festhalten, zeigt sich auch in den untersuchten Daten, dass nicht-minimale Selbstreferenzen bzw. Selbstkategorisierungen vor allem über nominale Beschreibungen vollzogen werden, die in Verbindung mit dem deiktischen Personalpronomen der 1. Pers. Sg. stehen. In der syntak-

97 Diese Überlegungen sind vergleichbar mit den *membership categorization devices* (vgl. Schegloff 2007). Mit diesen Kategorisierungen anhand von bestehenden und verfestigten Kategorien geht gesellschaftliches Wissen um bestimmte Eigenschaften der jeweiligen so kategorisierten Interaktionsteilnehmer*innen einher (vgl. für einen Überblick zu MCDs und ihrem Zusammenhang mit Positionierung Torres Cajo 2022: 28–32). Auch Heritages (2012: 7) Konzept des relativen epistemischen Status ist anschlussfähig an diese Überlegungen: »In sum, we are here dealing with relative epistemic status as a consensual and thus effectively ›real‹ state of affairs, based upon the participants' valuation of one another's epistemic access and rights to specific domains of knowledge and information.« Anhand der aufgerufenen nicht-minimalen Selbstreferenzen zeigen sich für den Diskurs um geschlechterbewusste Sprache relevante Zugänge zu epistemischen Domänen, vor deren Hintergrund die eigene Positionierung gestützt werden kann.

tischen Umgebung werden dann in der Regel die Kopula *bin* oder der Adjunktor⁹⁸ *als* (vgl. dazu Zifonun 1998; Günthner i.V.; Merten 2025: 305) genutzt. Die Stellung der Adjunktorphrase bzw. nicht-minimalen Selbstreferenzen im Satzzusammenhang variiert in den analysierten Belegen. Die jeweilige Position scheint dabei der Verstärkung oder Abschwächung der Subjektivität des *Stances* zu dienen. Insbesondere Inversionen, d.h. das Vorziehen der Kategorisierung in das Satzvorfeld, die in diesen Fällen nur mit *als* und nicht mit einer Kopula realisiert wird, stellt die Kategorie in den Vordergrund, die damit rhematisiert und präferiert auf den ganzen Satz bezogen wird (vgl. Zifonun 1998: 14). Damit wird das per Rolle aufgerufene Wissen verstärkt und die Markierung der Subjektivität der Aussage abgeschwächt. Im folgenden Beispiel (119) hebt der Sprecher seine Rolle *als Vater* und das damit verbundene besondere Wissen über die Benachteiligung seiner Söhne gegenüber seinen Töchtern durch die nicht mehr vollständige Nennung von *Masculina* hervor. Damit einher geht eine gewisse Depersonalisierung und ein *Sprechen für* – in diesem Fall für alle Väter (vgl. für dieses Phänomen auch Kap. 8.4.10.2 zu Anmaßungsvokabular).

119) Als Vater von jeweils zwei erwachsenen Töchtern und Söhnen weiß ich, wovon ich spreche. (SZ 16.02.)

Demgegenüber betont Beispiel 120) die Evaluation von genderbewusstem Sprachgebrauch als »Qual«. Die Verstärkung dieser Positionierung durch die Selbstkategorisierung ist weniger relevant und findet nur über einen Einschub statt.

120) Das Lesen etwa von literaturwissenschaftlichen Aufsätzen mit Genderstern ist eine Qual, und nach redlichem Bemühen, die Durchsternung auszuhalten, oft bis zum dritten Anlauf, breche ich, ein Leser weiblichen Geschlechts, in der Regel ab. (FAZ 12.01.a)

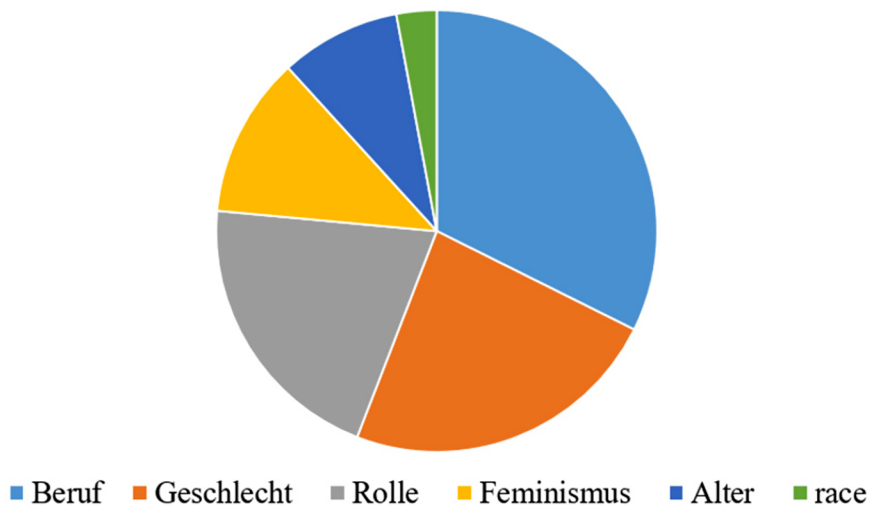
Ebenjene Belege, die als Parenthesen oder mit der Adjunktorphrase mit *als* eingebettet im Satz realisiert werden, positionieren die Sprechenden mit Blick auf aufgerufene Identitäten eher *en passant*; die Selbstkategorisierung ist in diesen Fällen vor allem funktional, um die im Sprachhandeln zentralere Positionierung gegenüber geschlechterbewusster Sprache zu legitimieren (vgl. Torres Cajo 2022: 76) – der »Leser weiblichen Geschlechts« bricht die Lektüre ab; die Qual resultiert zwar nicht aus der Geschlechtlichkeit, setzt diese allerdings besonders relevant.

Im Korpus finden sich sechs verschiedene, durch nicht-minimale Selbstreferenzen aufgerufene Identitätskategorien, deren Häufigkeit sich folgendermaßen aufschlüsseln lässt:⁹⁹

98 Die Bestimmung des *als* in den analysierten Daten ist bislang strittig (vgl. Günthner i.V. für eine Diskussion). Ich schließe mich an dieser Stelle der Verwendung Zifonuns (1998) und Günthners (i.V.) an und beschreibe es als Adjunktor.

99 Einige der Zitate sind hierbei mehreren Kategorien zugeordnet, da in ihnen mehrere, aufeinanderfolgende (aber nicht kombinierte) nicht-minimale Selbstreferenzen angeführt sind, bspw. in der *taz* (28.01.): »So schreibe ich, weil ich Bock drauf hab. Nicht unbedingt aus Protest, sondern weil es mich nicht juckt, wie es der deutschen Sprache geht. Das sage ich als Autor_in und als eine Person, die sich mit Linguistik auseinandersetzt.« Dieser Beleg wurde zum einen der Kategorie Beruf (»Autor_in«), zum anderen der Kategorie Rolle (»als eine Person, die sich mit Linguistik auseinandersetzt«) zugeordnet.

Abb. 4: Verteilung der Kategorien nicht-minimaler Selbstreferenzen nach Quelle



(Eigene Darstellung)

Tab. 5: Verteilung der Kategorien nicht-minimaler Selbstreferenzen nach Quelle

Kategorie	Anzahl je Quelle					Gesamtzahl
	FAZ	SZ	Die Welt	Bild	taz	
Beruf	6	1	3	0	1	11
Geschlecht	3	1	2	0	2	8
Rolle	1	2	3	0	1	7
Feminismus	1	0	0	0	3	4
Alter (nur in Kombination mit Geschlecht)	1	0	0	0	2	3
race ¹⁰⁰	1	0	0	0	0	1

(Eigene Darstellung)

Im Folgenden werden die aufgerufenen Kategorien sowie ihre argumentative Funktion ausführlicher erläutert. Die Frequenz des Aufrufs der jeweiligen Kategorie ist dabei auch insofern von Interesse, als die Häufigkeit der Einsetzung zur Typikalität beiträgt

100 Zur Begründung der Verwendung dieses Terminus s. Fußnote 14 in Kapitel 7. Der Beleg bezieht sich in einer pluralischen Referenz auf das weiß-Sein des Leserbriefschreibers: »wir weißen Männer« (FAZ 13.02.b).

(vgl. Bailey et al. 2019: 314). Somit verstärkt die geäußerte Einstellung gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch und deren Verbindung zu einer expliziten Kategorisierung die Reproduktion des vermeintlich typischen Zusammenhangs einer Identitätskategorie und einer spezifischen Positionierung pro oder kontra. Über den wiederholten Aufruf einer Selbstreferenz in Verbindung mit einer bestimmten Haltung genderbewusstem Sprachgebrauch gegenüber wird die diskursgemeinschaftlich geteilte Vorstellung dieser Indexikalität, die »conventional conjectur[e]« (Gal & Irvine 2019: 16), gestärkt (vgl. auch Whitehead & Lerner 2021: 19).

Linguistische Expertise qua Beruf

Nicht-minimale Selbstreferenzen mit Bezug auf Berufe zeigen sich insbesondere in Fällen, in denen über die Berufe eine linguistische bzw. anderweitig sprachbezogene Expertise beansprucht werden kann. Auf diese wird vor allem, aber nicht ausschließlich zurückgegriffen, um Formen genderbewussten Sprachgebrauchs abzulehnen und diese Ablehnung nicht rein subjektiv, sondern aus einer angenommenen Autoritätsposition heraus zu begründen. So referieren die Schreibenden auf sich selbst »als Autor, Verleger und Sprachwissenschaftler« (FAZ 01.02.c), als »Texterin und Journalistin« (Welt 24.02.)¹⁰¹ oder »Deutschlehrer« (FAZ 28.01.). Mit all diesen Selbstreferenzen auf die (vermutliche¹⁰²) berufliche Tätigkeit wird Wissen über Sprachfragen impliziert bzw. über eine Gleichsetzung mit anderen »Textprofis mit Sprachgefühl« (Welt 24.02.) und somit Gegenposition gegenüber Nicht-Profis auch explizit gemacht. Die eigene Meinung wird somit über die mit dem Beruf einhergehende Expertise in linguistischen Fragen gestützt und lässt sich in der Folge nicht mehr einfach als individuelle und laienhafte Meinung abtun. Eine ähnliche Funktion hat vermutlich auch die Verwendung linguistischer Termini, insbesondere in Leserbriefen, mit der sich die Schreibenden als kompetent darstellen (vgl. dazu auch Gal 2018: 21).¹⁰³ In beiden Fällen wird die subjektive Meinung gestärkt und als besonders relevant und legitim, da auf vermeintlichem Fachwissen

101 Dass in Belegen wie diesem trotz einer Ablehnung genderbewussten Sprachgebrauchs eine motivierte Form genutzt wird, lässt sich verschiedentlich erklären. Unmotivierte Formen sind selten und – auch bei der häufigeren Verwendung in 1. Pers. Sg. – insbesondere bei Berufsbezeichnungen wenig genutzt (vgl. Kopf 2023: 216). Schwerwiegender dürfte aber auch in diesem Fall eine Gleichsetzung von genderbewusstem Sprachgebrauch und Asterisk sein, sodass die Movierung einer Berufsbezeichnung bei gleichzeitiger (bzw. sogar aus diesem Beruf resultierender) Ablehnung genderbewussten Sprachgebrauchs nicht als Widerspruch empfunden wird.

102 Eine Schwierigkeit besteht zuweilen in der Abgrenzung von Berufs- und Rollenbezeichnungen – ist der Leserbriefschreiber nun in seiner Freizeit als Verleger und Sprachwissenschaftler tätig oder ist dies sein Beruf, im Sinne von Lohnarbeit? Ebenjene – eventuell bewusst kalkulierte – Ambiguität der Rollen- oder Berufsbezeichnung geht aber letztlich in jedem Fall mit der Inanspruchnahme eines hohen epistemischen Status (Heritage 2012) einher: In jedem Fall wird eine Position eingenommen, die über ein besonderes Wissen und somit auch über Diskursautorität verfügt.

103 Ein Beispiel für einen entsprechenden Leserbrief findet sich in der FAZ vom 04.01.: »Schon in der F.A.Z. vom 2. September 2019 legte Wolfgang Krischke dar, dass grammatisches Genus und biologischer Sexus nur bei einem kleinen Bruchteil des Wortschatzes übereinstimmen. Die übrige Zuordnung des Genus zu den Substantiven ist historisch wohl zufällig, kann bei der Entwicklung der indogermanischen Sprachen eventuell mit bewegten und unbewegten Dingen zu tun haben.« (FAZ 04.01.).

gründend, markiert. Die Sprecher*innen schreiben sich besonderen Zugang zu einer relevanten epistemischen Domäne (im weitesten Sinne Wissen über bzw. Gefühl zu Sprache) und sich selbst somit hohen epistemischen Status in Bezug auf Wissen für die Bewertung geschlechterbewusster Sprache zu (vgl. Heritage 2012).

»Ich als Frau« vs. (?) »Ich als Mann« und Feminismus als relevante Kategorie

Die zweithäufigste Kategorie für Selbstreferenzen, die in nicht-minimalen Selbstreferenzen in den Daten des Korpus aufgerufen wird, ist nach Bezugnahme auf den Beruf Geschlecht. Laut Whitehead & Lerner (2021: 5) werden Kategorisierungen genutzt, um eine Basis für eine ausgedrückte Meinung zu schaffen, d.h. ihr entweder mehr Gewicht zu verleihen oder zu verhindern, dass sie verworfen wird. Die Kategorisierung über Geschlecht scheint, wie bereits die oben angeführte Kategorie Beruf, in den Daten etwas Ähnliches zu ermöglichen; sie dient mithin als Autoritätstopos. Begründet liegt die Verbindung von Frau-Sein und einer Haltung pro genderbewussten Sprachgebrauch zum einen in Diskurszuschreibungen und zum anderen möglicherweise in der Entstehungsgeschichte verschiedener Praktiken geschlechterbezogener Personenreferenz: Die Forderungen nach – auch sprachlicher – Sichtbarkeit und Teilhabe kamen, wie in Kap. 2 geschildert, im Zuge feministischer Bewegungen auf. Auch bei Hofbauer (2022) geben Frauen in Umfragen – beruhend auf Introspektion – an, mehr genderbewussten Sprachgebrauch zu verwenden als die befragten Männer und weitere Studien (z.B. Bruns & Leiting 2024; Koeser, Kuhn & Sczesny 2015; Sarrasin, Gabriel & Gyga 2012) zeigen ebenfalls, dass Frauen geschlechterbewusster Sprache positiver gegenüberstehen und sie häufiger nutzen als Männer. In den Korpusdaten finden sich Belege, die ebendiese Verbindung nahelegen bzw. aufgreifen: »Es werden Fakten geschaffen, für die es nicht mal unter Frauen eine Mehrheit gibt.« (SZ 11.06.a) An diesem Zitat werden zweierlei Beobachtungen erneut deutlich: Zum einen wird eine breite Ablehnung geschlechterbewusster Sprache postuliert, zum anderen wird Frauen ein besonderes Interesse an dieser zugeschrieben – wenn es »nicht mal unter Frauen eine Mehrheit« für die verhandelten Formen geschlechterbewusster Sprache gibt, muss die Ablehnung entsprechend besonders deutlich sein und erhält noch mehr Gewicht.

An das Zitat anschließend zeigt sich denn auch, dass Belege der Zeitungstexte, in denen Frauen per Selbstreferenz ihr Geschlecht aufrufen, vor allem der Begründung der Ablehnung von Formen geschlechterbewusster Sprache dienen:

- 121) Ich möchte als Frau zumindest nicht permanent in meiner Geschlechterrolle angesprochen werden. Das ist nicht emanzipiert. Es klingt, als seien Frauen eine Opfergruppe, die besondere Ansprache benötigt. (Welt 24.02.)
- 122) Das Lesen etwa von literaturwissenschaftlichen Aufsätzen mit Genderstern ist eine Qual, und nach redlichem Bemühen, die Durchsternung auszuhalten, oft bis zum dritten Anlauf, breche ich, ein Leser weiblichen Geschlechts, in der Regel ab. (FAZ 12.01.a)
- 123) Als Übersetzerin liebe ich nicht nur Fremdsprachen, sondern auch die deutsche Sprache, und es tut mir regelrecht weh, wenn ich gegenderte Texte lesen muss, dabei bin ich eine Frau und stehe politisch eher links als rechts. (Welt 15.05.a)

Auch in diesen Beispielen dient die Markierung der eigenen Position als geschlechtlich verankert der Stärkung der eigenen Argumentationen: Obwohl Frauen vermeintlich von genderbewusstem Sprachgebrauch profitierten, wird dessen Notwendigkeit bzw. Funktionsweise von Frauen, die diese Positionierung explizit markieren und somit der Argumentation ein »quasi ›erfahrungsgesättigtes‹ Gewicht« (Dölling 2008: 27) verleihen, negiert (vgl. zum selben Phänomen in Kommentaren bei Online-Artikeln auch Beck 2020: 84–85). Dies geschieht mit verschiedenen Konstruktionen, die Geschlecht unterschiedlich relevant setzen: Während die Geschlechtlichkeit in Beispiel 121) einen weiten Skopus über die gesamte Aussage aufweist (»Ich möchte als Frau [...]«), geschieht die Positionierung per Geschlecht in Beleg 122) eher nebenbei durch eine Parenthese (»breche ich, ein Leser weiblichen Geschlechts«).¹⁰⁴ Im dritten Beleg 123) wird zuerst und mit weitem Skopus die eigene linguistische Expertise betont (»Als Übersetzerin«; s. dazu auch das vorherige Unterkapitel), bevor über eine Kopulakonstruktion die eigene Geschlechtlichkeit markiert wird, die die Positionierung zu geschlechterbewusster Sprache mit der Konjunktion *dabei* als überraschend, da der Kategorisierung vermeintlich gegenläufige Positionierung darstellt, die somit besonders gestützt wird. Die potenzielle Betroffenheit und Benachteiligung von Frauen durch das geschlechtsübergreifende Maskulinum und eine mögliche Verbesserung der eigenen Position durch genderbewussten Sprachgebrauch wird, auch per Selbstreferenz, von diesen abgelehnt (vgl. auch dazu Hofbauer 2022: 39). Damit einher geht mit dem Ineffektivitätstopos (vgl. Kap. 8.4.7) auch die Zurückweisung der Idee, dass Sprache zur Gleichberechtigung beitragen könnte. Auch die Negation eines diskursiven Zusammenhangs zwischen Frau-Sein und pro genderbewussten Sprachgebrauch-Sein aber zeigt, dass diskursgemeinschaftlich eine Verbindung von Geschlecht (v.a. als Frau) und genderbewusstem Sprachgebrauch zumindest vorhanden zu sein scheint, wie auch die Erweiterung im obigen Zitat »dabei bin ich eine Frau« nahelegt. Wäre dies nicht der Fall, wäre der Verweis auf das eigene Geschlecht zur Stützung der Ablehnung irrelevant. Die expliziten metapragmatischen Typisierungen geschlechterbewussten Sprachgebrauchs werden demnach in diesen Belegen bestätigt und damit wiederum reproduziert.

Lessenich (2023: 114) hält fest, dass genderbewusster Sprachgebrauch vor allem von denjenigen als bedrohlich wahrgenommen werde, »die gleichsam immer schon wie selbstverständlich davon ausgehen konnten, dass mit ihrem grammatikalischen Geschlecht die ganze soziale Welt gemeint sei«. Da im Diskurs genderbewusste Sprache eher Frauen zugeschrieben wird, können Männer entsprechend nicht unter Verweis auf ihr Geschlecht kontra einen solchen Sprachgebrauch argumentieren, da dies das Argument nicht verstärken, sondern vielmehr abschwächen würde, wie auch Whitehead & Lerner (2021: 5) festhalten: »a speaker's position may be ›explained away‹ or discounted if they are heard to be a member of a category for which that position is category-bound«. Unter Bezugnahme auf das soziale Register-Dreieck ist (die Befürwortung von) genderbewusste(r) Sprache demnach diskursiv nicht dem Personentypus *Mann*,

104 Dieses Beispiel ist auch aufgrund des implizit mitlaufenden Postulats der Generizität des Maskulinums auffällig: Die Selbstreferenz geschieht mit einer maskulinen Personenbezeichnung, der – zur Markierung des Geschlechts und damit Stärkung der Positionierung geschlechterbewusster Sprache gegenüber – sprachlich explizit per Adjektiv das Merkmal *weiblich* zugeschrieben wird.

sondern vielmehr dem der *Frau* zugeschrieben.¹⁰⁵ Frauen verweisen auf ihr Geschlecht, wenn sie sich gegen genderbewussten Sprachgebrauch aussprechen, während in anderen Belegen der Verweis auf die eigene männliche Geschlechtlichkeit sogar explizit als irrelevant für die ablehnende Haltung gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch hervorgehoben wird: »Ich gebe zu, dass ich ein Problem mit dem Gendern habe. Dies resultiert aber nicht aus dem Umstand, dass ich zu den ›älteren Männern‹ zähle, die ›Angst (haben), etwas von (ihrer) Macht an Frauen abgeben zu müssen« (taz 23.01.a).¹⁰⁶

Eine Verbindung zu Geschlechterfragen und dem Entstehungszusammenhang genderbewussten Sprachgebrauchs zeigt sich auch in Selbstreferenzen, die auf soziale Identitäten rekurren und dabei insbesondere Feminismus als relevant aufrufen:

- 124) Offenbar ist das Bedürfnis nach einer geschlechtergerechten Sprache deswegen so groß, weil Frauen derzeit weniger präsent sind. Wir erleben derzeit ja nicht nur einen neu belebten Feminismus, sondern auch ein Rollback in Sachen Gleichberechtigung. Ich bin Feministin seit meinem 14. Lebensjahr und hatte immer die naive Vorstellung, Geschichte verlaufe linear. (taz 18.01.)
- 125) Natürlich sind wir für Gleichberechtigung. Ich war schon Feministin, als sie noch Emanzen hießen. Gendern ist völlig o. k. Aber mit Augenmaß, Kinder – überall diese Gendersternchen, das sieht ja aus wie Einschusslöcher, so kann man doch kein Buch mehr lesen. (taz 01.06.a)

Auch in diesen Belegen scheint es wieder der Fall zu sein, dass nur Frauen auf die Selbstreferenz *Feministin* zugreifen, um sich sowohl für als auch gegen genderbewussten Sprachgebrauch zu positionieren. Interessanterweise geschieht die Selbstpositionierung aber nicht über den Adjunktor *als*, sondern über die Kopula *sein*. Die Kategorisierung scheint damit verstärkt zu werden; es handelt sich um einen kontinuierlichen Zustand, der als ebensolcher (auch adverbial und über Expansionen – »schon [...] als«; »seit meinem 14. Lebensjahr«) hervorgehoben wird und weniger um einen Anteil bzw. eine Rolle, die in bestimmten Kontexten relevanter wird als andere. Auch in ablehnenden Positionierungen gegenüber geschlechterbewusster Sprache wird die diskursive Verbindung Feminismus und genderbewusstem Sprachgebrauch gezogen. Ein Leserbriefschreiber in der *taz* begründet seine Ablehnung mit der Irrelevanz der Sprachdebatte (zum Topos der Irrelevanz s. Kap. 8.4.3), während er gleichzeitig auf sich selbst »[a]ls Befürworter der Gleichstellung der Geschlechter und Gegner jeglicher

105 Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Überschrift der *taz* zur Forderung der CDU nach einem Verbot der ›Gendersprache‹: »CDU für Mönnersprache« (taz 15.06.a) – die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums anstelle von genderbewusstem Sprachgebrauch wird explizit als Mönnersprache bezeichnet, also Männern oder ›männlichem‹ Sprachgebrauch zugeschrieben.

106 Ähnliches findet sich auch in einem Artikel von Peter Eisenberg in der *FAZ* (08.01.): Mit einer Selbstreferenz, die das Sprechen in der dritten Person über sich beinhaltet, »versichert« Eisenberg als »der Autor des vorliegenden Textes, dass seine Kritik an gendergerechter Sprache nicht das Geringste zu tun hat mit einem lebenslangen Engagement für Gleichberechtigung und sogar Gleichstellung von Frauen und sexuell besonders orientierten Personen.«

Diskriminierung« (taz 23.01.a) verweist.¹⁰⁷ Die eigene ablehnende Haltung scheint für diesen Kommentator die gleichzeitige Notwendigkeit zu evozieren, sich selbst als pro Gleichstellung darzustellen:

- 126) Als Befürworter der Gleichstellung der Geschlechter und Gegner jeglicher Diskriminierung sehe ich vielmehr, dass sich der Kampf um Emanzipation in Deutschland in allererster Linie auf der Ebene der Sprache bewegt. Die Lösung der realen Probleme geht dabei meist völlig verloren. (taz 23.01.a)

Rollenkategorien

Neben Geschlecht und Beruf zeigen sich in den Daten einige Selbstkategorisierungen, die Rollenbezeichnungen zur expandierten Selbstreferenz nutzen. Zugeordnet wurden dieser Gruppe insbesondere solche Kategorisierungen, die offensichtlich keine Berufsbezeichnung sind, wie bspw. die bereits angeführten Belege 119) und 120), die auf die Rolle als Vater oder Leser abzielen. Auch sie funktionieren aber letztlich argumentativ wie Selbstkategorisierungen anhand von Berufen und dienen der Legitimation und Stützung der jeweiligen Positionierung gegenüber geschlechterbewusster Sprache. Dazu rufen sie, ähnlich wie die Berufsbezeichnungen, rollenspezifisches Wissen auf, das als *account* für die Positionierung fungiert. Statt linguistischer Expertise, die mit den Berufsbezeichnungen beansprucht wird, werden allerdings vor allem Eigenschaften der Kategorie präsupponiert, die unter anderem besonderes Erfahrungswissen oder besondere Legitimität der Positionierung implizieren, wie die folgenden Beispiele zeigen: Alleinerziehende Mütter haben wenig Ressourcen und können somit einen besonderen Opfer- und Schutzstatus beanspruchen (Bsp. 127), als evangelischer Christ kann man sich auf Martin Luther als Autoritätsinstanz berufen (Bsp. 128) und der Angehörige der ›68er-Generation verfügt über Erfahrungswissen, das den Vergleich und die Nutzung der Topoi des Zwangs (vgl. Kap. 8.4.12) und der Ideologie (vgl. Kap. 8.4.4) legitimiert (Bsp 129):

- 127) Gegen hauptberufliche Gender-Beauftragte und ganze Sendeanstalten fühle ich mich als alleinerziehende Mutter sehr zeitknapp und allein. (Welt 24.02.)
 128) Als evangelischer Christ halte ich es hier mit Martin Luther. Luther war es wichtig, dass Sprache nicht nur für einen kleinen Kreis verständlich ist. (Welt 14.05.)
 129) Als Angehörigem der sogenannten Achtundsechziger-Generation ist mir noch gut im Gedächtnis, wie sich linke Ideologen an den Universitäten des Diskurses bemächtigten [...]. (FAZ 18.05.b)

Auch diese Beispiele zeigen wieder Varianz in der syntaktischen Konstruktion auf. Während die Beispiel 128) und 129) durch Inversion und Verschiebung der Selbstkategorisie-

107 Interessanterweise wird, wie auch im Zitat von Peter Eisenberg (s. die vorherige Fußnote) die (eigentlich mögliche) Selbstreferenz *Feminist* zugunsten der syntaktisch komplexeren Formulierung »Befürworter der Gleichstellung der Geschlechter« vermieden. Es lässt sich allerdings an dieser Stelle nur darüber spekulieren, ob dies an einer Stigmatisierung des Begriffs, Kenntnis der Diskussion, ob Männer Feministen sein können (vgl. z.B. Dogand-Strud o.J.; Harmange 2020: 18–21; PinkStinks 2023) oder anderem liegt. Die Begriffsgeschichte von *Feminismus* legt allerdings nahe, dass *Feminist* an dieser Stelle aufgrund seines Status als potenzielles Stigmawort vermieden wird (vgl. Böke 1995: 482–489 zur (frühen) Begriffsgeschichte).

rung ins Vorfeld die Kategorie markieren und relevant setzen, geschieht die Positionierung im ersten Beleg 127) eher en passant. Dies ist wiederum mit der Funktion der Belege erklärbar: Während die Beispiele 128) und 129) eine Positionierung gegenüber geschlechterbewusstem Sprachgebrauch einnehmen und diese mit den Topoi des Zwangs sowie der Unverständlichkeit begründen sowie legitimieren, wird im ersten Beispiel lediglich ein Opferstatus inszeniert. Die Positionierung selbst geschieht im Leserbrief, aus dem Beispiel 127) stammt, in anderen Äußerungen und mithilfe anderer Topoi.

Kombinationen von Kategorien

Einige Kategorien kommen als Selbstreferenz in den Daten (fast) nur in Kombinationen vor. So stehen – bis auf eine Ausnahme – alle Belege für die Kategorie Alter in Verbindung vor allem mit Geschlecht. Alter scheint also, insbesondere in Kombination mit dem Geschlecht, als relevant erachtet zu werden, um die eigene Positionierung gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch zu erläutern und die eigene Argumentation zu stärken.¹⁰⁸

In den Belegen wird die Kombination von Alter und Geschlecht nur zur Positionierung gegen genderbewusste Sprache genutzt. Die verschiedenen Altersangaben werden unterschiedlich eingesetzt: Der Verweis auf ein hohes Alter stützt die Positionierung im Sinne eines *backing* durch Lebenserfahrung. In Bsp. 131) dagegen wird die indexikalische Verbindung *jung und Frau* = *pro geschlechterbewusste Sprache* aufgerufen und somit die eigene, dem entgegenstehende und somit unerwartete Positionierung gestützt.

- 130) Ich (Mann, Jahrgang 1963) muss meine Abneigung gegen die sprachliche Verballhornung des Genders zum Ausdruck bringen. (taz 23.01.a)
 131) Ich bin eine 23 Jahre alte Frau und auch ich finde das Gendern überflüssig. (FAZ 14.02.a).

Andere Kombinationen scheinen vor allem auf – schon idiomatische¹⁰⁹ – Verbindungen wie »weiß[e] Männer« (FAZ 13.02.b) oder »zu den älteren Männern« zählend (taz 23.01.a) zurückzugreifen. Durch Distanzmarker wie Anführungszeichen im Leserbrief in der taz wird die idiomatische Wendung dabei ironisch aufgegriffen, auf die eigene Person angewandt und als irrelevant für die Positionierung postuliert. Damit wird sich präventiv gegen die diskursive Verbindung von *alt* und *männlich* = *kontra geschlechterbewusste Sprache* immunisiert – durch die Vorwegnahme dieser persönlichen Eigenschaften im Leserbrief selbst und ihr Verwerfen als irrelevant für die Positionierung wird der *Stance* gestärkt, da er nicht durch Kategorisierung »wegerklärt« (vgl. Whitehead & Lerner 2021: 5) werden kann.

108 Es erscheint zwar möglich, dass in einigen der Kontexte, aus denen die Daten stammen, eine empfundene Pflicht zur Vorstellung zur Kombination der Kategorien führt (mehr dazu weiter unten), dies erklärt aber nicht, warum ausgerechnet Alter und Geschlecht die frequenteste Kombination ist. Bei einer empfundenen Vorstellungspflicht wäre auch noch die Herkunft bzw. der Wohnort erwartbar, diese bleiben allerdings oft aus.

109 Vgl. bspw. Sophie Passmanns (2019) Buch »Alte Weiße Männer«, Norbert Bolz' (2023) Buch »Der alte weiße Mann: Sündenbock der Nation« oder den Song »Alte weiße Männer« der Band Madsen als Hinweis für das Bestehen dieser idiomatischen Verbindung. Für eine Annäherung an das Phrasem auch R. Schneider (2021) oder Deutschlandfunk (2024).

Pluralische Selbstreferenzen

Pluralische Selbstreferenzen finden sich wenige in den Daten. Die Fokussierung und Expansion der Subjektposition im Sprechakt über nicht-minimale Selbstreferenzen scheint vor allem ein Sprechen als Subjekt zu sein und somit eine subjektive Meinung zu markieren – wenngleich diese über die Selbstreferenzen als besonders legitim, wirkmächtig oder von einer Diskursautorität stammend markiert wird. In den wenigen Fällen, in denen pluralische Referenzen genutzt werden, wird damit ein repräsentativer Anspruch hervorgehoben; in diesen Situationen geben die Sprecher*innen keine rein subjektive Meinung mehr kund, sondern sprechen vielmehr stellvertretend und entsprechend mit gestärkter Legitimation für eine ganze Gruppe bzw. einen spezifizierten Anwendungskontext (im unten genannten Zitat bspw. Schule). Die erhöhte Aussagekraft der jeweiligen Meinung bezieht ihre Legitimität aus Erfahrungswissen, das die Sprecher*in als Teil der Gruppe für sich reklamiert. In diesen Fällen präsentieren sich die Sprechenden noch mehr als in Selbstreferenzen im Singular in einer institutionellen Rolle. Blommaert (2007) bezeichnet dieses Phänomen, das auch in Beispielen in seinem Text unter anderem mit dem Wechsel zu pluralischen Pronomina einhergeht, als »Upscaling«. Der spezifische verhandelte Fall wird dekontextualisiert und auf eine höhere Ebene, bspw. auf die institutioneller oder gemeinschaftlicher Normen und Regeln gehoben und der *Stance* geschlechterbewusster Sprache gegenüber somit verstärkt (vgl. Blommaert 2007: 6). Auch Hofbauer (2022) beobachtet Ähnliches in seinen Daten: »Das persönliche Empfinden wird durch Beobachtungen in der näheren Umgebung (»auch alle meine Freundinnen«) angereichert und soll so zusätzlich die Argumentation stützen« (Hofbauer 2022: 40).

132) Für uns als Lehrer*innen ist es an der Schule üblich geworden, [...] zu gendern. (FAZ 28.01.)

133) Wir weißen Männer hatten immer eine relativ bequeme Rolle in der Sprache, wir kamen ganz gut weg. (FAZ 13.02.b)

Insgesamt werden in den Belegen mit nicht-minimaler Selbstreferenz aber relativ wenig pluralische Referenzen genutzt. Möglicherweise liegt dies in der inhärenten Markierung einer subjektiven Meinung – auch wenn es sich dabei um eine in einer Gruppe geteilte handelt – begründet, die die Legitimation und Reichweite der Positionierung letztlich abschwächt. Über Anmaßungsvokabeln (s. Kap. 8.4.10.2) kann viel eher eine Allgemeingültigkeit der eigenen Positionierung (die darin verschleiert wird) in Anspruch genommen werden als über (auch pluralische) nicht-minimalische Selbstreferenzen.

Zusammenfassend zeigt sich in der voranstehenden Untersuchung der Selbstkategorisierung in den Daten, dass die nicht-minimalen Selbstreferenzen in der Debatte der Herstellung von Diskursautorität dienen. Durch sie werden Rollen eingenommen, die aus verschiedenen Gründen (potenzielle Betroffenheit durch das Geschlecht, Fachwissen, Erfahrungswissen) die eigene Position und Meinung verstärken können. Es geht, anders als bei West & Fenstermaker (2002), also nicht vordergründig darum, dass Sprecher*innen sich als Repräsentant*in einer bestimmten Kategorie und somit als verantwortlich für diese Gruppe markieren – möglicherweise mit der Ausnahme von Selbstreferenzen im Plural –, sondern vielmehr darum, dass mit der expliziten Einnahme einer bestimmten Rolle die eigene Argumentation gestützt werden soll. Die Kategorisierung

ist nicht das primäre Ziel der Äußerungen, sondern dient der Legitimation und Stützung der Positionierung gegenüber geschlechterbewusster Sprache – dem eigentlichen Ziel. Damit dies möglich ist, müssen die eingenommenen Positionen emblematisch (vgl. Ag-ha 2007: 235–236) mit dem bewerteten bzw. zu bewertenden Sprachgebrauch verbunden werden und die Diskursakteur*innen um diese Verbindung wissen: »For individual social actors, knowledge of the typical conjectures discursively linked to their institutional location is an indispensable part of claiming (or rejecting) that location and the stereotypes of self and others it establishes.« (Gal & Irvine 2019: 153) Fremdreferenzen werden in den Daten in der direkten Ansprache und damit verbundenen Zuschreibung von Positionen zu geschlechterbewusster Sprache wenig genutzt.¹¹⁰ Gleichzeitig geht mit der durch eine nicht-minimale Selbstreferenz evozierten Positionierung des Selbst eine Fremdpositionierung der anderen Diskursteilnehmer*innen einher¹¹¹: Wenn ich mich als Linguist*in darstelle und deshalb eine bestimmte Meinung vertrete, impliziere ich damit, dass die anderen keinen Zugang zu linguistischem Fachwissen haben. Dafür muss die Fremdreferenz bzw. -zuschreibung gar nicht notwendigerweise explizit sein – ob es sich um Bauarbeiterinnen, Arzthelfer oder Lehrkräfte handelt, ist letztlich egal –, weil es ja vor allem um die Stärkung der eigenen Meinung und die Legitimation der Kundgabe geht. Die von den Diskursteilnehmenden angeführten Kategorisierungen sind insofern Immunisierungsstrategien, als sie persönliches Erleben fokussieren und somit schlecht als Argumentationsgrundlage angefochten werden können. Dies ist zum einen in der Textsorte begründet, die keine direkte und/oder synchrone Interaktion zulässt, zum anderen aber auch in dem damit zusammenhängenden *face threat*, der mit dem Eindringen in einen Wissensbereich anderer Diskursteilnehmer*innen einherginge, die einen höheren epistemischen Zugang und somit Status zum eigenen Geschlechtsempfinden, Beruf oder eigenen Rollen haben.

Die Selbstreferenzen zeigen dabei in Einklang mit den bereits herausgearbeiteten metapragmatischen Typisierungen (vgl. Kap. 8.2), dass vor allem Geschlecht indexikalisch mit genderbewusstem Sprachgebrauch verbunden wird. Mit Männern scheint diskursiv eher eine ablehnende Haltung gegenüber genderbewusster Sprache verbunden zu werden, sodass sie diese Selbstreferenz nicht aufgreifen können, um ihre Ablehnung zu stärken. Frauen hingegen wird scheinbar eher eine positive Haltung zugeschrieben (möglicherweise bedingt durch die Entstehungsgeschichte verschiedener Formen genderbewusster Sprache und der Vorstellung, dass geschlechterbewusste Sprache positiv

110 Vgl. auch Torres Cajo (2022: 106) zu ähnlichen Befunden. Sie begründet diese Beobachtung mit der mit Fremdpositionierungen in erster Position einhergehenden Gesichtsbedrohung. In den vorliegenden Daten scheint mir diese Beobachtung allerdings auch damit erklärbar zu sein, dass die Selbstkategorisierungen vor allem der Legitimation und Stützung der eigenen Positionierung gegenüber geschlechterbewusster Sprache dient und daher eine Fremdkategorisierung weniger relevant ist.

111 Mit Bucholtz & Hall (2004: 493) können die nicht-minimalen Selbstreferenzen damit auch den »tactics of intersubjectivity« zugeordnet werden: »Intersubjectivity« emphasizes that identification is inherently relational, not a property of isolated individuals. Thus, tactics of intersubjectivity may position the self, the other, or (most often) both.« Positionierung von Selbst und Anderen bewegen sich dabei im Rahmen sozialer Prozesse, auf die Akteur*innen durch Selbst- (und damit implizite Fremd-)referenzen und -positionierungen einwirken, denen sie aber auch unterworfen sind.

für die Gleichberechtigung der Geschlechter sei): Unter Referenz auf das eigene Frau-Sein können daher vor allem ablehnende Positionierungen formuliert werden, die besonders legitimiert erscheinen. Dass diese Kategorien und nicht-minimale Selbstreferenzen vor allem in Leserbriefen zu finden sind, legt nahe, dass die Schreibenden im Sinne des Autoritätstopos auf andere Quellen von Autorität zugreifen (müssen) als bspw. zitierte Expert*innen in den Artikeln. Wenn die Diskursakteur*innen, die nicht-minimale Selbstreferenzen nutzen, keine linguistische Expertise (und somit Diskursautorität in der Debatte) qua Beruf heranziehen können, berufen sie sich auf (Alltags-)Erfahrungswissen, um der eigenen Meinung mehr Gewicht zu verleihen.

Ein in Leserbriefen wie auch in den anderen Texten des Korpus viel genutzter Topos ist der der Effektivität.

8.4.6 Topos der Effektivität

Weil ein bestimmter Sprachgebrauch effektiv der Erreichung eines gewünschten Ziels dient, sollte er genutzt und verbreitet werden.

Der Effektivitätstopos wird in den untersuchten Daten sowohl von affirmativen wie auch ablehnenden Argumentationen verwendet. Das effektiv zu erreichende Ziel, das von vielen Diskursteilnehmer*innen auch explizit betont wird, ist dabei die Gleichberechtigung der Geschlechter.¹¹² Dissens herrscht darüber, welches sprachliche Mittel zum Erreichen hilfreich ist – im Topos der Ineffektivität (s. das folgende Kapitel) wird dagegen die Möglichkeit sprachlicher Mittel zum Erreichen des Ziels insgesamt negiert.

Vonseiten der Kritiker*innen genutzt, dient der Effektivitätstopos in diesem Zusammenhang der Betonung der Effektivität des geschlechtsübergreifenden Maskulinums. In dieser Funktion stützt er somit letztlich den Irrelevanztopos, da postuliert wird, dass Veränderungen des Sprachgebrauchs irrelevant seien, weil auch das Maskulinum als generische Form, als »unmarkierte sexusneutrale Sammelform im Sprachsystem« (FAZ 01.02.c) funktioniere:

- 134) In dem generischen Maskulinum besitzt die deutsche Sprache ein vorzügliches Mittel, Menschen ungeachtet ihres biologischen Geschlechts nach ihrer Tätigkeit, ihrem Beruf et cetera zu bezeichnen. (SZ 13.02.)
- 135) Das generische Maskulinum ist tief in der grammatischen Struktur des Deutschen und vieler weiterer Sprachen verankert. Es ist äußerst nützlich für das Funktionieren der Kommunikation, dient der Sprachökonomie und macht gewisse allgemeine Aussagen praktisch überhaupt erst möglich. (Welt 08.01.)
- 136) Wenn von Mitarbeitern die Rede ist, sind die Diversen doch angesprochen, so wie auch ein Mann eine Person ist. (Bild 30.06.)
- 137) Dabei war die männliche Pluralform doch schon längst für uns alle da. (Welt 24.02.)

112 Die positive Deontik des Hochwertwortes Gleichberechtigung erklärt, dass sowohl affirmative als auch ablehnende Argumentationen sich auf diesen Wert berufen und Gleichberechtigung als Ziel aufrufen.

Zur Befürwortung geschlechterbewusster Sprache wird auch von der Pro-Seite vielfach auf den Effektivitätstopos zurückgegriffen. Der Änderung von Sprache durch Formen genderbewussten Sprachgebrauchs wird dabei Effektivität zur Abbildung verschiedener Geschlechter (zum Topos der Abbildung s. weiter unten) sowie für die Sichtbarkeit dieser zugeschrieben; Sprache hat demzufolge Macht und Relevanz:

- 138) Die Bedeutung von Sprache ist kaum zu überschätzen. Die Worte, die eine Gesellschaft wählt, sind das Netz, das sie auf die Welt wirft. Worte bestimmen die Kategorien, in denen Menschen denken. Daher sollte Sprache alle mit einschließen, und es ist nicht zu verkennen, dass das generische Maskulinum eine männlich geprägte Sicht auf die Welt reproduziert. (SZ 11.06.a)
- 139) ›Wenn wir unsere Sprache verändern würden, würde sich sehr viel sehr schnell verändern.‹ (SZ 11.03.b)
- 140) [...] wir brauchen das [Gendersternchen]. Sprache ist Macht, und je mehr wir die Menschen in unsere Sprache einbeziehen, desto mehr geben wir ihnen Raum für ihre Befindlichkeiten im Realen. (taz 13.03.)
- 141) Ihr [Trömel-Plötz und Pusch; P. M.] Argument, dass die Sprache Machtverhältnisse sichtbar mache und ich also meine Sprache auch zum Sichtbarmachen nutzen solle, zieht. (taz 06.02.)
- 142) Der Genderstern ist nur ein winziges Zeichen, das dafür sorgt, dass Frauen, die bisher im männlichen Plural verschwanden, sichtbar werden. (Welt 26.05.c)

In einigen Belegen wird die Effektivität genderbewussten Sprachgebrauchs zwar affirmiert, aber der Grad ihrer Effizienz eingeschränkt und somit (auch lexikalisch über die Konzession »Und ja«) modalisiert:

- 143) Niemand, der diesen Kampf führt, glaubt, dass das allein entscheidend ist. [...] Und ja: Wir leben mit Gendersternchen und Binnen-I nicht in einer besseren Welt. Aber was kostet es, auf diese Weise anzuerkennen, dass eben die eine Hälfte der Menschen aus Frauen besteht? Sprache erzeugt Bilder im Kopf, und wenn wir die Sprache anpassen, verändern wir auch diese Bilder. (Welt 09.03.)

Die Relevanz von Sprache für Fragen der Gleichstellung, basierend auf konstruktivistischen Annahmen von Sprache¹¹³, die dieser Macht bei der Wahrnehmung der Welt zuschreiben, wird demzufolge anerkannt, andere, bspw. materielle Fragen der Gleichstellung, werden aber nicht ausgeblendet. Ein ähnliches Argument findet sich auch in einem

113 Interessanterweise wird auf diese Basis in den befürwortenden Argumentationen selten mit den entsprechenden Termini, wie eben bspw. Konstruktivismus, hingewiesen, während Gegner*innen dies, in abwertender Manier, durchaus tun. Die Befürwortung genderbewussten Sprachgebrauchs ist für sie (auch symbolischer) Bestandteil eines allgemeinen Verfechtens von Theorien der Postmoderne (vgl. Welt 22.02., FAZ 13.01.) oder des »radikalen Konstruktivismus einer Judith Butler« (FAZ 17.02.b). In dieser Zuschreibung, die auch Diskursverschränkungen mit der Debatte um »Political Correctness«, Antirassismus und Identitätspolitik aufruft, wird erneut das Bild der weltfremden, universitätsnahen Elite gestärkt. Näser-Lather (2020: 106) stellt in ihrer Untersuchung der Argumentationen von Wissenschaftler*innen, die sich öffentlich gegen Gender Studies aussprechen, etwas Ähnliches fest: Gegner*innen bezögen sich dabei vor allem auf Konstruktivismus, der angeblich »den Gender Studies« zugrunde läge, wenngleich es auch intradisziplinär verschiedene Zugänge gäbe.

Beleg, in dem die Ablehnung genderbewusster Sprache begründet wird – der Stern sei zwar effektiv in dem Sinne, dass er sich »eignet [...], um über den eigenen Sprachgebrauch zu stolpern und so über die durch Sprache vermittelte Sicht auf die Welt nachzudenken« (SZ 11.06.a), eine mögliche Schlussfolgerung der weiteren Nutzung wird aber durch die Insinuation von Absurdität und Inkonsequenz als unmöglich dargestellt (vgl. Kap. 8.3.5 zu einem ähnlichen Phänomen): »Aber sollen künftig Gedichte mit unnatürlichen Pausen vorgetragen, Lieder kurz unterbrochen werden?« (SZ 11.06.a).

Die Zuschreibung, dass Befürworter*innen des Genders vor allem mit der Effektivität des Sprachgebrauchs argumentieren, scheint in den untersuchten Texten verfestigt und wird verhandelt; es liegt demnach metadiskursives Wissen über die Verwendung dieses Arguments vor: »Die Befürworter des Genders zum Beispiel glauben, mehr Gerechtigkeit über die Sprache in die Welt zu bringen.« (FAZ 04.03.) Es könnte auch auf diesen Umstand zurückzuführen sein, dass Befürworter*innen den Effizienzgrad genderbewussten Sprachgebrauchs (möglicherweise präventiv) abschwächen. Dies zeigt sich unter anderem darin, dass der Effektivitätstopos oft in Zitaten oder Konditionalsätzen und mit Konjunktiven eingeführt wird, d.h. eine gewisse Distanzierung in den Texten merklich ist:

- 144) Denn wenn man davon ausgeht, dass Sprache Realität schafft, bedeutet dies, dass es der Gleichstellung der Geschlechter ganz praktisch helfen könnte, wenn öfters von Ärztinnen und Anwältinnen die Rede wäre. (SZ 13.05.)
- 145) In einem Interview mit dem Schweizer ›Tagblatt‹ argumentiert sie [Diewald; P. M.], dass Sprachänderungen für die Frauen-Emanzipation wichtig seien. Diese These der feministischen Linguistik ist von Sprachwissenschaftlern oft als unhaltbar zurückgewiesen worden [...]. (Welt 25.01.)
- 146) Ein häufig unhinterfragt vorausgesetztes Argument zur sogenannten Gendersensibilisierung der Sprache ist die Behauptung, unser Denken werde durch die Sprache gleichsam vorgegeben. Diese in der Linguistik als Sapir-Whorf-Hypothese bekannte Annahme würde – auf unterschiedliche Sprachen angewendet – beispielsweise nahelegen, dass in Ungarn die Farbe Rot differenzierter wahrgenommen wird als im Rest der Welt, da im Ungarischen Hell- und Dunkelrot mit separaten Wörtern bezeichnet werden. Andererseits könnte man annehmen, dass in weiten Teilen Chinas der Möglichkeitssinn unterentwickelt ist: Chinesisch kommt ohne die grammatikalische Form des Konjunktivs aus, in der in vielen Sprachen hypothetische Überlegungen angestellt werden. Statistische Nachweise solcher Behauptungen fehlen weitgehend; nachgewiesene Effekte sind bestenfalls marginal und lassen sich zudem meist nicht eindeutig von kulturellen Einflüssen trennen. (Welt 28.05.b)

Topos der Abbildung

Der Abbildungstopos wird in dieser Arbeit als Subkategorie des Effektivitätstopos gefasst, da er als *backing* für diesen fungiert. Er ließe sich im Wengeler'schen Muster folgendermaßen formulieren: *Weil geschlechterbewusster Sprachgebrauch der Abbildung aller Geschlechter dient, sollte er (nicht) genutzt werden.* Genderbewusster Sprachgebrauch ist der Pro-Seite zufolge ein effektives Instrument zur Erreichung von Gleichberechtigung, indem alle Geschlechter gleichermaßen in der Sprache abgebildet werden. Aus dem

Ziel der Gleichberechtigung ergibt sich für Befürworter*innen z.T. eine empfundene Notwendigkeit der Verwendung genderbewusster Sprache, die sich in der häufigen Verwendung des Modalverbs »muss« ausdrückt oder den Rückgriff auf den Gesetzestopos erklärt, der zu geschlechterbewussten Sprachformen »verpflicht[e]« (Welt 23.05.):

147) Vielfalt in der Sprache muss abgebildet werden. (Bild 30.06.)

148) In den vergangenen Jahren sind Menschen mit queerem Hintergrund und mit Migrationsgeschichte in den Fokus der Gesellschaft gerückt. Auch sie müssen sprachlich einbezogen werden. (taz 25.05.b)

Insgesamt zeigt sich, dass viele Belegstellen mit Bezug auf den Effektivitätstopos diesen vor allem Befürworter*innen und deren (übermäßigen und irrigen – vgl. »sprachmagisch« oder »sprachidealistischen« [FAZ 18.06.b]) Glauben an die Effektivität der Sprache zuschreiben: »Im Journalismus tummeln sich etliche, die der sprachmagischen Vorstellung anhängen, ein Sternchen mitten im Wort sei das ultimative Mittel zur Gleichstellung [...] der Geschlechter.« (Welt 22.06.)¹¹⁴ Die damit behauptete, besonders hohe Frequenz der Argumentation mithilfe der Effektivität von Sprache durch die Befürworter*innen aber lässt sich im Untersuchungskorpus nicht nachweisen. Es ist möglich, dass das Argument der Effektivität bereits derart verfestigt und auf der Pro-Seite verortet ist, dass es nicht mehr explizit aufgerufen werden muss (wie sich bspw. darin zeigt, dass es – wenn überhaupt – vor allem in Zitaten zu finden ist), weil es schon vor dem untersuchten Diskursausschnitt derart frequent zur Begründung der Forderungen nach genderbewusster Sprache gebraucht wurde. Eine andere Erklärung ist, dass es sich um eine projizierte, d.h. mögliche erwartete Argumentationslinie handelt, die von der Kontra-Seite metadiskursiv aufgerufen wird, um sie im direkten Anschluss (und vorsorglich) mithilfe des Ineffektivitätstopos zu negieren und somit die erwartete Argumentation zu entkräften. Für diese Perspektive spräche, dass der Topos der Ineffektivität vor allem mit ablehnenden Haltungen gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch einhergeht.

8.4.7 Topos der Ineffektivität

Weil ein bestimmter Sprachgebrauch nicht effektiv der Erreichung eines gewünschten Ziels dient, sollte er nicht genutzt und verbreitet werden.

Der Ineffektivitätstopos ist die negierte Variante des Effektivitätstopos und wird entsprechend vor allem von Gegner*innen genderbewussten Sprachgebrauchs genutzt. Allgemein als anzustrebendes Ziel anerkannt ist auch in den Belegstellen, die dem Ineffektivitätstopos zugeordnet wurden, meist die Gleichberechtigung der Geschlechter. Sprache wird dabei in diesem Topos aber keine (relevante oder wirksame) Rolle zur Erreichung des Ziels zugesprochen; sie sei »für gesellschaftliche Probleme nicht verantwort-

114 Diese Zuschreibung im Allgemeinen und dieses Zitat im Besonderen tragen dabei, gestützt durch den Realitätsfernnetopos (vgl. Kap. 8.4.14), dazu bei, Befürworter*innen als weltfremd und abgehoben zu stilisieren, da sie »sprachmagischen Vorstellungen«, also letztlich der Idee von Zauberei anhängen.

lich und könne sie auch nicht beheben« (Welt 25.01.).¹¹⁵ Zuweilen wird mithilfe des Konsequenztopos und Gefahrentopos sogar noch auf negative Folgen des Genderns hingewiesen:

- 149) Gendern schadet der Emanzipation eher (Welt 24.02.)
- 150) So bedauerlich es auch ist, jede Art von Gewalt an Frauen und Kindern wird durch das ›Geschlechtern‹ nicht abnehmen! (FAZ 14.02.c)
- 151) Jedoch aus dem Mensch eine Menschin, aus dem Gast eine Gästin zu machen und so weiter ändert an dem ungerechten Verhalten derer, die an der Macht sind, die am Drücker sitzen, nichts. (FAZ 14.02.c)
- 152) Wie sollte sich denn auch, außer mittels Sprachmagie, durch ein Sternchen inmitten eines Wortes die Situation von Menschen verbessern, die weder männlich noch weiblich sind? Zu befürchten ist ihre Erfahrung, dass das ganze rituelle Mitgemeintsein ihnen nichts hilft. Es dürften weniger einzelne Worte als Sätze sein, die über sie formuliert werden, die Urteile und Beschreibungen also, denen sie begegnen, die ihre Lage bestimmen. (FAZ 13.03.a)
- 153) Dabei wurde hinlänglich und nachvollziehbar belegt, dass dies nicht geeignet ist, den Stand der Gleichberechtigung von Männern und Frauen zu verbessern. Es ist Kosmetik, nichts weiter. (FAZ 16.03.)
- 154) Der Kampf um allumfassende Gleichberechtigung ist wichtig, und er beginnt bei dem Eingeständnis, dass es sie so oft nicht gibt. Aber er ist nicht durch einen Stern zu gewinnen, der mehr spaltet als eint. (SZ 11.06.a)
- 155) Die Tatsache, dass ich jetzt Mitbürger*innen oder Nationalsozialist*innen sage, macht aus mir keinen besseren Menschen und schafft auch nicht die geringste Form von Gleichberechtigung. (Welt 13.04.a)
- 156) Mit Binnen-I und künstlichen Sprechpausen ist den Anliegen der Frauen keinen Millimeter geholfen. (Welt 13.06.)

Backing mithilfe des (Sprach-)Vergleichstopos

Zur Stützung des Ineffektivitätstopos wird in einigen der ablehnenden Belegstellen auch auf einen (Sprach-)Vergleichstopos¹¹⁶ zurückgegriffen und unter anderem auf genuslose Sprachen bzw. Länder, in denen dies gesprochen werden, verwiesen, in denen es um die Gleichberechtigung dennoch nicht besser bestellt sei.¹¹⁷ Dies bedeute demzufolge, dass

115 Gestärkt wird die Negation der Irrelevanz, Ineffektivität und Realitätsferne geschlechterbewusster Sprache in einigen der Belege durch Parodien – z.B. den Neologismus *Geschlechtern* als Lehnübersetzung in Beispiel 150) – und Übergeneralisierungen – z.B. »aus dem Mensch eine Menschin« in Beispiel 151).

116 In der Wengeler'schen Logik ließe sich der Topos folgendermaßen formulieren: *Weil in anderen Sprachen bzw. Ländern, in denen diese Sprachen gesprochen werden, geschlechterbewusste Sprache keinen Einfluss auf die Gleichstellung hat(te), wird sie diesen auch im deutschsprachigen Raum nicht haben und sollte daher auch hier nicht verbreitet werden.*

117 Auffällig ist, dass in den Belegen unter anderem die Türkei sowie Ungarn und mit Persisch assoziativ der Iran aufgerufen werden. Es liegt nahe, dass solche Länder genannt werden, in denen in Deutschland bereits erreichte Emanzipationsschritte noch nicht vollzogen wurden, um das Argument der Ineffektivität von Sprache noch weiter zu stärken. Gleichzeitig ermöglicht der Aufruf anderer Länder die Externalisierung von Sexismus und enthält somit eine Komponente des *Othering*.

Sprache und Sprachveränderungen keinen Einfluss auf die tatsächliche Beseitigung von Ungleichbehandlung hätten und genderbewusster Sprachgebrauch entsprechend ineffektiv und seine Nutzung irrelevant sei:

- 157) Fragen wir, ob das Gendern seine Zwecke erreicht. Falls der Zweck Gleichstellung sein sollte, sind Zweifel angebracht. So gibt es eine Reihe von Sprachen, die gar keine grammatischen Geschlechter haben. Ob es in den Ländern, in denen sie verwendet werden, der Türkei etwa, den Frauen besser geht? (FAZ 13.03.a)
- 158) Dass aber Sprachgemeinschaften, die weitgehend ohne grammatikalisches Geschlecht auskommen – neben dem Englischen beispielsweise auch das Ungarische, Türkische oder Persische – ein höheres Maß an Geschlechtergerechtigkeit hervor gebracht hätten, darf bezweifelt werden. (Welt 28.05.b)
- 159) Sie [Genderisten; P. M.] vergleichen auch nicht die deutsche Sprache mit Sprachen, die keine Genusformen haben, wie zum Beispiel das Türkische. Sonst müssten sie einräumen, dass es zwar keine grammatischen Geschlechter in dieser Sprache gibt, dennoch weniger Recht für Frauen und Homosexuelle. (FAZ 13.01.)

Zudem wird auf die DDR verwiesen, in der trotz der dort üblichen Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums¹¹⁸ ein höheres Maß an Gleichberechtigung geherrscht habe. Auch dies stützt somit den Ineffektivitätstopos: Die Gleichberechtigung sei in der DDR größer gewesen, »ohne dass sich das in der Sprache widerspiegelte oder gar vorweggenommen wurde« (taz 23.01.b):

- 160) Mein Lieblingsbeispiel dafür, dass emanzipative Sprachpolitik nicht immer als emanzipativ verstanden wird, ist übrigens die Verblüffung der Ostfrauen nach der Wende, die erst einmal gar keine Lust hatten, sich nun Traktoristin oder Dreherin zu nennen. Sie meinten, sie seien Traktorist oder Dreher. Die weibliche Endung ›-in‹ schien ihnen ein Rückschritt in westdeutsche Verhältnisse, in denen Frauen der Illusion anhängen, durch sprachliche Betonung des Weiblichseins ihre offensichtliche Unterlegenheit kompensieren zu können. (taz 06.02.)

Der Schluss daraus sei, dass genderbewusster Sprachgebrauch ineffektiv zur Erreichung der Gleichberechtigung sei. Auch andere Belegstellen negieren, ohne die DDR als Vergleich heranzuziehen, die Effektivität genderbewusster Sprache und somit deren Notwendigkeit, da Gleichberechtigung bereits weit fortgeschritten sei und alle Fortschritte ohne Sprachänderungen ermöglicht worden seien.¹¹⁹

»Othering« bezeichnet die diskursive Herstellung einer Fremd- und Feindgruppe (vgl. Kromminga 2022: 139).

118 Vgl. zur Frage der Movierung mit *-in* in Prädikativkonstruktionen bei Referenz auf weibliche Einzelpersonen, unter anderem in der DDR, Kopf (2023). Sie zeigt für ein Untersuchungskorpus aus Texten der Zeitung »Neues Deutschland«, dass in der DDR tatsächlich deutlich mehr unmovierte Formen für die Referenz auf Frauen, insbesondere bei DDR-Lexemen, genutzt wurden als im gleichen Zeitraum in westdeutschen Zeitungen. Dennoch hält auch Kopf (2023: 213) fest, dass die »Verwendung geschlechtsübergreifender Maskulina in der DDR eine seltene Nebenvariante war, allerdings wesentlich gebräuchlicher als außerhalb der DDR.«

119 Auffällig ist, dass diese Belege nur von der Gleichberechtigung von Männern und Frauen sprechen; sie verbleiben also in einem binären Paradigma von Geschlecht – selbst, wenn genderbewusste

- 161) Grundsatzdiskussionen über gendergerechte Sprache etwa überdeckten, dass die Gleichstellung von Frau und Mann oft weiter sei als dargestellt. ›Frauen spielen in der Politik, in Polizei, Verwaltung, und Kommunen eine große Rolle. Und das eben alles auch ohne Sternchen‹, sagte Caffier. (Welt 11.06.)

Ähnlich wie bei der metadiskursiven Zuschreibung des Effektivitätstopos als Argument der Pro-Seite, gibt es in den Daten auch zwei Belege (und somit in Relation deutlich weniger), in denen die Verwendung des Ineffektivitätstopos der Kontra-Seite zugeschrieben wird. Beide Belege erklären mit dieser Zuschreibung (und anderen, bspw. zu Konservatismus, Alter, Behauptung von Zwang etc. in Beispiel 163) letztlich die Irrelevanz der Debatte; es sei müßig darüber zu diskutieren:

- 162) Ich möchte gendern – darüber reden wollen andere. Sie sagen dann, das sei doch Unsinn: die Idee, dass Sprache die Wirklichkeit so forme, dass die ›realen Probleme‹ dadurch weggingen. Sie sagen, dass der Effekt von bewusst veränderten Wörtern so unschätzbar groß nicht sei, dass sich dafür die Mühe lohne. Und sie haben recht. Natürlich ist es nicht so, dass Gleichheit steigt und Sexismus sinkt mit jedem Gendersternchen, das wir in die Welt hinein kehlkopfnacken. (taz 19.03.)
- 163) Erst wenn der letzte Einwand gegen das Gendersternchen geäußert, der letzte vergiftete Artikel zur Sprachpolizei erschienen, die letzte emeritierte Professorin der Linguistik in der FAZ erklärt haben wird, warum das generische Maskulinum ein unverzichtbares Bauteil im feinen Mechanismus der deutschen Grammatik ist, werdet ihr merken, dass der Käs' mit dem Kampf gegen eine Verbesserung der Wirklichkeit über den Umweg der Sprache längst gegessen ist. (taz 26.03.)

8.4.8 Topos der Gefahr

Weil die Verbreitung und Nutzung genderbewusster Sprache gefährliche Folgen hat, sollte sie unterbunden werden.

Der Gefahrentopos ist im untersuchten Diskursabschnitt der medialen Texte überaus präsent. Zugeordnet wurden solche Textstellen, in denen Lexeme wie *Gefahr*, *Katastrophe*, *drohend* bzw. *Drohung* vorkommen bzw. gefährliche und negative Folgen genderbewussten Sprachgebrauchs beschrieben werden. Der Topos mag auch deshalb so frequent auftreten, weil er recht vage und allgemein gehalten ist. Da aber die genannten lexikalischen Hinweise die Formulierung und Zuordnung legitimieren und, um nicht zu detailliert und damit ausufernd in der Analyse der Argumentationsmuster zu werden, wurde auf die Kategorisierung als Gefahrentopos zurückgegriffen. Inhaltlich weiter spezifizierte Topoi, die auf den (erwarteten oder sicheren) negativen Folgen einer Handlung oder des genderbewussten Sprachgebrauchs aufbauen bzw. in Bezug zu diesen stehen, werden unter den Gefahrentopos subsumiert, im Folgenden aber noch weiter aufgeschlüsselt.

Sprache explizit als den Asterisk nutzend aufgeführt wird. In diesen Belegen zeigt sich demnach, dass die Extension des Sterns unklar ist und er nicht notwendigerweise als Variante begriffen wird, die alle Geschlechter einbezieht. Vielmehr werden auch dadurch der Schibboleth-Charakter des Asterisks und seine symbolische Gleichsetzung mit Gendern deutlich.

Mithilfe des Topos der Gefahr werden in den untersuchten Texten vor allem die Gefahren bei und negativen Folgen der Nutzung genderbewusster Sprache beschrieben.¹²⁰ Entsprechend wird er, auch aufgrund der negativen Deontik von Gefahr, vor allem von Gegner*innen genutzt, um die Ablehnung des Genderns unter Bezugnahme auf die behaupteten, damit einhergehenden Gefahren zu legitimieren. Gefahren werden dabei sowohl für die Sprache als auch für das gesellschaftliche Miteinander wie auch für die Wissenschaft gesehen, wie ein Beleg aus einem Leserbrief in der SZ beispielhaft illustriert, der erklärt, dass »es offensichtlich ist, dass dieses ständige Herauskehren der Geschlechtlichkeit der Sprachbenutzer das Allgemeingut Sprache beschädigt und zudem Sexismus und die Spaltung der Gesellschaft befördert« (SZ 13.02.). In den folgenden Unterkapiteln werden die im Gefahrentopos angeführten Gefahren für die Sprache, die Gesellschaft und die Wissenschaft näher beschrieben.

8.4.8.1 Gefahren für die Sprache

Kritiker*innen des Genderns erklären ihre Ablehnung unter anderem mit Gefahren für die Sprache; bspw., dass Sprache »schlechter« (Welt 24.02.), »ruiniert« (Bild 10.05.) und »unnötig viel schwieriger« (Bild 30.06.) würde. Metadiskursiv wird erklärt, dass sich »Kritik am Gendern [...] keineswegs automatisch aus Emanzipationsfeindschaft [speist], sondern oft allein aus Sprachfreundschaft« (Welt 06.06.a).

So bestehe die Gefahr, dass das geschlechtsübergreifende Maskulinum aufgrund der Verbreitung genderbewusster Sprachformen seine Funktionsweise als geschlechtsübergreifende Personenreferenz verliere, worunter auch trans und/oder nicht-binäre sowie inter Menschen leiden würden (vgl. Kap. 8.4.6 zur postulierten Effektivität des geschlechtsübergreifenden Maskulinums) und wodurch »empfindlich[e] Lücken« (Welt 14.02.) im Sprachsystem des Deutschen entstünden:

- 164) Hat sich die Logik des ›Durchgenderns‹ erst einmal als gesellschaftliche Praxis durchgesetzt, kann niemand mehr das Maskulinum geschlechtsübergreifend verwenden, ohne missverstanden zu werden. (FAZ 18.06.b)
- 165) Aber durch solche Interventionen wird die generische Lesart sicher geschwächt. Und das wird bestimmt Probleme im Sinne von Unsicherheiten auf allen grammatischen Ebenen mit sich bringen. Nehmen Sie nur mal zum Beispiel Zusammensetzungen oder Ableitungen, wie Freundeskreis oder freundlich: Hier könnte der Eindruck entstehen, diese Wörter würden sich nur auf Männer beziehen. (Welt 21.01.)
- 166) Wenn das Wort ›Mieter‹ nur noch männliche Mieter bezeichne, erschwere dies auch die Bezeichnung diverser Menschen, die sich weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zugehörig fühlen: Die bislang häufige Bezeichnung ›Mieter (m/w/d)‹ wäre dann nicht mehr möglich. (Welt 14.02.)

120 Es findet sich allerdings ein Beleg, der mit dem Gefahrentopos für die Verwendung genderbewusster Sprache argumentiert. In diesem wird, gestützt durch eine Autoritätstopos (»verweist das Handbuch auf eine Studie«), darauf verwiesen, dass »Betroffene durch eine nicht inklusive Sprache isoliert und geschädigt werden könnten« (Welt 18.02.) – mit Bezug auf die Gefahr von negativen Konsequenzen der Isolation und Schädigung wird also in diesem Beleg für die Notwendigkeit bzw. Legitimität von inklusiver Sprache plädiert.

- 167) Die Grammatik-Expertin Prof. Gisela Zifonun warnte bereits 2018 vor einer Abschaffung des generischen Maskulinums: ›Sprachsystematisch führt ein Total-Verzicht auf maskuline Personenbezeichnungen in geschlechtsneutraler Deutung zu empfindlichen Lücken‹, schrieb sie im ›IDS Sprachreport‹. (Welt 14.02.)

Durch das Gendern würde Geschlecht in der Sprache stets markiert, es komme zu einer »Sexualisierung der Sprache« (FAZ 18.06.b, auch Welt 24.02.).¹²¹ Das »Recht auf Unsichtbarkeit« (SZ 27.01.) ginge damit einerseits verloren; andererseits geriete auch das »feministisch[e] Anliegen, Frauen sprachlich sichtbar zu machen« (SZ 11.03.b) in Gefahr. Eine andere Gefahr gehe von Neutralisierungen aus: Durch deren verstärkte Nutzung würden Menschen »in unserer Sprache immer mehr ›neutralisiert‹ [...]«, sodass es zu einer »Welt voller Lehrkräfte, Gartenkräfte, Hilfskräfte, Führungskräfte, Pressepersonen, Gastpersonen, Reitpersonen, Schiffspersonen – und Diverse« (Welt 24.02.) komme, mithin zu Entfremdung und dem Zerfall menschlicher Beziehungen (zur Gefahr für die Gesellschaft und die Demokratie durch Spaltungstendenzen s. weiter unten):

- 168) Nehmen wir den Vorschlag, Personen- und Berufsbezeichnungen durch Kollektiva zu ersetzen, also ›Schülerschaft‹ statt ›Schüler‹, ›Lehrkräfte‹ statt ›Lehrer‹, ›Leserschaft‹ statt ›Leser‹ usw. Verschlucken solche Kollektiva nicht die Individuen, rufen sie nicht mentale Bilder von einer kühl-technisierten, entpersonifizierten Welt hervor und tragen damit zu einer Entwicklung bei, die durchs Internet und die Corona-Lockdowns sowieso schon bedenkliche Züge angenommen hat? (Welt 07.04.)
- 169) Wenn der Schulleiter nun von Lehrkräften spricht, denke ich: Ich möchte nicht, dass mein Sohn von einer Kraft unterrichtet wird. (Welt 24.02.)

Genderbewusste Sprache führe zudem zu »grammatisch falschen Formen« (Welt 08.01.) und damit Sprachverfall und »Sprachverarmung. Ich bezweifle, dass – nach jahrelangem Anhängen von ›innen‹ wo auch immer – noch jemand den Dativ Plural maskulin richtig kann: den Bürgern, den Mitarbeitern, also mit ›n‹ hinten dran.« (taz 13.02.a) Neben der Beherrschung der Sprache sei auch ihre Genauigkeit gefährdet, wenn »Unterschiede wie der zwischen einem Kochenden und einem Koch verwischt [werden], was der Genauigkeit der deutschen Sprache abträglich ist [...]« (Welt 14.05.). Unpräzise sei genderbewusste Sprache auch dort, wo maskuline Referenzen unsichtbar würden (zur behaupteten Konsequenz der Diskriminierung daraus vgl. Kap. 8.4.9): »Wer Freund*innen, Feind*innen, Student*innen schreibt, macht hier allein die feminine Form sicht-

121 Interessant an diesen Belegen ist, dass mit einer vermeintlichen Vergeschlechtlichung bzw. der behaupteten Markierung von Geschlecht an der sprachlichen Oberfläche auch Sexualisierung einhergeht. Eigentlich müsste der in den Belegen erklärten Hervorhebung von Geschlecht nicht zwangsläufig eine sexualisierende Komponente innewohnen – aus der Perspektive einiger Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache ist dies aber scheinbar der Fall. Diese Annahme lässt sich zum einen mit einem vor allem sexualisierenden Blick auf Frauen in Verbindung bringen (vgl. z.B. Mulveys (1975) Konzept des *male gaze*) und zum anderen mit der Beobachtung Clemms (2023: 164–165), dass eine »allgemeine Sexualisierung von Transgeschlechtlichkeit bzw. eine sexualisierte Wahrnehmung von trans* Personen verbreitet zu sein« scheint: (Sichtbare bzw. markierte) Abweichungen vom sprachlichen und geschlechtlichen *male as norm*-Prinzip (vgl. Diewald 2021) gehen scheinbar in einigen Fällen mit Sexualisierung einher.

bar; die maskuline (die in Sänger*innen und Leser*innen noch erkennbar sein möchte) blendet er aus.« (FAZ 11.06.)

Zudem drohe genderbewusste Sprache durch den damit einhergehenden »Verlust des Ansehens der deutschen Sprache auch im Ausland« (FAZ 17.03.a) dazu zu führen, dass weniger Menschen Deutsch lernen wollen würden:

- 170) Ich bin Lehrer und daran interessiert, dass möglichst viele Nichtmuttersprachler Deutsch lernen. Ich erinnere mich, dass seinerzeit die »Rechtschreibreform« zu massiven Einbrüchen bei der Zahl der Lerner führte. Hier droht vielleicht ein noch schlimmerer Schaden, wie ein Mitarbeiter aus Ostasien betont. Da sollte man unbedingt laut Alarm schlagen. (FAZ 07.06.b)
- 171) Ein Institutsmitarbeiter aus Ostasien gab zu bedenken, wenn sich das Gendern durchsetze, würde das Deutsche in aller Welt bald überhaupt nicht mehr gelernt. (FAZ 21.05.)

Dass damit nicht nur eine Gefahr für die Zahl der Deutschlernenden und -sprechenden verbunden wird, zeigt sich in solchen Belegen, die befürchten, dass »die Sprachreform immer tiefer« greift (FAZ 06.02.) bzw. sich fragen: »Wo endet das?« (FAZ 06.02.). Als »Höhepunkt« könne am Ende der »Gendermania« die »offenbar zu einem gesamt europäischen, wenn nicht gar einem weltweiten Problem geworden« sei, »nur Gleichmacherei stehen [...]: die Reduzierung der Sprache(n) auf ein einziges grammatikalisches Geschlecht« (SZ 26.05.a).

Unter Bezugnahme auf den Ästhetiktopos (vgl. Kap. 8.4.17), mithilfe dessen Deutsch mit geschlechtsübergreifendem Maskulinum als »eine der schönsten Sprachen der Welt« (Welt 24.02.)¹²² beschrieben wird, wird zudem die Gefahr der Zerstörung der Sprache durch genderbewussten Sprachgebrauch erklärt bzw. epistemisch stärker als beinahe unausweichliches Ergebnis des Genders beschrieben:

- 172) Und schon haben wir tatsächlich eine der schönsten Sprachen der Welt zerstört und mit ihr Freiheit und Lebensgefühl. (Welt 24.02.)

Mit dem expliziten *Slippery-Slope-Argument*¹²³ (vgl. Posch 2015: 113) der »schiefe[n] Genderbahn« und »Schieflage [...], in die unser Deutsch [...] zu rutschen droht« (Welt 04.02.)

122 Auch in anderen Belegen wird im Rahmen des Gefahrentopos gegen Gendern argumentiert, das den behaupteten Exzeptionalismus des Deutschen gefährde, der in der deutschen Grammatik begründet liege, die es erlaube, »Nuancen und Feinheiten genau auszudrücken, wie es sonst nur in wenigen Sprachen der Fall ist« (Welt 14.05.). In diesen Belegen, wie auch denen, die von einer Gefahr des Rückgangs von Lerner*innen sprechen, wird wiederum Sprachnationalismus und die Idee, dass Deutsch eine besondere Sprache sei, deutlich.

123 Posch (2015: 113) ordnet *Slippery-Slope-Argumente* als Subkategorie von Argumenten ein, die auf befürchteten negativen Konsequenzen beruhen und somit ähnlich eines Gefahrentopos funktionieren, wenngleich mit einem epistemisch stärkeren *Stance* verbunden. *Slippery-Slope-Argumente* versuchten oftmals, Angst hervorzurufen und damit zu überzeugen. Die Angst vor dem Verfall »der Sprache«, bspw. durch immer weiterreichendes Gendern, wie sie auch in den zitierten Belegen angeführt wird, gilt Posch (2015: 113) dabei als besonders frequentes Beispiel der Argumentation der schiefen Ebene. Die mit genderbewusstem Sprachgebrauch laut Argumentation einhergehende Gefahr wird dabei oftmals auch mit (Extrem-)Beispielen gestützt, wie sie auch in Kap. 8.3.5 schon analysiert wurden und in den obigen Zitaten bspw. in 174) beim »Zuschauerinnen- und Zuschauererraum« deutlich werden.

wird die Gefahr der Potenzierung des Sprachwandels charakterisiert, die bereits in der Frage anklingt, wo ›das‹, d.h. die Veränderung des Sprachgebrauchs, endet:

- 173) Wer von Teilnehmerinnen und Teilnehmern, Expertinnen und Experten, Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern spricht, obwohl es sich nur um funktionale, soziale und situative Kategorien handelt, bei denen die Geschlechtszugehörigkeit unwichtig ist, hat die schiefe Genderbahn schon betreten. (FAZ 18.06.b)
- 174) Die Methode lässt sich beliebig steigern: Wer sich die ›Besucherinnen und Besucher‹ und die ›Römerinnen und Römer‹ angewöhnt hat, muss bald auch den ›Zuschauerinnen- und Zuschauerraum‹ einüben. (FAZ 18.06.a)
- 175) Das Bemühen um eine angeblich diskriminierungsfreie Sprache macht bei Sternchen und Pause nicht halt. (FAZ 13.03.a)

Der Gefahrentopos erlaubt es daher auch, Verteidigungsmaßnahmen für die Sprache zu fordern – wo sie besonders gefährdet sei, müsse sie geschützt werden und es kann in einer Überschrift dazu aufgefordert werden: »Schützen wir unsere Sprache« (Welt 28.05.b). Die Folgerung aus den mit dem Gendern einhergehenden Gefahren sei, die durch »Sprachungebilde« gefährdete Sprache zu schützen:

- 176) Wenn ich diese Sprachungebilde lese, überfällt mich Sorge, dass wir analog zum Natur- und Denkmalschutz bald auch unsere deutsche Sprache unter Schutz stellen müssen. (SZ 30.03.b)

Ebenjener geforderte (Sprach-)Schutz für und durch das geschlechtsübergreifende Maskulinum wird allerdings auch von Pro-Seite aufgegriffen. Gefahr für die Sprache bestehe nicht durch diejenigen, die genderbewusste Sprache nutzten, sondern durch diejenigen, die diesen Sprachwandel ablehnten und versuchten, ihn zu verhindern:

- 177) Diese reaktionäre, boomereske Haltung gegenüber der deutschen Sprache im Wandel schützt sie nicht – sie zerlegt sie nur in so unbrauchbare Teile, dass sie vor sich hin verweist. Sie verhindert nicht nur einen ziemlich normalen Veränderungsprozess, sondern dämmt das poetische Potenzial ein. Die Ästhetik oder das Kunstvolle. (taz 28.01.)

Im Topos der Gefahr betonen demnach insgesamt vor allem Gegner*innen mit Bezug auf die Sprache, dass dieser Gefahren drohten. Geschlechterbewusster Sprachgebrauch bedeutet für sie, dass Sprache nicht mehr als »Medium der Verständigung« (Welt 06.06.b) funktioniere und führe zu »Verständnisproblemen« (Welt 08.01.). Damit einhergehend werden nicht nur Gefahren für die Sprache, sondern auch für das demokratische Zusammenleben in der deutschen Gesellschaft heraufbeschworen, um die Ablehnung zu legitimieren.

8.4.8.2 Gefahren für die Gesellschaft/das demokratische Zusammenleben

Neben den Gefahren, die Gendern für die Sprache bedeute, werden in ablehnenden Argumentationen vor allem – d.h. frequenter sowie zentraler, bspw. in Überschriften – Gefahren für die Gesellschaft betont, die mit genderbewusstem Sprachgebrauch einhergingen. Insbesondere der Topos der Polarisierung bzw. Spaltung trägt dazu bei, Gendern

als Gefahr für die Demokratie und das gesellschaftliche Zusammenleben darzustellen¹²⁴ – es werde »[i]n Gestalt der Sprache [...] eine Grundlage des Zusammenlebens in der Gesellschaft« (FAZ 25.05.a) zerstört, weil genderbewusster Sprachgebrauch Menschen »verunsichert [...] und damit auch immer zu kulturellen Konflikten« (Welt 12.06.a) und »weiterer Polarisierung« (Welt 29.05.a) führe:

- 178) Das Überstülpen einer vermeintlich gerechten Sprechweise birgt allerdings gesellschaftliches Sprengmaterial. (Welt 22.06.)
- 179) Eine ideologische Besetzung der Sprache aber führt zu Spaltung in der Gesellschaft. (SZ 13.02.)
- 180) Sehen sie nicht die Gefahr, dass das Gendern die Sprachgemeinschaft spaltet in solche, die sich als Avantgarde und als die ›Guten‹ fühlen, weil sie gendern, und auf den Rest herabschauen, weil sie sich verweigern? (FAZ 01.02.c)

Grund dafür, dass das »Gendern nur zu weiterer Polarisierung« führe, wie es in einer Überschrift der Welt (29.05.a) heißt, sei, dass »[w]eder das Gemeinsame noch das einzelne Individuum [...] im Mittelpunkt [stehen], sondern das Trennende zwischen verschiedenen Gruppen« (taz 25.05.a), sodass »die zunehmende Egozentrik in unserer Gesellschaft« (Welt 24.02.) gefördert werde.

Gestützt durch den Topos der Elite wird erklärt, dass durch die Verwendung genderbewusster Sprache die Gefahr der Ausgrenzung bestehe und Gendern daher abzulehnen sei:

- 181) ›Wenn Elitensprache benutzt wird, um Nachrichten zu übermitteln, dann nimmt man in Kauf, dass sich ein großer Teil der Menschen sprachlich ausgegrenzt fühlt.« (Bild 29.05.)
- 182) Sie [Gendersprache] sorgt dafür, dass Kommunikation nicht mehr verständlich ist und gewisse Gruppen nicht mehr daran teilhaben können. Daher halte ich Gendern für gefährlich. So bekommen wir als Gesellschaft Probleme [...]. (Bild 30.06.)
- 183) Die SPD habe bereits ›große Teile der Arbeiterschaft‹ verloren. ›Wollen wir jetzt auch noch alle die ausschließen, die das Gendersternchen nicht mitsprechen wollen und können?‹ (FAZ 10.03.a)

Ausgrenzung können dabei, wie die oben angeführten Zitate zeigen, verschiedene Gruppen erfahren: Mit einem Rückgriff auf Anmaßungsvokabular wird auf einen Großteil der Menschen verwiesen und somit ein Mehrheitstopos sowie ein Vertretungsanspruch für diesen großen Teil insinuiert, während in den anderen beiden Belegen einer Elite »große Teile der Arbeiterschaft« sowie »gewisse Gruppen« gegenübergestellt werden. Es wird somit einerseits auf die ›breite Masse‹ der Arbeiter*innen als Sinnbild der ›einfachen Leute‹ verwiesen und andererseits der Ausschluss potenziell sowieso davon bedrohter Gruppen insinuiert. Insbesondere im letzten Beleg ist die Gefahr der Stärkung der politischen Rechten als Argumentationsmuster bereits angelegt. Da genderbewusster Sprachgebrauch zu einer Entfremdung, bspw. der Arbeiterschaft, von einer politischen

124 Lessenich (2023: 109) nennt dies in seiner Untersuchung zur Kritik an der sogenannten Identitätspolitik die »bürgerliche Variante« der Kritik. Zur Diskursverschränkung mit dem Diskurs um Identitätspolitik s. auch Kap. 8.3.2.3 sowie weiter unten.

Elite führe, gehe damit die Gefahr einher, die extreme Rechte zu stärken.¹²⁵ Gendern wird somit durch die, laut Argumentationen der Kontra-Seite, damit einhergehenden Polarisierungs- und Entfremdungstendenzen zur Gefahr für die Demokratie:

- 184) Die Quittung wird vom Wähler kommen. Die SPD-Führung treibt mit ihrem unüberlegten Gebaren, das kaum jemand verstehen kann, die Bürger in die Arme der Rechtspopulisten. (FAZ 10.03.b)
- 185) Soll noch mehr Wasser auf die Mühlen der extremen Rechten gegossen werden? (SZ 09.03.a)

In einigen Belegen wird auf den Gefahrentopos zurückgegriffen, um in Verbindung mit dem Irrelevanztopos die Gefahr zu benennen, durch die Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch den Fokus zu verlieren bzw. gezielt abgelenkt¹²⁶ zu werden (vgl. Bsp. 188). Sowohl von Pro- als auch von Kontra-Seite geht es dabei unter anderem um den Fokus auf materielle Gleichstellungsfragen, die über die Sprache hinausgehen und oftmals explizit angeführt werden:

- 186) Die Debatte ums Gendern ist nervtötend – und auch gefährlich. Wichtige Themen, wie Gewalt gegen FLINT-Personen und fehlende Schutzräume für Betroffene oder Forderungen wie die Abschaffung des Ehegattensplittings, um Altersarmut von Frauen zu bekämpfen, verlieren im Kampf um den Raum, den sich reaktionäre Fortschrittsverweigerer mit ihrem dröfligsten Text zum Gendern einfach nehmen. (taz 11.02.)
- 187) Aber wer das Gendersternchen nicht verwenden will, soll es lassen. Ich erkläre gern, warum es sinnvoll ist, aber ich starte keine Sternmission. Denn mit der Debatte über den Genderstern wird immer wieder versucht, die fundamentalen Fragen unseres Kampfes für Gleichstellung zu konterkarieren [...]. (Welt 09.03.)
- 188) Die Gefahr ist: Das Ziel eines völligen Umkrempelns der Sprache wird dann von Parteien wie auf einem Ordenskissen vor sich hergetragen (›Seht her, wie fortschrittlich wir sind!‹), aber der damit verbundene Aufwand an Zeit und Geld wird ›erschöpfend‹ sein und geht für konkrete Arbeit der Politik zur Überwindung von Benachteiligung verloren. (SZ 30.03.b)

125 Diese Argumentationsweise steht im Zusammenhang mit der von Lessenich (2023: 106–109) so genannten linken Kritik an Identitätspolitik. Die Fokussierung auf vermeintliche Minderheitenthemen und von Kritiker*innen so verstandene identitätspolitische Themen führe zu einer »Spaltung des linken Lagers« (FAZ 21.03.b) und einer Entfremdung dieser von ihrer angenommenen Kernklientel, der Arbeiterklasse. Auch in den analysierten Texten zeigt sich diese Argumentation im Gefahrentopos, insbesondere in der taz, die sich, wie in Kap. 8.3.3.4 bereits aufgezeigt wurde, sowohl mit der Partei Die Linke als auch mit linken Bewegungen allgemeiner beschäftigt. In einem Leserbrief wird bspw. von der Gefahr geschrieben, »dass uns bei aller Identitätspolitik nicht das Langzeitprojekt ›alternative linke Politik‹ um die Ohren fliegt. Und der Kahn mit Mann & Maus absäuft.« (taz 20.02.a).

126 Die postulierte Gefahr des ›abgelenkt-werden‹ verbindet sich mit dem Elitentopos zum Vorwurf einer gezielten Manipulation sowie dem Bild, dass es sich bei der Nutzung geschlechterbewusster Sprache durch Firmen und Institutionen um ein reines PR-Manöver aus Opportunismus (vgl. z.B. FAZ 24.06.a) handelt.

- 189) Die eigentliche Gefahr der Identitätspolitik – und damit auch einer grünen Regierung – ist, dass sich die Frage: ›Was ist politisch?‹ darin erschöpfen könnte, Verwaltungen, Sinfonieorchester und Regierungskabinette möglichst ›vielfältig‹ zu besetzen und Bestseller oder Wahlprogramme in achtsamer Sprache zu schreiben. Dass also ›Politisch-Sein‹ so in erster Linie zu einer Frage von gelungener PR in eigener Sache wird. (FAZ 07.06.a)

Verbunden mit der postulierten Gefahr der Ausgrenzung durch Gendern, wird von Gegner*innen auch der Topos der Angst¹²⁷ aufgerufen und somit eine Form des affektiven *Stancetaking*: »Unserer Autorin macht das ständige Gendern Angst.« (Welt 24.02.) Gendern wird in diesem Topos aufgrund des dadurch ausgelösten und deontisch negativen Affekts Angst abgelehnt. Die Zuschreibung genderbewussten Sprachgebrauchs zu einer besonders machtvollen, elitären und repressiv agierenden Gruppe erlaubt es zum einen, die vermeintliche Gefahr durch Gendern (bzw. durch die Nicht-Nutzung und die Reaktion darauf) als besonders groß darzustellen; zum anderen ermöglicht es, sich als Vertretung einer (unterdrückten) Mehrheit und somit als Widerstandskämpfer*in zu inszenieren:

- 190) Mit seiner scharf zurückgewiesenen Kritik an linker Identitätspolitik sprach Wolfgang Thierse (SPD) aus, was normale Menschen denken, aber sich nicht mehr zu sagen trauen. (Welt 17.05.a)
- 191) Über einzelne Wortungetüme könnte man ja schmunzeln, wenn diese Gendersprache nicht immer weiter in Behörden, Universitäten, Schulen oder anderen staatlichen Einrichtungen um sich greifen und zu Angst bei Andersdenkenden führen würde. (Welt 14.05.)
- 192) Unsichtbar aber bleiben die vielen, die aus Angst vor einer Ächtung, gegen die man sich eben nicht wehren kann, nicht so reden, wie sie denken, und nicht so forschen, wie sie gerne forschen würden. (FAZ 05.05.)

Mithilfe des Gefahrentopos bzw. des Topos der negativen Konsequenzen, der die negativen Konsequenzen einer Handlung nicht nur insinuiert, sondern mit einem epistemisch stärkeren *Stance* als erwartbar darstellt, wird der Angsttopos gestützt. Die Angst vor negativen Konsequenzen, bspw. vor Notenabzügen, bei der Nicht-Nutzung genderbewusster Sprache, wird als legitim, da begründet dargestellt; die Gefahr ist also groß und die Angst und dass »Kommilitonen und Freunde [...] durch die gendergerechte Sprache verunsichert« (Bild 06.04.) seien, entsprechend berechtigt:

- 193) Vielerorts werden Studenten genötigt, sich des Konstrukts der Gendersprache zu bedienen. Tun sie das nicht, riskieren sie Nachteile. (SZ 09.03.a)
- 194) Wer nicht gendert, dem drohen schlechtere Noten! (Bild 01.04.)
- 195) An der Uni Kassel drohen bei Nicht-Gendern schlechtere Noten (Bild 01.04.)
- 196) Denn wer nicht spurt, wer nicht doppelpunktet und also knackt, wird nicht gedruckt. (Welt 17.05.b)

127 Dieser ließe sich im Wengeler'schen Muster folgendermaßen formulieren: *Weil ein bestimmter Sprachgebrauch Angst hervorruft, ist er nicht zu nutzen bzw. seine Verbreitung zu verhindern.*

- 197) Wenn man nun die Redeweise von der Drohung, die vom Knacklaut ausgeht, zu stark findet, so kann ich noch Folgendes berichten. Es sind ja durchaus staatliche oder öffentliche Institutionen, die diese Expressions- und Appellprogramme befördern und damit schon ein gewisses Drohpotenzial haben: zum Beispiel der Senat von Berlin, die Humboldt-Universität, der Rat der Stadt Hannover, die Rundfunk- und Fernsehanstalten. (Welt 17.05.b)

8.4.8.3 Gefahren für die Wissenschaft – Diskursverschränkung ›Cancel Culture‹

Die bereits auf lexikalischer Ebene (vgl. Kap. 8.3) angesprochene Diskursverschränkung mit dem Diskurs um sogenannte ›Cancel Culture‹ oder Identitätspolitik zeigt sich auch auf argumentativer Ebene im Gefahrentopos, wenn genderbewusste Sprache als Gefahr für die Meinungsfreiheit und die Wissenschaft im Speziellen beschrieben wird. Sie steht zudem in Verbindung mit dem Topos der Angst, in dem Angst vor negativen Konsequenzen thematisiert werden. Geschlechterbewusste Sprache wird im Zusammenhang mit dem Gefahrentopos als Teil von und Symbol für eine Ausweitung der Identitätspolitik an Universitäten verstanden:

- 198) An deutschen Universitäten ist eine Atmosphäre der Konformität und Intoleranz entstanden – mit Vorschriften zum Sprachgebrauch bis hin zur Frage, wer auftreten darf. (Welt 11.04.)

Gestützt durch den Elitentopos und aufbauend auf die dieser Minderheit zugeschriebenen Macht und dem von dieser ausgehenden Zwang und Zensur¹²⁸, wird eine Gefahr für Lehre und Forschung erklärt, die »man mit einer ›Vorabschere im Kopf und Denkverboten‹ nicht vorantreiben« (Welt 11.04.) könne.

- 199) Das bedeutet die Ausbreitung des Duckmäusertums und der Heuchelei in die Wissenschaft. Man macht seinen Kotau vor Diversität, Gender und europäischer Universalschuld und versucht, dahinter verborgen doch noch etwas von dem zu retten, was einem eigentlich wichtig ist. Oder man ergibt sich völlig dem Druck und liefert das Geforderte. In beiden Fällen verstärkt man die schon vorhandene Tendenz. (FAZ 05.05.)

Die Insinuation von Gefahr für die Wissenschaft und Meinungsfreiheit durch Gendern ermöglicht es den Gegner*innen wiederum, sich als Widerstandskämpfer*innen und Bewahrer*in der Demokratie zu inszenieren: »Wir werden niemandem erlauben, Meinungsfreiheit an Schulen und Universitäten einzuschränken [...]« (Welt 19.04.). Gleichzeitig wird durch Lexeme wie »Vorabschere« oder »dahinter verborgen« einer potenziellen Prüfung oder Aufforderung, Belege zu liefern – wie es im öffentlichen Diskurs, wenn auch nicht im Zeitungskorpus, vorkommt¹²⁹ – ein Riegel vorgeschoben: Wenn Gedanken einer *Vorabschere* zum Opfer fallen oder nur im Verborgenen passieren, kann und muss ebendiese behauptete Zensur auch nicht belegt werden.

128 Illustriert beispielhaft auch in folgendem, bereits weiter oben angeführten Beleg: »Denn wer nicht spurt, wer nicht doppelte Punkte und also knackt, wird nicht gedruckt.« (Welt 17.05.b).

129 Vgl. dazu den Exkurs zu Talkshows in Kap. 9.3. Anatol Stefanowitsch fordert in der analysierten phoenix-Sendung Judith Sevinç Basad mehrfach dazu auf, Belege für den von ihr behaupteten Zwang zu präsentieren.

8.4.9 Topos der Diskriminierung

Weil ein bestimmter Sprachgebrauch (nicht) diskriminierend ist, sollte er (nicht) genutzt werden.

In engem Zusammenhang mit dem Gefahrentopos und dessen Spezifizierung, dass es durch Gendern zum Ausschluss von Menschen komme, steht der Topos der Diskriminierung. Dieser wird sowohl von der Pro- als auch der Kontra-Seite genutzt, um für bzw. gegen geschlechterbewussten Sprachgebrauch zu argumentieren. Codiert wurden in diesem Topos solche Belege, in denen bestimmte Sprachformen explizit als diskriminierend eingeordnet wurden sowie solche, in denen auf Diskriminierungsformen verwiesen wird. Die starke negative Deontik, die das Stigmawort Diskriminierung hat, macht den Topos wirkmächtig und erklärt, warum er von beiden Seiten eingesetzt wird.

Ablehnung des Genders wird mit dem Diskriminierungstopos legitimiert, indem diesem »neue Diskriminierungen [...] und Ausschlussdynamiken« (FAZ 25.05.a) zugeschrieben werden. Es handele sich um »[g]endergerechte Frauendiskriminierung«, so eine Überschrift in der FAZ (10.03.c). Neben der – mindestens potenziellen – Diskriminierung von Frauen, die sich aus der »durch sprachliche Markierung verordnete[n] Sichtbarkeit« (FAZ 07.03.) ergebe, wird die Unterdrückung des Maskulinums behauptet, wodurch »(ungewollt?) einem Sexismus mit nunmehr umgekehrten Vorzeichen Vorschub geleistet« (SZ 26.05.a) werde – diskriminiert würden durch genderbewussten Sprachgebrauch nun Männer bzw. es bestehe die Gefahr, dass diese in Bälde nicht mehr genannt seien:

- 200) ›Das Weglassen spezifischer männlicher Endungen‹ sei kein Vorteil, sondern gestalte sich ›als fortgesetzte Diskriminierung‹ [...]. (Welt 19.05.a)
- 201) Der Tag ist nicht mehr fern, wo der Knacklaut ›vergessen‹ wird und es nur noch ... (siehe oben) [Demonstrant*innen, Ministerpräsident*innen, Expert*innen, Virolog*innen, Ärzt*innen, Senior*innen; P. M.] ohne Knacklaut gibt. So schon geschehen bei den ›Ministerpräsidentinnen‹ in der ›Heute‹-Sendung bei Theo Koll. Männer sind auf der ganzen Linie die Verlierer im Kampf gegen die Krieger*innen im Krieg der Sternchen! (SZ 16.02.)

Diese, in den Belegen 200) und 201) postulierte Diskriminierung von Männern und Jungen durch geschlechterbewusste Sprache und die Schuldzuweisung für diese an Frauen und Feminist*innen gilt Beck (2020: 94) als ein weit verbreitetes »Diskursmittel antifeministischer Mobilisierungen«.

Befürworter*innen genderbewussten Sprachgebrauchs dagegen erklären die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums zu einer diskriminierenden Handlung: Nicht mitgemeint zu sein bzw. nicht in Sprache vorzukommen, sei abwertend und diskriminierend und Formen genderbewussten Sprachgebrauchs somit »diskriminierungssensibler« (taz 22.06.), weshalb sie verwendet werden sollten:

- 202) Es geht ja darum, ob ich vorkomme in der Sprache. Wenn nicht, ist das Diskriminierung«, sagt Lann Hornscheidt. (FAZ 06.02.)
- 203) Das generische Maskulinum, sagt Blu, sei diskriminierend. (FAZ 06.02.)
- 204) [...] in sprachlichen Darstellungen nicht mitgemeint zu sein, ist [...] ausgrenzend und abwertend. (taz 06.03.)

Ebenjener Setzung, dass die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums diskriminierend sei, wird allerdings auch, unter anderem unter Rückbezug auf das sprechende Subjekt (vgl. Kap. 8.4.5.4 zu nicht-minimalen Selbstreferenzen), widersprochen und die daraus resultierende Notwendigkeit eines Sprachwandels negiert:

- 205) ›[...] ich fühle mich nicht diskriminiert, wenn da nur die einfache Variante steht.‹ (Bild 14.04.)
- 206) ›Die deutsche Sprache diskriminiert niemanden! Da braucht man keine neuen Formen wie Sternchen oder Unterstriche.‹ (Bild 02.03.b)

Während Kritiker*innen des Genders also die Diskriminierungsfreiheit der »einfache[n] Variante«, d.h. der Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums postulieren¹³⁰, wird von Befürworter*innen erklärt: »diskriminierungsfreies Schreiben [...] heißt ganz klar: keine männlichen Formen für alle Menschen« (taz 29.03.). Diskriminierungsfreiheit wird also dem je bevorzugten Sprachgebrauch zugeschrieben, während der Topos der Diskriminierung den je abgelehnten Sprachgebrauch als diskriminierend bestimmt. Entsprechend wird der Topos sowohl für pro als auch für kontra Argumentationen eingesetzt.

8.4.10 Topos der Mehrheit

Weil eine Mehrheit einen Sprachgebrauch (nicht) nutzt und unterstützt, ist dieser (nicht) zu nutzen und zu verbreiten.

Der Topos der Mehrheit zeigt sich in den untersuchten Texten zum einen meist explizit, da vielfach von »Mehrheit«, »mehrheitlich« oder »mehr als« zu lesen ist, zum anderen dient er beinahe ausschließlich der Ablehnung des Genders. Unter Bezugnahme auf die Mehrheit wird erklärt, dass genderbewusster Sprachgebrauch abzulehnen sei, da es die Mehrheit der Menschen auch so sehe bzw. nicht so spreche. Die frequente Verwendung des Mehrheitstopos weist dabei, ebenso wie die Bezugnahme auf ihn in Überschriften (Bsp. 210), auf die Relevanz des Topos in ablehnenden Argumentationen hin.

- 207) ›Ich [Laschet; P. M.] rede so, wie es die große Mehrheit der Menschen im Alltag tut‹ (Welt 05.06.)
- 208) Wie kommt irgendeine arme Seele darauf, dass es für diesen Nonsens eine breite Zustimmung gäbe? (Bild 02.03.b)
- 209) Die deutsche Bevölkerung lehne den Genderstern mehrheitlich ab. (Bild 10.01.)
- 210) Wie die Mehrheit spricht (Welt 06.06.c)
- 211) Die erdrückende Mehrheit der deutschsprachigen Medien verwendet bei Personenbezeichnungen fast immer das generische Maskulinum. (Welt 08.01.)

Der Mehrheitstopos wird dabei besonders häufig durch den Topos der Autorität im Sinne eines *backing* gestützt. Dafür wird auf verschiedene Umfragen und die darin festgestellte, mehrheitliche Ablehnung genderbewussten Sprachgebrauchs verwiesen:

130 Noch verstärkt durch eine All-Aussage mit dem exklamativ verwendeten Ausrufezeichen: »Die deutsche Sprache diskriminiert niemanden!« (Bild 02.03.b) in Beispiel 206).

- 212) [...] mehr als die Hälfte der deutschen Bevölkerung lehnt Umfragen zufolge das Gendern ab [...]. (Bild 01.04.)
- 213) Dabei halten 61 % der Deutschen den Neu-Sprech für Quatsch (»YouGov«-Umfrage, 2020). (Bild 14.04.)
- 214) Dabei belegen Umfragen, dass die Mehrheit der Deutschen das Gendern nicht unterstützt. Die Ergebnisse der verschiedenen Umfrageinstitute variieren deutlich. Die Zahl der Befürworter liegt zwischen 20 und 35 Prozent, die der Gegner zwischen 55 und 70 Prozent. Unter Frauen ist die Zustimmung je nach Umfrage bis zu 10 Prozentpunkte höher, doch stets spricht sich die Mehrheit der Frauen gegen das Gendern aus. (FAZ 25.03.a)
- 215) In Deutschland halten 65 Prozent der Bevölkerung einer Umfrage zufolge nichts von einer stärkeren Berücksichtigung unterschiedlicher Geschlechter in der Sprache. Die Befragung hatte Infratest Dimap Mitte Mai für die Welt am Sonntag erhoben. (taz 25.05.a)

8.4.10.1 Topos der Vielzahl

Neben dem Mehrheitstopos wurde auch ein Topos der Vielzahl¹³¹ als Unterkategorie codiert. Diesem wurden solche Belege zugeordnet, die nicht explizit von einer Mehrheit sprechen, sondern vielmehr von einer Vielzahl oder überwältigenden Zahl von Fällen. In solchen Belegen wird eine Mehrheit demnach nicht explizit als Begründung angeführt aber insinuiert; da es sich um viele Fälle handle, hätten diese besonderes Gewicht und legitimieren die ablehnende Haltung. Anders als im Mehrheitstopos geht es in diesen Belegen nicht nur um die Meinung einer Mehrheit von Menschen, sondern um vermeintlich alltägliches Wissen oder die Berufung auf eine verschieden geartete Vielzahl, bspw. »[t]ausende Unterstützer« (FAZ 06.02.) oder »hunderte Zuschriften« (Welt 06.03.). Behauptet wird damit also »[ü]berwältigende Zustimmung« (FAZ 06.03.b), auf die sich die Ablehnung stützt. Mithilfe von Anmaßungsvokabeln, wie bspw. dem Verweis auf »die deutsche Bevölkerung« (Bild 10.01.), »Kommilitonen und Freunde« (Bild 06.04.), die »Ohren vieler« (FAZ 13.03.a), die »Vorstellungen der meisten Bürger« (FAZ 16.06.a), »viele Menschen im Lande« (SZ 16.06.a) oder auch einfach »viele« (SZ 03.03.) wird insinuiert, dass der Großteil der Bevölkerung gegen genderbewussten Sprachgebrauch sei, diesen nicht nutze und ihm auch nicht im Alltag begegne. Wer sich darauf bezieht, kann somit einen »Volksvertretungsanspruch« behaupten, da er nicht nur für sich stehe, »wie die Reaktionen gezeigt haben« (FAZ 06.03.b), sondern sich als Symbol für die »normalen Menschen« (FAZ 10.03.a) (vgl. Kap. 8.4.13 zum Normalitätstopos) gerieren kann. Damit erfüllt der Topos der Vielzahl die Funktion, die Realitätsferne genderbewussten Sprachgebrauchs zu illustrieren, die Normalität des geschlechtsübergreifenden Maskulinums darzulegen und somit insgesamt, unter Berufung auf die Mehrheit der Menschen und ihre Erfahrung(en), Gendern abzulehnen:

- 216) Der Ärger über die Auswüchse der Genderideologie trifft sicher ein Grundgefühl in der Bevölkerung. (Welt 13.06.)

131 Im Wengeler'schen Muster ließe sich dieser folgendermaßen formulieren: *Weil eine Vielzahl von Menschen oder Fällen (sich) für bzw. gegen geschlechterbewusste Sprache (aus)spricht, ist sie (nicht) zu nutzen.*

217) Der Mainstream ist keineswegs auf dem Gender-Trip. (Welt 29.05.b)

Alle, die sich dennoch für geschlechterbewusste Sprache aussprachen, stellten sich demzufolge gegen ›die Bevölkerung‹ und ›die Sprachgemeinschaft, unter anderem 100 Millionen Muttersprachler des Deutschen weltweit‹, die die ›Deutungs- und Definitionshoheit über die deutsche Sprache‹ (Welt 08.01.) besäßen und ist somit aus dieser Ingroup ausgeschlossen, während sie damit bewusst in Kauf nähmen, ›dass sich ein großer Teil der Menschen sprachlich ausgegrenzt fühlt‹ (Bild 29.05.). Die Pro-Seite registrierte nicht, dass die ›überwiegende Mehrheit der Sprecherinnen und Sprecher des Deutschen das Gendern ablehnt‹ (FAZ 01.02.c) und setzte sich über die behauptete ›Volksmeinung‹ hinweg bzw. stellte sich gegen diese: ›Die Bevölkerung habe das Recht, ›dass gerade die mit Pflichtbeiträgen finanzierten Medien Rücksicht nehmen auf ihre Empfindungen und ihre Meinung‹.‹ (Bild 23.04.)

In zwei Texten wird der Topos der Vielzahl aber auch herangezogen, um sich für genderbewussten Sprachgebrauch auszusprechen, wenngleich es sich dabei um denselben Sachverhalt handelt. Kathrin Kunkel-Razum legitimiert die Änderungen im Online-Duden damit, dass ›Hunderte Nutzerinnen sich darüber, [sic!] seit Jahren‹ (SZ 06.03.) beschwerten:

218) Ihre Redaktion hätten seit einigen Jahren viele Zuschriften erreicht, in denen eine Gleichstellung der weiblichen Formen gefordert worden sei. (Welt 07.02.)

Die Topoi der Mehrheit und der Vielzahl werden also zusammenfassend in den Daten in der deutlichen Mehrzahl der Belege genutzt, um sich gegen genderbewussten Sprachgebrauch auszusprechen: Weil dieser von einer Mehrheit – belegt und somit besonders legitimiert durch (repräsentative) Umfragen im Sinne des Autoritätstopos – nicht gewollt werde, solle er keine Verbreitung finden und den Menschen nicht aufgezwungen werden. In Verbindung mit Anmaßungsvokabeln und dem Topos der Vielzahl wird dabei ein Vertretungsanspruch für die Mehrheit der ›normalen Menschen‹ und den ›gesunden Menschenverstand‹ erhoben, der wiederum die Ablehnung legitimiert und stärkt.

8.4.10.2 Anmaßungsvokabeln

Insbesondere im Topos der Mehrheit und der Vielzahl, aber auch bspw. mit dem Normalitätstopos verbunden ist ein Phänomen, dessen lexikalische Entsprechungen mit Felder (2018c) als ›Anmaßungsvokabel‹ bezeichnet werden können. Hartmann (2020: 36) beschreibt in seiner Untersuchung von Social Media-Kommentaren zu ›politisch korrekter‹ Sprache, unter anderem mit Blick auf die Diskurspartikel *halt*, etwas Ähnliches: ›What the patterns discussed so far have in common is that they tend to occur in unhedged declarative sentences, as the examples show.‹ Römer (2017: 15; Fußnote) nennt das Phänomen in Bezugnahme auf Stötzel (1980) ›realistische Diktion‹. Gemeinsam ist all diesen Bezeichnungen, dass sie das Phänomen beschreiben, dass etwas als eindeutiger Fakt dargestellt wird. Aus einer erklärten und als zweifelsfrei und offensichtlich aufgefassten Realität folgen Schlussfolgerungen und/oder Einstellungen in Bezug auf genderbewussten Sprachgebrauch zwangsläufig. Vor allem in Beiträgen und Leserbriefen von Kritiker*innen des Genderns und vor allem in denen der *Welt* und der *FAZ* zeigen sich entsprechende Belege.

Argumente werden dabei auch sprachlich in dem Sinne ausgestaltet, dass sie als unhinterfragbarer Fakt auftreten (vgl. auch Hartmann 2020: 36); Subjektivierungsmarker bspw., wie sie in Leserbriefen aufgrund der Textsorte erwartbar wären, zeigen sich – mit Ausnahme der nicht-minimalen Selbstreferenzen – wenig. Auf der sprachlichen Oberfläche wird die notwendige Subjektivität einer Meinungsäußerung zum genderbewussten Sprachgebrauch somit verdeckt. Die vermeintlich evidente Richtigkeit von Haltungen, die das Gendern ablehnen zeigt sich dabei z.B. in rhetorischen Fragen in Leserbriefen (vgl. auch Schröter 2021: 242)¹³², der überwiegenden Verwendung von Indikativen, mit denen in deklarativen Formulierungen vermeintliche Fakten wiedergegeben werden¹³³ und die Simplität des Sachverhalts behauptet wird¹³⁴ sowie Depersonalisierung.

Damit einher geht auch ein Alleinvertretungsanspruch; die jeweilige Perspektive wird als allein- und allgemeingültige gesetzt – während sie als *Perspektive* gerade ausgeblendet wird. Vielmehr gilt sie als Wirklichkeit, sodass ein »Konsens der Unhintergebarkeit« (Felder 2018c: 227) insinuiert wird. In der Folge

entsteht der Eindruck, dass der Sprecher im Besitz der Wahrheit, der Zuordnungsmacht im Verhältnis von Sprachzeichen und Bezeichnetem ist, weil Geltungsansprüche von Äußerungen unthematisiert bleiben. Unter demokratietheoretischem Gesichtspunkt entzieht sich der Sprecher so seiner »generellen Legitimationsverpflichtung« [...]. (Römer 2017: 15)

-
- 132 »Weshalb haben sie sich (eventuell wider besseres Wissen) dem moralischen und politischen Druck der Sprachaktivisten gebeugt? Gibt es in ihrem Kreis niemanden, der die Funktion des generischen Maskulinums als unmarkierte sexusneutrale Sammelform im Sprach-System erklären kann? Warum unterstützen sie eine Modeideologie, die sich bei näherer Betrachtung als undurchdachter Aktivismus am falschen Objekt entpuppt und in der praktischen Wirkung dem erklärten Anliegen, mehr Geschlechtergerechtigkeit zu erreichen, zuwiderläuft? Sehen sie nicht, dass beim Gendern eine feministische Agenda über ein gewachsenes und funktionierendes Sprachsystem gestellt wird und dass hier begründeter Ideologieverdacht besteht? Ist ihnen nicht klar, dass es sich beim Gendern um eine akademische Blüte handelt, die mit dem Sprachgebrauch der meisten Menschen nichts zu tun hat? Sehen sie nicht, dass eine Sprachpolitik von oben den natürlichen Sprachwandel manipuliert und verfälscht? Sehen sie nicht die Gefahr, dass das Gendern die Sprachgemeinschaft spaltet in solche, die sich als Avantgarde und als die »Guten« fühlen, weil sie gendern, und auf den Rest herabschauen, weil sie sich verweigern? Sehen sie darüber hinaus nicht die Gefahr, dass das Gendern zum sozialen Distinktionsmerkmal wird? Registrieren sie nicht, dass trotz jahrelanger Propaganda eine überwiegende Mehrheit der Sprecherinnen und Sprecher des Deutschen das Gendern ablehnt?« (FAZ 01.02.c); »Wer will schon diese Sprache lernen?« (FAZ 01.02.a); »Verschlucken solche Kollektiva nicht die Individuen, rufen sie nicht mentale Bilder von einer kühl-technisierten, entpersonifizierten Welt hervor und tragen damit zu einer Entwicklung bei, die durchs Internet und die Corona-Lockdowns sowieso schon bedenkliche Züge angenommen hat?« (Welt 07.04.).
- 133 »Ja, das ist es: ein autoritäres Unterfangen.« (FAZ 17.03.c); »Denn der Gender-Stern ist sprachwissenschaftlich nichts als purer Unsinn. Wer Freund*innen, Feind*innen, Student*innen schreibt, macht hier allein die feminine Form sichtbar; die maskuline (die in Sänger*innen und Leser*innen noch erkennbar sein möchte) blendet er aus. Geschlechterdiversität wird so nicht abgebildet; der Stern bedeutet lediglich ›Stern‹ und sonst nichts.« (FAZ 11.06.).
- 134 »Die Sache ist eigentlich ganz einfach. Für Arzt, Mieter, Apotheker etc. gibt es zwei Verwendungsweisen, die man in der Linguistik ›Lesarten‹ nennt [...]« (SZ 16.03.c).

Auf lexikalischer Ebene zeigt sich dies in den analysierten Texten unter anderem auch daran, dass, in Verbindung mit dem Mehrheitstopos, auf ›das Volk‹ oder »die Menschen« (z.B. Beleg 220) rekurriert wird. Die vorgebrachte, in der Regel ablehnende Haltung gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch gilt somit als vermeintlich repräsentativ für die Volksmeinung (vgl. dazu auch Mehrheits- und Normalitätstopos):

- 219) Die Macht über unsere Sprache. Die aber gehört dem Volk, und nicht einer Kaste von selbst ernannten Weltverbesserern, die glauben, dass sie auch die letzte Mini-Minderheit mit Neu-Sprech beglücken müssen. (Bild 13.04.)
- 220) Natürlich reden die Menschen in der Regel nicht so wie die Moralprediger in und um den Parteitag der Grünen oder in den Kommentaren der öffentlich-rechtlichen Medien. Sie reden ohne Gender-Stottern [...]. (Welt 15.06.b)

Zudem werden inter* Personen in Beispiel 221 vereinnahmt, um zu erklären, dass genderbewusster Sprachgebrauch ineffektiv sei. Es zeigt sich an dieser Stelle ein *Sprechen für*, also ein Vertretungsanspruch, ohne dass tatsächlich Wissen über die Positionierung der vermeintlich Vertretenen bestünde (sichtbar auch an der Verwendung des Konjunktivs):

- 221) Die meisten jener Menschen, die dieses biologische Anderssein aufweisen, leiden daran wohl eher still — und sie haben in ihren Problemen mein Mitgefühl. Aber wohl die wenigsten dürften sich praktische Abhilfe erhoffen durch eine andere Sprache. (SZ 30.03.a)

Felder (2018c: 216–217) zufolge sind Anmaßungsvokabeln keine gängige Figur der politischen Auseinandersetzung und »einer pluralistischen Gesellschaft mit einer demokratischen Aushandlungskultur nicht gemäß«. Sie werden von Schutzbach (2018: 43–45) denn auch als rechtspopulistische Diskursstrategie gewertet. Der möglichen Debatte um die Notwendigkeit und (In-)Effektivität des Genders wird durch ihre Verwendung somit von vornherein eine Absage erteilt, es besteht aufgrund der jeweils vertretenen, vermeintlich einzig richtigen Meinung keine Notwendigkeit dazu. Zu dieser Inszenierung tragen Topoi wie die der Normalität, Mehrheit oder Ideologie deutlich bei: Da die Gegenseite (in den meisten Fällen der Belege die, die sich für genderbewussten Sprachgebrauch ausspricht) offensichtlich falsch läge, eine ideologische und anormale Minderheitenmeinung vertrete, die keinerlei wissenschaftlichen Ansprüchen genüge und darüber hinaus weder umsetzbar (Topos der Umsetzbarkeit, Kap. 8.4.15) noch realitätsnah (Topos der Realitätsferne, Kap. 8.4.14) sei, bestehe nicht einmal die Notwendigkeit einer Debatte.

8.4.11 Topos der Minderheit

Weil genderbewusster Sprachgebrauch nur eine Minderheit betrifft oder nur von dieser gefordert wird, ist es weniger bzw. nicht relevant, der Forderung nachzukommen.

Neben dem Mehrheitstopos findet sich in einigen Belegen ein Minderheitstopos, der als Gegenstück bzw. Ergänzung zu diesem interpretiert werden kann. Minderheitenschutz wird zwar betont, der Respekt gegenüber der Mehrheit diesem aber gegenübergestellt. Die Mehrheit dürfe nicht zugunsten einer kleinen Minderheit übergangen werden:

- 222) Dass Minderheiten – zu denen Frauen natürlich nicht zählen – mit ihren Bedürfnissen geschützt werden müssen, steht außer Frage. Aber das heißt im Umkehrschluss nicht, dass die Einstellungen und Wünsche der Mehrheit deswegen weniger wert sind. (Welt 30.05.d)

Zugeordnet wurden diesem Topos solche Textstellen, in denen, äquivalent zum Mehrheitstopos, von »Minderheit« gesprochen wird oder geringe Zahlen und Prozentwerte genannt werden. Die behauptete Marginalität der Gruppe wird in den Belegen durch Adverbien wie *nur* verstärkt.

Auch der Minderheitentopos greift zur Stützung auf einen Autoritätstopos und darin den Verweis auf Umfragen zurück. Diese legitimieren die Ablehnung genderbewusster Sprache wie im Mehrheitstopos damit, dass nur eine Minderheit sich dafür ausspreche bzw. es sich um die »Anmaßung einer kleinen Gruppe« (Bild 23.04) handele, wie es in einer Überschrift eines Artikels in der *Bild*-Zeitung heißt.

- 223) Einer Umfrage von YouGov aus dem Februar zufolge plädieren nur 14 Prozent der Befragten aktiv für gegenderte Sprache. (Welt 06.06.c)

Zudem wird mit Verweis auf das Ziel der »Abbildung einer verschwindend kleinen Zahl von Menschen mit einem selbst definierten dritten Geschlecht« (Welt 23.05.) die Irrelevanz der Forderung insinuiert bzw. erklärt, dass es sich bspw. bei Neopronomen um »ein Nischenphänomen« (Welt 28.04.) handele.

- 224) Dabei handelt es sich doch um einen kaum nachvollziehbaren Sturm im Wasserglas eines zahlenmäßig kaum überschaubaren [sic!] Teils elitärer Diverser. (FAZ 14.02.b)

Topos der Elite

Unter den Minderheitentopos lässt sich zudem der Topos der Elite subsumieren.¹³⁵ In diesem Fall ist die Minderheit, die genderbewussten Sprachgebrauch nutzt und fordert, weiter spezifiziert und als Elite beschrieben. Auch dieser Topos wird vor allem von Kritiker*innen des Genders genutzt. Die Ablehnung bezieht sich dabei auf die indexikalischen Zuschreibungen, die genderbewussten Sprachgebrauch Sphären der Bürokratie, der Universität, des Journalismus oder der Politik zuschreiben, die von der Lebensrealität (s. Topos der Realitätsferne) und den Problemen (s. Topos der Irrelevanz) der »einfachen Leute« entfernt seien.

- 225) Welche Perspektive die kleine Berliner Duden-Redaktion in Sachen Gendersprache vertritt, ist längst kein Geheimnis mehr [...]. (Welt 08.01.)
- 226) Die [Macht über die Sprache] aber gehört dem Volk, und nicht einer Kaste von selbsternannten Weltverbesserern, die glauben, dass sie auch die letzte Mini-Minderheit mit Neu-Sprech beglücken müssen. (Bild 13.04.)
- 227) Beim Gendern handelt es sich um einen orchestrierten Eingriff einer elitären Minderheit. (Bild 30.06.)

135 Formulieren lässt sich dieser so: *Weil die Nutzung geschlechterbewussten Sprachgebrauchs eine Forderung einer Elite ist, ist diese abzulehnen.*

- 228) Die Fixierung auf das Geschlecht – auch in der Sprache – feiert ihr unschönes Comeback. Vorangetrieben wird es von einer politisch korrekten Minderheit, deren Größe längst in keinem Verhältnis mehr zu ihrem Einfluss an Schulen, Universitäten, Kulturinstitutionen und in den Medien steht. (Welt 22.06.)

Gendern wird mithilfe des Elitentopos nicht nur aufgrund der Zuschreibung eines abgehobenen und elitären Verhaltens abgelehnt, sondern mithilfe der Verknüpfung zum Topos des Zwangs auch, weil es als top-down Verordnung konzeptualisiert wird. Befürworter*innen werden dabei als besonders machtvoll imaginiert. Auch in den Belegen 229) und 230) des Minderheitentopos wird der Pro-Seite durch Gegner*innen des Genderns besonders viel (institutionelle) Macht zugeschrieben. Gegenüber diesen Akteur*innen stilisieren sich die Subjekte in den zwei Beispielen selbst als (Teil einer) Minderheit und Opfer, während diejenigen, die sich für genderbewussten Sprachgebrauch aussprechen, als besonders einflussreich verstanden werden:

- 229) Ich bin vehement dagegen und lade gern den Zorn der ganzen Nation dafür auf mich – ist mir vollkommen egal. (FAZ 04.06.)
- 230) Gegen hauptberufliche Gender-Beauftragte und ganze Sendeanstalten fühle ich mich als alleinerziehende Mutter sehr zeitknapp und allein. (Welt 24.02.)

Gegen die Zuschreibung besonderer Macht an die Pro-Seite in diesen Belegen könne man sich mit weniger Ressourcen, »als alleinerziehende Mutter« (Welt 24.02.) nur schwer wehren. Es findet eine Selbststilisierung als David im Kampf gegen einen imaginierten ›Goliath des Genderns‹ statt, die der eigenen Position Legitimität verschafft, da sie eine Handlung aus tiefster Überzeugung, bis hin zur Opferbereitschaft, behauptet. Zudem wird aus dieser Minderheitenposition Widerstand gegen die vermeintlich übermächtige Gegnerin legitimiert und gefordert: »Aber ich will diese Sprache verteidigen! Sie soll nicht zerstört werden – und es muss doch mehr Menschen geben, die das nicht zulassen wollen.« (Welt 24.02.)¹³⁶

Neben dem Topos der Vielzahl, der dem Mehrheitstopos zugeordnet wurde, gibt es auch Textstellen, die mit der Marginalität von Fällen argumentieren und damit die Irrelevanz sowie Anormalität genderbewussten Sprachgebrauchs hervorheben. Gestützt werden diese Charakterisierungen durch den Topos der Minderheit, weil es sich um eine geringe Zahl an Fällen handele:

- 231) Selbst in öffentlich-rechtlichen Sendungen, die zum Teil wegen Gendersprechpausen in die Kritik geraten sind, ist die Genderei bislang ein überbewertetes Randphänomen. (Welt 08.01.)
- 232) So hat der Sprachwissenschaftler Helmut Berschin kürzlich eine Sendewoche der 19-Uhr-Ausgabe der ›heute‹-Nachrichten ausgewertet. [...] Die Genderquote lag bei genau elf Prozent. (Welt 08.01.)
- 233) Noch geringer ist offenbar die Genderfreudigkeit in den Nachrichten des Deutschlandfunks, der ebenfalls in die Kritik geraten war: 3,7 Prozent Genderquote, das zeigt eine Welt-Auswertung. [...] Doppelnennungen gab es genau drei: Soldatinnen und Soldaten, Pflegerinnen und Pfleger, Patientinnen und Patienten. (Welt 08.01.)

136 Zur konzeptuellen Metaphorik des Kampfes in diesem Beleg s. auch Kap. 8.5.2.1.

Durch die Untersuchung journalistischer Erzeugnisse wird der Topos dabei (neben der aufgerufenen Autorität von »Sprachwissenschaftler Helmut Berschin«) im Sinne eines Topos des Mehr-Weniger¹³⁷ als *backing* gestützt: Wenn sogar die heute-Nachrichten sowie der Deutschlandfunk und – wie es im weiteren Kontext heißt – auch die *tageszeitung* nur in einer derart geringen Anzahl von Fällen gendern, obgleich insbesondere diesen Institutionen genderbewusster Sprachgebrauch zugeschrieben wird, handelt es sich um anormalen und wenig verbreiteten Sprachgebrauch. Der Argumentation zufolge müsse er im allgemeinen Sprachgebrauch daher erst recht keine Verbreitung finden.

8.4.12 Topos des Zwangs

Weil die Nutzung geschlechterbewusster Sprache unter Zwang geschieht und Zwang bedeutet, sollte genderbewusste Sprache keine Verbreitung und Verwendung finden.

Der Topos des Zwangs greift die Konzeptualisierung geschlechterbewusster Sprache als Sprache, die von einer elitären Minderheit totalitär »durchgedrückt« (Welt 30.05.b) werde, auf und verstärkt sie. Zugeordnet wurden diesem Topos solche Textstellen, in denen von Zwang oder erzwungenem Verhalten in Bezug auf genderbewussten Sprachgebrauch die Rede ist und Gendern aufgrund dessen abgelehnt wird:

- 234) Das Aufzwingen einer Sprache (Bild 07.05.)
- 235) Aufgezwungenes, »von oben« verordnetes »Gendern« ist die Vergewaltigung von Sprachen, die sich über Jahrhunderte frei entwickeln durften. (SZ 26.05.a)
- 236) »Niemand sollte in Deutschland gezwungen werden, zu gendern!« (Bild 29.05.)
- 237) Es geht nicht um harmlosen Sprachwandel und Freiwilligkeit, sondern um Sprachzwang. (Welt 06.06.c)
- 238) Sprache per Zwang und Druck zu normieren, führt in die Unfreiheit. Es gibt keinen freien Sprachzwang. (Welt 24.02.)
- 239) Genderpflicht am Küchentisch (SZ 19.06.c)

Die indexikalische Zuschreibung, dass es sich bei der Gruppe der Befürworter*innen genderbewusster Sprache um eine elitäre Gruppe mit besonders viel Diskursmacht handle, wird durch den Zwangstopos gestärkt, baut aber auch darauf auf. Diese Macht sei so groß, dass sie sogar in der Lage sei, Diskursautoritäten (vgl. zum Topos der Autorität Kap. 8.4.5) wie den Duden in die Unterwerfung zu zwingen:

- 240) Es ist mir ein Rätsel, wie eine immerhin maßgebende und mit Autorität ausgestattete Institution wie der Duden unter dem Druck von Sprachaktivisten einknicken kann, die wenig Ahnung von Sprache haben, sich aber dafür die moralische Oberhoheit und die Diskursmacht anmaßen. (FAZ 01.02.c)
- 241) Dahinter steckt ein nahezu totalitaristischer Anspruch, der nun sogar noch hoffähig gemacht werden soll, indem selbst der Duden vor ihm auf die Knie geht und vermeintlich gendergerechte Anpassungen vornehmen will. (FAZ 28.01.)

137 Kienpointner (2017: 192–193) verweist zur Erläuterung des Topos des Mehr-Weniger auf Aristoteles, der die Schlussregel folgendermaßen formuliert: Wenn eine Eigenschaft eher X als Y zukommt und für X nicht zutrifft, trifft es erst recht nicht für Y zu.

Frequent sind neben Belegen, in denen explizit von »Zwang« die Rede ist auch solche, die Gendern mit Bevormundung, dem Synonym Gängelung (vgl. DWDS o.J. *gängeln*) oder »Drangsalierung« (Bild 01.04.) und dem Stigmawort *Umerziehung* (vgl. Blum 2019; Baader 2020; Diskursatlas o.J.)¹³⁸ der Sprecher*innen gleichsetzen:

- 242) Einige fühlen sich erzogen und bevormundet (SZ 11.06.a)
- 243) Freiheit statt Bevormundung! (Bild 06.04.)
- 244) Das [diese künstlichen Pausen mitten in Worten; P. M.] [...] hat auch was von einem groß angelegten Umerziehungsprogramm. (Bild 21.03.)
- 245) [...] den Sprechern vorzuschreiben, wie sie ihre Sprache zu gebrauchen haben, ist ein aussichtsloses Unterfangen. Und ein autoritäres dazu, denn es liefe im Wort-sinn auf ihre Entmündigung hinaus. (FAZ 04.03.)
- 246) Die Mehrheit fühlt sich gegängelt (FAZ 16.06.a)
- 247) Die künstliche Gender-Sprache gängelt viele Menschen. (Bild 30.06.)

Ausgeübt wird der vermeintliche Zwang zu genderbewusster Sprech- und Schreibweise dabei, den Belegen zufolge sowohl von einer elitären Minderheit aus »Genderaktivisten« (SZ 19.06.c) als auch vom Staat. Insbesondere staatlicher Zwang ruft dabei Assoziationen zu Totalitarismus bzw. Diktaturen und Vergleiche zu Orwell auf: »Ich fühle mich zunehmend an Orwell und an die chinesische Gesinnungsdiktatur erinnert.« (FAZ 10.03.b) Auch die Beschreibung des, in dieser Perspektive verordneten Sprachwandels als »Kulturrevolution« (Welt 07.03.a) legt die Assoziation mit dem kommunistischen China oder der DDR und somit mit (staatlicher) Repression und der Gefahr eines drohenden Totalitarismus nahe (vgl. DWDS o.J. *Kulturrevolution*; Schubert & Klein 2020). Zudem wird auch über die Verwendung von Begriffen wie »Sprach-Befehl« (Bild 13.04., 14.04) oder »Zensur« (Welt 24.02.) und »Unterwerfung« sowie »verordnete Sprache« (FAZ 22.02.) eine ebenso machtvolle wie repressive Obrigkeit imaginiert, die »das Volk« zu einem bestimmten Sprachgebrauch zwingt und andere Formen des Sprechens unterdrückt. Entsprechend ermöglicht es der Zwangstopos, Kritik an und Ablehnung von genderbewusstem Sprachgebrauch als legitimen Widerstand gegen die »Unterwerfung« (FAZ 14.01.) unter den »geforderten Denk- und Sprachduktus« (FAZ 05.05.) darzustellen. Der Zwang erstreckt sich diesen Zitaten und dem Vergleich mit Orwell zufolge nicht nur auf eine bestimmte Sprache, sondern soll mit dieser auch »Denkweisen umsteuern« (FAZ 14.01.). Der Widerstand richtet sich daher nicht nur gegen einen vermeintlichen Zwang in Bezug auf Sprache, sondern auch auf eine veränderte Art des Denkens. Dies ist wiederum anschlussfähig an die Konzeptualisierung der Befürworter*innen genderbewusster Sprache als dogmatische Ideolog*innen (vgl. Kap. 8.4.4 zum Ideologietopos bzw. -vorwurf) oder missionarisch. In der Verbindung des Zwangstopos mit denen der Elite und

138 Baader (2020: 137) weist darauf hin, dass »Umerziehung« ein Kampfbegriff der Neuen Rechten sei. Wenngleich eine umfassende Rekonstruktion der Begriffsgeschichte noch ausstehe, verweise der Begriff auf totalitäre Regime, da er sowohl im Nationalsozialismus (mit Bezug auf einige Konzentrationslager) als auch in der DDR (mit Bezug auf Erziehungsheime) genutzt wurde. Zudem werde »Umerziehung« auch verwendet, um über die ReEducation-Programme nach dem Zweiten Weltkrieg zu sprechen. In diesem Fall aber werde die Verwendung auch kritisiert und alternative Übersetzungen vorgeschlagen.

der Manipulation zeigen sich in den Daten auch Anklänge von Verschwörungserzählungen.¹³⁹ Der von einer Elite bzw. »von gewissen Kreisen« (Welt 05.03.) ausgehende Zwang zu genderbewusstem Sprechen diene nicht der Gleichberechtigung, sondern es »geht [...] in Wahrheit nur um eins: Macht« (Bild 13.04.): »Denn über die Sprache will man in die Köpfe. In sie soll ein neues, vermeintlich politisch korrektes Denken eingepflanzt werden.« (Bild 13.04.) Die ablehnende Berichterstattung, insbesondere in der *Bild*, geriert sich dabei als Widerstandskampf und geheime Machenschaften enthüllend (»in Wahrheit« [Bild 13.04.]; »jetzt kommt raus: Klammerheimlich brütet [...]« [Bild 14.04.]; »aus einem internen Sachstandsbericht (»Vertraulich«)« [Bild 14.04.]).

- 248) Anders als Fichte geht es diesen Befürwortern der Gendersprache dabei nicht darum, mit einer bewussten Veränderung der deutschen Grammatik das Leistungsprinzip in der Gesellschaft zu stärken oder einen Umstand grammatisch genau zum Ausdruck zu bringen, sondern um Umerziehung und letztendlich die Zerstörung unserer deutschen Sprachkultur. (Welt 14.05.)
- 249) Weitgehend ohne Wissen der Öffentlichkeit wurden intransparente Strukturen geschaffen, die nicht selten staatlich finanziert sind und die dort erdachten Konzepte in die Gesellschaft tragen. Das ist keine Verschwörungstheorie. (Welt 30.03.)

Die Insinuation von Zwang zeigt sich darüber hinaus ebenfalls in der Verwendung der Modalverben *sollen* und *müssen*:

- 250) So sollen wir jetzt reden (Bild 17.06.)
- 251) Bremer Verwaltung soll »überall« gendern (Welt 11.04.)
- 252) Müssen wir bald alle gendern?¹⁴⁰ (FAZ 06.02)

Bei den Belegen 250) und 251) handelt es sich um Überschriften von Artikeln; der Zwangstopos ist im Diskurs um genderbewussten Sprachgebrauch also nicht nur frequent, sondern auch relevant gesetzt. Im Beispiel 251) wird der Zwang zu gendern zudem als allumfassend beschrieben und verstärkt somit mögliche Assoziationen zu einer allumfassenden Macht und Unterdrückung – es gibt, so insinuiert die Überschrift, für die Bremer

139 Blum (2019: 45; Fußnote) hält fest, dass zu den zentralen Argumentationsmustern von Verschwörungstheorien unter anderem gehöre, dass »einer kleinen aber machtvollen Gruppe unterstellt [wird], die Menschen über den Tisch zu ziehen«. Zudem ist die Gegenüberstellung einer Minderheit, die die Mehrheit unterdrücke ein weiteres zentrales Motiv von Verschwörungserzählungen: »Zentrale Botschaft von Verschwörungstheorien ist stets die angebliche Feindschaft der Minderheit gegen die Mehrheit; die Aktionspläne der Minderheit werden »aufgedeckt«, um Erklärungen zu finden [...] oder als Beweis für die Beherrschung der Welt durch finstere Mächte.« (Benz 2007: 15) Insofern als die Elite, der die Durchsetzung genderbewussten Sprachgebrauchs zugesprochen wird, in den untersuchten Daten meist beschrieben bzw. in Medien, Politik und Universitäten verortet und somit in Teilen doch definiert wird, lässt sich zwar im untersuchten Korpus eher von populistischer Rhetorik (vgl. Müller 2017) sprechen als von Verschwörungstheorien. Dennoch gibt es einige Belege, die bspw. von »gewisse[n] Kreise[n]« (Welt 05.03.) sprechen, sowie davon, dass »eine Sprachpolitik von oben den natürlichen Sprachwandel manipuliert« (FAZ 01.02.c) und Sachverhalte unterschlage (vgl. Welt 08.01.) und insofern Ähnlichkeiten zu Verschwörungserzählungen aufweisen.

140 Zum Topos der Gefahr, der in diesem Beleg auch aufscheint s. Kap. 8.4.8.

Verwaltung keinen Ort, an dem sie nicht gendern soll. Dieses Beispiel zeigt darüber hinaus, dass Leitfäden als sprachnormierend und Zwangsinstrumente verstanden werden: »Sprachregelungen wurden erlassen, die auch gendergerechte Sprache vorschreiben.« (Welt 11.04.)

Der vorgebliche Zwang zur und durch Nutzung genderbewusster Sprache wird durch deren Befürworter*innen, insbesondere im Kontext von Leitfäden oder angesichts von Genderformen in journalistischen Formaten aber auch explizit negiert. Als Topos der Kritiker*innen ist er somit bekannt und kann durch die Pro-Seite verhandelt und zurückgewiesen werden:

- 253) ›Wir legen Wert darauf zu sagen, dass das keine Regel ist, die wir verordnen‹, betonte sie im BILD-Interview. (Bild 09.01.)
- 254) Die Verwendung in der Verwaltung soll auf freiwilliger Basis erfolgen. Es soll niemand zum ›gendern‹, also Verwendung der ›geschlechterneutralen Sprache‹, gezwungen werden. Entsprechende ›Hinweise‹ statt ›Anordnungen‹ oder ›Pflichten‹ gehen bald durch die Behörden. (Bild 15.06.b)
- 255) Sie halte aber nichts davon bestimmte Formulierungen von, Schreibweisen zu verordnen: ›Die Leute sollen das wählen, was sie für richtig, wichtig und mit Hinblick auf die Adressatengruppe für angemessen halten.‹ (FAZ 26.01.)
- 256) Wie gesagt: Es ist nicht unsere Art, unsere Zuschauer zu bevormunden oder zu erziehen. Wenn wir neue Horizonte öffnen möchten, beim Thema Nachhaltigkeit oder beim sprachlichen Umgang mit dem Thema Geschlechtergerechtigkeit, dann tun wir das behutsam und immer auf Augenhöhe. (FAZ 24.06.b)

Ebenjene Negation und Kontrastierung, dass es sich bspw. bei Leitfäden im Speziellen und genderbewusstem Sprachgebrauch im Allgemeinen nicht um Zwang, sondern um Empfehlungen und Freiwilligkeit handele, wird aber von den Kritiker*innen wiederum explizit zurückgewiesen. Erneut wird dabei auf Macht und top-down Verordnungen abgestellt, die indirekten Zwang ausüben:

- 257) Wenn der Vorgesetzte sagt: ›Hier ist ein Hinweis, so sollten Sie geschlechtergerecht schreiben‹, wer wehrt sich denn dagegen? Das ist indirekter Zwang! (Bild 30.06.)

Auch von Befürworter*innen wird der Topos des Zwangs – allerdings deutlich weniger frequent – genutzt. Mit diesem lehnen sie Verbote genderbewusster Sprache bzw. Regulierungen zu deren Nutzung, bspw. an Schulen und Behörden, wie sie von Christoph Ploß oder Friedrich Merz gefordert wurden, ab, indem diese als Zwangsmaßnahme konzeptualisiert werden. Verbote seien demnach eine Form von Zwang, die abzulehnen sei:

- 258) Spätestens hier könnte dem Amish Man aus Brilon auffallen, dass nicht nur seine Gegner, sondern auch seine Idole mit ›Zwang‹ arbeiten. (taz 26.04.b)

Die argumentative Nutzung des Zwangstopos scheint, wie auch die explizite Zurückweisung der Zuschreibung von zwangvollem Verhalten durch Befürworter*innen in den Beispielen 253) bis 256) zeigt, vor allem mit den Gegner*innen genderbewusster Sprache assoziiert zu werden, da er, ähnlich wie der Topos der Irrelevanz in der *taz* parodierend aufgegriffen wird:

- 259) Denn Feminist:innen haben die Macht in der Welt übernommen und verfolgen nur ein einziges Ziel: Genderzwang für alle! An der Aussage ist natürlich nichts dran, doch regelmäßige Leser:innen von Zeit, FAZ oder Springer-Medien könnten diesen Eindruck bekommen, wenn man beachtet, mit welcher Regelmäßigkeit und Verve dort gegen geschlechtergerechte Sprache gewettert wird – und das seit Jahren. (taz 11.02.)

8.4.13 Topos der Normalität

Weil ein bestimmter Sprachgebrauch normal ist, kann und sollte er genutzt und nicht verändert werden.

Auf den Topos der Normalität greifen sowohl Befürworter*innen als auch Kritiker*innen des Genders in den Daten zurück. Zugeordnet wurden dem Topos solche Belege, in denen verschiedene Sprachformen als normal, selbstverständlich oder alltäglicher Sprachgebrauch charakterisiert wurden.

Auf der Pro-Seite wird genderbewusster Sprachgebrauch als verbreitet bzw. als sich im Prozess der Normalisierung befindend beschrieben:

- 260) Dabei ist der Stern längst in der Gesellschaft angekommen: Ein großer Musikstreamingdienst nutzt ihn, diverse Stadtverwaltungen und immer mehr Medien tun es auch. (SZ 30.01.)
- 261) Gendern, das mag nicht jedem gefallen, das muss aber jeder aushalten, gehört zu dieser Vielfaltigkeit dazu. Gendern gehört zu Deutschland. (Welt 26.04.b)
- 262) Verwenden wir nicht längst mit der größten Selbstverständlichkeit Wörter wie ›Kauffrau‹ oder die Anrede ›Bundeskanzlerin‹, die erst 2004 in den ›Duden‹ aufgenommen wurde? (FAZ 21.03.b)
- 263) [...] in einer Welt, in der Gendersternchen langsam normal werden. (SZ 22.05.)
- 264) Die Zeit des generischen Maskulinums sei endgültig vorbei (Welt 14.01.)

Weil Asterisk bzw. Gendern so verbreitet seien und von vielen genutzt würden und mo-vierte Formen wie *Bundeskanzlerin* normal seien, sei eine Nutzung demzufolge unproblematisch. Gestützt wird dieser Topos der Normalität dabei durch den Autoritätstopos und Verweise auf Institutionen (Duden, Musikstreamingdienst, Stadtverwaltungen und Medien).

Kritiker*innen genderbewussten Sprachgebrauchs dagegen negieren die Normalität des Genders und stellen vielmehr die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums als normal dar – in der Regel allerdings, ohne dieses explizit zu nennen. Vielmehr ist die Nicht-Nennung und Kontrastierung mit Gendern ein weiterer Beleg für die Normalität des geschlechtsübergreifenden Maskulinums:

- 265) Unserer Autorin macht das ständige Gendern Angst. Sie will die normale, tägliche Sprache verteidigen. (Welt 24.02.)
- 266) ›Gendern? Normale Menschen reden nicht so‹ (Welt 03.06.b)

Dass Normalität sich nicht durch die Verwendung des Asterisks im alltäglichen Sprachgebrauch auszeichnet, wird zudem explizit definiert. Damit wird geschlechterbewusste

Sprache in Schrift und Wort einer Outgroup – in diesem Fall keinen ›gewöhnlichen Menschen‹ – zugeschrieben und der Topos der Realitätsferne gestützt – der Glottisschlag ist dem Alltag und der Realität fern.¹⁴¹

- 267) ›Das von mir verwendete Wörtchen ›normal‹ hat hierzulande immer auch die Bedeutung von ›gewöhnlich‹ und ›alltäglich‹. Im Alltag habe ich noch nicht gehört, dass gewöhnliche Menschen das Gendersternchen sprechen. (Welt 14.04.)

Wie Lessenich (2023) erklärt, bedeutet der Aufruf von Normalität für ein Phänomen immer auch eine Ein- und Ausgrenzung: Mit der Charakterisierung eines – in diesem Fall – sprachlichen Phänomens und Verhaltens als (a)normal wird zugleich eine Wertung vorgenommen, zu der die negative Deontik von Anormalität beiträgt:

Die beurteilende Scheidung des Gewöhnlichen vom Außergewöhnlichen zieht Grenzen der sozialen Akzeptanz oder, mehr noch, solche der Akzeptierbarkeit: Was auf der Seite des Normalen verortet wird, wird gebilligt oder ist zumindest hinzunehmen; auf der anderen Seite der Unterscheidung hingegen, jener des Anormalen, findet sich all das wieder, was den Urteilenden als unangemessen und inakzeptabel gilt. (Lessenich 2023: 14)

Die Charakterisierung des Genders als normal stützt sich auf die behauptete weite gesellschaftliche Verbreitung und konstruiert mithilfe des inklusiven *wirs* (»Verwenden wir nicht längst [...]« [FAZ 21.03.b]) eine Ingroup, für die genderbewusster Sprachgebrauch normal ist und zu Deutschland gehört (vgl. Welt 26.04.b). Demgegenüber negieren Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache ebendiese behauptete Normalität und schaffen eine Ingroup von »Normalo[s]« (taz 19.06.a), die die Ablehnung teilen und eine Outgroup, die anormal sei und sich für geschlechterbewusste Sprachformen einsetze. Gestützt wird diese Konstruktion dabei durch Minderheits- und Mehrheitsstopoi: Die Mehrheit verwende die ›normale‹ Sprache, d.h. das geschlechtsübergreifende Maskulinum, während die anormale Minderheit ebenjene Normalität verurteile und ihr ›anormales‹ Gendern dagegen und mit Zwang und totalitärem Verhalten durchsetze:

- 268) Was normal ist, verurteilt heute ein tonangebendes Drittel der Gesellschaft. (Welt 17.05.a)
- 269) Mit seiner scharf zurückgewiesenen Kritik an linker Identitätspolitik sprach Wolfgang Thierse (SPD) aus, was normale Menschen denken, aber sich nicht mehr zu sagen trauen. (Welt 17.05.a)

141 Auch Donalies (2023: 21) hält in ihrer Untersuchung zu Sprachanfragen an das IDS Mannheim fest, dass der argumentative Bezug auf Normalität oder normale Bürger*innen eine entsprechende Teilung in eine Mehrheit und die dieser gegenüberstehenden Elite evoziert, die keinen Bezug zu diesen habe.

8.4.14 Topos der Realitätsferne

Weil ein bestimmter Sprachgebrauch nichts mit der Lebenswirklichkeit der Menschen zu tun hat, sollte auf ihn verzichtet bzw. seine Verbreitung unterbunden werden.

In engem Zusammenhang mit dem Normalitätstopos steht der Topos der Realitätsferne. Mithilfe des Realitätsfernetopos wird genderbewusster Sprachgebrauch von Gegner*innen als anormal und nicht der Wirklichkeit entsprechend charakterisiert. Aus dieser Zuschreibung ergibt sich die Ablehnung und Irrelevanz genderbewussten Sprechens und Schreibens für Kritiker*innen. In Abgrenzung zum Irrelevanztopos wurden dieser Kategorie solche Belege zugeordnet, in der genderbewusster Sprachgebrauch explizit als »abwegig« (Welt 26.03.a) oder fernab von Lebensrealitäten definiert wurde. Beide Topoi stehen aber in enger Verbindung zueinander. Die Ablehnung genderbewusster Sprache bezieht sich bei diesem Topos entsprechend darauf, dass »[d]as, was als ein Hauptstrom in den ›sozialen Medien‹, aber auch in Teilen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks erscheint, [...] mit der Wirklichkeit, mit den Problemen vieler Menschen kaum etwas zu tun« (FAZ 05.06.) hat. Gendern stehe somit für »einen Lackmusrest in Sachen Lebenswirklichkeit« (FAZ 05.06.), da es »mit den Lebenswelten vieler Menschen nicht mehr das Geringste zu tun« (FAZ 31.05.) habe:

- 270) Dass aber der Ruf nach einem Arzt ernsthaft Ärztinnen ausschliesse, geht an der Wirklichkeit vorbei. (FAZ 13.03.a)
- 271) Dabei spiegelt dieses Vorgehen mitnichten die Lebensrealität der Deutschen wider. (Welt 22.06.)
- 272) Das [Duden-Änderung; P. M.] bildet jedoch nicht die Sprachwirklichkeit ab. (Welt 12.01.)

Der Topos der Realitätsferne stützt dabei die Zuschreibung von Gendern zu einer vermeintlich entfremdeten Elite, die sich anmaßend verhalte und fungiert demnach auch als *backing* für den Minderheiten- und Elitentopos (vgl. Kap. 8.4.11):

- 273) Es spricht einiges dafür, dass sich die intellektuellen Diskussionen um solche Themen – einschließlich der Diskussionen in angeblichen Massenmedien – teilweise von der Lebenswirklichkeit der Bürger entkoppelt haben. (FAZ 16.06.a)
- 274) Die Allensbach-Umfragen im Auftrag der F.A.Z. zeigen eine wachsende Kluft, eine Entfremdung von Volk und politisch-medialer Klasse. Während nicht nur Parteien wie die Grünen und Stars des Rundfunks, sondern auch staatliche Organe von Stadtverwaltungen bis zum Bundesverfassungsgericht ohne Grundlage eine vermeintlich geschlechtergerechte Sprache einführen, wenden sich viele Bürger mit Grausen ab. (FAZ 16.06.b)

8.4.15 Topos der Umsetzbarkeit

Weil ein bestimmter Sprachgebrauch (nicht) umsetzbar ist, sollte er (nicht) genutzt werden.

Neben der Zuschreibung einer Realitätsferne geschlechterbewusster Sprache wird diese immer wieder auch als nicht umsetzbar charakterisiert. Der Topos der Umsetzbarkeit

erklärt in Verbindung mit dem Komplexitätstopos und dem der Unverständlichkeit, dass genderbewusster Sprachgebrauch nicht umsetzbar sei und lehnt ihn auf dieser Grundlage ab. Ein Beleg auf der Pro-Seite findet sich in den Daten, in dem, nach Erläuterung der Funktion von Sonderzeichen, erklärt wird, dass »[i]n der gesprochenen Sprache jedoch [...] die vollständige Erwähnung der weiblichen Protagonisten mit vernachlässigbarem Mehraufwand verbunden [ist]« (SZ 16.06.a); genderbewusster Sprachgebrauch in Form einer Beidnennung gesprochen sprachlich also umsetzbar ist.

Die anderen Belege der medialen Daten dagegen zeigen, dass genderbewusste Sprache als nicht umsetzbar charakterisiert wird. Weil sie nicht zu sprechen und nicht konsequent anwendbar sei, sei sie abzulehnen:

- 275) Sie [geschlechtsbetonte Sprache; P. M.] ist vernebelnd umständlich; sie ist verworren, weil sie in der Aussagefolge ihren auf Gerechtigkeit zielenden Anspruch nicht durchhalten kann. (FAZ 14.01.)
- 276) Sprache muss sich entwickeln und kann nicht via Anordnung verändert werden. Vor allem: Wir müssen sie auch sprechen können. (FAZ 06.02.)
- 277) Zudem ist diese Lösung nicht zu Ende gedacht, da nicht für jeden Fall anwendbar. Im Radio sprach neulich eine Moderatorin allen Ernstes von Kolleg*Innen. (taz 13.02.c)

Backing mithilfe des Komplexitätstopos

Der Topos der Umsetzbarkeit wird dabei durch den Komplexitätstopos gestützt. Mit diesem wird genderbewusster Sprachgebrauch aufgrund seiner behaupteten Komplexität abgelehnt:¹⁴²

- 278) ›Gendersterne, Unterstriche oder Binnen-Is‹ verkomplizierten die deutsche Sprache noch mehr. (Bild 29.05.)
- 279) Gegenderte Sprache hingegen ist überkompliziert [...]. (Welt 06.06.c)
- 280) Deutsch wird komplizierter (SZ 26.05.a)

Der Komplexitätstopos bezieht sich zudem auf eine – auch unabhängig vom Gendern bestehende – behauptete Komplexität des Deutschen. Gestützt durch einen Gefahrentopos wird Gendern abgelehnt, weil das Verstehen sowie das Erlernen der ohnehin schon komplexen Sprache somit noch schwieriger und potenziell verunmöglicht werde:

- 281) Ein Migrant aus Syrien hat es sowieso schon schwer beim Deutschlernen, jetzt bauen sie noch weitere Hürden ein. (Bild 30.06.)
- 282) Wer um des lieben Genders willen den Fußgänger durch einen zu Fuß Gehenden ersetze, erschwere das Verstehen und grenze den Fremdsprachler und die Fremdsprachlerin aus. (SZ 13.02.a)
- 283) ›Für Menschen mit Lese-Rechtschreibschwäche wird das Textverständnis nicht einfacher, die Hürden höher.« (Bild 06.04.)

142 Formuliert im Wengeler'schen Muster lautet der Komplexitätstopos folgendermaßen: *Weil geschlechterbewusster Sprachgebrauch (nicht) komplex ist, sollte er (nicht) genutzt oder verbreitet werden.*

Auch in diesen Belegen findet sich, vergleichbar mit Beleg 221), ein *Sprechen* für, mit dem Menschen als Argumentationshilfe aufgerufen werden, ohne dass die damit vermeintlich Vertretenen sich selbst positionieren könnten.

Konträr zum Komplexitätstopos findet sich in den Daten der Topos der Einfachheit. Unter Bezugnahme auf diesen wird für die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums als »einfache Variante« (Bild 14.04.) plädiert: »Aber es ist viel einfacher. Es gibt auch im Plural nur ein geschlechtsloses Generikum, wo sich alle (m/w/d) wiederfinden können.« (FAZ 23.02.) Zudem wird in *realistischer Diktion* (vgl. Kap. 8.4.10.2 zu Anmaßungsvokabeln) postuliert, dass »[d]ie Sache [...] eigentlich ganz einfach« (SZ 16.03.c) sei – »die Sache« bezieht sich in diesem Beleg auf die behauptete generische Lesart des Maskulinums.

Während die Ablehnung genderbewussten Sprachgebrauchs sich also auf dessen erklärte Komplexität und die daraus resultierenden Unverständlichkeiten sowie Unmöglichkeiten der Umsetzung sowie postulierte Schwierigkeiten für Lernende beruft, sei die geschlechtsübergreifende Verwendung des Maskulinums sowohl einsichtig als auch einfacher.

8.4.16 Topos der Künstlichkeit

Weil ein bestimmter Sprachgebrauch (nicht) künstlich ist, sollte er (nicht) genutzt werden.

Der Künstlichkeitstopos wird vor allem in Verbindung mit anderen Topoi, wie dem der Realitätsferne oder Minderheit, genutzt, um sich gegen genderbewussten Sprachgebrauch auszusprechen. Aufbauend auf der Charakterisierung des Genders und insbesondere des Glottisschlags als unnatürlich oder künstlich (vgl. z.B. taz 25.05.a) oder des Asterisks als »Erfindung« (FAZ 11.03.), wird geschlechterbewusster Sprachgebrauch mithilfe des Topos als nicht umsetzbar beschrieben.

- 284) Das Sternchen scheint mir arg artifiziell – weder schreib- noch sprechbar. (FAZ 06.02.)
- 285) Und auch wenn Gleichstellungsbeauftragte in Universitäten Leitfäden zur gendersensiblen Sprache verteilen, ist das keine natürliche Sprachentwicklung. (Welt 24.02.)
- 286) Die Kunstpause beim Aussprechen von Wörtern wie ›Leser*innen‹ als auch die Unterbrechung des Leseflusses empfinde ich als überaus unangenehm. (taz 23.01.a)
- 287) Wie soll ein Politiker hart arbeitende Menschen in Deutschland erreichen, wenn diese seine gekünstelte Sprache nicht verstehen? (Welt 14.05.)

Der Künstlichkeitstopos dient in den Daten somit vorrangig der Stützung anderer Topoi in der Ablehnung genderbewusster Sprache und steht in engem Zusammenhang mit zugrundeliegenden Sprachideologien, die Sprache als natürlichen und eigenständigen Organismus konzeptualisieren (vgl. Kap. 8.5.3.8).

Gleichzeitig wird der Topos auch, wenngleich deutlich weniger frequent, auf der Pro-Seite verwendet. Zum einen wird der Glottisschlag als »ganz natürlich« (SZ 14.05.) beschrieben, der Topos der Künstlichkeit somit negiert und die Verwendung genderbewussten Sprachgebrauchs als unproblematisch beschrieben. Zum anderen wird erklärt,

dass »[a]uch nicht zu gendern oder von ›Ärztinnen und Ärzten‹ zu reden, [...] unnatürlich wirken« (FAZ 25.03.a) könne. Zudem wird die Problematik der Nutzung eines »Kunstgriffe[s]«, d.h. der Künstlichkeit des Sprachgebrauchs aufgrund der Notwendigkeit des Genders negiert. Die Künstlichkeit geschlechterbewusster Sprache wird konzediert, aber als notwendig zur Symbolisierung einer ungerechten Welt dargestellt:

288) ›Aber solange wir in einer Gesellschaft leben, die nicht geschlechtergerecht ist, brauchen wir Kunstgriffe, die auch sprachlich vielleicht nicht so glatt sind, um deutlich zu machen, dass diese Welt nicht gerecht ist.‹ (FAZ 06.02.)

8.4.17 Topos der Ästhetik

Weil geschlechterbewusste Sprache (un)ästhetisch ist, sollte sie (keine) Verbreitung finden.

Mit dem Topos der Ästhetik wird in den analysierten Texten ausschließlich gegen genderbewussten Sprachgebrauch argumentiert. Sprache mit Genderformen wird als »grauenhaft« (FAZ 04.06.), »in ästhetischer [...] Hinsicht Murks« (FAZ 16.06.b) oder »verunstaltende« »Kosmetik« (FAZ 17.03.c) sowie »grässlich anzusehen« (Welt 09.03.) beschrieben; die »hässliche[n] Synkopen« (FAZ 28.03.) des Genders sowie »Verlust an [...] Sinnlichkeit und Schönheit« (Welt 24.02.) beklagt oder einfach erklärt: »Aber schön finde ich es nicht.« (SZ 29.04.) Auch als Überschrift eines Leserbriefes heißt es kurz: »Unästhetisch« (taz 20.02.b). Zum Teil wird dabei mit dem eigenen ästhetischen Empfinden argumentiert und dieses subjektive Bewertungskriterium mit der 1. Pers. Singular markiert, zum Teil zeigt sich aber auch im Ästhetiktopos wieder *realistische Diktion*. Gendern wird demnach nicht als unästhetisch empfunden, sondern sei unästhetisch (Welt 14.05.), der epistemische Stance ist also deutlich erhöht und die Grundlage des subjektiven Ästhetikempfindens wird unsichtbar gemacht.

Diesem Topos wurden auch solche Belege zugeordnet, die Gendern als Verunstaltung oder »Verhunzung der deutschen Sprache« (FAZ 01.02.a) bezeichnen, wenn diese explizit auf die Schönheit der Sprache verwiesen.¹⁴³ Genderbewusste Sprache verderbe und zerstöre Sprache: »Rund 60 Prozent der Bevölkerung in Deutschland sind davon überzeugt, dass dieses übertriebene Gendern [...] unsere schöne Sprache verunstaltet.« (Welt 16.05.b)

143 *Verhunzen* meint laut Duden (o.J.) und DWDS (o.J.) die Verunstaltung oder das Verderben von etwas, unter anderem durch Geschmacklosigkeit, während Kluge (2012) auch Misshandlung als mögliche Interpretation nennt. Befürworter*innen wird bei Bezug auf die Definitionen des Duden (o.J.) und DWDS (o.J.) entsprechend implizit ein Mangel an ästhetischem Empfinden zugeschrieben, während Gegner*innen des Genders Geschmack besäßen. Sowohl im Untersuchungskorpus als auch im DWDS-Kernkorpus (vgl. DWDS *verhunzen*) ist *Sprache* der häufigste Kollokationspartner von *verhunzen*; die Verbindung der beiden scheint entsprechend gefestigt (vgl. auch Spitzmüller 2005: 201, der ebenfalls erklärt, dass das Lexem in starker Verbindung zur Sprache steht oder Göttert 2019: 163 zur Metapher in der Anwendung auf Sprachdiskurse).

Die Beibehaltung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums dagegen wird befürwortet, denn dann »bleibt unsere schöne Sprache feinsinnig, nuancenreich und ermöglicht weiterhin geistreiche und poetische Sprachbilder« (FAZ 04.01.).¹⁴⁴

Unter anderem um Sprachbilder geht es auch im folgenden Kapitel dieser Arbeit, das sich konzeptuellen Metaphern des medialen Diskurses widmet.

8.5 Analyse der konzeptuellen Metaphorik im Diskurs

Die Analyse der lexikalischen und der argumentativen Ebene diene in dieser Arbeit vorrangig der Untersuchung, wie genderbewusster Sprachgebrauch enregistriert wird und ist, d.h. welchen Personen- und Verhaltenstypen bestimmte Sprech- und Schreibweisen zugeschrieben werden. Sie widmete sich zudem der Frage, welche Argumente und Phänomenbereiche sich (darauf aufbauend und diese Typisierungen verstärkend) im Diskursausschnitt des ersten Halbjahres 2021 zeigen. Im folgenden Unterkapitel der Analyse geht es nun um die Untersuchung der konzeptuellen Metaphern in den Texten des Korpus. Damit sollen vor allem die Sprachideologien und Konzeptualisierungen von Sprache der Diskursteilnehmer*innen fokussiert werden. Zudem wird das Zusammenspiel der metaphorischen Ebene mit den beiden anderen bereits untersuchten herausgearbeitet.

8.5.1 Grundlagen der Konzeptuellen Metapherntheorie, Methodik und Überblick über die herausgearbeiteten Metaphernbereiche

Metaphern eignen sich für eine Untersuchung von Sprachideologien und Positionierungen zugrundeliegenden Verständnissen insofern als sie einen Blick auf die Konstruktion von Wirklichkeit der Diskursakteur*innen erlauben, da sich in ihnen »kognitive Prozesse und konzeptuelle Wissensstrukturen« (Kuck & Römer 2012: 83) auf der sprachlichen Oberfläche manifestieren. In der Diskurslinguistik werden Metaphern auch als »Sedimente kollektiven Wissens« (Spitzmüller 2005: 191) verstanden. Sie liefern Auskunft über sprachliches wie nicht-sprachliches Wissen und die Dynamiken sowie Strukturen und verschiedenen Kulturen des bzw. der Diskurse(s) (vgl. Spieß 2014: 31). Grundlage dieser Annahme ist ein handlungsbezogener Sprachbegriff: Diskursakteur*innen bewegen sich immer in bestimmten lebensweltlichen Kontexten, auf welche sie in Textproduktion und -rezeption Bezug nehmen und die die sprachlichen Akte, d.h. eben auch die Metaphern beeinflussen (vgl. Spieß 2014: 32–33). Ähnlich wie Topoi sind Metaphern im diskurslinguistischen Verständnis dann erfolgreich, wenn sie auf gesellschaftliches Wissen zurückgreifen, um Phänomene greif- und handhabbar zu machen. Dies macht sie für

144 Mit dem Topos der Ästhetik geht also wiederum sprachlicher Exzeptionalismus einher; Deutsch wird als Sprache der Dichter und Denker bzw. »große[r] Autoren« (Welt 15.05.a) oder eben als »eine der schönsten Sprachen der Welt« (Welt 24.02.) beschrieben; auch in Verbindung mit einem Possessivum, sodass Sprache und nationale (In-Group-)Identität als zusammengehörig gedacht werden. Dieser Status sei aber durch genderbewussten Sprachgebrauch gefährdet (vgl. Kap. 8.4.8 zum Topos der Gefahr).

den Kontext der Wissensvermittlung attraktiv, aber auch für Evaluation und Persuasion als sprachliche Handlungen (vgl. Spieß 2011b: 376). Ihre Analyse ermöglicht es daher, vorherrschendes Wissen zu Phänomenbereichen, bspw. Sprachverständnissen im Allgemeinen oder geschlechterbewusster Sprache im Speziellen, herauszuarbeiten. In ihrer Untersuchung zur Finanzkrise im öffentlichen Diskurs zeigen Kuck & Römer (2012: 83) beispielsweise, dass wiederholtes Auftreten metaphorischer Ausdrücke in einem Diskursausschnitt einen Einblick erlaubt, wie abstrakte Diskursgegenstände wie bspw. eine Finanzkrise konkret konzeptualisiert werden. Dass dies auch für die Verhandlung von Sprache und Sprachwandel zutrifft, verdeutlicht Spitzmüller (2005) in seiner Untersuchung zu Anglizismen. Die Komplexität und Heterogenität von Phänomenen wie Sprache und Sprachwandel lege deren metasprachliche Verhandlung anhand von konzeptuellen Metaphern besonders nahe, da diese es den Sprecher*innen ermöglichen, ihre »Erfahrungen mit Sprache und Sprachwandel mit diskursiven Grunderfahrungen [zu] vergleichen und daraus Handlungsstrategien ab[zu]leiten« (Spitzmüller 2005: 207). Wie sich in der Analyse zeigen wird, trifft das in Teilen ebenfalls auf den Diskurs um geschlechterbewussten Sprachgebrauch zu: Sowohl der Diskurs als auch (genderbewusste) Sprache selbst und ihre Verbreitung werden mithilfe von Metaphern verhandelt, deren Quelldomänen bspw. Körper, Organismen und Alltagsobjekte sind. Im Folgenden wird zunächst ein kurzer Überblick über konzeptuelle Metaphorik gegeben, die persuasive Funktion von Metaphern in einem diskurslinguistischen Verständnis erläutert und das methodische Vorgehen beschrieben. Im Anschluss werden die in den Daten des Korpus aufgefundenen Metaphern anhand von sich aus der Analyse ergebenden Kategorisierungen dargelegt: Einige der Metaphern werden metadiskursiv verwendet (Kap. 8.5.2), der Großteil zur Konzeptualisierung von (geschlechterbewusster) Sprache (Kap. 8.5.3) und andere verhandeln den Sprachwandel im Phänomenbereich (Kap. 8.5.4).

Im Verständnis der Konzeptuellen Metapherntheorie (KMT) sind Metaphern kein lyrisches Stilmittel. Vielmehr werden Metaphern der Theorie zufolge, die seit dem Erscheinen von »Metaphors we live by« besonders mit den Namen Lakoff und Johnson (2003 [1980]) verbunden ist, als kognitive Phänomene verstanden: »Nicht sprachliche Konstruktionen sind metaphorisch, sondern unser Denken ist metaphorisch.« (Zima 2021: 73) Metaphern strukturieren der KMT zufolge unser Denken und organisieren Erfahrungen, indem Eigenschaften von bekannten Quelldomänen (*source*) auf unbekannte Zieldomänen (*target*) übertragen werden – die Essenz einer Metapher sei das Verständnis und Erleben einer Sache – »one kind of thing« (Lakoff & Johnson 2003: 5) – im Sinne einer anderen (vgl. auch Musolff 2019: 1). Der Grund dafür ist der Theorie zufolge kognitive Ökonomie: Das Hirn nutze die semantische Struktur einfacherer Konzepte, um komplexere zu organisieren¹⁴⁵ und verständlich und handhabbar zu machen

145 Spieß (2014: 36) macht verschiedene Metaphorisierungsrichtungen aus, unter anderem die Metaphorisierung von »Unbelebte[m] durch Belebtes, Abstrakte[m] durch Konkretes, Komplexe[m] durch Einfaches«.

(vgl. Schwarz-Friesel 2015: 148).¹⁴⁶ Metaphern zeichnen sich demzufolge vor allem durch Übertragung aus.

In der ZEIT IST RAUM-Metapher¹⁴⁷ bspw., die bereits vielfach beschrieben wurde (vgl. Radden 2003; Zima 2021: 77–79), wird Zeit als Objekt konzeptualisiert, das sich auf einer horizontalen Achse befindet. Die Gegenwart entspricht dabei der Position der Konzeptualisierenden, die Zukunft liegt vor, die Vergangenheit hinter ihr. Gesellschaftlich konventionalisierte Ausdrücke¹⁴⁸, wie die Beispiele 289) & 290), sind mit dieser Metapher erklärbar.¹⁴⁹

289) Eine harte Zeit liegt vor/hinter mir.

290) In der kommenden Woche habe ich hoffentlich mehr Zeit.

RAUM ist in der ZEIT IST RAUM-Metapher und den angeführten Beispielen also die Quelldomäne, mit der die Zieldomäne ZEIT strukturiert wird; die Zukunft liegt vorne, während die Vergangenheit hinten liegt.

Die Übertragung der Bedeutungsaspekte von *source* zu *target* geschieht in diesem Prozess allerdings nicht vollständig. Vielmehr werden dabei nur partiell Eigenschaften aus einer Domäne in eine andere übertragen. Mit dieser Partialität gehen sowohl *highlighting*, d.h. das Hervorheben und Fokussieren bestimmter Eigenschaften, als auch *hiding*, d.h. das Verschleiern oder Defokussieren anderer Eigenschaften, einher (vgl. Spieß 2011a: 141–142). Die verwendete Metaphorik zeigt daher einen je »perspektivische[n] Zugriff auf Welt« (Spieß 2011a: 142) auf und hat somit »großen Anteil an der kulturellen Erzeugung von Wirklichkeit« (Spieß 2014: 37). Dieser perspektivische Zugriff wird durch die Analyse der verwendeten Metaphern deutlich und kann somit die persuasive Verwendung konzeptueller Metaphorik erklären (vgl. Ottati & Renstrom

146 Wenngleich es an dieser Vorstellung auch Kritik, wie sie bspw. McGlone (2007) äußert, und verschiedene Weiterentwicklungen und Neuperspektivierungen (vgl. z.B. Schwarz-Friesel 2015) gibt, ist die Theorie nach wie vor weit verbreitet. Zudem gibt es, unter anderem anhand von psycholinguistischen Untersuchungen, Belege für die Relevanz von Metaphern in der Strukturierung des Denkens (vgl. Gibbs 2011). Zima (2021: 88–92) gibt einen Überblick über Studien und Experimente, die Evidenz für Metaphern als Denkmechanismus, insbesondere der Metaphern SYMPATHIE IST WÄRME und ZEIT IST RAUM, liefern.

147 Ich folge mit der Schreibweise der konzeptuellen Metaphern in Kapitälchen üblichen Darstellungen, wie sie bspw. auch von Lakoff & Johnson (2003) genutzt werden.

148 Diese Arbeit schließt sich einem diskurslinguistischen Verständnis konzeptueller Metaphern an, demzufolge diese keine universell konventionalisierten Denkmuster, sondern kulturspezifisch seien. Konzeptuelle Metaphern sind demnach auch zeit- und kontextspezifisch. Radden (2003) zeigt z.B. für die ZEIT IST RAUM-Metaphorik unterschiedliche Verständnisse in verschiedenen Sprachen auf. Während im europäischen und nordamerikanischen Verständnis der Metapher Zeit als Objekt vor oder hinter der Sprecherin liegt, also in einer horizontalen Anordnung, ist Zeit im Chinesischen bspw. über (Vergangenheit) oder unter (Zukunft) der Sprecherin, d.h. auf einer vertikalen Achse angeordnet (vgl. Radden 2003: 228). In dieser Arbeit gehe ich daher, wie auch andere Arbeiten (z.B. Spieß 2011b: 206–207) davon aus, dass Metaphern nicht universell gültig, sondern vielmehr in bestimmte kulturelle und soziale Kontexte eingebunden und dort funktional sind.

149 Die Beispielsätze unterscheiden sich darin, dass sich die Sprecher*in im ersten Beispiel durch den Raum Zeit bewegt, im zweiten die Sprecher*in in der Gegenwart verankert bleibt und sich die Zeit durch den Raum bewegt (vgl. ausführlicher zu diesen unterschiedlichen Realisierungen Zima 2021: 89–92).

2010: 785). Durch die Hervorhebung bestimmter Eigenschaften werden gewünschte Inferenzen nahegelegt bzw. legitimiert und Gegenstände auf eine bestimmte Art und Weise dargestellt (vgl. Mathias 2015: 143). Metaphern können somit zur argumentativen Stützung von Positionen sowie zur Positionierung selbst, d.h. evaluativ, verwendet werden (vgl. Schwarz-Friesel 2015: 144). Diese argumentative Funktion von Metaphern wird von einigen Autor*innen auch als ihre Hauptfunktion bezeichnet (vgl. Meyer & Serbina 2020: 617). In der metaphorischen Gleichsetzung von Sprache mit einem Organismus bspw., wie sie sich vielfach in den untersuchten Texten findet (vgl. ausführlicher dazu unten Kap. 8.5.3.8), wird die damit postulierte eigenständige Entwicklung von Sprache fokussiert, womit Sprachänderungen, die auf externe Interventionen zurückgehen, abgelehnt werden können. Defokussiert, da nicht übertragen, werden dagegen unter anderem Eigenschaften von Organismen, die deren Stoffwechsel betreffen und die Hervorhebung der Aufnahme externer Elemente und den Einfluss der Umgebung ermöglichen würden.

Als Konzepte, die Alltag, Denken, Handeln und Wahrnehmung konstruieren und strukturieren (vgl. Spieß 2011a: 141; Ziem 2015: 53), sind konzeptuelle Metaphern, insbesondere im medialen Diskurs präsent (vgl. Charteris-Black 2004: 29; Lakoff & Wehling 2016), insofern wirkmächtig, als sie bestimmte Handlungen und Einstellungen lizensieren:

In most cases, what is at issue is not the truth or falsity of a metaphor but the perceptions and inferences that follow from it and the actions that are sanctioned by it. In all aspects of life, not just in politics or in love, we define our reality in terms of metaphors and then proceed to act on the basis of the metaphors. We draw inferences, set goals, make commitments, and execute plans, all on the basis of how we in part structure our experience, consciously and unconsciously, by means of metaphor. (Lakoff & Johnson 2003: 158)

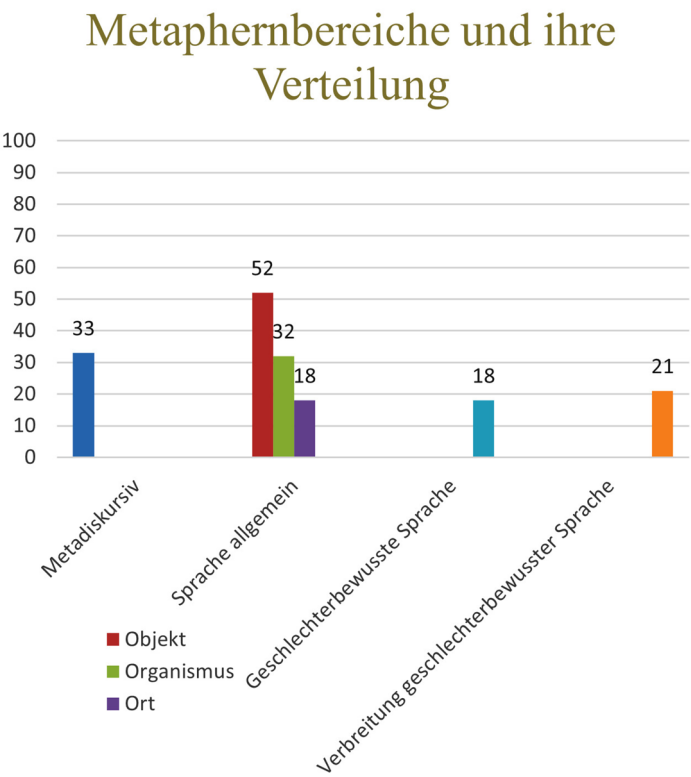
Durch die im Diskurs verwendeten Metaphern werden demnach bestimmte Perspektiven auf und Verständnisse von (genderbewusste(r)) Sprache deutlich, die wiederum die ablehnende oder befürwortende Positionierung dieser gegenüber erklären oder unterstützen.

In den folgenden Unterkapiteln werden diese Metaphern dargelegt und in ihrer Funktionalität für die Positionierungen erläutert. Ihre Analyse beruht auf einem induktiven qualitativen Vorgehen; konkreter: der manuellen Kategorisierung metaphorischer Ausdrücke in den Daten des Korpus (vgl. zu diesem Vorgehen auch Neusius 2021: 478–488). Aufbauend auf der Annahme einer (partiellen) Übertragung von Eigenschaften einer Quelldomäne zu einer Zieldomäne wurden metaphorische Ausdrücke in den Zeitungstexten mithilfe des Programms QualCoder (Curtain 2023) hinsichtlich der Quell- und Zieldomänen codiert. Dafür wurden Metaphernlexeme in den Texten ausfindig gemacht, die »metaphorische Konzepte konkret realisieren« (Spitzmüller 2005: 199) und im Anschluss Metaphernbereichen zugeordnet.¹⁵⁰ Die zugehörigen überge-

150 Die Identifizierung von Metaphernlexemen beruht insofern auf dem Einbezug des Ko- und Kontexts, als bei metaphorischem Gebrauch (in der Regel) einzelne Lexeme in einem Satzkontext bei einer wörtlichen/lexikalischen Interpretation mit dem Rest des Satzes und sprachlichen sowie au-

ordneten konzeptuellen Metaphern wiederum formulieren mithilfe der Kopula *sein* die metaphorische Gleichsetzung von Quell- und Zieldomäne (vgl. Charteris-Black 2004: 21). Wie bei den Topoi (vgl. Kap. 8.4) wurde eine Metapher einmal codiert, sofern sie im Text vorkam; wiederholte Belege innerhalb eines Texts wurden nicht mehrfach gezählt. Zudem bezieht sich die Untersuchung nur auf Metaphern im Diskurs zu geschlechterbewusster Sprache – andere Metaphern, die insbesondere in Texten vorkommen, in denen die Verhandlung geschlechterbewusster Sprachformen Teil des Nebendiskurses waren, wurden nicht erfasst und analysiert.

Abb. 5: Überblick über die Metaphernbereiche und ihre prozentuale Verteilung im Zeitungskorpus¹⁵¹



(Eigene Darstellung)

ßersprachlichen Kontexts inkongruent wären, d.h. in »ihrer konventionellen, wörtlichen Bedeutung irgendwie nicht so recht in die konventionelle, wörtliche Bedeutung des sie umgebenden frame, also des Rests der Äußerung passen wollen« (Mathias 2015: 119; Hervorhebung im Original).

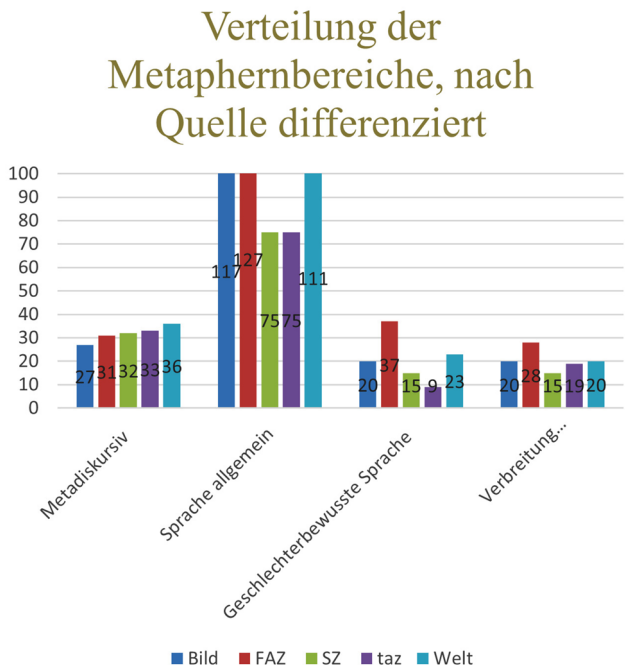
151 Die Berechnung bezieht sich auf die Gesamtzahl der Artikel im Korpus.

Ausgehend von dieser Codierung ergaben sich drei Kategorien¹⁵², die im Diskurs unterschiedliche Funktionen erfüllen und verschiedene konzeptuelle Metaphern zusammenfassen: Solche, die sich metadiskursiv auf die Debatte beziehen und diese bspw. als Kriegszustand beschreiben, Metaphern, die sich auf Sprache im Allgemeinen und geschlechterbewusste Sprache im Speziellen beziehen sowie Metaphern, die Sprachwandel bzw. die Verbreitung genderbewussten Sprachgebrauchs bspw. als Naturkatastrophe oder Veränderung als Weg charakterisieren. Wie Abbildung 5 zeigt, wird in den Texten des Korpus vor allem Sprache im Allgemeinen metaphorisch verhandelt. In diesem Teilbereich wiederum sind vor allem metaphorische Gleichsetzungen mit verschiedenen Objekten sowie Organismen dominant: In gut 50 % der Zeitungstexte lassen sich Metaphern herausarbeiten, die Sprache mithilfe der Gleichsetzung bspw. mit Instrumenten, Maschinen oder Bauwerken verhandeln und auf dieser Grundlage Positionierungen pro oder kontra geschlechterbewusster Sprache legitimieren und stützen. In einem Drittel der Texte wird Sprache als Organismus und z.T. spezifischer als Pflanze oder Körper metaphorisiert und in 18 % der Texte des Korpus mithilfe der Ortsmetaphorik charakterisiert. Für die metaphorische Charakterisierung ausschließlich von geschlechterbewusstem Sprachgebrauch lassen sich darüber hinaus noch einmal gesondert spezifische Metaphern herausarbeiten, die in 18 % der Korpustexte verwendet werden. Daneben wird in rund einem Drittel der Texte die Debatte auf metadiskursiver Ebene metaphorisiert und in ca. 21 % der Zeitungstexte die Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen.

Mit Blick auf die einzelnen Quellen (vgl. Abbildung 6) wird deutlich, dass diese Beobachtungen zum gesamten Korpus mit Ausnahme der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* auch für die jeweiligen Subkorpora bestehen bleibt: Der Fokus ist die metaphorische Verhandlung von Sprache allgemein, gefolgt von der metaphorischen Metadiskursivierung der Debatte – mit Ausnahme der FAZ. In dieser zeigen sich in mehr Texten Metaphorisierungen geschlechterbewusster Sprache als der Debatte. Zudem zeigen sich innerhalb des allgemeinen Trends der übergeordneten Metaphernkategorien noch Unterschiede: So wird in der *Süddeutschen Zeitung* und der *tageszeitung* geschlechterbewusste Sprache selbst eher wenig metaphorisch (15 % und 9 %) charakterisiert, während in der FAZ über alle Texte hinweg, mit Ausnahme der Metaphorisierung von Sprache, für alle Bereiche eine ähnliche Anzahl Metaphern zu finden sind.

152 Diese sind gleichwohl in der Analyse nicht immer trennscharf. Dies wird auch daran deutlich, dass im Unterkapitel zur Metaphorisierung von Sprache im Allgemeinen auch Metaphern analysiert werden, die geschlechterbewusste Sprache und damit einhergehend auch schon ihre Verbreitung charakterisieren. Dieser Umstand verdeutlicht damit aber auch die enge Verwobenheit der Metaphern untereinander und ihre Funktionalität für die jeweilige Positionierung.

Abb. 6: Überblick über die prozentuale Verteilung der Metaphernbereiche nach Subkorpora im Zeitungskorpus¹⁵³



(Eigene Darstellung)

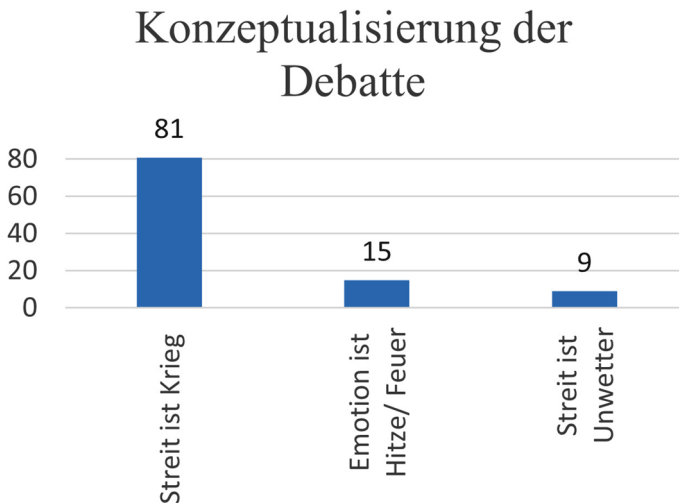
Dieser quantitative Überblick dient vor allem der Veranschaulichung von Varianz und Dominanz bestimmter konzeptueller Metaphern(bereiche) und somit als Tendenz. Die folgenden Unterkapitel beschäftigen sich mit unterschiedlichen inhaltlichen Ebenen im Diskurs, auf denen Metaphern verwendet werden. Die Analyse beginnt mit einem Blick auf die abstraktere und metadiskursive Verhandlung, nähert sich dann mit der Analyse der Metaphorisierung von (geschlechterbewusster) Sprache der metaphorischen Verhandlung des Diskursgegenstands selbst und untersucht im Anschluss die Auseinandersetzung mit dessen Verbreitung und dem damit einhergehenden Sprachwandel. Ausführlicher analysiert werden nur Metaphern, die innerhalb dieser Kategorisierung und für den Diskurs durch ihre relative Frequenz dominant sind. Dabei wird

153 Die Berechnung der Prozente bezieht sich auf die Anzahl der Zeitungstexte im jeweiligen Subkorpora, um eine größere Vergleichbarkeit zu ermöglichen. Die Balken zeigen entsprechend an, in wie viel Prozent der im Subkorpora vertretenen Texte konzeptuelle Metaphern zu den jeweiligen übergeordneten Kategorien zu finden sind. So sind bspw. in 27 % der 30 Texte des Subkorpora der Artikel aus der *Bild*-Zeitung metadiskursiv eingesetzte Metaphern zu finden. Da einzelne Texte mehrere Metaphernbereiche verhandeln und innerhalb des Bereichs *Sprache allgemein* Objekt-, Organismus- und Ortsmetaphorik zusammengefasst sind, sind die addierten Prozentzahlen z.T. > 100.

sich zeigen, dass die Metaphern in enger Verbindung zu bisherigen Ergebnissen der lexikalischen und Topos-Analyse stehen, auf diese zurückgreifen und sie wiederum stärken und auch untereinander verknüpft sind. Die Reihenfolge der im Folgenden vorgenommenen Analyse der Metaphern basiert daher in der Gesamt- und Unterkapitelstruktur nicht (vorrangig) auf Frequenzunterschieden, sondern auf inhaltlichen Kriterien, vor allem gemeinsamen übergeordneten Metaphernbereichen, bspw. bei der Objektmetaphorik, oder semantischen Überschneidungen, wie im Aufeinanderfolgen der Analyse von metaphorischer Gleichsetzung geschlechterbewusster Sprache mit Krankheiten und der ihrer Verbreitung mit Naturkatastrophen.

8.5.2 Metaphorik zur Konzeptualisierung der Debatte

Abb. 7: Metaphern zur Konzeptualisierung der Debatte (absolute Belegzahlen in allen Texten des Korpus)



(Eigene Darstellung)

Die Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch selbst wird in vielen der Texte im Untersuchungskorpus, insbesondere zu Beginn der Texte, bspw. in Überschriften, Teasern und als Aufhänger, mithilfe von Metaphern dargestellt. So ist z.B. ein Artikel in der FAZ (06.02.) mit »Krieg der Stern*innen. Müssen wir bald alle gendern?« überschrieben. Die verwendete Metaphorik, die die Debatte mit einem Krieg gleichsetzt, illustriert und konstatiert (und reproduziert somit) eine Polarisierung und Verhärtung dieser. Sie ist für die untersuchten Texte mit insgesamt 81 Vorkommen im Vergleich zu den anderen Metaphern deutlich dominant. Die metadiskursive Metaphorik, d.h. solche, die der Konzeptualisierung der Debatte dient, zeichnet sich insgesamt durch geringere Varianz aus; frequent werden nur drei Metaphernbereiche verwendet: STREIT IST KRIEG, EMOTION IST HITZE/FEUER und STREIT IST UNWETTER. Die mit allen Metaphernbereichen

einhergehende Beschreibung der Debatte als polarisiert und emotionalisiert legitimiert damit unter anderem auch die Berichterstattung über die Diskussion durch die Zeitungen.

8.5.2.1 Streit ist Krieg

Die bereits von Lakoff & Johnson (2003: 5) beschriebene Metapher ARGUMENT IS WAR bzw. STREIT IST KRIEG ist deutlich frequenter als andere verwendete Metaphern (vgl. Abbildung 7). Sie ist somit dominanter zum Verständnis und zur Illustration der Diskussion, wie auch Coady (2024) für die Debatte um geschlechterbewusste Sprache in Frankreich herausarbeitet. Die Polarisierung der Debatte wird insofern konstatiert bzw. durch diese reproduktive Zuschreibung verstärkt, als sie (mehrfach und in verschiedenen Quellen) als »Krieg der Sternchen« (Welt 07.04., SZ 16.02.) und »Kulturkrieg« (FAZ 17.02.b) definiert wird. Verschiedene mit der Quelldomäne verbundene Eigenschaften und Handlungen werden denn auch in den Zeitungstexten benannt. In diesem postulierten *Krieg* gebe es demzufolge »Frontal-Attacke[n]« (Bild 29.05.), es werde angegriffen (taz 22.02.), »Leute [werden] auf eine Linie eingeschossen« (Welt 01.04.), »konservative Medien schießen gegen gendernde Nachrichtensprecher« (SZ 19.06.c) oder »Ausweichmanöver« (FAZ 25.05.a) fänden statt. Mit der Metapher einher geht auch die Vorstellung zweier sich gegenüberstehender »unversöhnliche[r]« (FAZ 17.03.a) oder »verfeindete[r] Lager« (FAZ 18.02.) mit andauernder und zunehmender Polarisierung und Spaltung der Debatte: »Und so geht dann jeder immer weiter in seinen Schützengraben.« (SZ 11.06.a)

Die Konzeptualisierung der Debatte als Krieg wird dabei besonders von der Kontraseite genutzt, die sich als in einer verteidigenden Position darstellt. Befürworter*innen genderbewusster Sprache – bspw. die Nachrichtenagenturen mit ihrer Entscheidung für verschiedene Formen¹⁵⁴ – drängten »das generische Maskulinum schrittweise zurück« (taz 22.06.) und lenkten genderbewusste Formen »von der intendierten Aussage weg, auf vermintes Gelände zudem« (FAZ 04.03.). Somit werden Verteidigung und Schutz der Sprache legitimiert und als notwendig »gegen den Siegeszug der geschlechtergerechten Sprache« (SZ 06.03.) insinuiert. Explizit als Kämpfende in diesem postulierten Krieg kategorisiert werden dabei Befürworter*innen (Gabriele Diewald, die »in die Bresche« springt) wie Kritiker*innen genderbewussten Sprachgebrauchs (Unionspolitiker »attackieren« und schießen »aus allen Rohren«) gleichermaßen, als Verlierer allerdings vor allem und deutlich Männer (s. Bsp. 294):

- 291) Dennoch haben auch Linguisten den Duden verteidigt. Gabriele Diewald etwa [...] springt für die Redaktion in die Bresche. (Welt 25.01.)
- 292) Spätestens seitdem Unionspolitiker das Gendern attackieren, ist der Streit um Geschlechter-Asterisk und Binnen-I Wahlkampfthema. (SZ 19.06.c)
- 293) Das deckt sich gut mit dem Hamburger CDU-Chef Christoph Ploß, der derzeit auch aus allen Rohren gegen das Gendern schießt. (taz 29.05.b)

154 Im Juni 2021 gaben die Agenturen AFP, APA, dpa, epd, Keystone-sda, KNA, Reuters und SID gemeinsam bekannt, dass sie sich um genderbewussten Sprachgebrauch bemühen und schrittweise auf das geschlechtsübergreifende Maskulinum verzichten wollten. Stattdessen sollten Beidnennungen und Neutralisierungen genutzt werden (vgl. bspw. taz 22.06.).

- 294) Männer sind auf der ganzen Linie die Verlierer im Kampf gegen die Krieger*innen im Krieg der Sternchen! (SZ 16.02.)

Neben einer Darstellung als Krieg wird die Debatte auch als Kampf oder Duell konzeptualisiert. Dies bezieht sich zum einen auf gewaltvollen Kampf mit Verlierern bzw. Todesopfern – es »stirbt die Philologie« – und ist somit anschlussfähig an die Kriegsmetaphorik, wird aber zuweilen auch als (sportlicher) Wettstreit, bspw. als Box-Kampf, imaginiert:

- 295) Der Gender-Streit bei Audi geht in die nächste Runde! (Bild 07.05.)
 296) Der Kampf gegen das generische Maskulinum (FAZ 11.06.)
 297) Der Genderstern ist das prominenteste Beispiel dieses ideologischen Kampfes. (Bild 27.05.b)
 298) Auf der einen Seite die klare Verbotsforderung, auf der anderen die neuen Grundsätze zur Verwaltungssprache – Hamburg erlebte am Dienstag so etwas wie ein öffentlich ausgetragenes Sprachduell. (Welt 20.06.)
 299) Im akademischen Kulturkrieg stirbt die Philologie: Rudolf Stöber schickt Brechts ›Kinderhymne‹ in den Kampf gegen die Gendersprache (FAZ 17.02.b)

Die Kriegs- und Kampf-Metaphorik legitimieren polarisierende und provokative Aussagen, während die Suche nach Kompromissen und Aushandlungslösungen in der Debatte verunmöglicht bzw. als nicht vorstellbar dargestellt wird: In einem Krieg, in dem sich zwei Lager bzw. Fronten in Schützengräben gegenüberstehen, gibt es einerseits wenig Bewegung, andererseits scheinen auch Möglichkeiten von Verhandlung angesichts der Unbeweglichkeit beider Seiten gering. Hervorgehoben werden in der Übertragung von Quell- auf Zieldomäne demnach insbesondere Gefahr und Gewalt sowie Feindschaft und verfestigte Lagerbildungen. Die besondere Frequenz des Gefahrentopos in den Argumentationen der Zeitungstexte (vgl. Kap. 8.4.8) steht denn auch in enger Verbindung mit dieser Metaphorik. Defokussiert werden durch die Metapher potenzielle Differenzierungen innerhalb der jeweiligen *Lager*, bspw. für welche Genderformen in welcher Frequenz und Konsequenz sich jemand ausspricht oder ob Kontextangemessenheit eine Rolle spielt. Durch die STREIT IST KRIEG-Metapher werden vor allem zwei verfeindete Lager in den Vordergrund gestellt, die um die Sprache und gegeneinander kämpfen und sich nicht um Kompromisse bemühen.

Im Zusammenhang mit der STREIT IST KRIEG-Metapher und der Darstellung als Kampf– dann verstanden als gewaltvolle Auseinandersetzung und nicht als Wettkampf– steht auch die Metaphorik, in der SPRACHE WAFFE IST oder wird bzw. WORTE WAFFEN SIND (vgl. Welt 08.03.):¹⁵⁵

- 300) Schwuppdwupp wird die Gender-Sprache zur Waffe in der Hand von Bürokraten, Self-Care-Extremisten und sonstigen unfreien Geistern. (Welt 14.02.)

155 Subsumieren lässt sich diese Metapher dabei unter die auf einem höheren Abstraktionsniveau angesiedelte Metapher SPRACHE IST OBJEKT. Dort wurde sie auch mit Blick auf die quantitative Auswertung gezählt. Die Objektmetapher fällt in Bezug auf Sprachideologien unter den von Blommaert (2006: 512) so genannten »artifactual view«. S. dazu auch unten Kap. 8.5.3.

- 301) Man kann darüber diskutieren, ob Sprache die beste Waffe ist, um gegen Diskriminierung zu kämpfen. (SZ 11.03.b)
- 302) Der Knacklaut oder Glottal Stop gilt als Wunderwaffe des Genders. (Welt 17.05.b)

Mit dieser Metapher wird Sprachverwendung besondere Relevanz und Gefahr zugeschrieben, die insbesondere von der Pro-Seite ausgeht. Diese halte mit geschlechterbewusster Sprache als Waffe und mit dem »political glottal stop [...] das raffinierteste Stück des ziemlich ausgearbeiteten sprachlichen Arsenal im Kampf zur Eroberung der Diskurshoheit im öffentlichen Raum« (Welt 17.05.b) in der Hand. Über solche Belege wird Befürworter*innen eine vermeintliche Übermacht in dem postulierten *Krieg* zugeschrieben und Gefahren hervorgehoben. Die Verwendung der Metapher ist damit wiederum anschlussfähig an Zuschreibungen, wie sie sich im Eliten- und Zwangstupos (vgl. Kap. 8.4.11 und 8.4.12) finden. Die Gefahr, die von genderbewusster Sprache ausgehe, wird von deren Gegner*innen in anderen Belegen darüber hinaus mit Minen (vgl. Bsp. 303), d.h. wiederum mit (Kriegs-)Waffen gleichgesetzt. So wird ebenfalls eine Gefahr insinuiert und Verteidigung und Bewachung *der Sprache* vor den diese zerstörenden Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache als notwendig behauptet:

- 303) So kann sogar ein potenziell interessantes Gespräch mit einem Taxifahrer zum Minenfeld werden. (Welt 30.03.).
- 304) Aber ich will diese Sprache verteidigen! Sie soll nicht zerstört werden – und es muss doch mehr Menschen geben, die das nicht zulassen wollen! (Welt 24.02.)¹⁵⁶
- 305) Halt!, rufen die Sprachverteidiger: Grammatisches Geschlecht ist nicht mit Gender gleichzusetzen. (SZ 11.03.b)
- 306) Auf den Welt-Artikel hin startete der VDS einen Aufruf auf seiner Website: »Rettet die deutsche Sprache vor dem Duden«. (SZ 06.03.)
- 307) Geschäftsführer beim Verein Deutsche Sprache e. V., der sich als Sprachwächter im konservativen Sinne versteht. (Welt 11.04.)

Mithilfe der STREIT IST KRIEG-Metapher wird in den Zeitungstexten also die Polarisierung der Debatte und eine damit einhergehende insinuierte Gefahr erklärt, illustriert und zudem reproduziert. Damit werden Abwehr- und Verteidigungsdiskurse legitimiert und Differenzierung sowie Lösungssuche verunmöglicht.

8.5.2.2 Emotion ist Hitze/Feuer

Die Emotionalität und Gefährlichkeit des Diskurses wird ebenfalls durch Charakterisierungen mithilfe der EMOTION IST HITZE-Metapher hervorgehoben. Lakoff (2016: 270) führt »Anger is heat« als gängige, d.h. konventionalisierte Metapher für Emotionalität (vgl. auch Zima 2021: 98) auf, die sich auch in einem spezielleren Fall durch »Anger Is Fire« ausdrücken könne. Beide Varianten finden sich in den untersuchten Texten des Korpus:

- 308) Gender-Streit, der in den vergangenen Wochen erneut hochkochte. (Bild 13.06.)
- 309) Die Debatte ist aufgeheizt, immer noch, auch nach 30 Jahren. (SZ 13.02.b)

156 Ausführlicher zur Konzeptualisierung der Sprache als schützens- und verteidigungswertem Objekt und Organismus, mithin als potenzielles Opfer, weiter unten in Kap. 8.5.3.8.

- 310) Aber bekanntlich braucht es ja keinen Anlass, um Deutsche mit dem Thema Gender zur Weißglut zu bringen. (taz 03.03.b)
- 311) In Deutschland entbrennt wieder einmal der Streit der Ideologien: dieses Mal an einem Stern. (SZ 11.06.a)
- 312) Schon damals habe es im Übrigen die Debatte ums Gendersternchen gegeben, stark befeuert von Vertretern aus Österreich und der Schweiz. (SZ 19.06.c)

Die Metaphorik fokussiert durch die Gleichsetzung mit Hitze bzw. Feuer Gefahren der Debatte, indem sie Verletzungsgefahren impliziert. Die Darstellung des Streits als Feuer erlaubt darüber hinaus, schnelle Handlungen zum Löschen, d.h. zur Beendigung der Gefahrenlage vorzuschlagen oder als notwendig zu imaginieren. Welche das wären, wird allerdings in den Zeitungstexten nicht weiter ausgeführt. In Verbindung mit der Abwertung von Akteur*innen als brandstiftend (»stark befeuert von Vertretern aus Österreich und der Schweiz«) und der damit einhergehenden Zuschreibung von Verantwortlichkeit kann die Metaphorisierung allerdings so interpretiert werden, dass Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache auf diese verzichten müssten, um das Feuer zu löschen bzw. nicht weiter anzufachen.

8.5.2.3 Streit ist Unwetter

Auch die Metaphorik, die auf UNWETTER als *source* zugreift, um damit Streit bzw. die Debatte um geschlechterbewussten Sprachgebrauch als *target* zu erläutern, illustriert die Polarisierung und Intensität der Debatte. Quelldomäne sind bestimmte, mit Gefahr assoziierte Wetterphänomene, wie Gewitter (Bsp. 313) & 315)) oder Sturm (Bsp. 314)), nicht aber Sonnenschein oder Nieselregen:

- 313) Als Chefin des Duden ist man immer auch ein bisschen Blitzableiter. Aber so stark wie jetzt, sagt Kathrin Kunkel-Razum, war das Gewitter bisher dann doch eher selten. (SZ 06.03.)
- 314) Ihre Abschiedsmonate hat das Gendern anstrengender gemacht, als sie es gerne gehabt hätte. Denn natürlich brach ein Sturm der Entrüstung los. (SZ 14.05.)
- 315) Aber nun ist die nächste Gewitterfront aufgezogen. (SZ 06.03.)

Zugleich steht die Verwendung dieser Metapher in Zusammenhang mit der Konzeptualisierung von geschlechterbewusster Sprache bzw. deren Verbreitung als Naturkatastrophe, bspw. als »große Welle« (Welt 24.02.) (vgl. Kap. 8.5.4.1).

Die metaphorische Gleichsetzung der Debatte mit Unwetterphänomenen legitimiert, neben dem Verständnis der Debatte als Kampf und Krieg, Schutzreflexe: Vor Sturm und Gewitter zieht man sich besser zurück und begibt sich nicht in die Debatte. Sie impliziert wiederum Gefahr und legitimiert somit schnelle Handlungen, während sie ruhige Aushandlungen und bspw. die Suche nach Kompromissen verunmöglicht. Defokussiert wird in der Regel die Eigenschaft von Unwettern, schnell vorüberzugehen.

Die konzeptuellen Metaphern, mit denen über die Debatte gesprochen wird, dienen insgesamt betrachtet vor allem deren Charakterisierung, illustrieren (und reproduzieren) die Polarisierung, implizieren Gefahr und belegen somit auch den Nachrichtenwert wiederholter Thematisierungen. Zudem ermöglichen sie Inferenzen, die Handlungen zum Stopp der weiteren Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen nahelegen.

Defokussiert werden Aushandlungsmöglichkeiten und/oder Binnendifferenzierungen innerhalb von Positionierungen und Grauzonen; vielmehr werden polare Positionierungen gestärkt.

Metaphern, die sich auf Sprache allgemein bzw. genderbewusste Sprache und deren Verbreitung beziehen, dienen daneben der Positionierung ihr gegenüber sowie ebenfalls der Legitimation verschiedener Forderungen nach Weiterverbreitung oder eines Stopps ebendieser. Das folgende Unterkapitel analysiert die mit Blick auf die Metaphernbereiche quantitativ dominante Metaphorisierung des Diskursgegenstands (geschlechterbewusste) Sprache.

8.5.3 Metaphorik zur Konzeptualisierung (geschlechterbewusster) Sprache selbst

Der Fokus der in dieser Arbeit untersuchten medialen Texte ist die Verhandlung geschlechterbewusster Sprache selbst, wie auch die quantitative Verteilung in Abbildung 5 gezeigt hat: Es geht unter anderem um die konkrete Ausgestaltung geschlechterbewusster Referenzformen und Formulierungen sowie deren (In-)Effektivität, (Ir-)Relevanz etc. Diese Fokussierung schlägt sich auch in einer im Vergleich zur Metaphorisierung der Debatte sowie des Sprachwandels höheren Varianz und insgesamt höheren Zahl an verwendeten Metaphern nieder (vgl. Abbildung 8), mit denen Sprache im Allgemeinen sowie geschlechterbewusste Sprache im Speziellen konzeptualisiert werden. Dabei gibt es einige Metaphern, die sowohl pro als auch kontra eingesetzt und einige, die vorwiegend für nur eine Positionierung verwendet werden.

Knapp 170 Belege konzeptueller Metaphorik lassen sich unter der übergeordneten Metapher SPRACHE IST OBJEKT subsumieren. Dieser Bereich weist somit die meisten Vorkommen im Korpus auf und wird im Folgenden zuerst betrachtet. Blommaert (2006: 512) nennt die Objektmetaphorik in Bezug auf Sprachideologien den »*artifactual view of language*«, dem zufolge Sprache als Artefakt verstanden wird. Dabei handelt es sich laut ihm um ein weitverbreitetes Verständnis (vgl. Blommaert 2006: 512). Diese Überlegung Blommaerts trifft auf das untersuchte Textkorpus zu, in dem sich viele Belege für den *artifactual view of language* finden. Auch Spitzmüller (2005: 207) stellt in seiner Untersuchung des Anglizismendiskurses zur verwendeten Metaphorik vor allem ein »starkes Bedürfnis« fest, »Sprache – im Speziellen natürlich ›die‹ deutsche Sprache – als Einheit zu fassen«. Das frequente Auftreten der Metaphorisierung geschlechterbewusster Sprache als Objekt belegt, dass dies auch für den in dieser Arbeit untersuchten Diskurs zutrifft. Im Folgenden sollen die jeweiligen spezifizierten Objekte, als welche Sprache imaginiert und somit ›fassbar gemacht‹ wird, sowie die diskursiven Funktionen der spezifischen Metaphern dargelegt werden. Differenzieren lassen sich dabei künstliche bzw. geschaffene Objekte, die zuerst betrachtet werden, von organischen Einheiten, die in Kap. 8.5.3.8 analysiert werden.¹⁵⁷ Im Anschluss daran werden Quelldomänen untersucht, die

157 Diese Differenzierung ist der Grund für die Bevorzugung des *Objekt-* statt *Artefaktsbegriffs*, um auch metaphorische Konzeptualisierungen wie Hindernisse und Steine, über die gestolpert wird, im Rahmen der Objektmetaphorik zu analysieren. Gleichwohl trifft für die überwiegende Anzahl der Belege zu, dass sie metaphorisch mit von Menschen geschaffenen Objekten – eben *Artefakten* – gleichgesetzt werden.

nur als *source* für die Verhandlung von geschlechterbewusster Sprache und nicht von Sprache im Allgemeinen genutzt werden (Kap. 8.5.3.11, 8.5.3.12 und 8.5.3.13).

Abb. 8: Metaphern zur Konzeptualisierung (geschlechterbewusster) Sprache (in absoluten Zahlen für alle Texte des Korpus)



(Eigene Darstellung)

8.5.3.1 Sprache ist Instrument

Die Metapher SPRACHE IST INSTRUMENT als Instanziierung der Metapher SPRACHE IST OBJEKT wird vor allem von Gegner*innen, z.T. aber auch von Befürworter*innen genderbewusster Sprache verwendet und steht dabei mit den Topoi der Ineffektivität bzw. Effektivität in Verbindung. Pro- und Kontra-Positionierungen fokussieren mit der Metapher die behauptete Funktionsweise der jeweils präferierten Sprachform.

Von Gegner*innen wird mithilfe der Metapher die Funktionsweise des geschlechtsübergreifenden Maskulinums hervorgehoben, während die genderbewusste Sprache negiert wird. Dabei werden gleiche Argumentationsmuster auf verschiedene Phänomene bzw. Sprachformen bezogen. In Beleg 316) bspw. wird auf das auch von Befürworter*innen eingesetzte Ideologem der präzisen und genauen Sprache zurückgegriffen, dieses allerdings auf das geschlechtsübergreifende Maskulinum bezogen: Dieses solle beibehalten werden, damit Sprache ihre Schärfe und Präzision behalte:

316) Wir sind zwei Studenten, deren Werkzeug die (geschriebene) Sprache ist und die deshalb eindringlich dafür plädieren, dessen Schärfe zu bewahren. [...] Sprache ist

Mittel, nicht Zweck. Insbesondere geschriebene Sprache ist ein Instrument, um Information präzise und in hoher Dichte auf dennoch verständliche Weise dem Adressaten zugänglich zu machen. (FAZ 14.02.b)

- 317) Würde die generische Bedeutung des Maskulinums bestritten und mit Gendersternen hantiert, dann ist das so, wie wenn ein Schlosser seinen Hammer wegwirft. Und mit einem Feldstein hämmert, so der Sprachwissenschaftler [Eisenberg; P. M.]. Genderte Sprache funktioniert einfach nicht richtig. (Welt 08.01.)
- 318) Die Mehrheit der Menschen will auch nicht recht glauben, dass Gendern der Schlüssel zu mehr Geschlechtergerechtigkeit ist. (Welt 25.01.)

Befürworter*innen hingegen betonen die Wirksamkeit und Relevanz von Sprache, da sie »Gruppen herstellt, bewertet und manchmal ausschließt« (taz 29.03.). Sie sei somit »Instrument unserer Realität« (FAZ 06.02.) und »von allen sowieso immer gestaltetes Instrument der Handlung und Verständigung« (taz 29.03.). Die übertragenen Eigenschaften der Quelldomäne beziehen sich in den untersuchten Daten vor allem auf den aktiven Akt der Anwendung des Instruments und die Passung für eine bestimmte, gewünschte Tätigkeit: Im Vordergrund steht bei der Verwendung der Metapher sowohl für Befürworter*innen als auch Kritiker*innen genderbewusster Sprache, dass das jeweilige sprachliche Mittel – das geschlechtsübergreifende Maskulinum oder geschlechterbewusste Sprache – das geeignete Instrument für das jeweilige Ziel ist, während der Gegenseite die Verwendung eines unnützen, unpassenden oder ineffektiven Instruments zugeschrieben wird. Zugrunde liegt dabei beiden Verwendungen die Idee, dass es eine Form von »richtiger« Sprache geben kann; es herrschen also grundsätzlich hohe Anforderungen an Sprache und Sprachverwendung und wenig Raum für Vagheit vor.¹⁵⁸

8.5.3.2 Sprache ist Flüssigkeit und Gefäß

Die Metapher SPRACHE IST FLÜSSIGKEIT zeigt sich insbesondere in Belegen, die den *Lesefluss* thematisieren. Es handelt sich dabei vor allem um (Gegen-)Argumentationen, die mit (keinen) Schwierigkeiten beim Lesen durch genderbewussten Sprachgebrauch argumentieren sowie genderbewusste Sprache als trübe beschreiben:

- 319) Klare und flüssige Sprache hierzulande braucht übergeschlechtliche Angaben. (FAZ 14.01.)
- 320) Sehr geehrte Damen und Herren, ich habe gerade eine Ausgabe der taz gelesen und festgestellt, dass Ihre Redakteure die den Lesefluss störende Form »*in« und »*innen« auch hinter Substantiven männlichen Genus verwenden. (taz 27.01.a)
- 321) Mein Lesefluss wird überhaupt nicht gestört, reine Gewöhnung. (taz 27.01.b)
- 322) GETRÜBTES SPRACHGEFÜHL (Welt 11.04.; Hervorhebung im Original)

Wie auch andere Lexeme des Metaphernbereiches (z.B. *Redefluss*, *Redestrom*, *Erguss*) und die frequente Verwendung des Lexems *Lesefluss* verdeutlichen, handelt es sich bei der Konzeptualisierung von Sprache als Flüssigkeit um eine relativ konventionalisierte konzeptuelle Metapher. Sprachverwendung wird mithilfe der Gewässermetaphorik und der

158 Vgl. auch Conrod (2024) zu ebenjenen Anforderungen und der Unmöglichkeit sowie Irrelevanz einer »optimalen« Sprache in Bezug auf nicht-binäre Personen.

Quelldomäne Fluss als kontinuierlich und linear aufgefasst (vgl. Schmuck 2015: 26). Diese Bewegung wird dann durch geschlechterbewusste Referenzformen gestört bzw. getrübt oder – bei Pro-Positionierung – gerade nicht.¹⁵⁹ Zudem zeigt sich, dass geschlechterbewusste Sprache – in den Zeitungen und deshalb bezogen auf diese Textform nicht allzu überraschend – mit der Metapher vor allem in ihrer schriftlichen Variante wahrgenommen und verhandelt wird.

Auch Sprachwandel wird mithilfe der Metapher konzeptualisiert. Sprachliche Variation tröpfle von oben »in die breite Masse« herab; der Sprachwandel vollziehe sich also langsam und nach und nach:

- 323) Dann tröpfelt es in die breite Masse, und wenn am Ende noch der konservativste Landrat anfängt, auf einigermaßen geschlechtergerechte Sprache zu achten, dann weiß man: Das geht nicht mehr weg. (SZ 21.05.)¹⁶⁰

Semantischer Wandel zeichnet sich dann im *highlighting* der Pro-Seite dadurch aus, dass Wörter und Sprache »soziale und zivilisatorische Veränderungen ganz von selbst auf[nehmen]« (Welt 04.02.) und daher mit »zusätzlichem Inhalt« (Welt 24.02.) gefüllt werden können. Das Duden-Korpus, auf das mit einem Autoritätstopos verwiesen wird, um die Alltäglichkeit genderbewusster Sprache zu belegen, wird denn auch als »Becken der aktiven Sprache« beschrieben: »Monatlich fließen dort automatisiert mehr als 25.000 Texte ein« (SZ 06.03.). Sprache sei demnach ein Gefäß, das problemlos veränderte Sprachformen aufnehmen könne. Sprachwandel und die Verbreitung geschlechterbewusster Formen werden mithilfe der Wassermetaphorik in diesen Belegen nicht so sehr als Naturkatastrophe (vgl. dazu weiter unten Kap. 8.5.4.1), sondern vielmehr als Naturgesetz aufgefasst, was durch die Fokussierung einer Veränderung »ganz von selbst« (Welt 04.02.) hervorgehoben wird. Die Wassermetaphorik impliziert in dieser Verwendung entsprechend auch keine Bedrohung.

Von der Kontra-Seite hervorgehoben werden mit der Verwendung der Flüssigkeitsmetapher Eigenschaftszuschreibungen zu Sprache wie Natürlichkeit und Nahrungsmittel. Im folgenden Zitat 324) wird nicht die Natürlichkeit der Sprachänderung hin zu geschlechterbewussten Sprachformen betont, sondern vielmehr das Bestehen und vermeintlich schon lange unproblematische Erlernen und Anwenden des geschlechtsübergreifenden Maskulinums, das durch aktuelle Änderungsprozesse bedroht sei:

- 324) Es scheint, als würden wir uns in Zukunft auch von denjenigen Begriffen verabschieden, die wir einst arglos mit der Muttermilch aufgesogen haben. (FAZ 20.02.)

Die Flüssigkeitsmetaphorik wird insgesamt betrachtet also sowohl von Befürworter*innen als auch Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache genutzt und einerseits auf je unterschiedliche, andererseits auf gleiche Phänomene bezogen, aber unterschiedlich bewertet: Der Sprach- und Redefluss werde gestört oder nicht und Sprachwandel mit Blick auf die vermehrte Verwendung geschlechterbewusster Formen wird entweder als

159 S. Kap. 8.5.3.11 weiter unten zur Metapher GENDERBEWUSSTE SPRACHE IST HINDERNIS.

160 Dieser Beleg verweist wiederum auf die Zuschreibung, dass geschlechterbewusste Sprache – zumindest zu Beginn – vor allem sprachliches Verhalten einer Elite bedeutet und es sich um einen top-down Prozess handle.

natürlicher, stetiger und langsamer, kaum zu bemerkender – und somit nicht bedrohlicher – Prozess beschrieben oder als Bedrohung dieses natürlichen Wandelprozesses.

8.5.3.3 Sprache ist Maschine

Daneben wird Sprache auch als Maschine und Mechanismus konzeptualisiert; teilweise in Verbindung mit der Konzeptualisierung von Sprachnutzung als Fortbewegungsmittel¹⁶¹, in dem man sich befindet, ohne es zu lenken – die Gewohnheit der Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums sei ein *gut geölter Mechanismus*, der automatisiert ablaufe:

- 325) Sprache [...] ist größtenteils eben selbst etwas, das sich im Autopilot vollzieht [...]. Das merkt jeder, der sich in einer nicht gut geölten Fremdsprache auszudrücken versucht. (Welt 02.02.)

Während Sprache im Allgemeinen und in diesem Beleg im Speziellen Sprache, die zur Personenreferenz das geschlechtsübergreifende Maskulinum verwendet, als Maschine verstanden werden, gilt genderbewusster Sprachgebrauch als »neueste Erfindung« (FAZ 11.03.) oder »überambitioniert anmutende Innovation« (Welt 26.03.a) und somit als etwas Künstliches und Neuartiges, das abgelehnt wird. Die unbemerkt und gut geölt laufende Sprache, die das Maskulinum als geschlechtsübergreifende Form nutzt, sollte demzufolge nicht durch entsprechende Erfindungen oder »ideologisches Überregulieren« (taz 17.04.) verändert werden. Solche »aufgedrängte[n] Sprachregelungen verschleifen bald« (SZ 26.05a), haben also keine lange Haltbarkeit. Der Rückgriff auf die Quelldomäne MASCHINE erlaubt den Gegner*innen, das Bild der Sprache mit geschlechtsübergreifendem Maskulinum als bewährten und gut funktionierenden Mechanismus zu zeichnen, während die Verwendung genderbewusster Sprache dagegen eine unnötige, weil verkomplizierende und den Ablauf störende Neuerung sei. In Verbindung mit dem Minderheits- bzw. Elitentopos (vgl. Kap. 8.4.11) wird zudem von einer »beschleunigte[n] Produktion von emanzipativen Wortschöpfungen und Begrifflichkeiten« (taz 06.02.) gesprochen, die von einer Minderheit angetrieben werde. Verstärkt wird diese Konzeptualisierung noch in einem Leserbrief in der *Welt*, in dem geschlechterbewusste Sprache im Titel als »Fleischwolf« bezeichnet wird (Welt 24.02.) – in diesem Beleg ist genderbewusste Sprache demnach eine Maschine, die das organische Material Sprache (zur Metapher SPRACHE IST ORGANISMUS s. unten Kap. 8.5.3.8) zerstückt.¹⁶² Die metaphorische Gleichsetzung von Sprache und insbesondere der Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums mit einer gut funktionierenden Maschine findet sich vor allem bei Gegner*innen genderbewusster Sprache. Diese Zuordnung scheint diskursiv verfestigt genug zu sein, um parodierend aufgegriffen zu werden; der argumentative Rückgriff auf die Mechanismusmetaphorik zur Ablehnung geschlechterbewusster Sprache ist, dem bereits zitierten Beispiel 326) zufolge, stereotypisch für emeritierte Linguistikprofessorinnen und kann somit als irrelevanter Einwand parodiert werden:

161 Ausführlicher zu dieser Metapher in Kap. 8.5.4.3.

162 Der vollständige Titel lautet: »Gendern – das erinnert mich inzwischen an einen Fleischwolf« (Welt 24.02.).

- 326) Erst wenn [...] die letzte emeritierte Professorin der Linguistik in der FAZ erklärt haben wird, warum das generische Maskulinum ein unverzichtbares Bauteil im feinen Mechanismus der deutschen Grammatik ist, werdet ihr merken, dass der Käs' mit dem Kampf gegen eine Verbesserung der Wirklichkeit über den Umweg der Sprache längst gegessen ist. (taz 26.03.)

Mit Bezug auf die Quelldomäne MASCHINE fokussieren Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache zusammengefasst das geschlechtsübergreifende Maskulinum als bekannten und funktionierenden Sprachmechanismus zur Personenreferenz. Geschlechterbewusste Sprachformen dagegen werden als unnötige und fehlgehende Erfindungen und Neuerungen abgewertet und somit abgelehnt.

8.5.3.4 Sprache ist Ware/Ressource

Als Objekt wird Sprache auch in der Metapher konzeptualisiert, die sie mit einer Ressource bzw. einer Ware gleichsetzt: »Die Sprache ist ein, ja vielleicht das Gemeingut schlechthin.« (Welt 06.06.c) In vielen dieser Belege wird, wie in diesem und ähnlich wie mit dem Possessivum »unser« (vgl. Kap. 8.3), eine Allgemeinverfügbarkeit der Sprache und ein Besitz dieser postuliert, womit sich der behaupteten Veränderung »von oben« durch eine Elite entgegenstellt wird. Vielmehr wird bspw. in Verbindung mit dem Mehrheitstopos in einer Überschrift und somit als relevant markiert, erklärt: »Die Sprache gehört ihren Sprechern« (FAZ 04.03.). Da diese also über das Gut, über die Ressource Sprache, verfügen und es besitzen, dürfte an diesem Objekt nicht von außen und ohne ihr Einverständnis etwas verändert werden. Eigentum an der Sprache bedeutet somit Verfügungs- und Entscheidungsgewalt über das Objekt Sprache. Diese Eigenschaft der Quelldomäne wird hervorgehoben, während Eigenschaften wie bspw. Schwankungen im Wert von Gütern in den obigen Belegen nicht berücksichtigt, d.h. defokussiert werden. In einem Text der *Welt* wird Sprachwandel allerdings unter Berücksichtigung der Eigenschaft von Wertschwankungen verhandelt, wenn die Bereitschaft zu genderbewusstem Sprachgebrauch mit Begriffen von Angebot und Nachfrage beschrieben wird; geschlechterbewusste Sprache wird dabei als verschieden wertvoll charakterisiert:

- 327) Manche wollen ein Sternchen sehen, andere partout nicht. Die Nachfrage ändert sich laufend. (Welt 26.03.b)
- 328) Was das Angebot gendergerechter Sprache betrifft, war die Zahlungsbereitschaft gering. Jene, die konsequent genderten, sind entweder besonders sprachgewandt – haben also niedrige Kosten des Genderns – oder sie sind persönlich motiviert. (Welt 26.03.b)

Der Topos der elitären Minderheit, die sich gegen ›die einfachen Leute‹ verschworen hätte, um diesen zu schaden und geschlechterbewusste Sprache durchzusetzen, wird zudem in einem Beleg gestützt, der unter Bezugnahme auf die Quelldomäne erklärt, dass sich »beim gepflegten Genderdeutsch [...] bei Sendern und Agenturen ein Sprachkartell durchzusetzen [scheint]« (Welt 25.06.). Das Metaphernlexem impliziert, dass es Absprachen unter medialen Akteur*innen gäbe, die den Wert geschlechterbewusster Sprachformen erhöhten, während dadurch der des geschlechtsübergreifenden Maskulinums gedrückt werde.

Der Großteil der Belege der Warenmetaphorik lässt sich der Kontra-Seite zuordnen. Diese fokussieren ihren vermeintlichen Besitz an der Ware Sprache und schlussfolgern daraus Verfügungsgewalt über ihr Eigentum – Sprache dürfe sich demnach nicht gegen ihren Willen und ohne ihr Einverständnis wandeln.

8.5.3.5 Sprache ist Spiegel/(Ab-)Bild

Die Metapher SPRACHE IST SPIEGEL bzw. (AB-)BILD findet sich in den untersuchten Texten vor allem bei Befürworter*innen genderbewusster Sprache und steht in engem Zusammenhang mit dem Topos der Abbildung (vgl. Kap. 8.4.6.1). Belege zeichnen sich insbesondere dadurch aus, dass sie Sprache als Bild oder »Spiegel [...] unserer Realität« (FAZ 06.02.) charakterisieren. Der Argumentation zufolge sei dieses Bild, d.h. die Realität, auch dank feministischer Kämpfe nicht (mehr) rein männlich und folglich müssten auch Nicht-Männer sprachlich sichtbar sein und gemacht werden:

- 329) Wer ausschließlich von Politikern, Richtern oder Ärzten spricht, zeichnet das Bild einer Welt von Männern, in denen Frauen oder nicht-binäre Menschen nicht vorkommen. (Welt 24.05.)
- 330) Gerster erwiderte, dass hingegen Frauen im Westen sich ihren Platz in der Arbeitswelt erst mühsam erkämpfen mussten – und sich diese Teilhabe nun auch in der Sprache widerspiegeln müsse. (FAZ 11.03.)
- 331) Und genau dieses Abbild von Sprache innerhalb unserer Gesellschaft versucht der Duden wiederzugeben. (SZ 16.03.b)
- 332) Der Duden bildet ab, was draußen im Sprachraum gesagt und geschrieben wird. Und nicht andersherum. (SZ 06.03.)¹⁶³

Im Sinne des *highlighting* steht bei der Übertragung der Eigenschaften von der Quell- auf die Zieldomäne bei der Verwendung dieser konzeptuellen Metapher im Vordergrund, dass eine angenommene Realität diverser Geschlechtlichkeit in der Gesellschaft besteht und sich im (sprachlichen) Spiegel zeige bzw. abgebildet werden müsse. Es geht demnach um das, was sich im Bild bzw. Spiegel zeigt und dass dies der Realität, in der z.B. Frauen einen Platz in der Arbeitswelt erkämpft hätten und es nicht nur Politiker, Richter oder Ärzte gebe, entspreche. Zudem wird Sprache z.T. wiederum als aktives Instrument zum *Zeichnen* eines »Bilds einer Welt« (Welt 24.05.) verstanden – Sprachnutzer*innen könnten somit bewusst Perspektiven der Wirklichkeit darstellen und würden dabei mit der Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums Frauen oder nicht-binäre Menschen ausschließen.

In Verbindung mit dem Topos der Ästhetik (vgl. Kap. 8.4.17) wird mit der Metapher SPRACHE IST BILD auch gegen genderbewussten Sprachgebrauch und für die Beibehaltung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums argumentiert. Wie auch bei anderen Metaphern zeigt sich wiederum, dass eine Metapher mit der Fokussierung anderer Eigenschaften auch für konträre Positionierungen eingesetzt wird. Die Quelldomäne BILD bezieht sich in diesen Belegen vor allem auf Bilder im Sinne von Kunst. Das Festhalten am geschlechtsübergreifenden Maskulinum Sorge dafür, dass »unsere schöne Sprache feinsinnig, nuancenreich [bleibt] und ermöglicht weiterhin geistreiche und poetische

163 Zur Metaphorik des Sprachraums und drinnen und draußen s. weiter unten Kap. 8.5.3.7.

Sprachbilder« (FAZ 04.01.). In den Belegen wird somit vor allem der ästhetische Wert als Eigenschaft der Quelldomäne BILD hervorgehoben und der Inhalt der Abbildung in den Hintergrund gerückt. Geschlechterbewusste Sprache wird zudem als »schlicht Sprachfälschung« (FAZ 07.06.b) beschrieben – während implizit das geschlechtsübergreifende Maskulinum somit als Original und besser bewertet wird, handelt es sich bei Formen geschlechterbewusster Sprache um Fälschungen, die entsprechend minderwertig seien. Zudem schreibt Fälschung wiederum Verantwortung für diese ›Manipulation‹ der Sprache durch Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache zu und bewertet diese somit negativ.

Aus sprachideologischer Perspektive ist diese Metapher mit der »referential ideology« (Blommaert 2006: 516) verbunden, die die Idee bezeichnet, »that accurate denotation is the primary function of language«. Diese Sprachideologie sei Begründung für Sprachwandel (vgl. Blommaert 2006), der sich ja auch in genderbewusstem Sprachgebrauch zeigt. Auch Felders (2022: 197) Begriff des »Wortobjektivismus« lässt sich dieser Auffassung von Sprache grob zuordnen, demzufolge ein Wort *genau eine* Bedeutung habe, mit der eine bestimmte Wirkung bzw. Assoziation bei Rezipient*innen erzielt bzw. ausgelöst würde.¹⁶⁴ An Sprache bzw. Sprachverwendung werden somit wiederum hohe Klarheitsanforderungen gestellt und die Möglichkeit von Vagheit negativ evaluiert.

Zusammenfassend wird die (Ab-)Bildmetaphorik in den medialen Texten vor allem von Befürworter*innen eingesetzt, die damit das Bestehen einer geschlechtlich diversen Realität postulieren, die entsprechend ihr Abbild in Sprache zeigen bzw. in dieser widergespiegelt werden müsse. Gegner*innen hingegen betonen den ihrer Meinung nach gegebenen ästhetischen Wert des geschlechtsübergreifenden Maskulinums, der nicht durch *Fälschung* vermindert werden dürfe.

8.5.3.6 Sprache ist Bauwerk

Als etwas Konstruiertes wird Sprache in der SPRACHE IST BAUWERK-Metapher dargestellt. Der Bau- bzw. Konstruktionsprozess der Sprache wird somit durchaus anerkannt, er wird allerdings als abgeschlossen betrachtet und der Zustand von Sprache somit als statisch dargestellt. Sprachwandel und geschlechterbewusste Sprachformen werden als externe Bedrohungen für das Bauwerk konzeptualisiert. Insbesondere Gegner*innen erklären, dass Sprache »ein komplexes Gebilde« (FAZ 04.03.) oder, indirekt Heidegger zitierend, »das Haus des Seins« (Welt 19.06.) sei, an deren »grammatischen Grundpfeilern« (Welt 25.01.) durch geschlechterbewussten Sprachgebrauch gerüttelt werde. Zudem sorge genderbewusste Sprache für einen »Umbau der deutschen Sprache«, indem auf der »Baustelle Gendersternchen« (SZ 14.05.) »seltsame Wortgebilde« (Bild 06.03.) erschaffen würden. Der Umbau verbessere die Sprache aber nicht, sondern »[d]ie Sprache werde dadurch ruiniert« (Bild 10.05.). Die Gefahr für das Haus bzw. Bauwerk der deutschen Sprache und damit auch der Gesellschaft insgesamt wird auch in einer Überschrift der *Welt* (17.05.b) verdeutlicht: »Es knackt im Gebälk der Republik«.

164 Auf Blommaerts und Felders Begrifflichkeiten bzw. die den konzeptuellen Metaphern und, allgemeiner gefasst, dem Diskurs zugrundeliegende Sprachideologien wird in Kap. 8.6 noch einmal zurückzukommen sein.

Durch die Metaphorik des Bauwerks kann wiederum Gefahr für die deutsche Sprache behauptet und – wie mit der Kriegs- und Kampfmetaphorik – die (zukünftige) Notwendigkeit der Verteidigung bzw. des Schutzes betont werden:

- 333) Wenn ich diese Sprachungebilde lese, überfällt mich Sorge, dass wir analog zum Natur- und Denkmalschutz bald auch unsere deutsche Sprache unter Schutz stellen müssen. (SZ 30.03.a)

Die Gefahr für dieses Fundament der deutschen Sprache, als welches in diesen Belegen das geschlechtsübergreifende Maskulinum gilt, wird auch mit der Metaphorik der schiefen Ebene hervorgehoben.¹⁶⁵ Durch genderbewusste Sprache gerate »unser Deutsch und damit unsere Kommunikation« in eine »Schieflage« (Welt 04.02.), stehe also, um im Bild zu bleiben, nicht mehr eben auf einem Fundament, sondern drohe vielmehr, »abzurutschen«. Argumente zur Beibehaltung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums dagegen »füßen auf dem tatsächlichen Sprachgebrauch in Deutschland« (FAZ 06.02.), hätten also ein Fundament.

Verschleiert (im Sinne von *hiding*) wird bei dieser Verwendung der Metapher der Entstehungsprozess des Bauwerks Sprache und die Rolle der Sprecher*innen in diesem. Nicht thematisiert wird zudem die Tatsache, dass es sich bei Sprache um kein zu einem Zeitpunkt fertiggestelltes Gebäude handelt, durch dessen Räume sich Sprachnutzende nur bewegen, die sie aber nicht verändern können. Auch eventuell nötige »Renovierungsarbeiten« werden dethematisiert. Fokussiert werden vielmehr die Festigkeit und vermeintliche Unveränderlichkeit des seit langer Zeit in der jetzigen Form stehenden Hauses. Genau dieser Aspekt wird denn auch von Kunkel-Razum in einem Porträt über sie aufgegriffen, um den Vorwurf des Umbaus zu negieren: »Wir [die Duden-Redaktion; P. M.] können und wollen überhaupt nichts umbauen. Das macht die Sprachgemeinschaft schon selbst, wenn sie es denn will.« (SZ 06.03.) Das Bauwerk Sprache kann also umgebaut werden; dies geschieht aber durch Sprachnutzung in der Sprachgemeinschaft selbst, so Kunkel-Razum. Nicht nur in diesem Artikel wird die Metapher von Sprache als Bauwerk und deren Verwendung zur Ablehnung von Sprachwandel hin zu geschlechterbewusstem Sprachgebrauch auf einer Meta-Ebene verhandelt. Der Rückgriff auf die Metaphorik durch Kritiker*innen scheint im Diskurs soweit verfestigt zu sein, dass er in der *taz* parodierend und den Verfall affirmierend aufgegriffen werden kann:

- 334) Und wenn die deutsche Sprache doch verfällt? Wäre das schlimm? Vielleicht führt dieser Schritt zum Verfall des überhöhten deutschen Egos, und wer weiß, was danach noch so möglich ist. (taz 28.01.)

Die Metapher wird allerdings nicht ausschließlich von Gegner*innen genutzt. Auch mit Blick auf die Befürwortung genderbewusster Sprache findet sich ein Beleg in den Daten, der auf die Metapher SPRACHE IST BAUWERK zurückgreift:

- 335) [...] die fehlenden Worte für diverse Personen seien »eine Lücke im System, die jetzt erst sichtbar wird«. (SZ 11.03.b)

165 Vgl. Kap. 8.4.8 zum Gefahrentopos durch die Slippery-Slope-Argumentation – die Gefahr des Abrutschens, d.h. negativer Konsequenzen wird in dieser Argumentation mit größerer epistemischer Sicherheit betont.

Die von der Quelldomäne übertragene Eigenschaft ist in diesem Fall die Geschlossenheit bspw. einer Mauer im Bauwerk, die im Fall der »fehlenden Worte für diverse Personen« nicht gegeben sei und somit als Mangel und Stelle potenzieller Instabilität sichtbar werde. Aufbauend auf der »referential ideology« (Blommaert 2006: 516) und in Verbindung mit der Metapher SPRACHE IST (AB-)BILD wird somit für ein Schließen dieser Lücke durch Neologismen plädiert; es wird also die Notwendigkeit von neuen, genderbewussten Wortformen erklärt, um die Geschlossenheit des Systems der deutschen Sprache wiederherzustellen. Ebenfalls mit Bezug auf die *referential ideology*, der zufolge Sprache Wirklichkeit möglichst genau abzubilden habe, wird allerdings auch in einer Reaktion per Leserbrief auf obigen Beleg diese Notwendigkeit negiert:

- 336) Aber die Lücke bestand für viele Jahrhunderte gar nicht, denn ›divers‹ gab es nicht. Erst seit sehr wenigen Jahren existiert diese Problematik. Eine Problematik aber, die Jahrhunderte nicht existierte, kann auch keine Lücke darstellen im Rückblick. (SZ 30.03.b)

Da die behauptete Wirklichkeit, auf die im Sinne der *referential ideology* Bezug genommen wird, »viele Jahrhunderte« keine Menschen mit dem Geschlechtseintrag ›divers‹ kannte, kann demzufolge auch keine Lücke, kein Mangel an Geschlossenheit oder Festigkeit für das Sprachsystem behauptet werden, so das Argument.

Die Bauwerkmetaphorik wird somit insgesamt zwar nicht ausschließlich, aber vorrangig von Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache verwendet. Sie erlaubt es ihnen, Sprache vor allem als bestehendes und gefestigtes Gebäude darzustellen, dass zwar bewohnt, aber nicht verändert werden kann und sollte. Zudem werden Gefahren für das Fundament und somit ein Abrutschen des Bauwerks in eine Schiefelage und der drohende Zerfall fokussiert, während der Konstruktionsprozess durch die Sprecher*innen defokussiert wird.

8.5.3.7 Sprache ist Heimat und Raum

Im Sinne einer Ortsmetaphorik in einem ähnlichen konzeptuellen Bereich wie die Metapher SPRACHE IST BAUWERK, insbesondere bspw. im bereits dort angeführten Beleg, in dem Sprache als »Haus des Seins« (Welt 19.06.) bezeichnet wird, befindet sich die Metapher SPRACHE IST HEIMAT. Diese Metaphorik wird beinahe ausschließlich in ablehnenden Argumentationen verwendet.¹⁶⁶ Sprache sei »kulturelle Heimat für Menschen« (Welt 13.04.a) bzw. Sorge für »[k]ulturelle Beheimatung« (FAZ 22.02.). Genderbewusste Sprache schließe demgegenüber all »die vernünftigen und ernst zu nehmenden Frauen, die diesen Unsinn [gemeint ist die Verwendung geschlechterbewusster Spachformen; P. M.] nicht mitmachen« aus; diese seien in der Folge »heimatlos« (FAZ 30.03.). Genderbewusste Sprache Sorge also für Heimatlosigkeit und darüber hinaus auch für Abwanderung aus dieser Heimat und sei somit eine Gefahr: »Schon jetzt gibt es eine massive

166 Einzige Ausnahme stellt ein Beleg aus der taz dar, in dem, wiederum, ähnlich wie bei der SPRACHE IST BAUWERK-Metaphorik, Argumente der Kritiker*innen ridikülisierend aufgenommen werden. Der von der kontra-Seite angeführte Ästhetiktopos, auf dessen Grundlage geschlechterbewusste Sprache abgelehnt wird, wird dabei ins Lächerliche gezogen, indem Deutsch als grundsätzlich unästhetische Sprache charakterisiert wird, da sie »Vornamen wie Horst, Dörte oder Gundula beherbergt« (taz 28.01.).

Abwanderung aus dem Deutschen als Wissenschaftssprache.« (Welt 28.05.b) Die Gefahr bestehe dabei darin, dass eine »linke, radikale Minderheit [sich] daran [macht], Ästhetik und Grammatik der deutschen Sprache in nie dagewesener Art und Weise ideologisch und moralisierend zu besetzen« (SZ 13.02.b) – die Heimat deutsche Sprache werde von einer Minderheit besetzt und somit der Kontrolle entzogen.

Die Metaphorik steht dabei im engen Zusammenhang mit der Sprachideologie, die Sprache und (National-)Identität gleichsetzt (vgl. Stukenbrock 2005; Coady 2024). Dies zeigt sich auch in der häufigen Kollokation von *deutsch* und *Sprache* für die Zeitungstexte (s. Kap. 8.3). Sprachliche Heimat ist das festgefügte Bauwerk, das als »unser Deutsch« (Welt 04.02.) imaginiert wird und durch geschlechterbewussten Sprachgebrauch in Gefahr ist.

In Verbindung mit der Metapher SPRACHE IST HEIMAT stehen Belege, die SPRACHE ALS RAUM metaphorisieren. Bei Spitzmüller (2005: 244) werden diese unter der Metapher Sprache als Container subsumiert. Gemeinsam ist den Metaphernkomplexen dabei, dass sie die Eigenschaften fester und definierbarer Grenzen auf die Sprache übertragen. Im Unterschied zur Heimatmetaphorik aber wird die Raummetaphorik sowohl in Positionierungen pro als auch kontra in den Texten des Korpus genutzt.

Von Befürworter*innen wird die metaphorische Gleichsetzung der Sprache mit einem Raum genutzt, um eine Öffnung und Erweiterung desselben zu postulieren, die durch genderbewusste Sprache ermöglicht werde:

- 337) ›Es ist richtig, dass sich Geschlechtergerechtigkeit in unserer Sprache wiederfinden muss.« (taz 29.05.c)
- 338) Der Gender Gap schafft Raum für alle nicht-binären Geschlechtsidentitäten (Welt 02.03.)
- 339) Man sieht und hört das in der Sprache, wenn junge Akademiker*innen (das sei zu Demonstrationszwecken gestattet) bei Personenbeschreibungen eine feine Sprechpause machen oder einen Genderstern hinschreiben, um Menschen einen Raum zu geben, die sich weder als männlich noch als weiblich definieren. (SZ 15.05.a)

Die Relevanz von geschlechterbewusster Sprache wird anhand der Metaphorik ebenfalls deutlich, wie sich in einem Zitat von Hornscheidt in der FAZ zeigt: »Es geht ja darum, ob ich vorkomme in der Sprache.« (FAZ 06.02.) Fokussiert wird bei der Übertragung von Quell- auf Zieldomäne somit die Eigenschaft von Räumen, Platz zu bieten, mithin groß genug und/oder offen für verschiedene Menschen zu sein.

Auch ablehnende Argumentationen in Bezug auf genderbewusste Sprache bedienen sich der Raummetaphorik, konzeptualisieren aber vor allem Gesellschaft als Raum und nicht so sehr Sprache selbst. Die Nutzung genderbewusster Sprache sei dann ein Moment des Ausschlusses aus dem bzw. eine Verengung (vgl. Welt 19.06.) des Raumes und daher abzulehnen. Geschlechterbewusste Sprache schließe Menschen mit geringerer Sprachkenntnis aus, so die Argumentation der Gegner*innen:

- 340) ›Wollen wir jetzt auch noch alle die ausschließen und verlieren, die das Gendersternchen nicht mitsprechen wollen und können?« (FAZ 10.03.a)
- 341) In einer Einwanderungsgesellschaft, in der Spracherwerb ein Schlüssel zu gesellschaftlicher Integration und beruflicher Qualifikation ist, wirkt diese Form der Sprachpolitik ausgrenzend. (FAZ 25.05.a)

In dieser Verwendung der Raummetapher steht die Begrenztheit von Räumen als Eigenschaft im Vordergrund und die damit einhergehende Möglichkeit bzw. Gefahr des Ausschlusses und des vor-verschlossenen-Türen-Stehens.¹⁶⁷

Diese Eigenschaft von Räumen wird allerdings nicht nur in Kontra-Argumentationen genutzt, sondern findet sich auch auf der Pro-Seite in Bezug auf das geschlechtsübergreifende Maskulinum: Während geschlechterbewusster Sprachgebrauch Räume öffne und Menschen mit einbeziehe, könne die geschlechtsübergreifende Verwendung des Maskulinums dafür sorgen, dass Menschen sich ausgeschlossen fühlen:

- 342) ›Du wolltest mich vielleicht nicht ausschließen, als du gerade nur die männliche Form benutzt hast – aber weil ich mich ausgeschlossen fühle, hast du es getan.‹ (taz 06.02.)

Mit der Heimatmetaphorik werden zusammenfassend geschlechterbewusste Sprachformen abgelehnt. Heimat sei das geschlechtsübergreifende Maskulinum, dem Gefahr durch die Befürworter*innen eines Sprachwandels hin zu genderbewusster Sprache drohe. Diese Metaphorik steht in engem Zusammenhang mit der Verbindung von Sprache und (nationaler) Identität. Die klaren Grenzen dieser werden auch in den Belegen der SPRACHE IST RAUM-Metapher fokussiert. Für diese Metapher zeigen sich dabei Belege von Befürworter*innen wie Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache. Während Pro-Argumentationen die mögliche Erweiterung des RAUMS Sprache thematisieren, der durch geschlechterbewusste Sprachformen mehr Menschen Platz biete, heben Kontra-Argumentationen vor allem die Begrenzung und den damit einhergehenden Ausschluss durch geschlechterbewusste Sprache, bspw. aufgrund mangelnder Sprachkenntnis hervor.

8.5.3.8 Sprache ist Organismus

Wie die voranstehenden Ausführungen gezeigt haben, bedienen sich viele der Zeitungstexte des Korpus eines »artifactual« view of language« (Blommaert 2006: 512), konzeptualisieren (geschlechterbewusste) Sprache also als Objekt(e). Differenzierungen der Objekte bzw. Einheiten, mit denen (genderbewusste) Sprache metaphorisch gleichgesetzt wird, lassen sich für das Korpus in Bezug auf deren Künstlich- bzw. Natürlichkeit vornehmen. In den vorangegangenen Ausführungen konnten vor allem solche Quelldomänen herausgearbeitet werden, die Sprache als künstliche und menschengemachte Objekte greifbar machen, wenngleich ebendiese Konstruiertheit in vielen Belegen im Sinne des *hiding* defokussiert wird, um somit implizit Interventionen in die Sprache ablehnen zu können, bspw. in der SPRACHE IST BAUWERK-Metapher. Daneben findet sich in den Daten eine große Anzahl an Belegen, die Sprache als organische Einheit, als Organismus, konzeptualisieren und mit Eigenschaftszuschreibungen von Natürlichkeit insbesondere

167 In den Daten findet sich darüber hinaus ein Beleg für eine ablehnende Argumentation, die sich positiv auf Begrenzungen bezieht: »Es ist keine Lösung, Sprache einfach zur grenzenlosen Spielwiese zu erklären.« (taz 13.02.a) Während sich die anderen Kontra-Argumentationen auf die negative Deontik von Begrenzung stützen, fokussiert dieser Beleg demgegenüber den positiven Aspekt von Rahmung, innerhalb dessen Kommunikation erst möglich ist.

von Sprache selbst und der Bedrohung dieses Organismus von außen durch genderbewussten Sprachgebrauch argumentieren.

Die Metapher *SPRACHE IST ORGANISMUS* ist quantitativ betrachtet mit Blick auf die Zeitungstexte insgesamt und die Metaphorisierung von Sprache besonders dominant. Dies kann auch in ihrer langen Verwendungstradition in Metasprachdiskursen begründet liegen.¹⁶⁸ In der Analyse wurden Vorkommen, die sich dezidiert einer Körper- oder Pflanzenmetaphorik bedienen, von dieser übergeordneten Kategorie getrennt und als Subkategorie gezählt, um die spezifischen Eigenschaftszuschreibungen und damit gestützten Positionierungen dieser Metaphern detaillierter herauszuarbeiten. Sie sind daher in Abbildung 8 heller hinterlegt. Diese werden nach einer allgemeineren Analyse der Organismus-Metaphorik im Folgenden noch detaillierter einzeln untersucht.

Die Verwendung der Organismusmetaphorik erlaubt die Übertragung einiger Eigenschaften der Quelldomäne auf die Zieldomäne Sprache: Organismen haben in der Regel eine gewisse Lebensspanne, können also geboren werden und sterben¹⁶⁹, sie können erkranken oder gesunden (s. auch Kap. 8.5.3.13 zu geschlechterbewusster Sprache als Krankheit), insbesondere aber wird ihnen Eigenständigkeit zugeschrieben.

Unterscheiden lassen sich dabei die Eigenschaftszuschreibung der Vitalität und damit einhergehenden Veränderung, die insbesondere von der Pro-Seite verwendet wird und die Beschreibung eines gewachsenen Zustands, der möglichst beibehalten werden sollte, die insbesondere von der Kontra-Seite hervorgehoben wird. Befürworter*innen erklären demnach, dass Sprache »lebendig [ist] und [...] beweglich bleiben [muss]« (FAZ 13.02.b) und »sich ohnehin ständig weiterentwickelt« (Bild 30.06.). Formen genderbewusster Sprache sind demnach Teil einer natürlichen Entwicklung des Organismus Sprache, die sich herausbilden (vgl. Welt 07.02.) und »so die deutsche Sprache vital [halten]« (taz 28.01.), weil »Sprache lebt und [...] anpassungsfähig« (SZ 13.05.) sowie »etwas Lebendiges [ist], die [sic!] sich mit der Gesellschaft verändert« (taz 18.01.).

Ebenjene eigenständige Entwicklung genderbewusster Formen wird von den Kritiker*innen in den Texten im Zusammenspiel mit unter anderem den Topoi der Realitätsferne (vgl. Kap. 8.4.14), Minderheit (vgl. Kap. 8.4.11) oder Künstlichkeit (vgl. Kap. 8.4.16) negiert. Vielmehr wird die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums als »vernünftig gewachsene Sprachentwicklung« bezeichnet, die Gefahr laufe, durch genderbewussten Sprachgebrauch »einfach abgewürgt [zu] werden« (SZ 16.06.g) und somit zu sterben. Formen genderbewusster Sprache seien »politisch verordnet« (SZ 19.06.c) und nicht Teil einer natürlichen Entwicklung des Organismus Sprache; diese

168 Bereits Keller (2004: 4), Spitzmüller (2005) und Schneider (2007: 13) halten fest, dass die metaphorische Gleichsetzung von Sprache und (krankem) Organismus eine lange Tradition hat – auch in der Linguistik, wenngleich sie vor allem in öffentlichen Sprachdiskursen zu finden sei. Zu ihrer Popularität im sprachkritischen Diskurs der öffentlich-medialen Debatte vgl. Schneider (2007) und Neusius (2021). Für einen Überblick über Ursprung und Wandel der Organismusmetaphorik s. Spitzmüller (2005: 226–231). Zur These des Sprachverfalls auch Keller (2004).

169 Vgl. bspw. eine Überschrift der Welt (28.04.), in der »traditionelle« Pronomen totgesagt werden, während auf Neopronomen ein Hochruf ausgebracht wird: »Er, sie, es sind tot. Ens, bla, honk und plushie leben hoch« oder einen Leserbrief, der von der Aufnahme von Frauen in den »grammatischen Männerzirkel«, d.h. den Einbezug im geschlechtsübergreifenden Maskulinum gesprochen wird, »bis der Tod der deutschen Sprache uns scheide« (FAZ 31.03.).

»muss sich entwickeln, sie muss wachsen« (SZ 19.06.c) – Prozesse, die durch geschlechterbewusste Sprache und deren Einführung verhindert würden:

- 343) Sehen sie nicht, dass beim Gendern eine feministische Agenda über ein gewachsenes und funktionierendes Sprachsystem gestellt wird und dass hier begründeter Ideologieverdacht besteht? [...] Sehen sie nicht, dass eine Sprachpolitik von oben den natürlichen Sprachwandel manipuliert und verfälscht? (FAZ 16.02.)

Die Verwendung der Metapher erlaubt es somit, Sprache als »abgeschlossenes organisches Gebilde« zu verstehen, »das durch Einflüsse von außen in seiner Identität gefährdet ist« (Schneider 2007: 2). Jeglicher »Eingriff von außen« (FAZ 04.03.), d.h. durch menschliche Handlungen und Setzungen, bspw. in Leitfäden, wird somit zur Gefahr für den Organismus und kann auf dieser Grundlage abgelehnt werden. Gefahr für die Sprache wird unter Zuhilfenahme der Organismusmetaphorik aber auch in einem Text von der Pro-Seite artikuliert: Die Abwehr des Sprachwandels hin zu geschlechterbewusster Sprache »schützt sie [die deutsche Sprache] nicht – sie zerlegt sie nur in so unbrauchbare Teile, dass sie vor sich hin verwest« (taz 28.01.) – durch die Abwehr des eigentlich natürlichen Sprachwandels hin zu geschlechterbewusster Sprachformen sterbe die Sprache also (ab) und verwese.

Daneben wird die Organismusmetapher in Bezug auf genderbewusste Sprache von Gegner*innen auch insofern genutzt, als Formen genderbewusster Sprache zwar als organisch und somit gewachsen anerkannt werden, aber als »Wort-Ungetüme« (Bild 30.06., taz 23.01.a) oder als »Auswüchse« (Welt 13.06.) bezeichnet werden – genderbewusste Sprache sei demzufolge monströs (vgl. DWDS o.J. *Ungetüm*) oder eine Wucherung, d.h. ein Exzess der eigentlichen, natürlichen Entwicklung, die »nun auch in Behörden um sich [greift]« (Welt 14.05.). Die Konzeptualisierung der Verbreitung geschlechterbewusster Sprache als Ausbreitung einer Krankheit bzw. das darin liegende Verständnis von geschlechterbewusster Sprache selbst als Krankheit klingt in diesen Belegen bereits an und wird in Kap. 8.5.13 noch einmal ausführlicher analysiert. Im Sinne des *hiding* wird bei dieser Verwendung der Metapher verschleiert, dass Sprache kein Eigenleben hat und nicht unabhängig von menschlicher Aktivität existieren kann. Sprachwandel kann demzufolge keine den Organismus befallende Krankheit sein, sondern vollzieht sich in menschlicher Kommunikation und den Wandelprozessen, die darin stattfinden.

Die metaphorische Gleichsetzung von Sprache mit einem Organismus lässt sich mit Blick auf die Daten noch weiter ausdifferenzieren. Frequent und dominant sind in den Texten des Zeitungskorpus insbesondere Spezifizierungen, die auf den Körper und Pflanzen als Quelldomäne zurückgreifen, wobei vor allem Körper als Quelldomäne genutzt wird (vgl. Abbildung 8). Belege für diese Verwendungsweisen und ihre Funktion im Diskurs werden im Folgenden detaillierter betrachtet.

8.5.3.9 Sprache ist Körper

Unter die Organismusmetaphorik lassen sich Belege aus den untersuchten Texten subsumieren, in denen Sprache als Körper konzeptualisiert wird. Diese Spezifikation der Quelldomäne ermöglicht es durch die metaphorische Übertragung, die Verwendung genderbewusster Sprache mit bestimmten Verhaltensweisen Körpern gegenüber

gleichzusetzen und damit vor allem die Ablehnung dieser und eigene Forderungen zu legitimieren. Gegner*innen des Genders beziehen sich in ihrer Ablehnung insbesondere dann auf diese Metaphorik, wenn sie Formen genderbewusster Sprache als Gewalt an der Sprache, die als Körper konzeptualisiert wird, verstehen:¹⁷⁰

- 344) Er rief Moschner dazu auf, das Gendern sein zu lassen und die deutsche Sprache nicht weiter zu ›filetieren‹. (Bild 12.01.)
- 345) Aufgezwungenes, ›von oben‹ verordnetes ›Gendern‹ ist die Vergewaltigung von Sprachen, die sich über Jahrhunderte frei entwickeln durften. (SZ 26.05.a)
- 346) Gott sei Dank gibt es noch viele (genügend?) Meinungsbildner bei Politik und Presse und im gesamten öffentlichen Raum, die sich dieser Vergewaltigung verweigern. (FAZ 17.03.a)

Sprache wird in diesen Belegen vor allem als Opfer von (sexualisierter) Gewalt dargestellt: Gendern sei »Gewalt an der Sprache« (FAZ 18.02.). Diese gehe dabei von denjenigen aus, die genderbewusste Sprache verwenden.

Neben der expliziten Formulierung sexualisierter Gewalt, in der Formen genderbewusster Sprache zu *Vergewaltigung* erklärt werden, finden sich auch Belege, die von einem *Missbrauch* bzw. der drohenden Gefahr des Missbrauchs sprechen:

- 347) Politische, moralische, ideologische Absichten und Botschaften können sprachlich ohne jede Einschränkung ausgedrückt werden, die Sprache selbst aber kann und darf nicht Träger dieser Absichten und Botschaften sein, sie wäre sonst anfällig für jedweden Missbrauch. (FAZ 04.03.)

Auch in diesen Textstellen ist Sprache ›missbrauchtes‹ Opfer von denjenigen, die diesem Körper Gewalt antun.

Aufbauend auf der konzeptuellen Metapher, die Sprache mit einem Körper gleichsetzt, werden genderbewusster Sprachgebrauch als Akt der Gewalt und dessen Folgen weiter expliziert. Der Asterisk und andere Sonderzeichen seien »eine Verunstaltung« (Bild 02.03.b) und »Verstümmelungen unserer Sprache« (Welt 18.05.) und sorgten für

170 Vgl. zu den folgenden Ausführungen auch Meuleneers (2024b). In diesem Beitrag werden auf Grundlage medialer Daten, unter anderem anhand von Sendungen des Deutschlandfunks, einige Vorüberlegungen zu KÖRPER als Quelldomäne angestellt, die auch in dieses Kapitel eingeflossen sind. Sowohl die Lexik als auch die verwendete Metaphorik in den Texten des Analysekorpus dieser Arbeit sind zudem vergleichbar mit dem, was Lobin (2021: 85) in seiner Untersuchung der Zeitschrift des Vereins Deutscher Sprache herausarbeitet: Auch in diesen wird von *Verhunzung*, *Verunstaltung*, *Verrenkung* und *Vergewaltigung* der Sprache geschrieben. Dabei handelt es sich, wie auch in den Daten des hier untersuchten Korpus, um Metaphern mit unterschiedlicher Usualität. Verhunzung bspw. ist bereits lexikalisiert und nur noch über eine etymologische Herleitung der Organismusmetapher zuzuordnen (vgl. auch Spitzmüller 2005: 201). Für die Debatte in Frankreich belegt Coody (2024) ebenfalls die Verwendung ähnlicher Metaphern, mit denen Sprache einem Organismus und Körper bzw. einer Person gleichgesetzt wird. Die französische Sprache steht in den von ihr untersuchten Daten metonymisch für die Nation und wird als Opfer konzeptualisiert. Eine ähnliche Metonymie zeigt sich auch in den in dieser Arbeit untersuchten Daten, wenn vor allem von *der deutschen Sprache* gesprochen wird, der Gewalt angetan werde. Zur Zentralität von Körpermetaphorik im Sprechen über Staaten vgl. Bischof (2021).

»zerstückelt[e] Text[e]« (FAZ 07.03.). Zudem wird die postulierte Unnatürlichkeit genderbewusster Sprache in dieser konzeptuellen Metapher wieder aufgegriffen und auf Bewegungen bezogen, die der Sprachkörper machen müsse, um sich genderbewusster Sprache anzupassen. Diese führe zu »damit einhergehenden, oft unfreiwillig komischen« (FAZ 07.03.) und »eigenartigen Verrenkungen« (Welt 29.05.b), d.h. also zu unnatürlichen, beinahe clownesken Bewegungen und im Endeffekt zu Schmerzen und einem »Gender-Krampf« (Bild 29.05.). Die Konzeptualisierung genderbewusster Formen als Verrenkungen des Sprachkörpers legitimiert damit die Ablehnung sowie die implizite Vorstellung, dass die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums die »natürliche«, sich natürlich herausgebildete Bewegung und somit vorzuziehen sei. Darüber hinaus wird genderbewusste Sprache abgelehnt, da sie Sprache, in dieser metaphorischen Verwendung wiederum als Körper imaginiert, sexualisiere (vgl. FAZ 18.06.b)¹⁷¹. Die negative Deontik von Sexualisierung legt dabei die Ablehnung von geschlechterbewusstem Sprachgebrauch nahe.

Die Verwendung der konzeptuellen Metapher SPRACHE IST KÖRPER durch Gegner*innen genderbewussten Sprachgebrauchs ermöglicht es diesen, Forderungen nach Verteidigung, Schutz und Pflege der Sprache zu legitimieren. Insbesondere die Gleichsetzung der Verwendung genderbewusster Sprache mit Vergewaltigung ermöglicht aufgrund von gesellschaftlich geteiltem Wissen über sexualisierte Gewalt die Imagination der Sprache als weiblicher Körper sowie die Konstitution von In- und Outgroup und das *Othering* derjenigen, die geschlechterbewusste Sprache verwenden bzw. sich um ihre Verbreitung bemühen. Vergewaltigung ist, so Sanyal (2016) in ihrer kulturwissenschaftlichen Studie, im gesellschaftlichen Außen verortet und wird als inhärent böse verstanden; niemand will sich daher als Täter*in identifizieren. Durch die Verwendung der Metapher wird Sprache somit als passiver, potenziell hilfloser bzw. schwacher und unterlegener Körper – alles Stereotypen vermeintlich weiblicher Eigenschaften – imaginiert, während all diejenigen, die sich pro genderbewussten Sprachgebrauch und dessen Verbreitung aussprechen, zu Täter*innen in der Outgroup werden. Vor dieser Outgroup der Täter*innen muss Sprache, konzeptualisiert als (weiblicher) Körper, geschützt werden, wie bspw. zentral als Aufforderung in der *Welt* getitelt wird:

348) Schützen wir unsere Sprache gegen vorschnelle Eingriffe (Welt 28.05.b)¹⁷²

Die Verwendung der konzeptuellen Metapher erlaubt es nicht nur, Befürworter*innen genderbewusster Sprache als Out-Group und Täter*innen darzustellen, sondern auch, die In-Group als heldenhafte Verteidiger*innen des Organismus Sprache. Dies zeigt sich bspw. im voranstehenden Beleg 348), der in einer Überschrift im Imperativ zum Schutz aufruft, im Sprechen von »Sprachwächter[n]« (FAZ 02.06.) in einer weiteren Überschrift

171 In dem Artikel mit dem Titel »Sexualisierte Sprache« heißt es: »Mit dem Gendern einher geht eine Sexualisierung der Sprache. Der Geschlechtsunterschied, dessen gesellschaftspolitische Bedeutung doch gerade nivelliert werden soll, wird durch die explizite Nennung der Geschlechter stärker ins Bewusstsein gehoben als zuvor und dadurch zementiert.« (FAZ 18.06.b).

172 Auch die Verwendung des Worts »Eingriff« verstärkt in diesem Kontext die Konzeptualisierung von Sprache als Körper, indem über das Wort die Nutzung genderbewusster Sprache als »in den Körper eindringende Untersuchung oder Operation« (DWDS o.J. *Eingriff*) dargestellt wird.

oder in der Kampagne des VDS »Rettet die deutsche Sprache vor dem Duden« (VDS o.J.).¹⁷³

Durch die Verwendung der Vergewaltigungsmetaphorik werden emotionale und polarisierte Reaktionen auf genderbewusste Sprache legitimiert. Read et al. (1990: 129) zeigen, dass emotionale Eigenschaften, die der Quelldomäne zugeschrieben werden, insbesondere in politischen Kontexten relevant sind, da sie emotionale Antworten hervorrufen. Das gesellschaftliche Wissen um sexualisierte Gewalt und die Verwundbarkeit von Körpern legitimiert somit harte und deutliche Abwehr und Abwertung genderbewusster Sprache, wenn diese mit Vergewaltigung und Missbrauch gleichgesetzt wird.

Eine Personifizierung der Sprache zeigt sich aber nicht nur in Belegen, in denen diese als Körper und Opfer von Gewalt imaginiert wird, sondern auch in solchen, in denen von Freundschaft und Liebe ihr gegenüber die Rede ist. Diese legitimiert wiederum ebenfalls die Ablehnung von und den Wunsch nach ihrem Schutz vor der vermeintlichen Gewalt und »Verunglimpfung« (Bild 10.05.) durch geschlechterbewusste Sprache:

- 349) Zum anderen aber verehrt die Bestseller-Autorin und Literatur-Kritikerin die Sprache. (Welt 06.06.a)
- 350) Kritik am Gendern speist sich keineswegs automatisch aus Emanzipationsfeindschaft, sondern oft allein aus Sprachfreundschaft. (Welt 06.06.a)
- 351) Hieraus leitet sich vermutlich auch eine zusätzliche Aufgabenstellung für die nächste Bundesregierung und alle anderen Zuständigen ab, via TV- und Rundfunkgebühren nicht nur eine elitäre Gendergemeinde zu bedienen, sondern auch die vielen Liebhaber des vertrauten generischen Maskulinums nicht weiter zu vergrätzen. (Welt 25.06.)

Insbesondere Beispiel 351) legt wiederum nahe, dass es sich um die metaphorische Gleichsetzung der Sprache nicht nur mit einer Person, sondern vielmehr mit einer Frau handelt. *Liebhaber* ist, auch unabhängig von der maskulinen Verwendung, die im Beleg geschlechtsübergreifend intendiert sein kann, ein vor allem zur Referenz auf Männer genutzter Begriff (vgl. z.B. DWDS o.J. *Liebhaber*). Zudem wird darin wiederum die *male as norm*-Perspektive reproduziert, indem der Umgang mit Sprache als der eines heterosexuellen Mannes bzw. Liebhabers mit dem als weiblich imaginierten Sprachkörper beschrieben wird.

Die Konzeptualisierung von Sprache als Körper zeigt sich auch in zwei Belegen, die genderbewusste Sprache weder vollständig ablehnen noch befürworten und insofern eine interessante und in den Daten seltene, weil weder eindeutig pro noch kontra Positionierung einnehmen. So wird die Autorin Kübra Gümüşay in der *Welt* (09.06.) mit der Frage zitiert »Wie kann man mit Sprache tanzen?« und auch in der *taz* (29.05.a) findet sich in einem Leserbrief ein »Dank für das tägliche Ringen um Sprache« – in beiden Belegen wird der Umgang mit dem Sprachkörper als Aushandlung und sportliche Arbeit mit einem Sprachkörper statt als gewaltvoller Zugriff durch eine machtvollere Per-

173 Der Duden wird im Begleittext der Kampagne denn auch aufgefordert, »in Zukunft sensibel und behutsam mit der deutschen Sprache umzugehen« (VDS o.J.), d.h. also in einer Art und Weise, die dem Umgang mit einem verwundbaren und gefährdeten Organismus oder Körper entspricht (vgl. Meuleneers 2024b: 257).

son konzeptualisiert. Die uneindeutige Positionierung zu geschlechterbewusster Sprache nutzt in diesen Belegen also ebenfalls die Quelldomäne KÖRPER, überträgt aber in der metaphorischen Charakterisierung von Sprachbenutzung vor allem die Tatsache, dass diesem *Sprachkörper*, der als dynamisch und beweglich fokussiert wird, begegnet werden kann. Diese beiden Belege bewegen sich somit in einem Graubereich der Positionierung geschlechterbewusster Sprache gegenüber, der im Großteil der anderen Belege der Körpermetaphorik defokussiert wird. In diesen werden vielmehr durch Übertragung von Eigenschaften der Quelldomäne (weiblicher) KÖRPER wie Verwundbarkeit oder der metaphorischen Gleichsetzung von genderbewusstem Sprachgebrauch mit (sexualisierter) Gewalt polarisierte und emotionale Abwehrreaktionen und deutliche Ablehnung geschlechterbewusster Sprache ermöglicht.

8.5.3.10 Sprache ist Pflanze

Die Organismusmetaphorik wird in den untersuchten Texten nicht nur mit Bezug auf die Quelldomäne KÖRPER, sondern auch mit der Quelldomäne PFLANZE spezifiziert. Mithilfe dieser wird wiederum, wie bei der übergeordneten metaphorischen Gleichsetzung mit einem Organismus, die Vorstellung einer natürlichen Sprachentwicklung insinuiert. Diese bestehe im *Wachstum* der Sprache und imaginiert Sprache als natürlichen und eigenständigen Organismus, dem man »beim Wachsen zusehen und [...] hierhin und dorthin verfolgen« (Welt 24.05.) kann. Sprachwandel wird in diesen Belegen zwar zuweilen bis zu einem gewissen Maß als natürlich anerkannt, genderbewusste Sprache aber als überschießend (vgl. bspw. noch einmal »Auswüchse« [Welt 13.06.]) und durch gezielte Einwirkung von außen durch elitäre und ideologische Minderheiten gepflanzt; sie sei mithin eine künstlich eingebrachte *Saat*, die gestreut würde und mit der ein bestimmtes Denken »eingepflanzt werden« soll:

- 352) Es scheint so zu sein, dass in einer bestimmten intellektuell-elitären Schicht über außersprachliche Zeichen, die völlig künstlich mit Bedeutung aufgeladen werden, Ideologien unter das ›gemeine‹ Volk gestreut werden in der Annahme, dass diese doch sicher irgendwann Allgemeingut werden würden. [...] Es geht daher nicht an, dass die öffentlich-rechtlichen Medien, die sich von Steuergeld speisen, einseitig ideologisierte, noch dazu grammatisch falsche Sprachbilder wie selbstverständlich streuen. (SZ 13.02.b)
- 353) In sie [Köpfe; P. M.] soll ein neues, vermeintlich politisch korrektes Denken eingepflanzt werden.« (Bild 13.04.)

Die Verbreitung von genderbewusster Sprache wird demnach nicht als natürliche Entwicklung des Organismus Sprache dargestellt, sondern vielmehr als dezidierte und ideologische Intervention in diese, um ein gewünschtes Ziel zu erreichen. Mit dieser konzeptuellen Metapher wird somit die Zuschreibung von zwangvollem Verhalten einer ideologischen Minderheit gestärkt. Die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums hingegen wird als natürliche Sprachentwicklung postuliert, in die man nicht eingreifen sollte.

Nachdem ich in den vorangegangenen Ausführungen vor allem Metaphern zur Konzeptualisierung von Sprache allgemein und der sich daraus ergebenden Legitimation für die Befürwortung und Ablehnung genderbewusster Sprache ausgeführt habe, sollen im

Folgenden noch in den Daten aufzufindende Metaphern ausgeführt werden, die nur zur Beschreibung genderbewusster Sprache selbst verwendet werden.

8.5.3.11 Genderbewusste Sprache ist Hindernis und Keil

Die frequenteste Metapher zur Charakterisierung geschlechterbewusster Sprache selbst in den Zeitungstexten ist die metaphorische Gleichsetzung genderbewusster Sprachformen mit einem Hindernis bzw. einer Hürde. Vor allem von Seiten der Kritiker*innen wird auf diese Metapher zurückgegriffen.

- 354) ›Für Menschen mit Lese- Rechtschreibschwäche wird das Textverständnis nicht einfacher, die Hürden höher.« (Bild 06.04.)
- 355) [D]ie Logik, die uns dahin führen würde, machte aus dem Sprechen und Schreiben einen kuriosen Hindernislauf. Jeder soll die private Freiheit haben, sich auf ihn zu begeben. (FAZ 13.03.a)
- 356) Ein Migrant aus Syrien hat es sowieso schon schwer beim Deutschlernen, jetzt bauen sie noch weitere Hürden ein. (Bild 30.06.)
- 357) Man kann auf grammatikalische Schwierigkeiten und logische Hürden hinweisen. (Welt 28.05.b)

Kommunikation und Sprachverwendung werden in den angeführten Belegen dieser konzeptuellen Metapher als Bewegung bzw. Gehen aufgefasst, die durch genderbewussten Sprachgebrauch erschwert werde. Mit dem Topos der Komplexität verbunden, werden »sternförmig[e] Stolpersteine zu Stolperfallen« (Welt 06.06.c) und Sprachbenutzung somit zu einem »Hindernislauf« (FAZ 13.03.a), wie es unter anderem im Titel eines Beitrags der FAZ heißt. Die Ablehnung genderbewusster Sprache wird mit dieser Metaphorik legitimiert, da ein Verzicht auf Gendern auch eine Vermeidung von Hürden und Hindernissen bei der Sprachbenutzung und ihrem Erwerb bedeute. Die Verwendung des Lexems *Hürde* fokussiert dabei zudem die künstliche und von außen eingebrachte Veränderung an der Sprache: Hürden werden explizit von jemandem aufgestellt, um Fortbewegung zu erschweren. Genderbewusste Sprache ist in der Metaphorik demnach auch »Unsinn«, den es zu »überwinden« (FAZ 28.01.) gelte.

Intensiviert wird die Hindernismetaphorik noch in der konzeptuellen Metapher, die genderbewusste Sprache als Grenze bezeichnet. Sprache wird dann zu einer Grenze und Mauer, die bzw. zu einem Keil, der die Sprachgemeinschaft spaltet und der Asterisk zu ihrem Signal (Bsp. 358). Die Mauer stellt dann ein unüberwindliches Hindernis dar, das die Gesellschaft deutlich spaltet und trennt.

- 358) Grenzsinal Gendersternchen (Welt 26.03.a)
- 359) Aber er [Kampf um Gleichberechtigung; P. M.] ist nicht durch einen Stern zu gewinnen, der mehr spaltet als eint. (SZ 11.06.a)
- 360) Die Gendersprache schafft nur neue Einteilungen und Kategorien von Menschen, sie spaltet nach äußeren Merkmalen und Gruppenidentitäten. (Welt 16.06.b)

Mit dieser Metaphorik wird zudem ein Konsens schwer vorstellbar und die Polarisierung und Behauptung fester Lager, die auch im Verständnis der Debatte als Krieg auftaucht, verstärkt. Zwischen den Menschen auf beiden Seiten der Grenze ist eine Verständigung

schwer möglich, sodass auch die Polarisierung der Debatte und das Verharren auf jeweiligen Standpunkten, am jeweiligen Ort, zwangsläufig erscheinen.

Dieser Vorstellung genderbewusster Sprache als trennende und spaltende Grenze wird dann Sprache mit dem geschlechtsübergreifenden Maskulinum als »eine Sprache, die zusammenführe« (Welt 25.05.) gegenübergestellt. In der metaphorischen Gleichsetzung geschlechterbewusster Sprache mit einem Hindernis bzw. einer Hürde wird zudem die Gefahr des Ausschlusses bzw. Fallens impliziert und somit die mit geschlechterbewusster Sprache einhergehende Gefahr betont. Die Metapher steht daher in engem Zusammenhang mit dem Gefahrentopos.

8.5.3.12 Genderbewusste Sprache ist Schmuck

Genderbewusste Sprache wird im Korpus von Kritiker*innen genderbewusster Sprache nicht nur als Hindernis, sondern unter anderem auch als Schmuck und Mode konzeptualisiert. Verbunden mit der Quelldomäne sind Belege, in denen geschlechterbewusste Sprache mit dem Topos der Ästhetik abgelehnt und als »Kosmetik, nichts weiter. Aber eine verunstaltende« (FAZ 17.03.c) beschrieben wird. Insbesondere aber kann mit der Bezugnahme auf Eigenschaften der Quelldomänen SCHMUCK und MODE eine Zeitgeistigkeit des Phänomens behauptet werden, womit implizit ein Anschluss an den Topos der Irrelevanz ermöglicht sowie eine mögliche Kurzzeitigkeit des Sprachwandels impliziert werden kann: Bestimmte Stile sind demnach zu bestimmten Zeiten modisch, verlieren diesen Status aber in der Folge oft auch wieder.¹⁷⁴ Zudem behauptet die Metaphorik eine Oberflächlichkeit der Verwendung und schreibt den geschlechterbewussten Sprachverwendenden wiederum mangelnde Ernsthaftigkeit und die Verwendung nur zur Zierde (Bsp. 361) sowie Unternehmen bspw. *Pinkwashing*¹⁷⁵ zu, die sich »mit dem Regenbogen [...] schmücken« (Bsp. 362). Implizit wird damit wiederum der Topos der Ineffektivität bedient: es handle sich um oberflächliches Verhalten und reinen Schmuck, nicht aber um ein tatsächliches Bemühen um Gleichberechtigung.

361) Durchdeklinierte Pronomen zieren die Social-Media-Profile von woken Millennials (Welt 28.04.)

362) Sich mit dem Regenbogen zu schmücken gehört für viele Unternehmen längst zum guten Ton. Sie färben ihre Logos in den sozialen Medien bunt, sie gendern, spenden Geld an Initiativen, die sich um Belange von Homo- oder Transsexuellen kümmern. (FAZ 24.06.a)

363) Im Fernsehen, im Duden, sogar in der CDU kommt geschlechtergerechte Sprache in Mode. (FAZ 06.02.)

364) [A]uch wenn diese kranke Mode immer mehr um sich greift [...]. (FAZ 07.06.b)¹⁷⁶

174 Vgl. auch Löffler (2016) zur Verhandlung von Sprachwandel und verschiedenen Sprachformen als »Sprachmoden«.

175 Unter *Pinkwashing* versteht man den positiven Bezug von Unternehmen auf die LGBTQIA*-Bewegung ohne substanzielle wie bspw. materielle Unterstützung dieser, vor allem aus kommerziellen Gründen. Als Beispiele werden Regenbogen-Logos oder kommerzielle Wagen bei Pride-Demonstrationen genannt (vgl. Pinkstinks o.); Kühne 2016).

176 Zur Krankheitsmetaphorik in Bezug auf die Verbreitung von geschlechterbewusster Sprache, die sich auch in diesem Beleg zeigt, s. das folgende Kapitel.

Während der Sprachwandel hin zur vermehrten Verwendung geschlechterbewusster Sprachformen somit in diesen Belegen zwar konstatiert wird, wird er zugleich als potenziell kurzfristiges und insgesamt ineffektives, weil rein oberflächliches Phänomen abgewertet.

8.5.3.13 Genderbewusste Sprache ist Krankheit

Eine Gefahr für den Organismus Sprache wird nicht nur durch die Charakterisierung der Verwendung geschlechterbewusster Sprachformen als (sexualisierte) Gewalt, sondern unter anderem auch durch die konzeptuelle Metapher GENDERBEWUSSTE SPRACHE IST KRANKHEIT insinuiert. Sie verbreite sich »wie ein Virus« (Bild 02.03.b) und Sorge dafür, dass »Sänger«, »Sprecher«, »Zuhörer«, »Leser« [...], sofern sie in der Pluralbildung nicht dem Gender-Stern anheimfallen, zu »Singenden«, »Sprechenden«, »Zuhörenden«, »Lesenden« mutieren!« (FAZ 11.06.). Im Ergebnis herrsche »eine Art von politischer Pandemie« (FAZ 17.05.).

Auch im Hinblick auf diese konzeptuelle Metaphorik, in der Sprachänderungen Krankheiten sind, zeigt sich wiederum eine Diskursverschränkung mit der Rechtschreibreform:

- 365) Es steckt einem ja nicht nur die bis heute als unausgereift einzustufende Rechtschreibreform den Knochen [...]. (FAZ 28.01.)

Die Krankheit der Rechtschreibreform sei demzufolge noch nicht vollständig überwunden bzw. der Sprachorganismus habe sich von ihr noch nicht vollständig erholt und werde nun mit dem neuen »Virus« geschlechterbewusste Sprache konfrontiert, der »an der einen oder anderen Stelle von Vorgängern kontaminiert wurde« (FAZ 13.02.a.)¹⁷⁷ – es findet also keine Gesundung oder gesunde Entwicklung statt, sodass Sprache selbst auch als zu umsorgender und zu pflegender Organismus verstanden wird, sodass wiederum Schutz und Pflege der Sprache legitimiert werden:

- 366) Von einer gesunden inneren Entwicklung ist unsere Sprache aber weit entfernt, wenn in geschriebenen Texten wild Sonderzeichen und Kunstendungen eingefügt werden, ohne die genannten Verwirrungen zu bedenken. (FAZ 14.02.b)
- 367) Die Sorge um unsere Sprache im Wettbewerb der Nationen sollte uns einige Millionen wert sein. (FAZ 15.05.)¹⁷⁸

Genderbewusste Sprache wird mit dem Bezug auf die Quelldomäne Virus bzw. Krankheit als Gefahr von außen konzeptualisiert, d.h. also nicht als Bestandteil von Sprache,

177 Die behauptete Kontamination bezieht sich auf den Begriff »Kunstschaffende«, der, dem Leserbrief zufolge, auch von den Nationalsozialist*innen verwendet wurde. Das Wörterbuch des Unmenschen (Sternberger et al. 1962), auf das der Beitrag explizit verweist, dagegen führt das Lexem nicht auf. Dort findet sich nur »Kulturschaffende« (Sternberger et al. 1962: 64–69). In der im Beleg behaupteten Traditionslinie wird mithilfe des Zwangstopos insinuiert, dass sich wie totalitäre Sprachregime verhalte, wer versuche, »ein Neusprech zu etablieren« (FAZ 13.02.a), welches sich in diesem Beleg auf genderbewussten Sprachgebrauch bezieht.

178 In diesem Zitat klingt ein Sprach- bzw. Ländervergleich an, der auch an anderen Stellen expliziert wird, wenn Frankreich und die dort stattfindende »Pflege der französischen Sprache« (FAZ 02.06.) der Académie française positiv hervorgehoben werden.

sondern als Bedrohung, als etwas, das nicht *vertragen* wird: »Ernsthafte Literatur verträgt kein Gendern« (FAZ 04.01.). Mit der Verwendung der Metapher durch Gegner*innen von genderbewusstem Sprachgebrauch werden somit einerseits Abwehrreaktionen als Schutz der Sprache und die Beibehaltung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums als etwas ›Gesundes‹ legitimiert, andererseits ermöglicht die Metapher die Pathologisierung der Befürworter*innen, die sich auch in Lexemen wie »Genderwahnsinn« (Welt 07.04., Welt 11.04.) ausdrückt. Damit stützt die Metapher wiederum den Ideologietopos – wer dem vermeintlichen Wahnsinn genderbewusster Sprache ›verfallen‹, d.h. erkrankt sei, könne nicht wissenschaftlich, sondern nur irrational handeln. Von dieser Krankheit könne man aber durch den Blick auf den vermeintlich allgemeinen Sprachgebrauch, wie er sich in Unterhaltungsshows oder *auf der Straße* zeige, geheilt werden bzw. gegen die Krankheit als Teil eines Zeitgeistesphänomens immun sein:

- 368) Die Genderei einer zweifellos gewachsenen Zahl an Institutionen, Journalisten, Politikern hat das generische Maskulinum nicht aus der Sprache vertrieben. Von einer solchen Vorstellung ist kuriert, wer sich eine Unterhaltungstalkshow wie die NDR-›Talkshow‹ oder ›Riverboat‹ anschaut und einmal generische Maskulina mitzählt oder den Menschen auf der Straße beim Reden zuhört. (Welt 08.01.)
- 369) Er sei aber durch seine Prägung in der Ära des CSU-Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß robust gegen den heutigen Zeitgeist: ›Ich habe in dieser Hinsicht bereits eine Impfung, ich bin immun‹, sagte Zimmerschied. ›Ich habe den Strauß und die Päpste und die katholischen Kleriker, die Weltkriegsveteranen und die 80 Prozent CSU in Passau überlebt. Da werde ich diese paar Jahre Genderwahnsinn und neue Moralität überstehen.‹ (Welt 12.06.b)

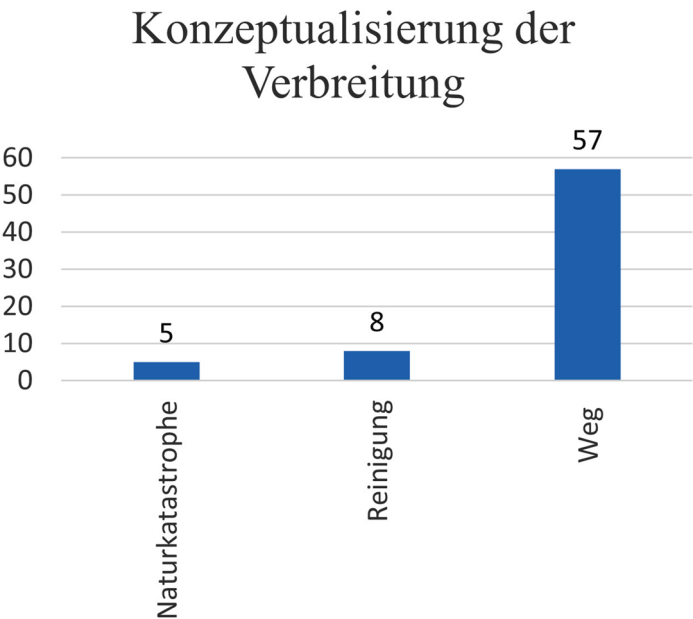
Mit der Metapher GENDERBEWUSSTE SPRACHE IST KRANKHEIT wird nicht nur Sprache konzeptualisiert, sondern auch etwas über ihre Verbreitung ausgesagt – Menschen können angesteckt werden und sind dann vom ›Virus‹ infiziert bzw. werden zu »dem unsäglichen Genderwahn anheimgefallenen Claqueure[n]« (FAZ 28.01.). Genderbewusster Sprachgebrauch und seine Ausbreitung werden dabei als (Natur-)Katastrophe verstanden, da das Virus geschlechterbewusste Sprache sich verbreite und zu einer »Pandemie« (FAZ 17.05.), d.h. einer Notlage, führe. Diese konzeptuelle Metaphorik der Naturkatastrophe, mit der die Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen konzeptualisiert (und abgelehnt) wird, ist Thema des folgenden Unterkapitels. Daneben lassen sich in den untersuchten Texten weitere konzeptuelle Metaphern herausarbeiten, mit denen die Verbreitung genderbewusster Sprache beschrieben wird und die ebenfalls im Folgenden analysiert werden.

8.5.4 Metaphorik zur Konzeptualisierung der Verbreitung

Metaphern, die der Konzeptualisierung des Sprachwandels bzw. der Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen dienen, zeichnen sich, ähnlich wie Metaphern der metadiskursiven Verhandlung, in den untersuchten Texten nur durch geringe Varianz aus (vgl. Abbildung 9). Bei ihnen handelt es sich ebenfalls vor allem um Metaphern, die sich auch in anderen Bereichen öffentlich-politischer Kommunikation bzw. für polarisierte Diskurse finden. So wird die Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen

bspw. metaphorisch mit einer Naturkatastrophe gleichgesetzt und als »große Welle« (Welt 24.02.) beschrieben (ausführlicher dazu im folgenden Unterkapitel).

Abb. 9: Metaphern zur Konzeptualisierung der Verbreitung geschlechterbewusster Sprache (in absoluten Zahlen für alle Texte des Korpus)



(Eigene Darstellung)

Ein Sprachwandel hin zu vermehrter Verwendung genderbewusster Sprache wird in einigen der Belege von Kritiker*innen durchaus wahrgenommen und nicht rundheraus als marginales und irrelevantes Phänomen abgelehnt (vgl. zu dieser Argumentation Kap. 8.4.3). Beschrieben wird diese Veränderung vielfach und in dieser Kategorie quantitativ dominant durch die metaphorische Gleichsetzung mit einem Weg bzw. dem Zurücklegen eines Wegs. Hervorgehoben und defokussiert werden in diesem Zusammenhang je nach Positionierung gegenüber geschlechterbewusster Sprache verschiedene Eigenschaften der Quelldomäne, bspw., dass Wege in die Irre oder die richtige Richtung führen können. Daneben ordnen konzeptuelle Metaphern, die zur Beschreibung der gesteigerten Verwendung genutzt werden, diese allerdings auch als Gefahr und den Sprachwandel somit als angsteinflößend ein und legitimieren somit die Abwehr der Entwicklung und Schutzmaßnahmen. Im Folgenden soll im Anschluss an die im vorigen Kapitel untersuchte metaphorische Konzeptualisierung geschlechterbewusster Sprache als Krankheit zuerst die metaphorische Gleichsetzung ihrer Verbreitung mit Naturkatastrophen ausgeführt werden, bevor mit der Metapher SPRACHVERÄNDERUNG IST REINIGUNG die Vorstellung gezielten Agierens von Befürworter*innen untersucht wird. Dieses wird mit der Metapher als künstlicher und zwangvoller Eingriff von au-

ßen in das System Sprache konzeptualisiert und auf dieser Grundlage abgelehnt. Zum Abschluss wird dann mit der Metapher (SPRACH-)VERÄNDERUNG IST EIN WEG die frequenteste Metapher dieses Bereichs analysiert.

8.5.4.1 Verbreitung genderbewusster Sprache ist Naturkatastrophe

Die Verbreitung geschlechterbewusster Sprache wird, vergleichbar mit der und anschlussfähig an die Konzeptualisierung als eine Krankheit, die sich pandemisch verbreite, unter anderem als Naturkatastrophe und mithilfe der Überflutungsmetaphorik dargestellt:

- 370) Am Anfang ging das ganz langsam, jetzt erscheint es mir plötzlich wie eine große Welle. (Welt 24.02.)
- 371) Der Deich ist gebrochen [sic!] der Schwachsinn nimmt unaufhörlich seinen Lauf. [sic!]. (Bild 02.03.b)

Während in Beispiel 370) das Bedrohungsszenario der Überflutung noch nicht eingetreten ist, sich eine Welle aber bedrohlich groß auftürmt und somit Handlungsbedarf zum Schutz der Sprache insinuiert wird, ist die Perspektive des Belegs 371) fatalistischer. Die ergriffene Schutzmaßnahme des Deichbaus habe nicht gereicht und die Ausweitung des »Schwachsinn[s]« sei nicht mehr aufzuhalten; die Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen sei damit unabwendbar. Mit beiden Konzeptualisierungen geht allerdings gleichermaßen über das geteilte Wissen der Gefahr durch Überschwemmungen die Implikation von Gefahr und Ohnmacht einher – unabhängig davon, ob die Katastrophe bereits eingetreten ist oder nicht. Spitzmüller (2005: 248) bspw. erklärt, dass Fluten sich aufgrund ihrer breiten Verwurzelung im kulturellen Gedächtnis als biblische Urkatastrophe und einer damit einhergehenden Rolle als diskursive Grunderfahrung besonders gut für Bedrohungsszenarien eignen. Mit der damit einhergehenden Stilisierung von Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache als Opfer, die Gefahr und Ohnmacht ausgeliefert seien, wird wiederum die Zuschreibung gestärkt, dass Befürworter*innen über besonders viel Macht und Einfluss verfügten und somit die Forderung nach Verteidigung legitimiert. Die Verwendung von Naturkatastrophenmetaphorik ist in öffentlichen Diskursen, insbesondere zu polarisierten und politischen Themen, wie dem Migrationsdiskurs (vgl. Böke 1997) oder dem Coronadiskurs (vgl. Schult 2021 zu »Coronawellen«; Spieß 2022), weit verbreitet und dient dabei in der Regel dazu, vor Gefahren zu warnen und somit Handlungsbedarf anzumahnen (vgl. Spieß 2011b: 439). Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache ermöglicht sie es somit, in Verbindung mit dem Topos der Gefahr eine Unterbrechung der Zunahme geschlechterbewussten Sprachgebrauchs zu fordern. Zudem geht mit der Eigenschaftszuschreibung von Gefahr zu den sich verbreitenden Sprachformen die Negativbewertung dieser einher.

8.5.4.2 Sprachveränderung ist Reinigung

Die Charakterisierung der Verwendung genderbewusster Sprache als Eingriff von außen, die sich bspw. auch in der Körpermetaphorik zeigt, wird auch in solchen Belegen deutlich, die sich gegen eine (nachträgliche) Bereinigung von Texten und Sprache aussprechen (vgl. Welt 03.06.a). Kritiker*innen lehnen in diesen Textstellen geschlechterbewusste Sprache ab, indem sie gezielten Sprachwandel durch »selbst ernannte Sprach-

reiniger« (Welt 04.02.), wie er ihrer Meinung nach bspw. in Vorschlägen genderbewusster Sprache sichtbar wird, als ein künstliches »Reinemachen der Sprache« (Welt 22.02.) konzeptualisieren. Ein externer, nach Publikation stattfindender Eingriff in die Sprache literarischer Texte mit Blick auf spezifische Lexeme, verstanden als Reinigung, wird dezidiert abgelehnt:

372) ›Literatur nachträglich bereinigen geht gar nicht.« (FAZ 04.06.)

Paradoxerweise impliziert diese Metaphorik, dass Sprache, die das geschlechtsübergreifende Maskulinum verwende, als schmutzig wahrgenommen werden kann, bevor es zu einer Reinigung kommt. Zudem läuft eine solche Perspektivierung sprachpuristischen Argumentationsmustern zuwider, die unter anderem Pfalzgraf (2024c) für Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache nachweist. In diesen werden genderbewusste Sprachformen als etwas verstanden, von dem die eigentlich »reine« deutsche Sprache befreit werden müsse. Hervorgehoben werden aber in den untersuchten Daten durch den Fokus der Metapher auf eine Handlung und sie ausführende Personen nicht so sehr das vermeintlich zu reinigende Objekt (d.h. die Sprache) und der Idealzustand der Reinheit, sondern vielmehr, dass es sich dabei wiederum um einen (künstlichen) Eingriff von außen durch *Sprachreiniger* handelt. Genau dieser Eingriff von extern, der eine natürliche Entwicklung verhindere und unterbreche, wird abgelehnt. Anschlussfähig sind zudem wiederum Zuschreibungen, die auch im Topos des Zwangs, der Elite und der Ideologie bereits zu finden waren. Sprachänderungen werden dann als *Säuberung* (vgl. taz 17.04., die einen Artikel in der FAZ zitiert) verstanden und rufen assoziativ wiederum totalitäre Systeme und repressives politisches Vorgehen auf (vgl. DWDS o.J. *Säuberung*; auch Spitzmüller (2005: 240–241) zur nicht uneingeschränkt positiven Konnotation von *Reinheit* im metaphorischen Gebrauch, unter anderem durch assoziative Verknüpfungen mit der NS-Zeit). Die für sprachpuristische Diskurse zentrale Metapher der Reinigung (vgl. Göttert 2019) wird also in den untersuchten Texten des Zeitungskorpus anders und weniger frequent als in früheren sprachpuristischen Diskursen verwendet und nicht auf den Idealzustand einer »reinen« Sprache, sondern auf die Änderung von Formen und vor allem externe, künstliche Eingriffe bezogen, die damit abgelehnt werden.

Von Befürworter*innen wird diese konzeptuelle Metapher aufgegriffen, aber explizit negiert. Ihnen zufolge geht es bei genderbewusstem Sprachgebrauch »nicht um ein Reinwaschen, sondern um eine Erweiterung der Sprache, ein Mitmeinen und um Sprachbewusstsein« (taz 06.03.). Sie fokussieren demnach im Gegensatz zu Kritiker*innen mehr die Sprache und nicht im gleichen Ausmaß die Akteur*innen, d.h. Ursache einer Handlung. Sprache wird in diesem Beleg entsprechend nicht als zu reinigendes Objekt verstanden, sondern ist wiederum Raum oder Gebäude, die erweitert werden sollen.

8.5.4.3 (Sprach-)Veränderung ist Weg

Zur Charakterisierung der Verbreitung genderbewusster Sprache als Sprachwandelprozess wird daneben in den analysierten Daten besonders frequent (s. Abbildung 9) auf eine weitere »klassische« konzeptuelle Metapher zurückgegriffen und die Veränderung und

Verbreitung sowie das Erreichen eines Ziels mit dem Zurücklegen eines Wegs gleichgesetzt, auf dem *Schritte* getan werden.¹⁷⁹

- 373) Die Sprachwissenschaftlerin Luise F. Pusch (77) will am liebsten noch einen großen Schritt weiter gehen und fordert jetzt eine geschlechtergerechte Umformulierung des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland! (Bild 16.01.)
- 374) Aber warum kann sie die neuen Formen nicht einfach als einen Schritt in die richtige Richtung sehen, wo sich manches noch zurechtrütteln muss? (SZ 16.06.b)

Auch die Haltung und Positionierung gegenüber genderbewusstem Sprachgebrauch wird dabei als Fortbewegung auf einem Weg konzeptualisiert; nicht nur Sprachwandel, sondern auch die Debatte werden somit mit der Wegmetaphorik beschrieben: Positionierungen werden als Bewegung auf einem Weg verstanden, der bewusst *eingeschlagen* werde und an dem in Beispiel 376) der Duden *festhalte*:

- 375) Der Redaktion der F.A.Z. wünsche ich Mut auf dem eingeschlagenen Weg. Lassen Sie sich vom moralischen und politischen Druck nicht beirren. (FAZ 16.02.)
- 376) Der Duden hält an seinem Kurs fest. (Welt 14.02.)
- 377) Gibt es einen Mittelweg zwischen völliger Akzeptanz und gänzlicher Ablehnung des Genderns? (FAZ 18.06.b)

Die mittels einer rhetorischen Frage in Beispiel 377) aufgerufene Möglichkeit des Mittelwegs, d.h. letztlich die Frage nach dem in den Zeitungstexten vielfach defokussierten Graubereich zwischen polaren Positionierungen geschlechterbewusster Sprache gegenüber, wird im Kontext des Artikels allerdings verneint. Die Verwendung der Metaphorik erlaubt es daher, die Notwendigkeit einer Entscheidung zwischen den vermeintlich nur zwei möglichen Wegen – völlige Akzeptanz oder gänzliche Ablehnung von geschlechterbewusster Sprache – hervorzuheben; der im folgenden Beispiel 378) angesprochene Ausweg wird also als unmöglich, da inexistent dargestellt. Somit wird die Polarisierung der Debatte ein weiteres Mal verdeutlicht und verschiedene Positionierungen als das Einschlagen unterschiedlicher Wege konzeptualisiert.

- 378) Bleibt die Frage nach einem Ausweg aus dem Sprachkampf. (Welt 25.01.)

Die Eigenschaften der Quelldomäne erlauben dabei in der Übertragung einige Spezifikationen, die zur Stärkung der jeweiligen Positionierung und Argumentation eingesetzt werden. So kann ein Weg bspw. unterschiedlich geradlinig verlaufen und man kann sich auf diesem gut zurechtfinden oder Orientierungshilfe brauchen. Die Duden-Redaktion legitimiert ihr Vorgehen bezüglich der Online-Wörterbucheinträge zum Beispiel damit, dass sie »Orientierung bei Sprachfragen« (FAZ 21.03.b) gibt, während in einem Leserbrief in der *taz* ebenjene abgelehnt wird; die *Lenkung* in eine bestimmte Richtung durch geschlechterbewusste Sprachformen sei nicht nötig:

- 379) Dazu brauche ich weder einen Leitfaden, noch muss ich mir von irgendeinem Gleichstellungsbüro sagen lassen, dass irgendein Zeichen an der Morphemgrenze

179 Wenngleich es sich um andere Zieldomänen handelt, werden oft bspw. auch Älterwerden als Bewegung oder das Leben als Reise konzeptualisiert (vgl. Zima 2021: 79).

(Leser/innen, Schreiber!innen, Nutzer:innen) meine Kognition irgendwohin lenke.
(taz 22.02.)

Fokussiert wird mit der Metapher ebenfalls die Tatsache, dass Wege in eine gewünschte Richtung führen oder aber davon abbringen bzw. zu Verirrungen können – insbesondere von Kritiker*innen wird dieser Aspekt hervorgehoben:

380) Sie will die normale, tägliche Sprache verteidigen – und hat sich dafür ein paar besonders markante Beispiele herausgegriffen, die in die falsche Richtung führen.
(Welt 24.02.)

381) Ich halte die sogenannte gendergerechte Sprache für einen Irrweg. (Welt 04.02.)

382) Das ist eine Form, sich völlig zu verrennen. (Welt 13.04.a)

Das Ziel, zu dem der Weg führen solle, ist dabei (zumindest implizit) Gleichberechtigung der Geschlechter, wenngleich nur wenige der Belege der Metapher explizit teleologisch sind. Diese erklären, dass »[d]ie Sprache [...] uns dabei helfen [kann], umsichtiger zu sprechen, und sie [...] Wege ebnen [kann], um dem Ideal näher zu kommen« (FAZ 13.03.b). Sie heben also die Effektivität und Relevanz von Sprache hervor oder postulieren, dass »der Weg« zu einer »gerechte[n] und diskriminierungsfreie[n] Gesellschaft [...] vor allem über Symbolik und Sprache« (FAZ 21.03.b) führe. Wie bereits beim Topos der Ineffektivität gezeigt, wird die Erreichbarkeit des Ziels durch Sprache von der Kontraseite negiert:

383) Die Glottisschlagendung ist alles andere als ein großer Wurf auf dem Weg hin zu einer faireren Sprache. (Welt 26.03.a)

Konzediert wird denn allerdings auch, dass »auch die von ihr [Wagenknecht; P. M.] ver-teufelten ›Lifestyle-Linken‹ zustimmen, dass die Emanzipation der Frau kein einzig mit Gendersternchen gepflasterter Weg ist« (SZ 11.06.b); der in anderen Belegen erhobene Vorwurf des Anhängens sprachmagischer Vorstellungen und starker sprachrelativistischer Vorstellungen wird also etwas abgeschwächt. Gleichzeitig wird über das Postulat einer Ungewissheit über das Ziel des Weges der Gefahrentopos bedient:

384) Wohin lassen wir unsere deutsche Sprache führen? (SZ 30.03.a)

Potenzielles Verirren durch geschlechterbewusste Sprachformen wird auch in anderen Belegen der Metapher betont. So bestehe durch genderbewusste Sprache die Gefahr, »ein wenig die Orientierung [zu] verlieren bei alldem babylonischen Sprachgewirr« (FAZ 20.02.) bzw. – in Verbindung mit der SPRACHE IST PFLANZE-Metaphorik – »sich im [...] Dickicht [zu] verlaufen« (FAZ 18.02.). Zudem wird Leitfäden und bspw. der Duden-Redaktion in Verbindung mit dem Topos der Manipulation eine »Irreführung des Lesers« (Welt 08.01.) vorgeworfen. Vielfach wird die Ablehnung genderbewusster Sprachformen damit begründet, dass diese einen Rückschritt darstellten. Sprachwandel hin zur vermehrten Verwendung geschlechterbewusster Sprachformen führe demnach auf dem Weg in Richtung des gewünschten Ziels Gleichberechtigung in die falsche Richtung und bedeute Regression:

385) Ich halte die Änderungen für einen Rückschritt. (Welt 12.01.)

Diese Verwendung der Wegmetaphorik, in der Orientierungsschwierigkeiten und Gefahren (bspw. des Verlaufs oder Verirrens) betont werden, ermöglicht Kritiker*innen genderbewussten Sprachgebrauchs dessen Ablehnung. Gestützt durch den Komplexitätstopos und in Verbindung mit der Hindernismetaphorik werden die behaupteten Schwierigkeiten und unnötigen Verkomplizierungen der Sprache, der damit »nicht mehr vorplanierten Weg[e]« (taz 01.06.a), hervorgehoben und erklärt, dass es einen deutlich einfacheren, bereits lange begangenen bzw. »friedlich gefahrenen« (SZ 16.06.g) Weg gäbe: das geschlechtsübergreifende Maskulinum:

- 386) Der ›Weg zur sprachlichen Gleichberechtigung‹ braucht im Deutschen nicht gebahnt, sondern nur gepflegt zu werden, weil seit alters allgeschlechtlich vorhanden. (SZ 26.05.a)

In Verbindung mit der metaphorischen Verhandlung von Sprachwandel als Weg stehen aufgrund des Verständnisses von Veränderung als Bewegung Belege der Metapher SPRACHE IST FORTBEWEGUNGSMITTEL. Fortbewegungsmittel bewegen sich in der Regel in bestimmte Richtungen, die jeweils als richtig oder falsch deklariert werden können und für die unter anderem »Weichen« (SZ 19.06.a) gestellt werden können. So wird für »Gendern als ersten Schritt« argumentiert, um »die Ladies mit ins Boot zu holen« (Bild 12.01.) oder für die Beibehaltung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums, weil dieses »tief in der grammatischen Struktur des Deutschen und vieler weiterer Sprachen verankert« (Welt 08.01.) sei. Demgegenüber seien »die unlustigen Reklamefredls jetzt auf den Gendersternchenzug aufgesprungen« (taz 23.06.). Aufbauend auf dieser Metaphorik wird in einigen Belegen davon gesprochen, dass »Dax-Chefs [...] das Gendern [umschiffen]« (FAZ 18.05.a) oder »am großen Wörtersee« gearbeitet werde: »manchmal umschiffe ich dann die schwierigen Formulierungen« (FAZ 13.02.b). Sprache ist demnach das Boot, in dem die Sprecher*innen bzw. Dax-Chefs sitzen, während geschlechterbewusste Sprache als zu umschiffendes Hindernis imaginiert wird. Sie wird zudem als »das falsche Pferd« (Welt 13.04.a) konzeptualisiert, also als falsche Wahl zur Erreichung eines Ziels oder sei ein Fortbewegungsmittel, von dem sich viele »überfahren fühlen« (Welt 06.06.c), mit dem also Gefahren einhergehen.

Zudem wird, gestützt durch den Gefahrentopos, der Zustand der deutschen Sprache mit einem leckgeschlagenen Schiff gleichgesetzt; das Schiff deutsche Sprache sowie die Rettungsboote gehen demnach unter:¹⁸⁰

- 387) Allen Warnungen zum Trotz mutet die Verwendung der deutschen Sprache mittlerweile wie ein sinkendes Schiff an, dessen Unrettbarkeit allenfalls noch diejenigen kopfschüttelnd verfolgen dürfen, die es rechtzeitig auf eines der wenigen Rettungsboote geschafft haben; gleichwohl ist zu befürchten, dass auch sie durch den Sog mit in die Tiefe gerissen werden, wenn dem sprachlichen Stumpfsinn nicht sehr bald Einhalt geboten wird. (FAZ 28.01.)

180 Zugleich wird in diesem Zitat auch Sprachwandel und die damit verbundene Verbreitung genderbewusster Sprache als Naturkatastrophe konzeptualisiert, wenn diese mit einem Strudel, der Rettungsboote durch den Sog in die Tiefe reiße, gleichgesetzt wird. Vgl. dazu auch Kap. 8.5.4.1.

Der Gefahrentopos wird auch in der Charakterisierung der Debatte durch die Pro-Seite aufgerufen, wenn der »Kampf der Sprachpfleger mit einem trojanischen Pferd« verglichen wird:

- 388) Die Sprache wird gerade als Vehikel in die bürgerliche Mitte hineingeschoben, um damit gesellschaftspolitische Themen zu adressieren, die schwieriger in direkter Weise zu vermitteln wären. (SZ 06.03.)

Die Debatte um genderbewusste Sprache, die in diesem Zitat wiederum als Kampf konzeptualisiert wird, sei dabei nur Vehikel und Waffe (*trojanisches Pferd*), um Unterstützung für weitere gesellschaftspolitische Themen zu generieren, die ohne das Fortbewegungsmittel Sprache nicht gewährleistet sei.

8.5.5 Zusammenfassung und Diskussion der Metaphern im printmedialen Diskurs

Wie im letzten Beleg 388) noch einmal deutlich wurde und sich zusammenfassend festhalten lässt, sind die im untersuchten Diskursausschnitt verwendeten Metaphern oft miteinander verknüpft und werden auf je unterschiedliche Diskursebenen bezogen, die sich nicht immer trennscharf unterscheiden lassen: (i) eine metadiskursive Ebene, die vorrangig mithilfe von Kriegs-, aber auch Hitze- und Unwettermetaphorik die Polarisierung des Diskurses konstatiert, aber auch reproduziert, (ii) eine Ebene, die metaphorisch (geschlechterbewusste) Sprache verhandelt und dafür vor allem Objekt- und Organismusmetaphern nutzt, und (iii) eine Ebene, auf der Sprachwandel und im Speziellen die Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen mithilfe von Naturkatastrophen-, Reinigungs- und Wegmetaphern konzeptualisiert wird.

Es zeigt sich, dass in den Texten des Zeitungskorpus quell- und vielfach auch positionsübergreifend und sowohl in redaktionellen Beiträgen als auch in Leserbriefen auf ähnliche, gesellschaftlich geteilte Konzeptualisierungen von Debatte, (geschlechterbewusster) Sprache und Sprachwandel zurückgegriffen wird. Dass es sich dabei vielfach um gesellschaftlich verbreitete Perspektiven auf Sprachphänomene handelt, wird durch einen Vergleich mit anderen Untersuchungen nahegelegt. So sind die verwendeten Metaphern vor allem konventionalisierte, die aus anderen Untersuchungen öffentlicher bzw. metasprachlicher Diskurse bekannt sind und weniger kreative und ad-hoc Metaphern. Die im Untersuchungskorpus herausgearbeiteten Metaphern lassen sich bspw. sehr ähnlich in Spitzmüllers (2005) Analyse des Anglizismendiskurses finden. Zentral sind auch in seiner Analyse Organismus- und Objektmetaphern (die Spitzmüller Artefaktmetaphern nennt) sowie solche, die Sprache als Substanz und Container fassen und die sich auch in den hier untersuchten Zeitungstexten finden (vgl. z.B. die Ortsmetaphorik, Sprache als Flüssigkeit oder die Naturkatastrophenmetaphorik zur Konzeptualisierung der Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen). Auch Göttert (2019: 161–162) zeigt die Verwendung von Krankheits- und Überflutungsmetaphorik in den Texten der von ihm untersuchten *Sprachreiniger* des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins auf, wie auch Androutsopoulos (2007: 144) eine ähnliche Metaphorik im medialen Diskurs zu Ethnolekten feststellt. Es scheint also in gewisser Weise ein Reservoir an konzeptuellen Metaphern zu geben, um (kritisch) über Sprache bzw. Sprachwandel zu sprechen, auf das auch in diesem Diskurs zurückgegriffen wird. Dass

diese konventionalisierten Metaphern – z.B. die metadiskursive Konzeptualisierung von Streit als Kampf zur Illustration und (Re)Produktion der Debattenpolarisierung – in diesem Ausmaß im medialen Diskurs der Zeitungstexte verwendet werden, ist aber dennoch insofern von Interesse, als die entsprechende Konzeptualisierung in den Talkshows und Interviews weniger zu finden ist.

Unterschiede in der verwendeten Metaphorik im Korpus dieser Arbeit ergeben sich zwar in Bezug auf die Positionierungen, die mit den Metaphern einhergehen und die durch diese lizenziert werden. Es zeigt sich dennoch, dass – vergleichbar auch mit den Argumentationstopoi – Metaphern in der Regel nicht ausschließlich auf pro oder kontra Positionierungen beschränkt sind, wenngleich einzelne Konzeptualisierungen überwiegend von einer Seite im Diskurs verwendet werden. So wird bspw. die Bauwerk-metaphorik vorwiegend von Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache verwendet, um Konstanz sowie Bedrohung von Sprache zu betonen. Gleichzeitig werden diese und andere Metaphern aber auch von Befürworter*innen aufgegriffen und der mit ihnen vorgebrachte Vorwurf oder die postulierte Gefahr negiert bzw. andere Eigenschaften der Quelldomänen fokussiert. Die Quelldomäne RAUM wird z.B. von Gegner*innen in Hinblick auf ihre festen Grenzen und das damit einhergehende Exklusionspotenzial durch geschlechterbewusste Sprachformen spezifiziert. Dieses Exklusionspotenzial wird – dann bezogen auf das geschlechtsübergreifende Maskulinum – zwar auch von Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache aufgerufen, diese heben aber in ihrer Verwendung der Metapher insbesondere die Eigenschaft der Quelldomäne RAUM hervor, Platz für verschiedene Geschlechtsidentitäten zu schaffen und sich verändern und erweitern zu können. Die in der Einleitung dieses Kapitels bereits angesprochene argumentative Rolle von Metaphern lässt sich an dieser Stelle noch einmal hervorheben: Verwendete Metaphern lizensieren bestimmte Perspektiven auf (geschlechterbewusste) Sprache und deren Verbreitung und sind somit funktional für die je eingenommenen Positionen ihr gegenüber. Die Unterschiede in der verwendeten Metaphorik stehen somit in engem Zusammenhang mit den in Kapitel 8.4 herausgearbeiteten Argumentationsmustern sowie den unterschiedlichen Sprachverständnissen.

Nach der nun erfolgten Analyse der medialen Daten in Hinblick auf drei Ebenen – Lexik, Argumentationsmuster sowie Metaphorik – wird im folgenden Unterkapitel ein erstes Zwischenfazit gezogen. Im Anschluss sollen die Ergebnisse der printmedialen Diskursanalyse mit anderen Daten verglichen werden, um eventuelle Textsortenspezifika mit Blick auf die Untersuchungsfragen erkennen zu können.

8.6 Zwischenfazit zur medialen Diskursanalyse I

In der Zusammenschau der bisherigen Untersuchungsergebnisse der medialen Diskursanalyse zur Debatte rund um geschlechterbewusste Sprache lässt sich als Erstes eine Homogenisierung des Diskursgegenstands festhalten: Statt der Diskussion verschiedener Formen geschlechterbewusster Sprache ist eine Gleichsetzung von *Gendern* und *Asterisk* und Glottisschlag deutlich geworden. Gal & Irvine (2019: 89) schreiben zur Nicht-Wahrnehmung verschiedener Formen und selektiver Aufmerksamkeit für ein, im Fall

der untersuchten Debatte, grafisches Sonderzeichen und dessen Verbindung mit Personen- und Verhaltenstypen:

Selective attention picks out qualities, things, acts, events, practices, people, and situations that exist in the world and that, by conjecture (a guess), might be linked to each other as sign-and-object. But, noticing a possible connection is not enough. Only if the co-incidence of two phenomena is interpreted so that one is taken as a sign of the other can we talk of sign relations. This last moment is the crucial reflexive – metasemiotic – step of construing (taking up, conjecturing) and thereby constructing sign-relations.

Der für die printmedialen Texte des Korpus herausgearbeitete Fokus auf bzw. die selektive Wahrnehmung der besonders salienten Form von Asterisk und Glottisschlag und die damit einhergehende Löschung der anderen Formen ist also gewissermaßen der erste Schritt hin zur Enregistrierung *des* Genderns und des geschlechtsübergreifenden Maskulinums auf je unterschiedliche Weise durch Kritiker*innen und Befürworter*innen. Die indexikalischen Zuschreibungen sind dann der entscheidende Schritt in der Metasemie, der dazu führt, dass insbesondere geschlechterbewusster Sprachgebrauch symbolisch aufgeladen und mit bestimmten Personen- und Verhaltenstypen assoziiert wird, mit dem also das Schibboleth Asterisk entsteht. Geschlechterbewusste Sprache stellt in diesem Zusammenhang insofern einen Sonderfall dar, als durch unterschiedliche Vorschläge selektive Aufmerksamkeit für verschiedene Formen schon gegeben und durch die Quelle dieser Sprachplanung in feministischen Kontexten bestimmte Verbindungen schon naheliegend waren. Gleichzeitig war der Schritt der Metasemie hin zur Verbindung von Elite, Zwang, Totalitarismus etc. durch die Kritiker*innen nicht im Entstehungskontext geschlechterbewusster Sprachformen angelegt. Er ist dabei insofern der entscheidende für die Symbolizität geschlechterbewusster Sprache, als darauf aufbauend Kontra-Argumentationen zu finden sind. Während also die Enregistrierung von genderbewusster Sprache auf der Pro-Seite als unter anderem progressiv und feministisch in Teilen dem ursprünglichen Verwendungskontext und -ziel entspricht, zeigt die Entstehung des Schibboleth-Charakters des Asterisks – gleichgesetzt mit geschlechterbewusstem Sprachgebrauch – für die Kontra-Seite einen anderen und weiteren Schritt der Metasemie, d.h. anderer Zeichenverbindungen, auf.

Im medialen Diskurs zeigen sich diese beiden, gegeneinander gesetzten Zeichenverbindungen besonders deutlich. Mit Blick auf Spitzmüllers (2013) Modell metapragmatischer Positionierung (vgl. Kap. 7.7) ließe sich auch von je zwei sozialen Register-Dreiecken sprechen – für Verbindungen des geschlechtsübergreifenden Maskulinums, vor allem aber für solche geschlechterbewusster Sprache mit Personen- und Verhaltenstypen. Auf ebendiesen indexikalischen Verknüpfungen bauen die Argumentationen – sowohl auf lexikalischer als auch der Ebene der Topoi sowie der Metaphern – auf und stärken und reproduzieren diese im öffentlich-medialen Diskurs wiederum. Die Homogenisierung verschiedener, eigentlich möglicher und existierender Formen und Stile, von denen bspw. Kotthoff (2020) spricht, hin zur Verengung auf Asterisk und Glottisschlag und dann erfolgende Metasemie sind also funktional für die daran anschließenden Argumentationen, ergeben sich aber wiederum auch aus diesen. Die Topoi und Zuschreibungen im Diskurs überschneiden sich dabei in den Argumentationen auf ihrer je eigenen

Ebene, d.h., dass bspw. einzelne Topoi nicht immer trennscharf voneinander abzugrenzen sind. Dies belegt aber auch die enge Vernetzung der Argumentationsmuster, die in Verbindung zueinander zur Legitimation und Erklärung der Positionierung sowie der resultierenden Forderungen funktionieren.

Gleichzeitig existieren diese verschiedenen Verständnisse bzw. damit einhergehenden typisierten Personen- und Verhaltenstypen im medialen Diskurs aber nicht einfach nur nebeneinander, sondern werden gegeneinandergestellt. Sowohl Befürworter*innen als auch Kritiker*innen versuchen, ihre je eigene Repräsentation, ihre je eigene Definition der sozialen Realität des Genderns zur dominanten zu machen. Wie sich im Unterkapitel für Lexeme gezeigt hat, lassen sich in Bezug auf die Nominationen für den Phänomenbereich wenig Differenzierungen zwischen pro und kontra geschlechterbewusste Sprache finden; vielfach wird quell- und positionsübergreifend vor allem von *Gendern* gesprochen. Die damit verbundenen Personae und Verhalten allerdings unterscheiden sich je nach Positionierung und es wird versucht, das je eigene Verständnis im Diskurs durchzusetzen. Da Register sich als »culture-internal models« (Agha 2007: 135) in einem kontinuierlichen Prozess der (Re)Produktion befinden, bewegen sich die verschiedenen Verständnisse auf einem indexikalischen Feld, auf dem ihre Bedeutungen nicht fixiert sind, sondern verschiedene potenzielle Bedeutungen konstituiert werden (vgl. Eckert 2008: 454–456). Die Akteur*innen im Diskurs aber bemühen sich in der medialen Debatte um eine »authoritative entextualization« (Blommaert 1999: 9) geschlechterbewusster Sprache, d.h. darum, »in one relevant move, to fix certain metadiscursive perspectives on texts and discourse practices« (Blommaert 1999: 9). Sowohl Befürworter*innen als auch Gegner*innen wollen ihre je eigenen Perspektiven auf und Verständnisse von geschlechtsübergreifendem Maskulinum und geschlechterbewusstem Sprachgebrauch dominant setzen und fixieren. Deutlich wird in diesen polarisierten – im Sinne von diskursiv gegeneinander gestellten – Positionierungen, dass im medialen Diskurs um geschlechterbewussten Sprachgebrauch nicht notwendigerweise die Persuasion von anderen Debattenteilnehmenden das Ziel ist¹⁸¹, wenngleich die je eigene Perspektive zur dominanten werden soll.¹⁸² Dies zeigt sich bspw. in Beiträgen des Zeitungskorpus, in denen in ridikulisierender Absicht Argumente und Topoi der Gegenseite aufgegriffen werden. In der *taz* finden sich einige dieser Beispiele (vgl. Kap. 8.3.5), denen keine persuasive Absicht unterstellt werden kann. Vielmehr zeigt sich in diesen Belegen, ebenso wie in solchen, die per Übergeneralisierung die Pro-Seite diskreditieren, eine Abwertung der jeweiligen Argumentationslinie der Gegenseite sowie metadiskursives Wissen um diese. In diesen Verwendungen kann die Ingroup der Befürworter*innen oder Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache gestärkt werden, da sie sich jeweils als ›in the know‹ stilisieren kann, die über den vermeintlich lächerlichen, da offensichtlich ›falschen‹ Begründungsmustern der jeweiligen Haltung der Gegenseite steht. Auch die Verwendung von Anmaßungsvokabular, insbesondere auf der Seite der Gegner*innen, trägt zu dieser Stilisierung bei. Durch die vermeintliche Transparenz und Offenkundigkeit der Korrektheit der eigenen Argumentation sowie den Repräsentationsanspruch, für ›das Volk‹,

181 Vgl. zu dieser Beobachtung zum Diskurs für Beiträge auf Instagram auch Lautenschläger (2024).

182 Dass Persuasion, z.B. von Zeitungslesenden, dennoch implizit als Ziel mitläuft, ist angesichts der verwendeten Argumentationstopoi naheliegend, es scheint mir aber nicht das Hauptziel zu sein.

›die Mehrheit‹ oder auch ›die einfachen Leute‹ zu stehen, wird die Gegenseite mit ihrer Haltung abgewertet. Die Darstellung des Wissens als offensichtlich trägt dabei zur vermeintlichen Faktizität und damit zusammenhängenden Objektivierung der eigenen Haltung und somit zum Versuch der *authoritative entextualization* bei:

And central to the process by which particular ideological viewpoints are authoritatively entextualised, they [Woolard & Gal 2001; P.M.] argue, is the manner in which social actors must systematically exclude the ›personal‹ from the object of their concern. [...] It is on this basis that ideological brokers attempt to claim authority for their particular viewpoints on the grounds that these do not represent the concerns of an interested party as such, but those of the ›public at large‹ [...]. (Johnson 2005: 149)

Das je eigene Verständnis wird somit nicht mehr als Meinung, sondern vielmehr als faktuale Gegebenheit inszeniert. Impliziert wird dadurch, dass die Gegenseite, die anders argumentiert, die vermeintlichen Gegebenheiten einfach nicht verstehe – es geht also nicht um eine Persuasion dieser Gegenseite, sondern vielmehr um die Stärkung der In-group in ihrem Selbstbild als auf der – objektiv – richtigen Seite stehend.

Die in Lexemen und Topoi sichtbaren Ideologeme tragen dabei letztlich zur wechselseitigen Konstitution und Konstruktion von zwei Gruppen bei, die sich blockhaft gegenüberstehen und unterschiedliche, je simplifizierende und homogenisierende Verständnisse von genderbewusstem Sprachgebrauch und geschlechtsübergreifendem Maskulinum sowie den Indexikalitäten dieser beiden Sprachformen haben; Binnendifferenzierung findet in der Regel nicht statt.¹⁸³ Auf der Pro-Seite wird geschlechterbewusste Sprache als progressive Sprachform angesehen, die – unter anderem gestützt durch die Diskursautorität Wissenschaft – effektiv dazu beiträgt, geschlechtliche Diversität auch sprachlich zu inkludieren und abzubilden. Zudem gilt sie den Befürworter*innen als bereits verbreitet bis hin zu einem gewissen Grad der Normalität, natürlich und umsetzbar. Gegner*innen geschlechterbewusster Sprachformen dagegen negieren dieses Verständnis und postulieren, dass die Verwendung geschlechterbewusster Sprache vor allem ideologisches, nicht umsetzbares und realitätsfernes Verhalten einer elitären Minderheit sei, die sich gegen den deutlichen Willen und den Sprachgebrauch der Mehrheit stelle. Dadurch bedeutet geschlechterbewusste Sprache für die Kontra-Seite Gefahr, insbesondere für die Sprache und die Gesellschaft. Zudem sei sie für das – auch von ihnen oft ausdrücklich geteilte – Ziel der Gleichberechtigung der Geschlechter irrelevant und ineffektiv. Auch sie berufen sich auf verschiedene Diskursautoritäten, um das Einschreiben und Aufgreifen dieser indexikalischen Verbindungen zu stützen.

Die Urteile über die Sprachformen, die im (vor allem evaluativen und epistemischen) *Stancetaking* in den Topoi, aber auch in einigen der verwendeten Lexemen deutlich werden, sind dabei zwar auch Urteile über die Sprache, aber eben auch über die Sprecher*innen bzw. vielmehr die diskursiv konstituierten Vorstellungen von Sprecher*innen der jeweiligen Sprachform, d.h. die laut Diskurs indexikalisch mit der Sprachform verbundenen Personae (vgl. dazu auch Purschke 2014: 133). Der tatsächliche Sprachgebrauch

183 Vgl. zu dieser Beobachtung aus komparativer Perspektive über verschiedene Sprachräume hinweg auch Pfalzgraf (2024b: 11).

von Menschen ist im medialen Diskurs von den diskursiv konstituierten Vorstellungen vermeintlich typischer Sprechender der jeweiligen Sprachform entkoppelt. Die Diskursakteur*innen bewerten,

wenn sie einen registrierten Sprachgebrauch bzw. eine registrierte Sprachform bewerten und/oder praktizieren, immer auch solche typisierten, damit indexikalisch verkoppelten und durch die Praxis evozierten Personen und Verhaltensformen – also nicht nur die Form bzw. den Gebrauch selbst, sondern Personenkategorien und Verhaltensformen, die diese Akteur:innen in Bezug darauf für typisch halten. (Spitzmüller 2023: 50)

Während die Pro-Seite genderbewussten Sprachgebrauch als Index eines *being inklusiv und progressiv* versteht, stellt er für die Kontra-Seite ein *being totalitär und elitär* dar. Das geschlechtsübergreifende Maskulinum dagegen ist für diese die normale (und effektive, inklusive) Referenzform, während Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache darin ein *being ausschließend* sehen. Die Wahl der jeweiligen Form genderbewusster Sprache kann dann, mit Bezug auf die gerade aufgezeigten Konzeptualisierungen, als identitätsstiftend fungieren (vgl. auch Verschueren 2000: 452).

Verbunden sind diese unterschiedlichen Verständnisse dabei mit ihnen zugrundeliegenden Sprachideologien. Der Bezug auf verschiedene Sprachideologien kann die den jeweiligen Positionierungen inhärente Logik insofern erklären, als diese Teile der »sets of beliefs« über geschlechterbewusste Sprachformen und das geschlechtsübergreifende Maskulinum darstellen, die von den Diskursakteur*innen »as a rationalization or justification of perceived language structure and use« (Silverstein 1979: 193) geäußert werden. Von der Pro-Seite geht letztlich vor allem »Sprachmeliorismus« (Jung 1996: 20) aus, d.h. die Idee, mit Sprache Einfluss auf die Wirklichkeit auszuüben und diese besser zu machen. Die Kontra-Seite dagegen greift – zumindest an der sprachlichen Oberfläche – auch auf andere Aspekte (wie Sprachästhetik oder weitere soziopolitische Gründe wie Diskriminierung, Exklusion von Lerner*innen oder Mehrheitsverhältnisse) zurück, negiert aber insbesondere die Möglichkeit, »per Neologismen das Denken läutern zu können« (Jung 1996: 20), d.h. die Effektivität von Sprachänderungen zur Verbesserung der Wirklichkeit. In den Argumentationen scheinen demnach zwei zugrundeliegende, fundamental unterschiedliche Sprachverständnisse zum Ausdruck zu kommen. Auch Acke (2022: 34) erklärt, dass der Dissens im Diskurs um geschlechterbewusste Sprache auf der Ebene der Sprachideologie liegt, er »rührt an den Grundpfeilern dessen, was das Sprachverständnis sowohl in der Linguistik als auch im Alltag ausmacht«. Darin liegt ebenfalls eine Erklärung für die Polarisierung der Debatte, die auch in der metaphorischen Konzeptualisierung der Debatte selbst deutlich wird, in der diese insbesondere als blockhafte und kriegerische sowie anderweitig gefährliche Situation dargestellt wird. Anhand der verwendeten konzeptuellen Metaphern werden auch die differierenden Verständnisse und Sprachideologien noch einmal sichtbar. Von Kritiker*innen werden mit diesen insbesondere die Eigenständigkeit von Sprache hervorgehoben und somit postuliert, dass in diese autonomen Entwicklungen nicht eingegriffen werden darf. Sprache wird von der Kontra-Seite als Organismus – spezifisch als Pflanze oder Körper – konzeptualisiert, dessen eigenständiges ›Wachsen‹ nicht durch – lexikalisch mehr oder we-

niger explizite und drastische – Eingriffe von außen ver- und behindert werden dürfe. Auch die metaphorische Gleichsetzung von (deutscher) Sprache mit einem Bauwerk betont deren Unveränderlichkeit und vermeintliche Stabilität, die Identität und Heimat bedeute. Die Verbreitung geschlechterbewusster Sprache stelle demgegenüber eine Gefahr – metaphorisiert unter anderem als Naturkatastrophe – dar und müsse entsprechend verhindert werden. Deutlich wird also ein Verständnis von Sprache als weitgehend autonom und unabhängig von ihren Nutzer*innen, die diese höchstens pflegen und schützen, nicht aber verändern und in sie eingreifen sollten. Befürworter*innen dagegen konzeptualisieren Sprache als Instrument zur Veränderung, als Spiegel bestehender geschlechtlicher Diversität oder Raum, in den verschiedene Menschen einbezogen werden und in dem diese Platz finden können. Sprache ist demnach auf der Pro-Seite vor allem ein von den Nutzer*innen veränderbares und sich veränderndes Werkzeug. Neben der Verwendung von Anmaßungsvokabular und somit der Depersonalisierung und Desubjektivierung der geäußerten Haltungen (als ›view from nowhere‹) unterstützt demzufolge auch die verwendete Metaphorik zur Konzeptualisierung von Sprache die Entextualisierung der je eigenen Position und Argumentation.

Die Gegner*innen konzeptualisieren auch die Verbreitung genderbewussten Sprachgebrauchs mit Metaphern, um sich gegen diese auszusprechen, während auf der Pro-Seite konzeptuelle Metaphorik vor allem im Sprechen über geschlechterbewusste Sprache selbst sichtbar wird.

Damit zeigt sich in Bezug auf die Metaphorik ein ähnliches Bild wie bei den verwendeten Topoi: Während mit diesen von Kritiker*innen genderbewusster Sprache sowohl diese als auch ihre Verwendung sowie das Verhalten der Befürworter*innen argumentativ verhandelt werden, fokussieren Argumentationen der Befürworter*innen vor allem geschlechterbewusste Sprachformen und ihre Funktionsweise selbst und weisen höchstens an einigen Stellen durch Negationen die Topoi der Kritik zurück. Dieses Phänomen resultiert denn auch in größerer Varianz sowohl der verwendeten Topoi als auch konzeptueller Metaphern. Für beide Bereiche lassen sich mehr und variantenreichere Belege vonseiten der Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache in den medialen Daten herausarbeiten.

Diskurse und besonders mediale Diskurse zeichnen sich durch Intertextualität aus. Auch für die in diesem Kapitel analysierten Texte lässt sich dies festhalten. So zeigt sich bspw., dass vor allem in der *taz* und der *SZ* auf Artikel und z.B. Überschriften aus anderen Zeitungen verwiesen wird.¹⁸⁴ Zudem wird, unter anderem, aber nicht ausschließlich in den Leserbriefen, viel auf den öffentlichen Rundfunk und insbesondere Claus Kleber und Petra Gerster und ihren Sprachgebrauch eingegangen und Petra Gerster mehrfach zu ebendiesem interviewt. Diese Interviews wiederum werden auch in den im nächsten Kapitel analysierten Talkshows aufgegriffen. In der *tageszeitung* werden darüber hinaus wiederholt ridikülisierend Argumente oder die Lexik von Kritiker*innen aufgegriffen und widerlegt oder als irrelevant dargestellt. Letztlich illustriert insbesondere dieses

184 Bspw.: »So ist aktuell auf faz.de zu lesen: ›Krieg der Stern*innen: Müssen wir bald alle gendern?‹.« (*taz* 11.02.) oder »Alles begann mit einem Aufmacher in der Welt, Anfang Januar, Überschrift: ›Der Duden wird jetzt zur Dudin‹. Online lautete sie, investigativ angespitzt: ›Wie der Duden heimlich gegendert wird.‹« (*SZ* 06.03.).

Phänomen, genau wie die angesprochene Intertextualität insgesamt, dass sich in der Debatte monolithische Blöcke mit mehr oder weniger festem Repertoire an Argumenten gegenüberstehen. Weil sich Argumentationsmuster oft wiederholen und metadiskursives Wissen um diese vorherrscht, können Topoi vorweggenommen, ridiculisiert oder entkräftet werden und dienen somit wiederum der Stärkung der eigenen Positionierung und Ingroup. Dies zeigt sich darüber hinaus darin, dass es im Vergleich der Zeitungen untereinander zwar Nominationen gibt, die quellspezifisch sind – nur in der *Bild* und auch dort nur vereinzelt wird bspw. von »Gendergaga« geschrieben – sowie Topoi unterschiedlich dominant vertreten sind und auf unterschiedliche Phänomene bezogen werden, sich aber insgesamt keine großen Unterschiede zwischen den Zeitungen feststellen lassen. Differenzen zeigen sich vor allem in einzelnen Spezifika der Berichterstattung, bspw. des besonderen Fokus der *Bild*-Zeitung auf Hamburg und den CDU-Abgeordneten Ploß oder die Hervorhebung eines vermeintlich allgemeinen Sprachgebrauchs im Mehrheitstopos bei *FAZ* und *Welt*. Auch sind in *taz* und *SZ*, wie anhand der politischen Ausrichtung der Zeitungen und den damit in Verbindung stehenden indexikalischen Zuschreibungen erwartbar war, mehr positive Einstellungen gegenüber geschlechterbewusster Sprache zu finden und etwas mehr metasprachliche und metadiskursive Verhandlung des Themenkomplexes.

Ob es sich nun bei diesen Ergebnissen um printmediale Besonderheiten des Diskurses um geschlechterbewusste Sprache handelt oder nicht vielmehr um Beobachtungen, die allgemein für die mediale Verhandlung des Phänomenbereichs Gendern gelten können, ist Thema des nächsten Kapitels. In diesem werden für einen Vergleich andere mediale Formate herangezogen.

9 Vergleich mit anderen medialen Formaten: der Phänomenbereich in Talkshows im öffentlich- rechtlichen Fernsehen und im Deutschlandfunk

Nachdem in den vorherigen Kapiteln der printmediale Diskurs untersucht wurde, soll an dieser Stelle noch kurz auf andere mediale Daten eingegangen werden. In den Blick genommen werden dabei Formate, in denen mehr direkte dialogische Argumentationen zu finden sind. Unter Zuhilfenahme zweier bereits erschienener Artikel werden dabei sowohl Belege aus Interviews und Call-In-Shows des Deutschlandfunks in den Blick genommen, fokussiert werden aber vor allem drei Talkshows des öffentlich-rechtlichen Fernsehens mit mehreren Gästen, die direkt miteinander interagieren. Ziel dieses Kapitels ist daher zu eruieren, ob es sich bei den Ergebnissen der diskursanalytischen Untersuchung aus dem vorigen Kapitel um ein allgemeineres mediales Phänomen handelt, das sich nicht auf Printmedien beschränkt, sondern auch in weiteren, unter anderem stärker dialogischen Formaten sichtbar wird. Dafür werden im Folgenden zuerst die Auswahlkriterien der Sendungen begründet sowie das kleine Korpus dargestellt. Zudem werden Charakteristika von (Fernseh-)Talkshows eingeführt und insbesondere ihre Inszeniertheit besprochen. Die Analyse selbst zeichnet dann, aufbauend auf zwei bereits erschienenen Beiträgen (Meuleneers 2024a, 2024b), kurz Beobachtungen zu Rundfunksendungen des Deutschlandfunks nach (Kap. 9.2), bevor ausführlicher auf drei Talkshows im öffentlich-rechtlichen Fernsehen (Kap. 9.3) eingegangen wird.

9.1 Das Korpus aus Deutschlandfunk- und Fernseh-Talkshow

9.1.1 Korpusbeschreibung

Die in den beiden Beiträgen, auf die sich das Unterkapitel zum Deutschlandfunk stützt, analysierten Sendungen des Deutschlandfunks stammen aus dem Zeitraum November 2018 bis Juli 2021 und wurden per manueller Schlagwortsuche mithilfe des Schlagworts *gender** im Onlinearchiv des Deutschlandfunks gesucht. Sowohl die Frequenzanalyse von Schlüsselbegriffen (vgl. Kap. 7.8) wie auch die Untersuchung der *Keywords* in den print-

medialen Daten (Kap. 8.3) sowie insbesondere der Nominationskonkurrenz (vgl. Kap. 8.3.4) konnten zeigen, dass im analysierten Diskursausschnitt der Phänomenbereich vor allem als *gendern* oder mit adjektivischen Komposita mit *gender* im Erstglied beschrieben wurde. Mit dem Schlagwort *gender** konnte daher eine Bandbreite an Sendungen erfasst werden, sodass letztlich 17 Sendungen mit einer Gesamtlänge von gerundet 6h und 8 Minuten in das Korpus aufgenommen wurden.¹ Dabei handelt es sich um Interviews mit zugeschalteten Expert*innen, insbesondere aber auch um Formate, in denen sowohl Studiogäste als auch Anrufer*innen ihre Meinungen zum Phänomenbereich geschlechterbewusster Sprache vortragen und miteinander diskutieren. Die Talkshow-Gäste sind vor allem Personen, die durch verschiedene (berufliche) Hintergründe in den Sendungen Expertise und somit Diskursautorität zugeschrieben bekommen (vgl. Kap. 8.4.5 zum Autoritätstopos und aufgerufenen Diskursautoritäten in den Zeitungstexten): Es handelt sich unter anderem um Sprachwissenschaftler*innen an Universitäten (z.B. Anatol Stefanowitsch, Gabriele Diewald, Damaris Nübling, Ewa Trutkowski), Journalist*innen (unter anderem Nele Pollatschek und Petra Gerster, die auch in zweien der im Folgenden analysierten Fernsehsendungen zu Gast sind), Kathrin Kunkel-Razum als Chefredakteurin des Duden-Verlags und Mitglieder des Vereins Deutsche Sprache². Der Anfangspunkt des zeitlichen Rahmens ergibt sich aus dem diskursiven Ereignis (vgl. Kanz 2020) einer vielfach beachteten und diskutierten Empfehlung des Rats für deutsche Rechtschreibung (vgl. dazu auch Hennig 2024): Im November 2018 wurde der erste Beschluss des Rats für deutsche Rechtschreibung zum Asterisk veröffentlicht, auf den in den Sendungen wiederholt Bezug genommen wird. Die Aufnahme von Sendungen bis Juli 2021 in das Korpus ist analog zur Korpuserstellung der Zeitungstexte und ermöglicht eine bessere Vergleichbarkeit mit diesen. Die drei Fernseh-Talkshows (im Folgenden auch TS) wurden vor demselben Hintergrund ausgewählt und entsprechend im ersten Halbjahr 2021 ausgestrahlt. Es handelt sich um drei Sendungen öffentlich-rechtlicher Fernseh-Talkshows: Ein Segment³ der Talkshow »Maischberger. Die Woche« vom 10.03.2021 (TS 1), die Sendung »Monitor – Studio M: Spaltet Gendern die Gesellschaft?« (TS 2) vom 04.03.2021 sowie die phoenix-Sendung »Gendersprache – überflüssig oder überfällig?« (TS 3) vom 25.02.2021. Die Maischberger-Talkshow, in der Nele Pollatschek und Petra Gerster zu Gast sind, wurde zudem einbezogen, weil im Zeitungskorpus Bezug auf sie genommen und das Auftreten und die Argumente der beiden verhandelt werden (vgl.

-
- 1 Eine Übersicht über die verwendeten Quellen des Deutschlandfunks findet sich in den angesprochenen Beiträgen sowie im Quellenverzeichnis dieser Arbeit.
 - 2 Der Verein wird eher als Institution mit Diskursautorität wahrgenommen und selten durch Einzelpersonen sprachlich individualisiert. So sind zwar verschiedene Mitglieder zu Gast, Bezug genommen wird aber vor allem auf sie als Stellvertretende des Vereins, der eine Diskursautorität zu vermitteln scheint.
 - 3 Die gesamte Sendung beschäftigt sich mit verschiedenen Gästen mit unterschiedlichen Themen; von Interesse ist in dieser Analyse nur der Ausschnitt, der unter dem Titel »Geschlechtergerechtigkeit durch Sprache. Die Woche mit Maischberger« ausgestrahlt wurde. Dass dieser als vom Rest der Sendung getrennt verstanden wird, zeigt sich bspw. auch in der räumlichen Anordnung: Sandra Maischberger sitzt als Moderatorin mit den beiden Gästen, Petra Gerster und Nele Pollatschek, in Sesseln abseits der anderen Studiogäste, die an einem langen Tisch daneben platziert und den Großteil der Sendezeit nicht sichtbar sind.

FAZ 11.03.). Gerster, die auch in der phoenix-Sendung zu Gast ist, war in den Zeitungstexten im Rahmen der Personalisierung des Diskurses bereits aufgefallen (vgl. dazu Kap. 8.3.2.2). Auch Nele Pollatschek wird in den Zeitungstexten wiederholt aufgerufen und hat bspw. einen Gastbeitrag in der SZ (27.01.) geschrieben, kann also als *ideology broker*, mindestens aber als potenziell mit dem *expert cachet* versehene Diskursautorität aufgefasst werden. Sie ist in TS 1 und TS 2 zu Gast.

9.1.2 Besonderheiten des Formats Talkshow

Sowohl die Sendungen des Deutschlandfunks als auch die Fernseh-Talkshows zeichnen sich – im Gegensatz zu den Zeitungstexten – durch Dialogizität aus, da mehrere Menschen in den Studios anwesend sind – bzw. im Fall der Monitor-Sendung (TS 2) gleichzeitig per Video zugeschaltet sind – und in einigen Fällen noch externe Anrufer*innen explizit zur Meinungskundgabe aufgefordert und miteinbezogen werden. Es finden in diesen Formaten also Gespräche statt, in denen direkte Reaktionen möglich und sichtbar sind, während die Texte des Zeitungskorpus sich formatbedingt durch geringe Interaktion, die sich vor allem in intertextuellen Verweisen oder Reaktionen per Leserbrief zeigt, auszeichnen. Gleichzeitig unterscheiden sich die Gespräche in den untersuchten Talksendungen insbesondere aufgrund ihrer Inszeniertheit von Kommunikation und Diskussionen im Alltag, was ein allgemeines Merkmal des Formats darstellt.⁴ Luginbühl (2021) hält Charakteristika von Fernsehgesprächen fest, die sich, bezogen auf die sprachlichen Inszenierungen und Mittel, in Teilen ebenfalls auf die Daten des Deutschlandfunks übertragen lassen.⁵ Die Gespräche in Talkshows zeichnen sich dadurch aus, dass sie ohne das Medium und den durch es kreierten Anlass nicht stattfinden würden und von Beginn an »medienspezifischen Regeln« (Luginbühl 2021: 248) folgen. Zentrales Merkmal ist dabei ihre »Performativität«: »Alles, was in einem Fernsehgespräch passiert, ist letztlich eine Art Aufführung bzw. eben eine Performanz für das Publikum« (Luginbühl 2021: 249). Die Äußerungen zielen vor allem auf den sogenannten »äußeren Kommunikationskreis« (Luginbühl 2021: 249) und nicht auf die konkret anwesenden anderen Gesprächsteilnehmer*innen.⁶ Dabei geht es – besonders

-
- 4 Zum hybriden Begriff der Talkshow und unterschiedlichen Formaten im Fernsehen s. auch Luginbühl (2021: 264) und Girnth & Michel (2015: 2; Fußnote). Luginbühl (2021: 264) zufolge fokussieren Untersuchungen unter diesem Begriff drei verschiedene Sendungsformate: solche mit mehreren, oftmals der Reihe nach in Einzelinterviews befragten Prominenten, solche mit Laien am Nachmittag, die »zu oft tabubrechenden Themen hochgradig emotionale Erfahrungsberichte und ›Lebensbeichten‹ liefern« und solche mit Expert*innen, Politiker*innen und Betroffenen, die abwechselnd von der Moderation befragt werden und in direkte Interaktion miteinander kommen können. Die in diesem Kapitel untersuchten Talkshows fallen in diese dritte Gruppe.
 - 5 Multimodale Effekte und Inszenierungen, in denen sich die verschiedenen Formate, auch aufgrund der jeweiligen technischen Affordanzen, deutlich unterscheiden, werden in diesem kurzen Vergleichskapitel nicht weiter betrachtet (vgl. Keppler 2015: 171 für das Konstatieren von Unterschieden zwischen Talkshows in Fernsehen und Radio).
 - 6 Es kann für Fernseh-Talkshows zwischen dem inneren Kreis der Gesprächsteilnehmer*innen, dem ersten äußeren Kreis und dem zweiten äußeren Kreis unterschieden werden. Der erste äußere Kreis bezieht sich dabei auf anwesendes Studiopublikum, der zweite äußere auf Zuschauer*innen vor ihren Endgeräten (vgl. Lautenschläger & Rhein 2022: 71).

bei erfahrenen Talkshow-Gästen, wie bspw. Politiker*innen⁷ – um die Legitimation des eigenen und Delegitimation fremder Standpunkte (vgl. Lautenschläger & Rhein 2022: 72) sowie andere, »übergeordnete institutionelle Zwecke (informieren, unterhalten, Werbezeit verkaufen etc.)« (Luginbühl 2021: 249). Eine politische Talkshow ist denn laut Keppler (2015: 169) auch »ein agonaler Wettkampf um politische Überzeugungskraft, der im Kern stets ein Kampf um das **Bild** ist, das die interessierte Bevölkerung von den politischen Akteuren gewinnt« (Hervorhebung im Original).

Teil der Inszenierung in Talkshows ist dabei auch die strategische Auswahl der geladenen Gäste, unter anderem durch die Redaktion der Sendungen. Diese sind in der Regel aufgrund ihrer Position zum jeweiligen Thema eingeladen und sollen diese gegen andere Gäste vertreten, d.h. bestimmte Rollen übernehmen und mit diesen verbundene Erwartungen erfüllen (vgl. Girnth & Michel 2015: 5). Die Gäste der Talkshows sind nicht als Individuen geladen, sondern vielmehr als »Vertreter spezifischer relevanter Positionen« (Krotz 2015: 51). Damit wird eine gewisse Planbarkeit von polaren Positionierungen und der Diskussion in der Talkshow ermöglicht. Gäste sollen in der Sendung denn auch nicht auf eine konsensuelle Lösung des je behandelten Themas hinarbeiten, sondern auf ritualisierte Art und Weise ihre jeweiligen, die eigene Position stützenden Argumente vorbringen und sich somit gegenseitig auf ihren jeweiligen Standpunkten und in ihren Unterschieden bestätigen (vgl. Krotz 2015: 61–62). Es findet in Talkshows ein inszeniertes »Gegeneinander-Antreten« und eine (Re)Produktion von Polarisierung statt, die Girnth & Michel (2015: 4) auch als »Confrontainment« bezeichnen, da das Ziel (Hervor-)Vorbringen der jeweiligen Positionen und Unterhaltung des Publikums sei. Dass diese Inszenierung auch für die im Folgenden analysierten Daten zutrifft, belegen bspw. die Titel der Sendungen des Deutschlandfunks. In diesen werden die Expert*innen als in Opposition zueinander dargestellt und es wird ein Kampf bzw. ein Duell inszeniert (vgl. zur metaphorischen Konzeptualisierung der Debatte als Kampf und Krieg in den Zeitungstexten Kap. 8.5.2.1): »Anne Wizorek vs. Rainer Moritz. Brauchen wir den Gender-Stern im Duden?« (Deutschlandfunk 11/18)⁸ oder »Judith Sevinç Basad vs. Anatol Stefanowitsch. Sollen die Öffentlich-Rechtlichen gendergerecht sprechen?« (Deutschlandfunk 06/20b)⁹.

Das im voranstehenden Zwischenfazit (vgl. Kap. 8.6) konstatierte blockhafte Argumentieren in den Texten des Zeitungskorpus ist aufgrund der gerade ausgeführten strukturellen Gegebenheiten der Formate also ebenfalls für die Sendungen des Deutschlandfunks sowie die Talkshows zu erwarten. Darüber hinaus zeigen sich zudem anhand personeller Überschneidungen der Gäste mit mehrfach in den Zeitungsdaten aufgerufenen Personen sowie der sich darin erneut manifestierenden Personalisierung des Diskurses bereits Ähnlichkeiten zwischen den Daten des Zeitungskorpus und den analysierten Sendungen. Gleichzeitig sind diese personellen Überschneidungen

7 Vgl. Lautenschläger & Rhein (2022) für Ähnlichkeiten und Unterschiede im Verhalten von Politiker*innen und Wissenschaftler*innen, d.h. Personen in unterschiedlichen Rollen am Beispiel von Virolog*innen in Talkshows.

8 <https://www.deutschlandfunk.de/anne-wizorek-vs-rainer-moritz-brauchen-wir-den-gender-ster-n-100.html> (zuletzt 15.07.2024).

9 <https://www.deutschlandfunk.de/judith-sevinc-basad-vs-anatol-stefanowitsch-sollen-die-100.html> (zuletzt 15.07.2024).

durch das Wissen um die diametralen Standpunkte der Eingeladenen funktional für die Inszenierung von Polarisierung, um eine gewissermaßen planbare Opposition in den Sendungen zu haben. Dies wird auch darin sichtbar, dass Petra Gerster und Nele Pollatschek in zweien der im Folgenden untersuchten Fernsehsendungen zu Gast sind. Auch Anatol Stefanowitsch und Judith Sevinç Basad sind in der analysierten phoenix-Sendung sowie in einem Diskussionsformat des Deutschlandfunks zu sehen bzw. zu hören und nutzen jeweils sehr ähnliche Argumentationsmuster, um die über die Sendungen hinweg gleichen Positionierungen geschlechterbewusster Sprache gegenüber hervorzubringen.¹⁰

Wie im Folgenden zu zeigen sein wird, ähneln sich zudem die verwendeten Topoi in den verschiedenen Formaten, d.h. im Vergleich von Zeitungstexten, Radiodiskussionen im Deutschlandfunk und solchen in öffentlich-rechtlichen Fernseh-Talkshows. Gleichzeitig zeigt die Untersuchung von Talkshows einige Unterschiede, die ebenfalls betrachtet werden sollen.

Das methodische Vorgehen der Analyse war – abgesehen von der Notwendigkeit der vorherigen Transkription – das gleiche wie bei den Zeitungstexten: Die Sendungen wurden, teils von mir und teils von Hilfskräften, nach Konventionen der Schriftlichkeit grob transkribiert¹¹ und in der Folge als Texte mit Blick auf verwendete Lexik, Argumentationsmuster, konzeptuelle Metaphern und weitere Auffälligkeiten kodiert.

9.2 Beobachtungen zu Daten des Deutschlandfunks

Im Folgenden werden unter Bezugnahme auf zwei bereits erschienene Beiträge (Meuleneers 2024a, 2024b) kurz einige Beobachtungen zu Debatten im Deutschlandfunk nachgezeichnet, bevor im Anschluss ausführlicher die drei Fernseh-Talkshows analysiert werden.

In Meuleneers (2024a, 2024b) habe ich unter Bezugnahme auf Daten des Deutschlandfunks und wiederum printmedialer Erzeugnisse gezeigt, dass auch in diesen die Verengung des Diskurses in Bezug auf die Gleichsetzung von geschlechterbewusstem Sprachgebrauch mit dem Asterisk und die Kontrastierung mit dem geschlechtsübergreifenden Maskulinum deutlich werden. Auch die Argumentationsmuster und die verwendete Metaphorik ähneln den für die Zeitungstexte herausgearbeiteten Ergebnissen.

Meuleneers (2024a) beschäftigt sich vor allem mit den Indexikalitäten genderbewussten Sprachgebrauchs sowie des geschlechtsübergreifenden Maskulinums im medialen Diskurs. Das Korpus, das der Untersuchung zugrunde liegt, besteht aus einem Ausschnitt des Zeitungskorpus der Analyse dieser Arbeit, der die ersten vier Monate des Jahres 2021 umfasst. Zusätzlich wurden die oben beschriebenen 17 Sendungen

10 Androutsopoulos (2007: 143; Fußnote) spricht in diesem Zusammenhang auch von einem »Schneeballeffekt«, den er unter anderem darauf bezieht, dass Anfragen an Expert*innen oftmals darauf beruhen, dass sie bereits in anderen Sendungen als solche aufgetreten sind.

11 In den Transkriptionen sind an einigen Stellen zur besseren inhaltlichen Verständlichkeit dennoch, GAT2-Konventionen folgend, Abbrüche mit Bindestrichen und Längungen mit Doppelpunkten gekennzeichnet.

des Deutschlandfunks des Zeitraums November 2018 bis Juli 2021 transkribiert und analysiert. Anhand der Gästerauswahl der Sendungen werden bereits Ergebnisse der Zeitungsanalyse bestätigt: Es zeigen sich zum einen im Sinne der Personalisierung des Diskurses bestimmte Personen wiederholt und in verschiedenen Sendungsformaten, zum anderen gibt es bestimmte *ideology broker* mit Diskursautorität, wie bspw. Sprachwissenschaftler*innen wie Anatol Stefanowitsch (ebenfalls auch in einer Talkshow zu Gast), den Duden(-Verlag), vertreten durch Kathrin Kunkel-Razum, oder den Verein Deutsche Sprache. Der Beitrag »On the ›invention‹ of the *Gendersprache* in German media discourse« zeichnet insbesondere die These einer ›Erfindung‹ der Gendersprache nach und untersucht die Funktionalität dieser Homogenisierung, die auch in Kap. 8.2 für den printmedialen Diskurs deutlich wird. Mit Blick auf die im Vergleich zu den Zeitungstexten eher dialogischen Debattenbeiträge des Deutschlandfunks, bspw. in Call-in-Shows, Debattenformaten mit eingeladenen Gästen oder Interviews mit diesen, zeigen sich für Argumentationsmuster den Ergebnissen der vorliegenden Analyse der Zeitungstexte ähnliche Resultate: Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache verweisen vor allem auf die Effektivität und Relevanz dieser, um Geschlechtergerechtigkeit zu erreichen. Kritiker*innen dagegen negieren ebendieses Verständnis der Wirkmacht von Änderungen am Sprachgebrauch, das der linguistischen Relativität nahesteht und nutzen dafür Topoi der Ineffektivität und Irrelevanz (vgl. ausführlich zu diesen Topoi Kap. 8.4.7 und 8.4.3). Zudem porträtieren sie die Pro-Seite als *elitär* und *totalitär*, insbesondere durch den Topos des Zwangs und der Realitätsferne, die auch in den bisher untersuchten Daten des printmedialen Korpus dominant waren (vgl. Kap. 8.2 für Zuschreibungen und insgesamt Kap. 8.4 zu den Topoi in den Zeitungstexten).

Meuleneers (2024b) fokussiert, ausgehend von der auch metasprachlichen Verhandlung der metaphorischen Gleichsetzung von geschlechterbewusstem Sprachgebrauch mit Vergewaltigung, konzeptuelle Metaphern in der Debatte. Auch in diesem Beitrag mit dem Titel »Von Sprachkörpern und Sprachräumen – Metapherngebrauch und Argumentationsmuster im öffentlichen Diskurs um genderbewussten Sprachgebrauch« wurden wiederum sowohl Rundfunkdaten des Deutschlandfunks im Zeitraum von November 2018 bis Juli 2021 als auch printmediale sowie Internettexte analysiert. Das Korpus besteht aus denselben Sendungen des Deutschlandfunks wie oben beschrieben, greift aber daneben auf mediale (Internet-)Texte zurück, die mithilfe eines Crawler-Dienstes erfasst wurden. Mittels einer Schlagwortsuche (*gender*) erfasst der Dienst täglich passende Beiträge von ca. 300 Quellen – vor allem Webseiten von Zeitungen, Zeitschriften, Blogs und Fernsehsendern – aus dem deutschsprachigen Raum. Diese wurden manuell geprüft und bei thematischer Passung in das Korpus übernommen. Da der Beitrag sich schwerpunktmäßig mit der Körper- und insbesondere der Vergewaltigungsmetaphorik (s. hierzu auch Kap. 8.5.3.9) beschäftigt, wurden nur Beiträge mit spezifischer konzeptueller Metaphorik analysiert. Die Verwendung der Körpermetaphorik durch (vielfach politisch konservative oder rechte) Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache und die damit einhergehenden Implikationen des Zustands des Sprachkörpers nach der ›Vergewaltigung‹ durch genderbewussten Sprachgebrauch sowie die Selbststilisierung als heroische, männliche Verteidiger der Sprache kann auch in den dort analysierten Texten und Radiodiskussionen gezeigt werden. Auch weitere, bereits in dieser Arbeit analysierte Metaphern treten in den Daten des Deutschlandfunks auf: Mit SPRACHE IST RAUM

wird auf die Notwendigkeit hingewiesen, dass Menschen sich in Sprache wiederfinden könnten, um als politische Subjekte einen Platz zu haben oder es wird erklärt, dass Sprecherinnen selbstbewusst genug seien, um sich auch in Maskulina wiederzufinden (vgl. Meuleneers 2024b: 259). Zudem weisen Metaphern, die die Effektivität von geschlechterbewusster Sprache postulieren, die gleichen Quelldomänen wie die aus der Analyse der Zeitungstexte auf und metaphorisieren Sprache bspw. als Instrument, Bauelement oder Produkt. Andere Metaphern, die im dieser Arbeit zugrundeliegenden Korpus aus Zeitungstexten aufgezeigt wurden, werden dagegen in den Daten des Deutschlandfunks nicht bzw. nicht im gleichen Maße eingesetzt. So sind Metaphern, die genderbewusste Sprache als Schmuck, Hindernis oder Krankheit konzeptualisieren oder Sprache als Flüssigkeit und Gefäß verstehen, vor allem in den in dieser Arbeit untersuchten Zeitungstexten zu finden. Gleichzeitig zeigen sich in den untersuchten Sendungen des Deutschlandfunks sowie in den mittels des Crawlers aufgefundenen Texte keine Metaphern, die nicht auch im dieser Arbeit zugrundeliegenden Korpus zu finden sind.

9.3 Analyse der Talkshows im öffentlich-rechtlichen Fernsehen

Im Folgenden werden die oben (Kap. 9.1) bereits eingeführten Talkshows des öffentlich-rechtlichen Fernsehens in Bezug auf die verwendete Lexik sowie zugrundeliegende konzeptuelle Metaphern, insbesondere aber mit Blick auf die Argumentationstopoi untersucht und mit den Ergebnissen der Analyse der Sendungen des Deutschlandfunks sowie vor allem der Zeitungstexte verglichen. Auf die Analyse multimodaler Aspekte wird an dieser Stelle verzichtet, wenngleich einige Beobachtungen bei besonderer Relevanz oder zum besseren Verständnis miteinbezogen werden.¹² Die einzelnen Sendungen werden jeweils getrennt voneinander betrachtet. Zuvor soll allerdings auf die besondere Rolle der Moderator*innen bzw. mit Blick auf das Untersuchungsinteresse auf auffällige, in ihren Fragen sichtbar werdende verfestigte Argumentationsmuster und Zuschreibungen eingegangen werden.

9.3.1 Fragen der Moderation – verfestigte Argumentationsmuster und enregistrierte Zuschreibungen

Bei Betrachtung der Talkshows und insbesondere der Moderationen fällt eine Verfestigung der in den vorigen Kapiteln in den Zeitungstexten herausgearbeiteten Argumentationsmuster, bspw. des Realitätsferne- und der Gefahrentopos, sowie der Zuschreibungen, bspw. von geschlechterbewusster Sprache als elitärer Sprachgebrauch, der von jungen Menschen genutzt werde, auf. Diese diskursive Verfestigung bzw. die Enregistrierung der Zuschreibungen sind scheinbar so weit, dass sie in den Talkshows in (teilweise vermeintlich »provokanten«¹³) Fragen bzw. Einführungen zu Fragen aufgegriffen wer-

12 Vgl. zur Rolle der Multimodalität in Fernsehtalkshows unter anderem Luginbühl (2021: 251–252); Girnth & Michel (2015).

13 Die Provokation ergibt sich dabei aus den Präsuppositionen der Fragen. In der Frage von Moderator Georg Restle (TS 2) (Bsp. 390) wird beispielsweise suggeriert, dass es bei der Diskussion über

den können. Deutlich wird dies z.B. an Beleg 389), einer Frage von Moderatorin Sandra Maischberger (SM) an Petra Gerster (PG), in Frage 390) von Georg Restle (GR) an Şeyda Kurt (ŞK) oder in der Hinführung zu einer Frage von Moderatorin Anke Plättner (AP) in der phoenix-Sendung (Bsp. 391).

- 389) SM: »Es gibt ja auch das Argument, das ist eine Sache der Eliten in den Großstädten, das interessiert jemanden, der morgens an der Kasse sitzt, im Supermarkt, überhaupt nicht. Man spaltet die Gesellschaft, indem man jetzt schon auf diesen Zug aufspringt.« (TS 1)
- 390) GR: »Was sagen Sie denn denen, die in dieser Genderdebatte immer wieder die Position annehmen oder Menschen wie Ihnen auch vorwerfen, die sagen die Gesellschaft ist gespalten und diese Genderdebatte spaltet die Gesellschaft mehr. Haben wir denn nicht größere und wichtigere Probleme, geht's nicht darum Diskriminierung insgesamt abzuschaffen, statt jetzt so über ein Gendersternchen zu diskutieren und verschont uns doch bitte mit euren grammatikalischen Spitzfindigkeiten und mit der ihr die Gesellschaft weiter spaltet. Was sagen Sie denen [...] die auch sagen, diese Diskussion kommt irgendwo aus äh urbanen Milieus die kommt äh aus Milieus die in Köln oder Berlin diskutieren aber das hat alles mit uns hier am Niederrhein oder auf der Schwäbischen Alb nichts zu tun.« (TS 2)
- 391) AP: »In den Umfragen, wenn's um gendergerechte Sprache geht, sprechen sich vor allem junge Leute für- dafür aus, dass man das ganz klar auch benennt, dass man weibliche männliche Formen nutzt.« (TS 3)

Typisch für Talkshows ist an diesen Fragen, dass die Moderator*innen sich, in Goffman'schen (1979) Kategorien gesprochen, nur als *animator* der Argumente gegen geschlechterbewusste Sprache präsentieren. Damit können sie kritische Fragen stellen und verhindern gleichzeitig, dass sie aufgrund der für die Befragten negativen Präsuppositionen selbst negativ bewertet und mit der negativen Positionierung zu geschlechterbewusstem Sprachgebrauch identifiziert werden. Sie gelten also nicht als *principal* der Position (vgl. Luginbühl 2021: 256–257). Moderator*innen haben in den Talkshow-Formaten (und auch in den Sendungen des Deutschlandfunks) insgesamt betrachtet eine Sonderrolle inne und verfügen über besondere Gestaltungsrechte. Sie stellen Fragen, dürfen unterbrechen, Themen setzen und beenden und verteilen das Rederecht über Fremdwahlen (vgl. Lautenschläger & Rhein 2022: 71). Gleichzeitig zeigt das Aufgreifen der Muster, dass Realitätsferne- und Gefahrentopos und die Indizierung von geschlechterbewusster Sprache als elitär als Gegenargumente als bis zu einem gewissen Grad geteiltes Wissen gelten können. Nur wenn dies der Fall ist, können sie von den Moderierenden in der Rolle als *animator* in ihren Fragen aufgerufen werden.

Im Folgenden werden die drei einzelnen Sendungen nun noch etwas detaillierter betrachtet und ihre Überschneidungen und Unterschiede mit den Ergebnissen der Analyse des Zeitungskorpus ausführlicher beschrieben.

Gendersternchen nicht um die Abschaffung »tatsächlicher« Diskriminierung gehe, die durch die Debatte in den Hintergrund trete. Um diese Präsupposition anzugreifen, müsste Şeyda Kurt, an die die Frage gerichtet ist, aber dispräferiert antworten. Sie antwortet denn auch mit dem Vorlauf »Ähm naja, das sind ja unterschiedliche Punkte, die ich entgegen würde« (TS 2) und widerspricht der Präsupposition des ausschließlichen Fokus auf ein Thema im Folgenden.

9.3.2 Maischberger: »Geschlechtergerechtigkeit durch Sprache. Die Woche mit Maischberger«

In der Maischberger-Sendung »Maischberger. Die Woche« spricht die Moderatorin Sandra Maischberger (SM) in einem Ausschnitt der Gesamtsendung, der mit dem Titel »Geschlechtergerechtigkeit durch Sprache«¹⁴ ausgestrahlt wurde, mit Petra Gerster (PG) und Nele Pollatschek (NP). Gerster ist dabei, wie auch in den Berichten und Interviews im Zeitungskorpus, als Befürworterin geschlechterbewusster Sprache, Pollatschek als Kritikerin eingeladen. In der Sendung werden ebenfalls, wie für das Zeitungskorpus in Kap. 8.2 gezeigt, Gendern und der Asterisk gleichgesetzt, wie bspw. in der Einleitung von Maischbergers erster, an Petra Gerster gerichteten Frage deutlich wird: »[...] dann hat ausgerechnet Klaus Kleber in ›Heute‹ angefangen zu gendern, also er hat angefangen mit dem Sternchen, mit dieser Lücke zu sprechen [...] Ist der der größere Feminist?«¹⁵ Gerster antwortet dann allerdings etwas differenzierter und erklärt, dass sie seit langem ums Gendern bemüht ist, aber eben vorher Beidnennung oder Neutralisierungen genutzt habe. Auch die Illustrationen im Studio tragen zur Gleichsetzung bei. Auf den meisten sichtbaren Bildschirmen im Hintergrund werden den Großteil der Sendezeit¹⁶ über der Asterisk und auf einem weiteren zusätzlich eine Ausgabe des physischen Dudens¹⁷ sowie eine Person, die ratlos die Arme hebt und mit den Schultern zuckt, eingeblendet. Die Änderungen im Online-Duden werden also auch auf visueller Ebene als diskursives Ereignis aufgegriffen, die Debatte als nicht aufgelöst (vgl. die ratlose Person) und vor allem der Asterisk als Illustration für die Diskussion über geschlechterbewussten Sprachgebrauch und somit wiederum als Symbol für geschlechterbewusste Sprache angesehen (vgl. zur Rolle dynamischer Kulissen im Hintergrund in Polit-Talkshows auch Girth & Michel 2015: 5).

Im Kontext dieser ersten Frage, aber auch im Verlauf der Sendung, werden darüber hinaus weitere Zuschreibungen von Personen- und Verhaltenstyp zu genderbewusstem Sprachgebrauch deutlich, die sich mit den Ergebnissen der Analyse der Zeitungen in

14 Abzurufen unter https://www.youtube.com/watch?v=sk_lmSwoKVo (zuletzt 21.11.2024).

15 Alle direkten Zitate in diesem und den folgenden beiden Unterkapiteln entstammen der jeweiligen analysierten Talkshow und dem dazugehörigen Transkript. Es wird daher im Sinne des Leseflusses im Folgenden in den Unterkapiteln nicht jeweils auf TS 1 respektive TS 2 oder TS 3 verwiesen.

16 Zum Ende des Sendungsausschnittes wird auch Gesine Schwan eingeblendet, als es um sie und die Kritik an ihrem Verhalten in einem Diskussionsformat geht (vgl. für einen kurzen Überblick dazu Heinen 2021). Schwan hatte in einer Onlinediskussion die nicht-binäre Person Heinrich Horwitz mehrfach als *Herr* angesprochen und wurde dafür unter anderem von der SPD kritisiert.

17 Später auch nur als Cover, auf dem ein Asterisk eingefügt ist. Interessanterweise ging es bei der Änderung der Einträge auf der Onlinepräsenz des Dudens eigentlich gar nicht um Verwendung des Asterisks, sondern vielmehr um movierte Einträge von Personenreferenzen und den Hinweis bei maskulinen Formen, dass diese zwar geschlechtsübergreifend eingesetzt würden, aber mit Blick auf ihre spezifische oder geschlechtsübergreifende Lesart ambig und daher umstritten seien. Die Illustration greift also ebenfalls auf die Gleichsetzung von Asterisk und der Diskussion um geschlechterbewusste Sprache zurück: Da es bei der Diskussion um Änderungen bei Einträgen im Online-Duden Bezug zu geschlechterbewusster Sprache gab, wird dieser mit einem Asterisk versehen – dem Symbol für die Debatte.

den vorherigen Kapiteln decken. Insbesondere *Geschlecht* und *Feminismus* werden immer wieder als relevant für eine Positionierung gegenüber geschlechterbewusster Sprache markiert. Der Asterisk erfüllt auch in dieser Sendung wieder eine Schibboleth-Funktion: Wer diesen nutzt, weist sich Maischberger und Gerster gegenüber als Feminist*in aus:

- 392) PG: »Klaus Kleber, hat zuerst im ZDF das Gendersternchen eingeführt und es hat mich sehr verblüfft, aber auch gefreut und ich dachte ›Guck mal an, Klaus Kleber ist tatsächlich ein großer Feminist‹, das wusste ich nicht.«

Geschlechterbewusster Sprachgebrauch ist demnach insbesondere für die Personentypen *Feminist*in* und *Frau* registriert und wird im Laufe des Gesprächs dann spezifiziert für *junge Frauen* (bei Pollatschek) bzw. allgemein für junge Menschen bei Gerster (»natürlich gibt es gerade in der jungen Generation sehr viele, die das sehr gut und richtig finden«). Männern (und insbesondere *alten weißen Männern*) wird dagegen Ablehnung zugeschrieben; verwenden sie dennoch Gendersprachformen ist dies unerwartet und sorgt für Überraschung, wie schon in Kap. 8.4.5.4 herausgearbeitet wurde. Maischberger drückt bspw. explizit ihre Überraschung über die erstmalige Nutzung des Glottisschlags in der Nachrichtensendung *heute* durch Kleber und nicht durch Gerster aus: »Sie sind schon so lange unterwegs als Feministin [...] Ist der [Klaus Kleber; P. M.] der größere Feminist? Ich bin überrascht.« Die Verwendung des Glottisschlags wäre demnach für Sandra Maischberger bei Petra Gerster, der, so die Zuschreibung, langjährigen Feministin, erwartbarer gewesen als beim Mann Klaus Kleber.

Nicht nur in Bezug auf den Diskursgegenstand, d.h. der Gleichsetzung von Asterisk und Gendern und die Zuschreibungen von Personentypen pro und kontra genderbewusste Sprache ähnelt die Sendung insgesamt den Ergebnissen der Korpusanalyse der Zeitungstexte, sondern auch die Argumentationsmuster sind sich sehr ähnlich.

Gerster spricht sich unter Verwendung des Sichtbarkeitstopos für die Nutzung geschlechterbewusster Sprache aus und unterlegt dies mit einem Effektivitätstopos, wiederum gestützt durch den Verweis auf die Autorität einer Vielzahl wissenschaftlicher Studien (Bsp. 393). Der Glottisschlag sei wichtig, weil diese »winzige Pause [...] tatsächlich Frauen und nicht nur Frauen, auch andere Gruppen, nicht-binäre Menschen zum Beispiel, sichtbar macht«.

- 393) PG: »Wenn Sie eine Stellenanzeige aufgeben und einen Physiklaboranten suchen, melden sich nur Männer. Wenn Sie einen Physiklaboranten oder eine Physiklaborantin suchen, melden sich auch Frauen. [...] Gibt es X Studien zu.«

Gleichzeitig modalisiert sie, ebenfalls vergleichbar mit den Zeitungstexten, die postulierte Effektivität von Sprache zur Veränderung von Wirklichkeit:

- 394) PG: »Also ich glaube nicht, dass wenn man Chef*innen sagt, dass deswegen gleich mehr Chefinnen- Chefinnen würden. Das wäre zu einfach. Aber trotzdem glaube ich, dass es beides zusammenhängt, die Entwicklung in der Gesellschaft und die Sprache, die sich in ihr widerspiegelt.«

Die Relevanz genderbewusster Sprache zeigt sich in Gersters Argumentation auch in den Topoi der Abbildung und der Demokratie: Frauen wären früher nicht in der Öffentlich-

keit gewesen, hätten sich aber dann ihren Platz dort und bspw. in der Arbeitswelt erkämpft und diese »Teilhabe an der Gesellschaft muss sich ja widerspiegeln auch in der Sprache«; die gesellschaftliche Teilhabe von Frauen müsse also auf sprachlicher Oberfläche abgebildet werden.

Der in den Zeitungsdaten besonders prominente Topos des Zwangs zeigt sich auch in der Sendung, wenngleich er wenig Raum einnimmt und von Gerster negiert wird: »Wir haben keine Sprachpolizei und uns ist es ja auch freigestellt im ZDF und [...] wir haben auch kein Sprachamt von Staats wegen, das uns vorschreibt, wie wir zu schreiben haben.« Gerster negiert somit explizit eine Lexik, die sich in Kontra-Argumentationen der untersuchten Zeitungen zeigt (»Sprachpolizei«) und widerspricht der Zuschreibung, dass es sich um eine Sprachentwicklung top-down, von Staats wegen bzw. durch Behörden (»Sprachamt«), handle; vielmehr sei Sprache etwas, das »entsteht« – an dieser Stelle wird Sprache metaphorisch eine Eigenständigkeit zugeschrieben.

Auch Nele Pollatschek, die die Position der Gegner*innen genderbewusster Sprache in der Sendung vertritt, greift zur Positionierung¹⁸ als kontra sowie der Stützung und Legitimation dieser auf Topoi zurück, die sich vielfach in den Zeitungsdaten finden. Für die Selbst- und Fremdreferenz auf Pollatschek werden in der Sendung (und ebenfalls in der Monitor-Sendung (TS 2), s. weiter unten) maskuline Formen verwendet, die Pollatschek als generisch versteht.¹⁹ Mit spezifischen Formen, zu denen sie das Gendern zählt, würden Identitätsaspekte, die eigentlich irrelevant seien, betont und damit hervorgehoben:

- 395) NP: »Und ich habe natürlich ganz viele Aspekte, wie jeder Mensch und dann frage ich mich, warum ist das einzige, was wir hier sichtbar machen wollen- das eine ist Schriftsteller, weil's relevant ist [...] und Geschlecht? Warum? Ist es das, worum's hier geht? Nein, natürlich nicht.«

In ihrer Argumentation decken sich insbesondere Topoi der Irrelevanz und Ineffektivität von geschlechterbewusster Sprache mit den Ergebnissen der Toposanalyse für das Zeitungskorpus. Die Diskussion um geschlechterbewusste Sprache dauere schon lange an und werde vielfach geführt, gleichzeitig habe sich aber auf materieller Ebene keine Verbesserung ergeben:

- 396) NP: »Wir diskutieren Gendern seit 40 Jahren, seit [...] dieser großen feministischen Linguistik-Bewegung und in Deutschland hat sich an der Gender Pay Gap in den letzten fünfundzwanzig Jahren nichts getan.«
- 397) NP: »Deutschland ist europäischer über-geschlechtergerechte-Sprache-reden-Meister, also niemand redet so viel über geschlechtergerechte Sprache wie wir. [...] und gleichzeitig haben wir die zweithöchste Gender Pay Gap in Europa.«

18 Dabei handelt es sich letztlich um eine Selbstpositionierung, die aber durch ihre Einladung aufgrund des Wissens um ihre ablehnende Haltung gegenüber geschlechterbewusster Sprache die bestehende Fremdpositionierung aufgreift und bestätigt. Diese Fremdpositionierung wird dabei nicht explizit durch die Moderation eingeführt, ist aber aufgrund des Wissens um die Haltung Pollatscheks sowie die Polarisierung in Talkshows erwartbar und klar.

19 Sie erklärt, dass generische Formen kein Geschlecht anzeigen und plädiert im Verlauf der Sendung unter Berufung auf Pusch unter anderem dafür, Maskulina mit neutralen Pronomen zu verwenden.

Der Topos der Irrelevanz geht mit einer Form des *Whataboutisms* (vgl. Kap. 8.4.3) einher und ruft andere gleichstellungspolitische Themen auf, die somit als relevanter markiert werden als es Diskussionen über geschlechterbewusste Sprache seien:

- 398) NP: »Mein Vorschlag wäre zu sagen, lasst uns doch ein bisschen dafür sorgen, dass Frauen besser arbeiten können, also lasst uns die materielle Wirklichkeit verändern, indem wir äh Kindergartenplätze für alle schaffen, Ganztagschulen, es möglich machen, dass Frauen, die Kinder haben, sich so verhalten wie sich Männer, die Kinder haben, sowieso schon verhalten.«

Der Ineffektivität genderbewusster Sprache wird im Topos der Effektivität die behauptete Generizität einer vermeintlich geschlechtsübergreifenden bzw. -abstrahierenden Form entgegengesetzt, z.T. gestützt durch einen Topos der Einfachheit. Ähnliche Belege zeigen sich ebenfalls in den analysierten Texten der Zeitungen (vgl. dazu Kap. 8.4.6):

- 399) NP: »Deswegen bräuchten wir eine [...] generische Form für alle, dann funktioniert es nicht mehr. Wenn wir alle Schweizer oder- also wenn wir alle generisch sind, dann funktioniert genau dieser Schluss eben nicht mehr [...]«
- 400) NP: »Wir haben die generische Form, das- also eine wirklich neutrale Form, die können wir durchdeklinieren, jeder weiß, wie man mit das umgeht, wir wissen, wie man das Kind, sein-, wir wissen genau, wie das funktioniert.«

Geschlechterbewusster Sprachgebrauch dagegen sei aufgrund der Betonung von Geschlecht und damit der Markierung eines eigentlich irrelevanten Identitätsmerkmals sowie der sprachhistorischen Bedeutung des Movierungssuffix als »Anhängsel« diskriminierend und »sexistisch«, so Pollatschek in der Sendung. Diese Setzung wird dabei durch den Komplexitätstopos gestützt. Geschlechterbewusste Sprache sei zu komplex und führe damit zu Ausschlüssen und Diskriminierungen verschiedener Gruppen:

- 401) NP: »Menschen, ältere Menschen müssen Gewohnheiten ändern, was und das ist auch eine Frage von, was sich im Englischen Ageism nennt, also Altersdiskriminierung, es fällt älteren Menschen ja auch schwer, wir haben Menschen mit vielleicht Sprachbehinderungen, Autismus, also wir machen sehr- was sehr Komplexes, was sehr Anspruchsvolles.«

Pollatschek weist zudem auf die Unmöglichkeit der Umsetzung genderbewusster Sprache hin (auch unter Verwendung der hyperfrequenten Anwendung des Sterns in »Bürger*innenmeister*innen«) und dass Gerster nicht konsequent sei, wenn sie weiterhin sage, dass sie zum Bäcker oder zum Arzt gehe. Gerster hingegen erklärt, unter anderem mit Berufung auf das Beispiel Klebers und den Topos der Gewöhnung, dass sie genderbewussten Sprachgebrauch inzwischen für definitiv umsetzbar und machbar halte. In ihrer Beschreibung der ursprünglichen Skepsis greift sie dabei auf die konzeptuelle Metapher von SPRACHE IST OBJEKT zurück und nutzt für ihr ursprüngliches Verständnis die dieser Oberkategorie zugehörige Metapher GENDERBEWUSSTE SPRACHE IST HINDERNIS (vgl. Kap. 8.5.3.11):

- 402) PG: »[...] ich habe auch in meinen eigenen Büchern auch darauf verzichtet, weil ich dachte, es ist sperrig, aber so in den letzten Jahren habe ich mich mehr und mehr

damit angefreundet [...] nur in den Nachrichten dachte ich geht's nicht, da stolpern zu viele Menschen drüber.«

Beide Diskutantinnen greifen auf Autoritätstopoi zurück, um ihre Argumentationen zu stützen. Dabei zeigt sich einerseits der Verweis auf wissenschaftliche Autoritäten (vgl. das oben bereits angeführte Beispiel 393) von Gerster, in dem sie auf »X Studien« verweist oder Pollatschek, die wiederholt Luise F. Pusch anführt), andererseits aber greifen beide auf persönliche Erfahrungen zurück. Pollatschek bspw. berichtet von ihrer ost-deutschen Familie, in der die Frauen auf sich selbst mit dem Maskulinum referierten und führt insgesamt die DDR als Beleg für die Ineffektivität genderbewusster Sprache an, während Gerster ihrer Großnichte anführt, um das geschlechtsübergreifende Maskulinum als ausschließende und marginalisierende Form abzulehnen. Die Großnichte studiere einen wirtschaftsingenieurwissenschaftlichen Studiengang, in dem Studenten die deutliche Mehrheit seien und weil die »Professoren, natürlich meistens Männer, [...] nur von Studenten reden und schriftlich und mündlich die nur männlich anreden [...] fühlt sich da dadurch, dass sie nur sieben Mädchen sind, noch stärker marginalisiert als ohnehin schon und ist wirklich empört darüber«. Pollatschek greift daneben zusätzlich auf einen Topos der Vielzahl zurück, um die Autorität von »ganz viele[n] Briefe[n]«, die sie bekomme, aufzurufen, »und zwar vor allem von Frauen, auch von älteren Frauen, die sagen ›Danke, endlich sagt's mal jemand, ich bin ja nicht ne Unterart, ich bin ja Moderator, Schriftsteller, Journalist, Moderator««. Das laut Zuschreibung größere Interesse von Frauen an geschlechterbewusster Sprache wird in diesem Zitat wiederum genutzt, um die eigene Ablehnung, die durch Verweis auf die geteilte Ablehnung gestärkt wird, zu legitimieren. Das gleiche Phänomen konnte bereits in Kap. 8.4.5 für das Zeitungskorpus und insbesondere für die Leserbriefe gezeigt werden. Wie in den Zeitungstexten findet sich zur Stützung der Argumentation in der Talkshow ebenfalls ein Sprachvergleich, wiederum mit dem Englischen (vgl. Kap. 8.4.7). Pollatschek hebt den Verzicht auf eine Markierung von Geschlecht im Englischen positiv hervor, da Engländer*innen den darin liegenden Sexismus erkannt hätten und weist über den Effektivitätstopos auf »eine gute Lösung« einer »generische[n] Form« »wie beim Englischen« hin. Zudem sei die deutsche Sprache im Vergleich mit »den Italienern« im Vorteil, weil »wir [...] ein Sprachsystem, in dem wir eine generische Form haben«, hätten.

9.3.3 Monitor – Studio M: »Spaltet Gendern die Gesellschaft?«

Die Studio M-Sendung mit dem Titel »Spaltet Gendern die Gesellschaft?« (TS 2)²⁰ erscheint mir vor allem insofern einer Analyse wert, als sie zeitlich sehr nah an der Maischerberger-Sendung liegt und mit Pollatschek eine personelle Überschneidung mit dieser aufweist. Auch in der Studio M-Sendung vom 04.03.2021 ist Nele Pollatschek als Vertreterin der Kontra-Argumentation digital zu Gast, daneben sind Şeyda Kurt (ŞK) für die Pro-Seite sowie Gesine Schwan (GS) als weitere Kritikerin geschlechterbewusster Sprache per Video zugeschaltet.²¹

20 Abzurufen unter <https://www.youtube.com/watch?v=axxAWfxU9Ss> (zuletzt 21.11.2024).

21 Da Gesine Schwan aufgrund von Internetproblemen nur kurze Zeit Teil der Sendung war und ihre Beiträge sich viel mit identitätspolitischen Fragen beschäftigen – was die Diskursverschränkung,

Besonders interessant aber ist, dass die Sendung von Moderator Georg Restle (GR) resümierend als »eine andere Diskussion übers Gendern als wir sie sonst in der Regel zu hören und zu sehen kriegen« beschrieben wird. Ein Untersuchungsinteresse liegt also auch in der Frage begründet, ob dieses Resümee bestätigt werden kann oder ob sich auch in dieser Sendung, unter anderem aufgrund von personellen Überschneidungen und/oder verfestigten, für die Argumentationen funktionalen Zuschreibungen, vor allem die gleichen Topoi wie im Zeitungskorpus und den beiden anderen Sendungen zeigen. Dies spräche wiederum für verfestigte Enregistrierungen und Argumentationsmuster. Den Ergebnissen vorgreifend gibt es in der Sendung insgesamt durchaus Unterschiede zu den bisher vor allem an Zeitungstexten herausgearbeiteten Merkmalen des Diskurses um geschlechterbewusste Sprache. Unter anderem wird eine Metaperspektive auf die Effektivität und Relevanz der Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch eröffnet, die in den Zeitungstexten nicht derart dominant auftaucht. Gleichzeitig sind die Argumente dennoch größtenteils mit denen des Zeitungskorpus vergleichbar.

Bereits im Titel der Sendung und der Anmoderation wird der Gefahrentopos, spezifiziert auf Gefahren für die Gesellschaft, die sich aus ihrer Polarisierung und Spaltung ergeben, aufgerufen: »Spaltet Gendern die Gesellschaft?« Auch die Gefahr, dass die Generalität des Maskulinums durch die Verwendung genderbewusster Sprache verloren gehe, wird durch Pollatschek im Verlauf der Sendung betont. Dieses funktioniere nicht mehr durch »das, was wir jetzt machen, nämlich das generische Maskulinum immer weiter zu vermännlichen«. Dadurch komme es zu einer dauerhaften, zwanghaften und diskriminierenden Markierung von Geschlecht (vgl. zum Topos der Diskriminierung auch weiter unten und für dessen Vorkommen in den medialen Texten Kap. 8.4.9). Der für die Zeitungstexte und ablehnende Positionierungen gegenüber geschlechterbewusster Sprache dominante Gefahrentopos ist also ebenfalls in dieser Sendung zu finden.

Für den Diskursgegenstand, d.h. das zentrale *Stance*-Objekt, zeigt sich, dass die Gleichsetzung geschlechterbewusster Sprache mit dem Asterisk auch für einige Äußerungen in der Monitor-Sendung konstatiert werden kann, unter anderem bereits in der Anmoderation: »Heute zu einem Thema, das die Gesellschaft gerade wie kaum ein anderes spaltet, dabei geht's doch nur um einen kleinen Stern: Gendern.« Gleichzeitig differenziert Şeyda Kurt und erklärt, dass alle gendern würden, »in dem Sinne, dass unsere Sprache, die wir alle benutzen, immer vergeschlechtlicht ist. [...] nur in den meisten Fällen ist sie eben maskulin vergeschlechtlicht«. Sie wünsche sich dagegen eine »gendersensible beziehungsweise diskriminierungsfreie Sprache«. ²² Gesine Schwan

die auch für die Zeitungstexte festgehalten wurde (vgl. Kap. 8.3.2.3), noch einmal stärkt – sind von ihr im Folgenden nur vereinzelt Beiträge analysiert.

- 22 Vgl. auch Kap. 8.3.4 zur Nominationskonkurrenz und der Frequenz und Verortung der Verwendung von *gendersensibel*. Die Assoziation von *gendersensibel* und *diskriminierungsfrei* sowie weitere, im Gespräch folgende Äußerungen Kurts (vgl. weiter unten zur Effektivität geschlechterbewusster Sprache und die in diesem Kontext aufgebrachte Frage der Bekämpfung von Rassismus durch Sprache) stärken Wetschanows (2017: 39) These einer bewussten Entscheidung für *gender* als Erstglied in Attribuierungen anstelle von *geschlecht*, um auf Kategorien potenzieller Diskriminierung aufmerksam zu machen – neben Gender soll Kurt zufolge in Bezug auf Kategorien, in denen Rassismus wirkt, ebenfalls sensibel mit Sprache umgegangen werden.

erklärt den Begriff für semantisch uneindeutig bzw. in seiner Semantik veränderlich, lehnt dies aber als zu komplex ab:

- 403) GS: »Was das Gendern angeht, da habe ich grade wieder seit der vergangenen Woche gelernt, dass das ja auch fünfundneunzig verschiedene Bedeutungen haben kann. Also bisher hatte ich immer verstanden, dass das vor allen Dingen in der Sprache und der Schrift der Hinweis darauf ist, dass männlich und weiblich beachtet werden muss, dass sozusagen das männliche Inklusive gefährlich ist, und so weiter.«

Durch die gesamte Sendung zieht sich das Thema der (Un-)Sichtbarkeit verschiedener Geschlechter und die Frage nach der Relevanz und Effektivität von Sprache zur Abbildung bzw. sprachlichen Repräsentation von Geschlecht(ern). Entsprechend werden vor allem Topoi der (In-)Effektivität und Sichtbarkeit in den Argumentationen genutzt. Genderbewusste Sprache sei, so Kurt, »eine Sichtbarmachung, als Antwort auf die Unsichtbarmachung im ersten Schritt, die es bereits gab«. Sie betont daneben insbesondere die Effektivität der Debatte zur Schaffung von Aufmerksamkeit für gesellschaftliche Strukturen und somit eine Metaperspektive. Damit bezieht sich Kurt also anders als sonstige Belege des Topos nicht so sehr auf eine behauptete Effektivität genderbewusster Sprache zur Abbildung von mehr als männlichen Geschlechtern, wenngleich sich auch solche Belege finden. Vielmehr betont sie mit der Metapher *SPRACHE IST WERKZEUG* die Möglichkeiten geschlechterbewusster Sprache und der Debatte und begreift sie wie im nachfolgenden Beleg 404) als »Analysetool [...], um [...] uns zu fragen, warum ist die Gesellschaft so beschaffen?«:

- 404) ŠK: »Also das ist ja eigentlich der Sinn dieses Gendersternchens, dass ich- äh es ne Disruption gibt, dass es eine Störung gibt und dass ich sage hallo guckt mal, schaut euch mal dieses Sternchen an, ähm, fragt euch doch mal, warum es überhaupt hier existiert und das ist eben für mich n Zwischenschritt.«

Das geschlechtsübergreifende Maskulinum sei für diesen Zweck nicht geeignet, wie Kurt mit dem Ineffektivitätstopos erklärt: »[I]ch denke nicht, dass das generische Maskulinum dafür geeignet ist, patriarchale Denk- und Wirkungsmuster aufzubrechen letztendlich«.

Mit dem Fokus auf die mit der Debatte verbundenen Möglichkeiten und weniger auf die Effektivität bestimmter Sprachformen geht eine Modalisierung der Wirkung des Asterisks einher; Kurt beschreibt geschlechterbewusste Sprache als notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für eine in verschiedenerlei Hinsicht gleichberechtigte Gesellschaft:

- 405) ŠK: »Also ich gehe nicht davon aus, dass dieses kleine Sternchen all diese Debatten lösen kann [...] ich denke, dass [...] gendersensible Sprache keine hinreichende Bedingung dafür ist, dass wir in anderen gesellschaftlichen Verhältnissen leben, dass wir kein Problem mehr mit Rassismus haben oder mit Unterdrückung und Ausbeutung [...] das alleine [...] wird das nicht lösen [...]«.

Relevant seien Sprachänderungen vor allem dann, wenn sie mit gesellschaftlichen Änderungen verbunden seien. Sie verknüpft diese Aussagen mit dem Topos der Irrelevanz,

mit dessen Hilfe sie die Tragweite der Sprachänderungen herabstufte, da es »eigentlich eine sehr banale Debatte [sei] die wir führen«, eine »ganz kleine Reformierung«, in der es darum gehe, ob »ein Sternchen in unsere Grammatik implementier[t]« wird. Das Diminutiv »Sternchen« unterstützt die vermeintliche Kleinigkeit der Änderung an dieser Stelle. Der in Titel und Anmoderation postulierten Gefahr der Spaltung durch den Asterisk wird somit implizit wie explizit widersprochen. Dennoch betont Kurt mithilfe des Abbildungs- und des Sichtbarkeitsstopos die Relevanz von geschlechterbewusster Sprache, um »die Welt, die ich beschreibe, und die ich in einen Sinnzusammenhang setze, [...] so adäquat, so differenziert und so komplex wie möglich abzubilden«. Mithilfe von geschlechterbewusster Sprache werde deutlich, dass »ich die politische Vielfalt, die wir in unserer Gesellschaft haben, anerkenne und das auch [...] sich in meiner Sprache niederschlägt«. Ex negativo und implizit ergibt sich die von Kurt empfundene Notwendigkeit der Verwendung geschlechterbewusster Sprache auch durch Einsatz eines Gefahrentopos, mit dem die Gefahren von Verletzung und Diskriminierung anderer durch die Nutzung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums einhergehen:

- 406) ŞK: »[E]ine nicht-binäre Person kann durch Sprache, durch binäre Zuweisung und so weiter und so fort diskriminiert und ausgeschlossen und unsichtbar gemacht werden.«

Gendern sei notwendig, um dies zu verhindern und dafür Sorge zu tragen, dass »ich mein Gegenüber nicht in dem Sinne verletze oder unsichtbar mache beziehungsweise und dass ich die Gewalt, die in vielen Strukturen unserer Gesellschaft eben inhärent ist, [...] auf diese Art und Weise nicht weiter forttrage.«

Für Nele Pollatschek dagegen ist die »männliche Form eigentlich nur die unmarkierte«, wenngleich sie die implizit damit postulierte Funktionsweise des Maskulinums zur geschlechtsübergreifenden Referenz im Laufe der Sendung etwas abschwächt: »versuchen wir, die eine generische Form, die wir haben, auch wenn es keine perfekte Form ist, weiter zu generifizieren«. Mit Rückgriff auf die Topoi der Umsetzbarkeit und der Einfachheit wird das geschlechtsübergreifende Maskulinum als bestmögliche Option dargestellt, während die Komplexität von Asteriskformen auch von Gesine Schwan konzediert wird:

- 407) GS: »[ich bin im neuen Buch] zu[m] Sternche[n] übergegangen. Meine Freundinnen sagen, das macht das Lesen sehr schwierig, das versteh ich auch wieder [...].«
 408) NP: »wir brauchen eine Sprache, die wir durchführen können, die jeder praktizieren kann, unabhängig von Bildungsstandard, unabhängig von Intelligenz, unabhängig von Klasse und so weiter und so fort eine Lösung, die einfach ist und eine Lösung, die gerecht ist und gerecht bedeutet, nicht zwanghaft zu unterscheiden.«

Die zwanghafte Unterscheidung ist für Pollatschek mit geschlechterbewusster Sprache assoziiert, da diese Geschlecht betone und eine Markierung erzwingt, sodass Unsichtbarkeit verunmöglicht werde. Eine »zwanghafte Markierung in Sprache [ist] etwas Diskriminierendes« und sei daher – so der Diskriminierungstopos – abzulehnen. Sie argumentiert wie in TS 1 sprachhistorisch, dass das Movierungssuffix ursprünglich eine Hierarchisierung ausdrückte – »Die Müllerin ist die Frau des Müllers, sie ist ein Anhängsel des Müllers« – und daher auch mit dem Asterisk eine Unterordnung einhergehe:

409) NP: »[...] wir machen eine Sternchenlösung, die im Prinzip bedeutet, wir haben einen Moderator, das ist die Grundform, das ist der allgemeine Mensch, ein Sternchen, die wird gesprochen als Leerstelle, als Luft, als Nichts, das sind die äh nicht-binären Menschen und dann die Endung i n das sind die Frauen, die sind untergeordnet.«

Auch in der Monitor-Sendung werden Ostdeutschland bzw. die DDR und Englisch aufgerufen, um mithilfe des Autoritätstopos Pollatscheks Argumentation zu stützen. In beiden Fällen kann von *knowledge by acquaintance* (vgl. Spitzmüller & Warnke 2011: 42) gesprochen werden, da Pollatschek wie in der Maischberger-Sendung wieder auf ihre eigene ostdeutsche Familie sowie ihre Erfahrungen in England verweist, wo Feminina verpönt seien, »weil das eben [...] alte Vorstellungen [...] propagiert, dass es wichtig ist, welches Geschlecht ein Arzt hat, welches Geschlecht ein Schauspieler hat, wohingegen es ja eigentlich unwichtig sein sollte«. Zudem wird Luise F. Pusch als positionslegitimierend aufgerufen, mit der Pollatschek sich und ihre Argumentation »in einer radikalen feministischen Tradition« verortet. Pusch als frühe Kämpferin für geschlechterbewusste Sprache und Mitbegründerin der Feministischen Linguistik und somit als *ideology broker* sowie die positive Bezugnahme auf feministische Traditionen stützen Pollatscheks Positionierung. Die Verortung in dieser Traditionslinie erschwert bzw. verunmöglicht die Ablehnung ihrer Argumentation als antifeministisch. Die Assoziation von Feminismus und der Verwendung geschlechterbewusster Sprache zeigt sich in diesem Beleg als so weit verfestigt, dass Pollatschek anscheinend die Notwendigkeit einer Selbstpositionierung als feministisch bzw. in feministischer Tradition stehend empfindet, um ihre Argumentation zu stützen und den *face-threat* der Fremdpositionierung als nicht-feministisch präventiv zu entkräften. Gleichzeitig kann die wiederholte Betonung dieser Traditionslinie als Versuch Pollatscheks gelesen werden, die Gleichsetzung von feministischem Handeln und der Nutzung geschlechterbewusster Sprachformen zu lösen und ihren Vorschlag der Nutzung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums als feministisch zu enregistrieren.

Auffällig ist in der Monitor-Sendung, dass Pollatschek und Kurt wiederholt Gemeinsamkeiten betonen und darauf hinweisen, dass sie letztlich das gleiche Ziel hätten (»eigentlich wünschen wir uns beide eine genderneutrale Sprache«, so Kurt), sich allerdings über die dafür nötigen Maßnahmen uneins wären. Dies erklärt möglicherweise auch, warum beide vor allem die konzeptuelle Metapher VERÄNDERUNG IST EIN WEG nutzen. Das erklärte Ziel, d.h. das Ende des Weges, muss nicht mehr weiter ausgeführt oder diskutiert werden, nur wie man dorthin gelangt, ist umstritten, wie Kurt explizit erklärt: »wir sind uns eben uneinig über den Weg dorthin und meiner Meinung nach ist der geeignete Weg nicht über das generische Maskulinum, weil das ist ja eigentlich genau der Weg, den wir seit Jahrhunderten gehen«. Wie auch in den Zeitungen nutzen beide den Topos der Effektivität – wenngleich Kurt sich stärker metadiskursiv auf die Effektivität der Debatte als auf die Effektivität einer bestimmten Sprachform bezieht –, modalisieren die Stärke des Effekts aber und tun dies stärker als es in den Texten des Zeitungskorpus sichtbar wird. Die Betonung von Gemeinsamkeiten wie auch die Modalisierungen der jeweiligen Positionierungen können durchaus als anders als andere Debatten zum Thema geschlechterbewusste Sprache betrachtet werden, wie Moderator Georg Restle

resümiert. Auch den in der Einführung dieses Kapitels benannten Charakteristika von Talkshows entspricht die Sendung damit nicht vollständig, wenngleich die Auswahl der Diskutantinnen und das ritualisierte Aufrufen schon bekannter Argumente – bspw. das Anführen von Pollatscheks Erfahrungen in England und in Bezug auf die ostdeutschen Frauen in ihrer Familie und deren Selbstbezeichnungen – der Charakterisierung doch in großen Teilen entspricht. Zudem sind die verwendeten Topoi sowie die konzeptuelle Metaphorik weitestgehend vergleichbar mit den für die Zeitungstexte herausgearbeiteten Beobachtungen, sodass die Schlussfolgerung Restles etwas zu bedeutend erscheint.

9.3.4 Phoenix-Runde: »Gendersprache – überflüssig oder überfällig«

In der phoenix-Runde mit dem Titel »Gendersprache – überflüssig oder überfällig« vom 25.02.2021 (TS 3)²³ sind Werner Patzelt (WP), Petra Gerster (PG), Anatol Stefanowitsch (AS) und Judith Sevinç Basad (JSB) zu Gast. Gerster und Stefanowitsch vertreten die pro-Argumentationen, während Basad sich deutlich gegen geschlechterbewusste Sprache positioniert. Auch in dieser Sendung werden den bisherigen Analysen ähnliche Topoi verwendet, wenngleich sie zum Teil auf andere Aspekte bezogen werden als in den Texten des Zeitungskorpus. Bereits im Titel wird bspw. der Topos der Irrelevanz (»überflüssig«) aufgerufen und einer Zuschreibung von Modernität und Notwendigkeit geschlechterbewusster Sprache (»überfällig«) gegenübergestellt. Schon an dieser Stelle wird damit eine polare Positionierung inszeniert; Zuschauer*innen (und vermutlich auch die Einladenden) dürften in der Folge erwarten, dass die Teilnehmenden sich entsprechend oppositionell positionieren und entweder für die Überflüssigkeit oder Überfälligkeit von »Gendersprache« argumentieren. Größtenteils erfüllen die Eingeladenen diese Erwartungen in Bezug auf ihre Positionierung denn auch im Verlauf der Sendung. Patzelt allerdings nimmt eine gemäßigte Position ein, die insofern auffällig ist, als sie den weiter oben beschriebenen Charakteristika des inszenierten und erwarteten sowie erwartbaren Aufeinanderprallens oppositioneller Positionierungen in den Talkshows bis zu einem gewissen Grad zuwiderläuft. Mit Blick auf die eingeladenen Gäste scheint die Erwartung gewesen zu sein, dass Patzelt durch seine Unterschrift unter die VDS-Petition »Schluss mit dem Genderunfug« (s. dazu Kap. 8.3.2.2) sowie Basad durch vorherige Auftritte die Kontra-Seite vertreten. Während die anderen Teilnehmenden den Rollenerwartungen weitestgehend nachkommen, lässt sich Patzelt über weite Strecken des Gesprächs bei einer skalaren Einordnung nicht an einem oder nahe eines Pols, sondern eher mittig mit Tendenz zu kontra verorten. Dies gilt insbesondere für seine Positionierungen in Bezug auf einzelne Phänomene und Sprachformen, wie die Verwendung von Beidnennungen oder Aktivpartizipien zur Personenreferenz. Diese Verortung basiert unter anderem darauf, dass Patzelt im Verlauf des Gesprächs wiederholt für manche Aspekte betont, dass es in diesen keinen Dissens zwischen Gerster oder Stefanowitsch und ihm gäbe, dass er z. B. Beidnennung wichtig und richtig fände und diese schon immer nutze. Außerdem betreibt er grundsätzlich viel *face-work* und versucht, dispräferierte Antworten zu vermeiden. So bemüht er sich deutlich, seine Unterschrift unter die VDS-Petition zu entschärfen und als weniger deutliche Positionierung darzustellen, als die sie die Einladenden

23 Abzurufen unter https://www.youtube.com/watch?v=_M1Two224uE (zuletzt 21.11.2024).

verstehen. Dies zeigt sich unter anderem daran, dass Plättners erste Frage an Patzelt auf die Petition hinweist und diese als Positionierung darstellt. Patzelt dagegen öffnet im Verlauf der Sendung geschlossene Fragen der Moderation an ihn diskursiv und versucht bspw. das deontisch negative Unfug aus dem Titel der Petition nicht aufzugreifen, als er konkret danach gefragt wird, ob er die Sprachpraxis Petra Gersters als Unfug bezeichnen würde. Im Verlauf der Talkshow spricht er dann auch abgeschwächt nicht mehr vom Unfug, sondern von »ungewohnt[en]« Darstellungsformen, die »ab und zu wie eine Marotte erschein[en]«, also einer eher individuellen Eigenart von Sprecher*innen (vgl. DWDS o.J. *Marotte*), die ungewohnt seien. Auch erklärt er auf die Frage der Moderatorin, warum er sich denn so über genderbewusste Sprache aufrege, dass er sich gar nicht aufrege. Seine gemäßigte Position wird zudem daran deutlich, dass er Sprache eine gewisse Effektivität – die er als *common sense* anhand des Adverbs *natürlich* darstellt – zugesteht, diese aber deutlich abschwächt.

- 410) WP: »Natürlich haben Worte, haben Wendungen einen Einfluss und natürlich hat schon die Erwartungshaltung, wenn jemand von Staatssekretären spricht, dass gleich die Staatssekretärinnen auch genannt werden, eine Folge dafür, dass man sich klar macht, dass es natürlich nicht so ist oder Gott sei Dank nicht länger so ist, dass bestimmte Berufssparten bloß Angehörigen eines Geschlechtes äh zugewiesen sind. Infolgedessen verändert Sprache schon Bewusstsein und Denken, nicht in der Weise, dass man die ganze Welt verändern könnte [...].«

Insgesamt wird der Effektivitätstopos auch von den anderen Talkshowgästen vielfach genutzt. Gerster und Stefanowitsch positionieren sich deutlicher befürwortend, modalisieren aber ebenfalls die Effektivität von Sprache; Gerster verweist zur Stützung des Effektivitätstopos auf die Abschaffung des Wortes *Fräulein* und nutzt zudem den Topos der Sichtbarkeit: »Frauen werden damit sichtbar gemacht«, während das geschlechtsübergreifende Maskulinum ebendies nicht leiste – unter anderem mit der Konsequenz, dass Frauen in der Medizin zu wenig beachtet würden und im Fernsehen fast nur Männer als Expert*innen eingeladen würden.

- 411) PG: »natürlich hat die Abschaffung dieses Fräulein den Frauen erst mal bewusst gemacht, dass sie auch ohne Ehering und ohne Mann an ihrer Seite vollwertige Mitglieder dieser Gesellschaft sind. Also bewirkt Sprache schon auch eine Emanzipation [...].«
- 412) AS: »Also man darf natürlich die ähm man darf nicht die Fähigkeit von Sprache überschätzen äh unser Denken zu prägen. Sie tut es, aber sie tut es natürlich nicht in irgendeinem deterministischen so quasi Orwell'schen Sinne. Es ist jetzt nicht so, dass wenn wir jetzt plötzlich anfangen würden, durchgängig das Gendersternchen zu verwenden, dass uns auf magische Weise sich unser Denken ändern würde und wir plötzlich ähm eine viel ähm gerechtere Welt hätten.«

Zudem nutzen beide den Effektivitätstopos ähnlich wie Kurt in der Monitor-Sendung, um den Nutzen der Debatte für (Sprach-)Reflexion zu betonen. Dass dies in den Zeitungsdaten weniger vorkommt, kann der Dialogizität der Situation und dem Format Talkshow geschuldet sein, in dem es auch um Debatte und Reflexion geht. Die Äußerung Gersters im folgenden Beleg 413) zur »Debatte, die wir jetzt führen« ist insofern ambig,

als es sich um eine gesamtgesellschaftliche Debatte wie auch um die in diesem Moment in dieser Sendung geführte Debatte handeln kann. Die Talkshow-Situation trägt daher vermutlich zu dieser Verwendung des Effektivitätstopos bei.

- 413) PG: »Und insofern ist natürlich diese Debatte, die wir jetzt führen, ja auch schon eine positive Entwicklung des Genderns oder eine positive Wirkung, die ja auch schon bewirkt, dass wir uns einfach wieder- dass wir mehr darüber nachdenken, wie wir Sprache verändern und wie wir Minderheiten sichtbar machen.«

Stefanowitsch wiederum verweist explizit darauf, dass die Talkshow Resultat geschlechterbewussten Sprachgebrauchs sei; dieser also zu Debatten und Reflexionsprozessen führe und insofern effektiv zur Reflexion beitrage:

- 414) AS: »Ich glaube, diese- die Tatsache, dass wir hier sitzen und darüber diskutieren, in gewisser Weise ist das eine Konsequenz davon, dass bestimmte Leute angefangen haben, eben äh die Genderlücke oder ähm ähm im Gesprochenen oder das Gendersternchen in der geschriebenen Sprache zu verwenden, also da hat der Sprachgebrauch bereits gesellschaftliche Debatten angestoßen und äh er hilft uns auch einfach, nicht in diesen Trott zu verfallen und äh äh und uns mal zu hinterfragen äh an wen denken wir eigentlich, wenn wir sagen wir gehen zum Bäcker.«

Die von den Befürworter*innen (und Patzelt) postulierte Effektivität geschlechterbewusster Sprache für Inklusion wird von Basad, gestützt durch den Autoritätstopos und Verweise auf Wissenschaftlichkeit, mehrfach negiert: »Das können Sie wissenschaftlich aber nicht beweisen.« Sie setzt dem, wie andere analysierte Kontra-Argumentationen ebenfalls, den Ineffektivitätstopos entgegen und beruft sich, wie Nele Pollatschek in den beiden zuvor diskutierten Sendungen (TS 1 und TS 2), bspw. auf gleichstellungspolitische Erfolge der letzten Jahrzehnte (Bsp. 415), die ohne veränderten Sprachgebrauch, sondern durch Kämpfe von Frauen erreicht worden wären (Bsp. 416):

- 415) JSB: »da müssen Sie sich nur die letzten sechzig Jahre der Frauenemanzipation angucken, um zu sehen, dass sprachliche Regelungen überhaupt nichts ähm mit der Emanzipation der Frau zu tun hat.«
- 416) JSB: »Also all diese massiven Repressionsmechanismen konnten wir überwinden ohne das Gendersternchen, ohne irgendwelche Sprachregelungen, sondern indem Frauen für ihre Rechte gekämpft haben [...].«

Die behauptete Ineffektivität geschlechterbewusster Sprache wird von ihr auch durch den Topos der Realitätsferne gestützt. Wie für die Zeitungstexte (vgl. Kap. 8.3.5) bereits analysiert, verwendet Basad vermeintlich besonders einsichtige Beispiele, die die Absurdität genderbewussten Sprachgebrauchs und somit auch dessen Ineffektivität belegen sollen:

- 417) JSB: »also wenn Sie sagen ›Alle Stuttgarter mögen Schokoladeneis‹, dann weiß jeder, dass das generische Maskulinum nicht auf das Geschlecht verweist, sondern auf die Gesamtheit der Stuttgarter [...].«

Gestützt wird der Realitätsfernetopos im obigen Beispiel 417) darüber hinaus mit hypertrophem Vokabular (»dann weiß jeder«) und im gleichen Kontext auch durch die Erklär-

rung, dass »schon kleine Kinder, die ein natürliches Sprachgefühl des Deutschen haben, oder auch Menschen, die nach Deutschland gekommen sind und gerade Deutsch lernen« wüssten, dass das Maskulinum geschlechtsübergreifend funktioniere. Behauptungen von Kritiker*innen des geschlechtsübergreifenden Maskulinums werden somit als besonders abwegig und fernab der Realität liegend charakterisiert. Zudem wird diesen zugeschrieben, kein »natürliches Sprachgefühl« zu haben – genderbewusste Sprache wird so implizit mithilfe des Topos der Künstlichkeit als *unnatürlich* konzeptualisiert, während das Maskulinum als *natürlicher* Bestandteil deutscher Sprache gilt. Der Topos der Realitätsferne, der auf konstruierte Beispiele zur Abwertung zurückgreift, wird von Petra Gerster als Antwort auf Basad metadiskursiv kritisiert:

- 418) PG: »das sind auch immer so Extrembeispiele, mit denen man versucht, das ganze Gendern irgendwie ins Unrecht zu setzen. Oder ähm mir schreiben dann Zuschauer und sagen Sie dann nächstes Mal auch die Papierkörbin oder irgendwelche absurden Sachen werden einem dann angeboten, um äh um einem damit klarzumachen, dass das Ganze absurd ist.«

Diese Kritik Gersters verweist darauf, dass es sich um eine bereits verfestigte und somit bekannte Strategie bei Kontra-Argumentationen handelt. Dies zeigte sich auch für die Zeitungstexte bei der Parodierung ebendieser Strategie, insbesondere durch die *taz*. Gerster plädiert daran anschließend für mehr Kontextsensibilität:

- 419) PG: »Wir können das doch wirklich vom Kontext abhängig machen. Also wenn ich sage die Inder haben morgen die Wahl, dann sind natürlich alle Inder gemeint und dann assoziiert man nicht nur Männer, das ist klar.«

Der Topos der Realitätsferne wird in dieser Sendung interessanterweise nicht nur in Basads Kontra-Argumentation, sondern an anderen Stellen auch von Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache verwendet und auf andere Phänomene als auf genderbewussten Sprachgebrauch bezogen. Stefanowitsch nutzt ihn bspw. mehrfach, um Aussagen von Basad als nicht haltbar darzustellen, wenn er unter anderem von »diesem fiktiven Experiment« spricht oder erklärt: »Das kann man sich vorstellen, dass das so ist, aber [...] das ist halt nur ne Vorstellung.« Zudem greift Gerster auf den Topos zurück, um die Nutzung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums – von ihr als geschlechtsspezifisch im Sinne einer Referenz nur auf Männer verstanden – abzulehnen, da es »einfach der Realität nicht [...] gerecht wird«, in der bspw. die Mehrheit der Lehrenden an Schulen Frauen seien und somit eine Referenz auf sie als *Lehrer* der Realität nicht entspreche. Sie negiert damit die postulierte Effektivität des geschlechtsübergreifenden Maskulinums und setzt im Anschluss mithilfe des Topos der Abbildung geschlechterbewusste Sprache als der Wirklichkeit entsprechend dagegen:

- 420) PG: »Wir [...] benutzen nicht das Gendern, um sozusagen die Wirklichkeit zu verändern, sondern Sprache beschreibt ja die Wirklichkeit und entwickelt sich mit der Wirklichkeit. Journalist*innen sind ja ein Resonanzraum und wir alle leben ja in praktischen Zusammenhängen und erleben Sprache und erleben Wirklichkeit und das entwickelt sich parallel und Sprache bildet das ab.«

Insbesondere durch Basad werden im Rahmen ihrer ablehnenden Positionierung die Topoi des Zwangs und der Gefahr aufgerufen, auf die die anderen Teilnehmenden reagieren, die sie aber auch selbst nutzen. Basad sieht in genderbewusster Sprache ein politisches Instrument der Herrschaft und Unterdrückung und damit einhergehende Gefahren, da geschlechterbewusste Sprache von oben verordnete und durchgesetzte »Sprachregelungen« seien, die von Städten, Universitäten und öffentlich-rechtlichen Sendern ausgingen. Gestärkt wird diese Konzeptualisierung des Zwangs auch auf lexikalischer Ebene, bspw. durch die Verwendung von Modalverben und Adverbien als Verstärker:

- 421) JSB: »die Stadt Lübeck zum Beispiel, die sagt, man darf das generische Maskulinum nicht mehr verwenden«
 422) JSB: »Also selbst kleine simple Silben wie –er, die auf ein maskulines Genus hinweisen, müssen unbedingt aus der Sprache herausgelandet werden.«

Verbunden mit dem Gefahren- und Zwangstopos ist für Basad die Konzeptualisierung der Verbreitung geschlechterbewusster Sprache mithilfe von Gewaltmetaphorik. Mit ihr gehe unter anderem »wie gesagt immer [...] [eine] aus meiner Sicht schon krass[e] Eliminierung des Männlichen aus der Sprache und teilweise auch des Weiblichen« einher.

Zudem sei das Ziel des Zwangs »von oben« eine Steuerung und Manipulation von Sprachnutzenden und grenze damit »an totalitäre[s] Verhalten«:

- 423) JSB: »dass es jetzt Aufgabe der Redakteure ist, ähm dieses Weltbild und diese Bilder im Kopf der Menschen zu steuern. Ähm ähnliches haben Sie im Land Berlin. Auch das Land Berlin hat Genderleitfaden herausgegeben, und dort steht ganz explizit, dass es darum geht, Handlungen und Meinungen der Bürger zu lenken [...]«

Dieser von ihr so benannte »Sprachaktivismus« sorge durch den dadurch aufgebauten »moralische[n] Druck«, vor allem an Universitäten für ein Klima der Angst.²⁴ Über das Zweitglied des Kompositums wird die Befürwortung geschlechterbewussten Sprachgebrauchs damit, wie auch in den Zeitungstexten, vor allem als politisches und ideologisches (vgl. Kap. 8.4.4 zum Topos der Ideologie) Verhalten charakterisiert. Insbesondere Stefanowitsch, aber auch Gerster negieren den behaupteten Zwang und setzen ihm mit dem Topos der Freiwilligkeit eine Argumentation entgegen, die in Verbindung mit dem Hochwertwort *Freiheit* steht und somit deontisch positiv aufgeladen ist. Während Petra Gerster das Lexem *Sprachpolizei*, das auch in den Zeitungstexten mit dem Zwangstopos in Verbindung steht, aufbringt und diese für inexistent erklärt, verortet Stefanowitsch die *Sprachpolizei* aufseiten der Kritiker*innen genderbewusster Sprache, an »bestimmten Stellen [...], wo versucht werden soll, das Gendern zu unterbinden oder diese neuen Formen zu unterbinden«. Er versucht damit, die verfestigte Zuschreibung des zwangvollen Verhaltens an die Pro-Seite neu zu besetzen und dieses für ablehnende Positionierungen zu enregistrieren. Eine ähnliche Strategie zeigt sich in Bezug auf den Ideologietopos: Während Stefanowitsch das Vorhandensein ideologischer Interessen aufseiten

24 Für die gleiche Argumentation in den Zeitungstexten, ebenfalls in Bezug auf Universitäten als Orte, an denen Angst aufgrund vermeintlicher Sanktionierung bei Nichtnutzung genderbewusster Sprache herrsche s. auch Kap. 8.4.8.

der Befürworter*innen negiert, erklärt Gerster, dass auch die Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache ideologisch handelten und der Vorwurf der Ideologie somit für alle Diskursteilnehmenden zu gelten habe:

- 424) AS: »Also da geht's gar nicht so sehr um äh um irgendwelche Ideologien von von neuen Genderidentitäten.«
 425) PG: »[D]as generische Maskulinum, mit dem wir alle aufgewachsen sind, das ist [...] natürlich genauso eine Ideologie ist, wenn wir von Ideologie sprechen wollen, eine Weltanschauung, die den Mann zum Maß aller Dinge macht [...].«

Patzelt nutzt ebenfalls den Gefahrentopos und beschreibt damit Gefahren für einzelne Personen, insbesondere für Männer, da

- 426) WP: »manche [...] ja förmlich darauf [warten], dass irgendein Mann insbesondere, an einer bestimmten Stelle nicht ordnungsgemäß beide Geschlechter, idealerweise unter Einbezug von geschlechtlich Diversen anspricht, und verwenden dann dieses Versäumnis, auch wenn es lediglich aus Leichtfertigkeit und nicht aus ideologischer Verbohrtheit geschehen ist, nutzen das Ganze als Angriff.«

Befürworter*innen genderbewusster Sprache werden an dieser Stelle als gefährliche und anonyme (»manche«) Gruppe beschrieben, die »eine politische Agenda« vertreten und genderbewussten Sprachgebrauch somit eher als Vorwand für einen Angriff auf einer »unfaire[n] Ebene« nutzten.²⁵ Eben dies, »das unnötige Gendern, wo es um das Prinzip geht, um das, was vorhin als mögliche politische Agenda hinter dem Gendern angesprochen worden ist«, sei auch der Auslöser von Unmut, so Patzelt.

Zudem sieht Patzelt die Sprache in Gefahr, die bei Nutzung von Partizipien ihre Genauigkeit verlöre:

- 427) WP: »Ich hab ein Problem mit den Studierenden, denn wenn Sonntag oder vorlesungsfreie Zeit ist, ist dann ein Studierender ein Studierender oder sind grammatische Formen inzwischen sinnentleert? Ist ein Radfahrender auch einer, der das Rad gar nicht fährt, sondern schiebt, oder kommt es uns auf die Präzision von Begriffen nicht mehr an?«

Petra Gerster antwortet darauf mit einem Topos der Gewöhnung, den sie im Verlauf der Sendung mehrfach anbringt. Einige Partizipien seien inzwischen aufgrund ihrer langen Verwendungstradition schon nicht mehr markiert und sie habe sich zudem dank Vorbildern wie Klaus Kleber und Anne Will sowohl an Partizipformen im Allgemeinen als auch an Asterisk und Glottisschlag gewöhnt.

In der Sendung wird, wie in den bisher analysierten anderen Daten auch, die Verbindung von Gleichberechtigung und genderbewusstem Sprachgebrauch verhandelt. Basad inszeniert sich als um Gleichberechtigung bemüht – »Und das ist natürlich wichtig, dass wir in der Politik auf Minderheiten eingehen und auf sexuelle Minderheiten, auf jeden

25 Diese Argumentation steht Belegen des Minderheitentopos (vgl. Kap. 8.4.11) im Zeitungskorpus nahe, in denen von einer besonders machtvollen Elite gesprochen wird, der man sich als Kritiker*in geschlechterbewusster Sprache als potenzielles Opfer gegenübersteht.

Fall.« –, betont aber mit dem Ineffektivitätstopos, dass Sprache dafür kein geeignetes Instrument sei. Gerster hingegen affirmiert den Zusammenhang von Gleichberechtigung und genderbewusster Sprache, wenn sie auf die Frage, warum sie gender, ihr langjähriges Interesse am »Thema Gleichberechtigung [...] und Frauenfragen [...], also Frauenemanzipation« anführt. Zudem setzt sie mithilfe des Autoritätstopos mit Bezug auf das Grundgesetz (vgl. Kap. 8.4.5.3 zum Autoritätstopos mit Bezug auf Recht und Gesetz) die Nutzung von geschlechterbewusster Sprache in öffentlich-rechtlichen Sendern mit deren Verpflichtung zur Einhaltung von Grundwerten wie der Gleichberechtigung gleich. Auch an dieser Stelle wird somit die Verwendung genderbewusster Sprache mit einem Bemühen um Gleichberechtigung der Geschlechter gleichgesetzt. Wer um Gleichberechtigung bemüht sei, verwende entsprechend auch geschlechterbewusste Sprachformen.

Alle Talkshowgäste rufen Autoritäten zur Stützung ihrer Positionierungen auf. Insbesondere Wissenschaft wird wiederholt als Autorität aufgerufen, bspw. durch Verweise auf »Studien« durch Stefanowitsch, Gerster und Basad, »die Gesamtheit der psycholinguistischen Forschung« (Stefanowitsch TS 3) oder die Unmöglichkeit etwas »wissenschaftlich [...] [zu] beweisen«, die Basad anführt. Basad stützt mit dem Verweis auf Umfragen und damit mit einer weiteren Ausprägung des Autoritätstopos zudem ihre Aussage im Mehrheitstopos, dass »zwei Drittel der deutschen Bevölkerung sich ganz klar gegen die Gendersprache ausspricht«. Diese Verwendung entspricht dabei dem Autoritätstopos im Sinne von *knowledge by description* (vgl. Kern & Spieß 2024: 18), d.h. ist Wissen, das nicht durch eigene Erfahrungen, sondern nur vermittelt erworben wurde. Auch Gerster beruft sich interessanterweise auf den Mehrheitstopos und die Ablehnung geschlechterbewusster Sprache durch die Mehrheit, sieht dies aber als Beleg dafür an, dass es keine Gefahr eines Aufzwingens der Nutzung gäbe und negiert somit wiederum den von Basad vielfach aufgerufenen Topos des Zwangs. Darüber hinaus berufen sich die Teilnehmenden der Talkshow aber auch auf eigene Erfahrungen, also auf *knowledge by acquaintance* (vgl. Spitzmüller & Warnke 2011: 42; Kern & Spieß 2024: 18), zur Stützung der jeweiligen Argumentation. Werner Patzelt bspw. erklärt, dass er aus »eigenen Erfahrungen sagen« muss, dass auf Fehlritte gewartet werde und Petra Gerster »kenn[t] niemand, der jemand anderem etwas überstülpen will«.

Die für die anderen Talkshows und Zeitungstexte herausgearbeiteten konzeptuellen Metaphern finden sich ebenfalls in der phoenix-Sendung. So wird auch in dieser Talkshow die Verbreitung von Formen geschlechterbewusster Sprache, d.h. Sprachwandel, als Weg konzeptualisiert. Hervorgehoben wird dabei von Stefanowitsch die mögliche Eigenschaft eines Weges in die richtige Richtung zu führen (»Und das ist auch der richtige Weg«), während Patzelt die unterschiedlichen Geschwindigkeiten, mit denen man sich auf dem Weg befinden kann, hervorhebt und – in Verbindung mit Kriegsmetaphorik – erklärt, dass nicht im Gleichschritt vorangegangen werden muss. Veränderungen werden hierbei zudem als Bewegung metaphorisiert:

- 428) WP: »Lediglich braucht es dann nicht, dass ein jeder dann stramm und zackig gleich an erster Stelle des Fortschrittes mitmarschiert. Da gibt es jene, die eilen voran, die anderen sagen die sagen, jetzt macht mal halblang.«

Die Weg-Metaphorik erlaubt es Patzelt damit, für das Zulassen unterschiedlicher Meinungen in der Debatte zu plädieren und somit wiederum seine Positionierung als gemäßigt und eher mittig zu stärken.

Gerster erklärt wie in anderen Formaten auch schon, dass der Asterisk für sie früher »sperrig« gewesen sei und konzeptualisiert ihn somit als hinderliches und unhandliches Objekt. Sie konzidiert damit Anstrengung bei der Verwendung geschlechterbewusster Sprache, stellt dieser aber Gewöhnung und somit das Vorübergehen ebenjenes Gefühls von Anstrengung entgegen.

Zudem wird Sprache sowohl von Gester auf der Pro-Seite als auch von Basad auf der Kontra-Seite als Instrument metaphorisiert. Während Basad von »Sprache als politische[m] Instrument« zur Unterdrückung spricht, erklärt Gerster, dass den Journalist*innen im ZDF ein vertrauensvoller Umgang mit Sprache zugetraut würde, da »Sprache [...] unser Handwerkszeug« ist. Über das Possessivum verortet sich Gerster dabei in der In-group der Journalist*innen und legitimiert ihre Aussage somit als besonders gesichertes, da aus eigener Erfahrung stammendes Wissen (*knowledge by acquaintance*).

Die eventuelle Kurzlebigkeit von Asterisk und Glottisschlag und Unvorhersehbarkeit weiterer Entwicklungen erklärt Stefanowitsch über die metaphorische Gleichsetzung von Asterisk und Glottisschlag als unter Umständen »kurzfristige Mode«, d.h. als etwas, das schnell als nicht mehr attraktiv angesehen werden könne. Mithilfe dieser Metapher ermöglicht er wiederum Differenzierung zwischen verschiedenen Formen und legitimiert ein Plädoyer für das Zulassen verschiedener Formen und ein Ausprobieren.

Anders als in vielen der analysierten Zeitungstexte zeigen sich auch in der Diskussion in der phoenix-Talkshow mehr Modalisierung der Positionen²⁶, explizite Anerkennung von Gemeinsamkeiten und Differenzierung verschiedener Formen genderbewussten Sprachgebrauchs. Diese wird zwar auch in der Moderation zu Beginn deutlich, die das Publikum mit »Herzlich Willkommen liebe Zuschauerinnen und liebe Zuschauer. Oder sollte ich besser sagen liebe Zuschauer*innen oder liebes Publikum? Wie fühlen Sie sich am besten angesprochen?« begrüßt, geht aber in der Folge vor allem von den an der Diskussion Teilnehmenden aus. Die Moderatorin Anke Plättner setzt zumeist Gendern mit dem Asterisk gleich, wenn sie etwa Petra Gerster gegenüber zu Beginn erklärt, dass diese seit Oktober »bewusst« gendere, indem sie zum Beispiel »Ministerpräsident*innen« sage oder zu einem späteren Zeitpunkt mit Blick auf behördliche Vorgaben fragt: »wenn jetzt in Behörden, wenn jetzt verfügt wird, alles muss immer gegendert werden, in allen Texten müssen diese- muss dieses Gendersternchen genutzt werden.« Petra Gerster plädiert mit dem Topos der Irrelevanz für mehr Gelassenheit und »weniger Schaum vorm Mund«: »tatsächlich geht es nicht um Leben und Tod, es ist erst mal nur Sprache«. Auch die von Patzelt vertretene gemäßigte Position sowie die explizite Konzession gemeinsamer Punkte und eines Einverständnisses sind Unterschiede zu den Texten des Zeitungskorpus. Gleichzeitig sind die in der Argumentation verwendeten Topoi weitestgehend deckungsgleich. Die Argumentationsmuster und Haltungen scheinen also auch in diesem medialen Format den Zeitungstexten sehr ähnlich.

26 Mit Ausnahme von der Position Basads. Sie konzidiert im Verlauf der Talkshow, anders als die drei anderen Teilnehmenden, kein gemeinsames Verständnis einzelner Punkte und nutzt über die gesamte Zeit Stigmawörter wie *eliminieren* oder *canceln*.

9.4 Vergleich von Rundfunkdaten und Zeitungstexten – Zwischenfazit zur medialen Diskursanalyse II

Zusammenfassend lassen sich für die Analyse medialer Daten aus Talkshows in Rundfunk und Fernsehen im Vergleich zu den in den vorangegangenen Kapiteln analysierten Zeitungstexten viele Ähnlichkeiten festhalten. Insbesondere die Argumentationsmuster gleichen sich und auch in Bezug auf Zuschreibungen von Personen- und Verhaltenstypen zum je verhandelten Sprachgebrauch und verwendete konzeptuelle Metaphorik gibt es vor allem Überschneidungen. So sind auch in den Sendungen des Deutschlandfunks sowie den Fernseh-Talkshows Topoi dominant, die dies auch schon in den Zeitungen waren; es scheint sich ein recht klares Inventar an Argumentationsmustern in der Debatte gebildet zu haben: Die Positionierung pro geschlechterbewussten Sprachgebrauch gründet vor allem auf Topoi der Effektivität und Relevanz sowie Abbildung und Sichtbarkeit. Aus dem Postulat, dass mit geschlechterbewusster Sprache effektiv zur Sichtbarkeit und Repräsentation von Frauen und anderen Geschlechtern beigetragen werde, ergibt sich für die Befürworter*innen in den Talkshows die Notwendigkeit und Relevanz der Nutzung. Gestützt wird diese Positionierung unter anderem durch Metaphern, die Sprache als Instrument, das Gleichberechtigung fördere, oder Raum, der durch geschlechterbewusste Sprache Platz für verschiedene Geschlechter böte, konzeptualisieren. Kritiker*innen dagegen negieren ebendiese behauptete Effektivität von Sprache für Gleichberechtigung und erklären sie für in diesem Zusammenhang irrelevant. Geschlechterbewusste Sprache sei vielmehr nicht umsetzbar, realitätsfern, eine Form der Diskriminierung und werde von der Mehrheit abgelehnt. Es handele sich dabei um ein zwangvolles Verhalten einer Minderheit, mit dem Gefahren sowohl für die Sprache als auch für die Gesellschaft einhergingen. Zur Stützung dieser Charakterisierung geschlechterbewussten Sprachgebrauchs sowie der ablehnenden Positionierung wird ebenfalls auf konzeptuelle Metaphern zurückgegriffen, die auch für die Zeitungstexte bereits herausgearbeitet wurden. Insbesondere die Organismus- und speziell die Körpermetaphorik wird, wenn auch nur in den untersuchten Sendungen des Deutschlandfunks, eingesetzt, mit der die Verwendung geschlechterbewusster Sprachformen metaphorisch als Akt von (sexualisierter) Gewalt mit Vergewaltigung, Verstümmelung oder Verrenkung gleichgesetzt werden.

In allen untersuchten Talkshows wird, wie in den Zeitungstexten, auf den Topos der Autorität zurückgegriffen, um die jeweilige Argumentation zu stützen. Ebenfalls wie in den analysierten Zeitungstexten wird vor allem die monolithisch verstandene (Sprach-)Wissenschaft als Diskursautorität zur Stützung aufgerufen und auch eigene Erfahrungen im Sinne des *knowledge by acquaintance* sollen die Positionierung gegenüber geschlechterbewusster Sprache als besonders legitimiert ausweisen und somit gegen Kritik und Negation absichern. Die Thematisierung eigener Erfahrungen wird aber von den Studiogästen, anders als insbesondere in den Leserbriefen, auf lexikalischer Ebene nicht durch nicht-minimale Selbstreferenzen zusätzlich gestärkt. Die Einladung in die Talkshow scheint in diesen Fällen bereits genug Legitimation für die Meinungskundgabe zu sein, sodass ein Expertenstatus nicht noch dezidiert selbst hervorgehoben werden muss (vgl. Krotz 2015: 60). Zudem werden die Gäste in der Anmoderation bzw. durch die Moderation in der Regel in (institutionellen) Rollen verortet, an denen sie

sich im Verlauf des Gesprächs auch orientieren (vgl. Luginbühl 2021: 266). So wird bspw. Anatol Stefanowitsch in der phoenix-Sendung »als Sprachwissenschaftler« (TS 3) adressiert und nimmt diese Verortung auf, indem er in der Folge über Wissen in der Linguistik spricht. Die wenigen Belege nicht-minimaler Selbstreferenz, die sich in den Talkshows zeigen, weisen vielmehr die von West & Fenstermaker (2002: 547–548) angeführte Verantwortungsübernahme für eine Gruppe auf. So erklärt bspw. Şeyda Kurt in der Monitor-Sendung, dass sie »als Journalistin« (TS 2) den Anspruch habe, die Welt möglichst passend abzubilden. Petra Gerster wird ebenfalls in ihrer Rolle als Journalistin aufgerufen und explizit verortet und verknüpft diese institutionelle Rolle im Verlauf der phoenix-Talkshow (TS 3) mit bestimmten Verhaltensweisen und Eigenschaften (z.B. *mit Sprache arbeiten zu können*). Wenngleich Autoritätstopoi auch in den analysierten Talkshows frequent sind, scheinen nicht-minimale Selbstreferenzen somit weniger relevant zur diskursiven Legitimation der vorgebrachten Positionierung zu sein.

Der Diskursgegenstand geschlechterbewusster Sprache ist im Vergleich zu den Zeitungsdaten in den Fernseh-Talkshows ausdifferenzierter. Insbesondere von den Moderator*innen wird dieser zwar vor allem mit Asterisk und Glottislaut gleichgesetzt; es zeigt sich also wie im Zeitungskorpus *erasure* verschiedener Formen und Homogenisierung. Einige der Gäste aber unterscheiden verschiedene Formen, plädieren für Formenvielfalt und Kontextsensibilität in der jeweiligen Nutzung und wollen sich nicht auf eine Form festlegen. In ihren Äußerungen findet sich durchaus die von Kotthoff (2020) vorgeschlagene Unterteilung in verschiedene Gender-Stile – allerdings ohne die von ihr differenzierte Indexikalität der jeweiligen Stile: Wenngleich der Diskursgegenstand in den Talkshows vonseiten der Gäste ausdifferenzierter ist und mehr Sprachformen als *Gendern* bezeichnet werden, unterscheiden sich die Zuschreibungen von Personen- und Verhaltenstypus nicht von denen im Zeitungskorpus und auch nicht zwischen den Formen. Auch in den untersuchten Sendungen wird von Befürworter*innen die Ablehnung und Verwendung geschlechtsübergreifender Maskulina vor allem (alten weißen) Männern zugeschrieben, während geschlechterbewusste Sprachformen vor allem von jungen Menschen, Frauen und Feminist*innen genutzt würden. Die Kritiker*innen in den Sendungen dagegen schreiben diese vor allem einer elitären und anonymen Minderheit zu. Ein Unterschied zu den Zeitungstexten in Bezug auf die Menge an Zuschreibungen wird allerdings insbesondere für die analysierten Talkshows des öffentlich-rechtlichen Fernsehens deutlich: Während sowohl in den Texten des Zeitungskorpus als auch in den Sendungen des Deutschlandfunks Zuschreibungen vielfach explizit getätigt werden, ist diese Frequenz für die Talkshows im Fernsehen nicht zu konstatieren. Vielmehr scheinen die Zuschreibungen bereits in einem Maße verfestigt, d.h. enregistriert zu sein, dass sie bspw. in den Fragen der Moderation aufgegriffen oder von den Gästen kritisiert werden können. Die Gäste in den Talkshows (re)produzieren zwar über metasprachliche Äußerungen auch einige der in den Zeitungstexten präsenten Zuschreibungen, allerdings nicht im selben Ausmaß wie die im vorigen Kapitel untersuchten Texte aus den Zeitungen oder wie die Moderation in ihren Fragen. Die Aussagen der Talkshowgäste scheinen vielmehr vor allem für ihre Argumentationen auf im Diskurs befindliche Zuschreibungen zurückzugreifen – womit sie sie natürlich implizit auch wieder reproduzieren – und belegen damit ebenfalls, dass von einer bis zu einem gewissen Grad bereits bestehenden Enregistrierung von Personen- und Verhaltenstyp in Bezug auf genderbewussten

Sprachgebrauch und die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums gesprochen werden kann. Es gibt also metadiskursives Wissen, das in den Talkshows deutlich wird. Dies zeigt sich bspw. auch an Petra Gersters in der phoenix-Sendung (TS 3) geäußerten Kritik an Argumentationsstrategien der Parodierung durch »immer so Extrembeispiele« – dass es sich dabei um ein gängiges und wiederholt genutztes Verfahren handelt, ist Gerster also offensichtlich bewusst. Gleichzeitig lassen sich Versuche der Neubesetzung feststellen, d.h. der Zuschreibung der (Nicht-)Nutzung der Formen zu anderen Personen- und Verhaltenstypen als für den Diskurs bisher herausgearbeitet. So bemüht sich Pollatschek bspw. um das Aufbrechen der diskursiven Assoziation von Feminismus und geschlechterbewusster Sprache und der Enregistrierung der Nutzung geschlechtsübergreifenden Maskulina als feministisch, d.h. darum, eine Neuzuschreibung zu verfestigen. In den Zeitungstexten zeigt sich insbesondere mit Blick auf die Selbstpositionierung als betont um Gleichberechtigung bemüht und dennoch geschlechterbewusste Sprache ablehnend ein ähnliches Phänomen. Ähnliches lässt sich bei Stefanowitschs Zuschreibung des zwangvollen Verhaltens zu Kritiker*innen feststellen: Die – zumindest für die Kontra-Seite – verfestigte Assoziation des zwangvollen Verhaltens von Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache, manifest bspw. im Lexem *Sprachpolizei*, soll durch seine Negation ebendieser Verbindung gelöst und für die Gegner*innen enregistriert werden:

- 429) AS: »Diese äh die Sprachpolizei, äh wenn es sie gibt, würde ich eher an äh bestimmten Stellen vermuten, wo versucht werden soll, das Gendern zu unterbinden oder diese neuen Formen zu unterbinden, das ist die einzige Gruppe, wo-« (TS 3)

Das Aufgreifen der von Kontra-Seite aus bestehenden Indexikalitäten geschlechterbewussten Sprachgebrauchs und der Versuch der Neuzuschreibung wird auch in einigen Belegen des Realitätsfernetopos sichtbar: Dieser wird von den Befürworter*innen genutzt, um zu erklären, dass Maskulina als geschlechtsübergreifend intendierte Form nicht in der Lage wären, die Realität abzubilden oder die Berufung auf Zwang und Experimente durch die Kontra-Seite nicht der Realität entsprächen. Das in den Zeitungsdaten von Kritiker*innen gezeichnete Bild der realitätsfernen Befürworter*innen wird entsprechend in einigen Äußerungen der Pro-Seite umgekehrt und somit versucht, scheinbar bestehende diskursive Indexikalitäten zu lösen und neu einzuschreiben.

Trotz der in Kap. 9.1.2 ausgeführten Performanz und inszenierten Opposition, die typisch für Talkshows ist, lässt sich für die analysierten Fernseh-Talkshows festhalten, dass sich einige Modalisierungen finden. So wird bspw. erhöhte Anstrengung durch die Verwendung geschlechterbewusster Sprachformen konzediert (wenngleich diese Konzession durch Petra Gerster mithilfe des Topos der Gewöhnung wiederum abgeschwächt wird), Übereinstimmungen zwischen Talkshowteilnehmenden werden betont und insbesondere die Stärke des Effektivitätstopos abgeschwächt. Diese Modalisierung des Topos der Effektivität war auch in einigen Zeitungstexten deutlich und kann als präventive Immunisierungsstrategie gegen den Vorwurf der Realitätsferne und des Anhängens »sprachmagischer« Vorstellungen gelesen werden.

Das explizite Betonen gemeinsamer Positionen und Ziele ist möglicherweise Resultat der für die Zeitungstexte herausgearbeiteten Polarisierung des Diskurses und der Versuch, dieser entgegenzuwirken. Viele der Talkshow-Gäste – wenn auch nicht alle –

scheinen bemüht, der Polarisierung keinen Vorschub zu leisten und widersetzen sich somit der Logik der inszenierten Debatten. So wird bspw. von den Eingeladenen die in den Zeitungstexten dominante Metapher *STREIT IST KRIEG* zur Konzeptualisierung des Diskurses nicht genutzt, sondern eher die prozessorientierte *VERÄNDERUNG IST EIN WEG*.²⁷ Auch die metadiskursive Verwendung des Effektivitätstopos deutet in diese Richtung: Sowohl in TS 2 als auch TS 3 wird wiederholt betont, dass durch die Diskussion Aufmerksamkeit und Sensibilität geschaffen würden und eine gesellschaftliche Debatte angestoßen würden. Letztlich wird damit also der Nutzen der Diskussionen, aber auch der jeweiligen Talkshow hervorgehoben. In dieser Hinsicht entsprechen die analysierten Fernseh-Talkshows daher nicht den bspw. von Luginbühl (2021) beschriebenen Charakteristika. Gleichzeitig aber zeigen sich dieselben dominanten Argumentationsmuster wie in den Zeitungstexten, ähnliche Zuschreibungen und insgesamt betrachtet, trotz der Konzessionen und Betonung von Gemeinsamkeiten, kein Versuch, eine konsensuelle oder konstruktive Lösung zu finden. Alle Talkshow-Gäste verbleiben – vielleicht mit Ausnahme von Werner Patzelt – auf den jeweiligen Positionierungen pro und contra geschlechterbewusste Sprache, für die sie eingeladen wurden und legitimieren diese durch bekannte und verfestigte Argumentationsmuster.

Die mediale Über- und Durchformung der Talkshowdiskussion scheint daher einen deutlichen Einfluss auf die Darstellung der Debatte als polarisiert zu haben und (re)produziert damit ebenjene Polarisierung. Für den öffentlichen Diskurs – sowohl printmedial als auch mit Blick auf Talkshows in Rundfunk und Fernsehen – konnte eine Art Inventar an Topoi und konzeptuellen Metaphern herausgearbeitet werden, die wiederholt für mehr oder weniger modalisierte Pro- und Kontra-Positionierungen gegenüber geschlechterbewusster Sprache genutzt werden. Inwiefern sich die gerade beschriebenen Phänomene auch in anderen Textsorten zeigen, in denen es nicht vorrangig um die Performanz von Positionierungen einem äußeren Kommunikationskreis gegenüber geht, soll im nächsten Kapitel untersucht werden. Diesem liegen Interviews mit Personen zugrunde, die laut den medialen Zuschreibungen, vor allem solchen der Zeitungstexte, besonders vehemente Verfechter*innen geschlechterbewusster Sprache seien: junge Akademiker*innen und trans nicht-binäre Menschen. Ob sich auch dort deutliche Oppositionen, ähnliche Topoi und Lexik sowie klare Positionierungen zeigen, ist insofern von besonderem Interesse.

27 Wenngleich Werner Patzelt die beiden Quelldomänen der Metaphern miteinander verbindet und davon spricht, dass es nicht nötig sei, dass »ein jeder dann stramm und zackig gleich an erster Stelle des Fortschrittes mitmarschiert« (TS 3). Die in dieser Äußerung dominierende Metapher bleibt aber die der Bewegung auf einem Weg, die mit sprachlicher Veränderung gleichgesetzt wird.

10 Relevant, symbolisch aufgeladen und situationsabhängig – der Phänomenbereich in Interviews

Während die Analyse des medialen Diskurses einen Einblick in eher makrostrukturelle Überlegungen zur *Enregistrierung* des Genders und Argumentationsmuster auf dieser Ebene erlaubt hat, sollen im Folgenden Alltagspraxen und die Perspektiven von Sprachnutzer*innen im Vordergrund stehen, denen in der medialen Debatte besonders die Verwendung und Befürwortung genderbewusster Sprache zugesprochen werden. Diese werden daher als Expert*innen in eigener Sache aufgefasst. Dies ist insbesondere mit Blick auf die mediale Durchformung von Diskursen interessant. Diskurse sind, wie Fraas & Klemm (2005: 5; Hervorhebung im Original) schreiben, »immer auch *Mediendiskurse*, das heißt durch die Art ihrer medialen Vermittlung geprägt«. Im Anschluss daran soll nun untersucht werden, ob es sich bei der festgestellten Fokussierung und Homogenisierung der Debatte rund um geschlechterbewussten Sprachgebrauch, den analysierten Indexikalitäten, darauf aufbauenden und sie (re-)produzierenden Topoi und Metaphoriken ebenfalls um einen besonderen Mediendiskurs handelt und inwiefern dieser sich von Alltagsdiskursen und -erfahrungen von Befragten unterscheidet. Adler & Plewnia (2021: 275) konstatieren in diese Richtung weisend in einer repräsentativen Spracheinstellungserhebung »eine Nichtübereinstimmung bestimmter Themen des öffentlich-medialen Diskurses und jener Themen, die für die Mehrheit der linguistischen Laien von Interesse sind«: Zu ersteren »gehört beispielsweise das Thema des sprachlichen Genders, das zwar in jüngerer Zeit eine gewisse mediale Aufmerksamkeit genießt, das aber in unseren Daten praktisch keine Rolle spielt«. Truan (2024) stellt ebenfalls fest, dass von ihr befragte L2-Sprecher*innen des Deutschen geschlechterbewusste Sprache für den deutschsprachigen Kontext (fast) gar nicht als aktuelles Thema bzw. als Sprachdebatte betrachten und auch Kotthoff (2023) zeigt, dass nur wenige Interviewte ohne Hochschulabschluss genderbewusste Sprache als aktuell sprachlich relevante Frage von sich aus im Gespräch aufbringen.

Wie in der Einleitung und Kap. 7.8 bereits angesprochen, ist das Ziel dieses Kapitels der Zugriff auf die mehr alltägliche Sprachreflexion in Bezug auf geschlechterbewussten Sprachgebrauch und die von den Befragten geäußerten Bewertungen. Dabei soll ein Ab-

gleich mit den Typisierungen, Argumentationsmustern und konzeptuellen Metaphern des medialen Diskurses stattfinden, um mögliche Verbindungen zwischen öffentlichem Diskurs und den sprachlichen Erfahrungen von Individuen nachzuvollziehen; zudem sollen laut Diskurszuschreibungen besonders Betroffene zu Wort kommen.

Zu diesem Zweck wird im Folgenden ein kurzer Überblick über (Experten-)Interviews als Untersuchungsgegenstand gegeben, bevor die geführten Interviews näher beschrieben, die der Analyse zugrundeliegende Methodik vorgestellt und daraufhin die Interviews untersucht werden.

10.1 Zur Begründung der Analyseebene – qualitative Leitfadeninterviews als Interviews mit Expert*innen

Akademiker*innen und trans* Personen wird im medialen Diskurs insbesondere vonseiten der Kritiker*innen ein besonderes Interesse an sowie die Verwendung von geschlechterbewusster Sprache zugeschrieben, wie das vorherige Kapitel zeigen konnte (vgl. bspw. Minderheiten- und Elitentopos, Zuschreibungen wie *elitär* und *universitär* etc.); sie haben daher gewissermaßen einen Expert*innenstatus. Zudem wird in den Medientexten – sowohl affirmierend als auch negierend – die Relevanz und Funktionalität geschlechterbewusster Sprache für den Einbezug von trans* Identitäten argumentativ verhandelt, sodass diese Personengruppe als ›Betroffene‹ ebenfalls den Status von Expert*innen zugeschrieben bekommt.¹ In einem der Interviews mit dieser Gruppe wird diese Tatsache denn auch explizit erwähnt:

430) Ich hatte auf jeden Fall schon paar Situation, wo Freunde für mich gefragt haben, wie ich das sehe, so als Experte für das <<lachend> Thema.> (IP 3_tin)²

1 Dies zeigt sich beispielhaft auch an der Personalisierung im medialen Diskurs in Bezug auf unter anderem Lann Hornscheidt oder Hengameh Yaghoobifarah (s. dazu Kap. 8.3.2.2). Innerhalb sozialwissenschaftlicher Forschung gibt es Diskussionen darüber, wer als Expert*in gelten kann: Bei einem weiten Begriff von Expert*in gelten alle Menschen als Expert*innen ihres eigenen Lebens, während ein enges Verständnis die Bezeichnung auf eine Funktionselite beschränkt (vgl. Helfferich 2019: 681). Diese Arbeit greift, mit einem leichten Einschlag in Richtung eines weiten Verständnisses, auf die von Przyborski & Wohlrab-Sahr (2014: 119) vorgeschlagene Kompromisslösung zurück und versteht Expert*innen als Personen, die »über ein spezifisches Rollenwissen verfügen, solches zugeschrieben bekommen und diese besondere Kompetenz für sich selbst in Anspruch nehmen«. Insbesondere der letzte Punkt der Inanspruchnahme einer besonderen Kompetenz ist nicht notwendigerweise in allen Interviews explizit; mir erscheint die Definition aber insbesondere aufgrund des zugeschriebenen Status und des spezifischen Rollenwissens, das in den Interviews zutage tritt, treffend (vgl. zum spezifischen Sprachwissen von trans* Personen aufgrund ihrer Geschlechtlichkeit auch McCleary 2024).

2 Im Folgenden werden Interviewpartner*innen mit IP abgekürzt. Die Interviews wurden der chronologischen Reihenfolge ihrer Aufnahmen nach durchnummeriert. Die Abkürzung nach der Ziffer weist die Interviewpartner*innen der Gruppe der akademischen (akad.) oder der der trans (inter) nicht-binären (tin) Befragten zu (ausführlicher zu den Interviewpartner*innen s. das folgende Kapitel 10.2). Meine Beiträge in den Transkripten werden mit I für Interviewer abgekürzt. Trotz Orientierung am Standard wurde Gesprochensprachlichkeit bei der Transkription der Interviews bei-

Trans, inter und nicht-binäre Menschen sind insofern neben den akademisch ausgebildeten Befragten besonders geeignete Interviewpartner*innen, als sie durch ihre »Merkmale und lebensweltlichen Hintergründe einen Beitrag zur Lösung des Forschungsproblems erwarten lassen« (Keuneke 2005: 263).

Gleichzeitig laufe ich Gefahr, mit der Fokussierung auf ebenjene, durch den medialen Diskurs um den Phänomenbereich als relevant gesetzte Identitätsaspekte, meine Gesprächspartner*innen zu reduzieren und zu »verändern«/»othern«, d.h. sie als »die Anderen« darzustellen und/oder zu romantisieren (vgl. Sistenich 2022: 77; Knott-Fayle et al. 2022). Um dem entgegenzuwirken, habe ich mich um einen möglichst großen Freiraum für die Befragten bemüht und darum, Raum für alle Themen und Grenzen zu lassen, die den Interviewten wichtig waren. Zudem werden sie in der Analyse der Interviews in Form von Zitaten ausführlicher selbst zu Wort kommen (vgl. Sistenich 2022: 79–80). Meine Wortbeiträge werden im Folgenden dagegen, anders als in sequentiellen Analysen bspw. der Gesprächsforschung, eher vereinzelt in den Belegen aus den Transkripten wiedergegeben, da sie sich vorrangig auf Rezeptionssignale und (Rück-)Fragen beschränkten, wenngleich meine eigene Rolle und Zuschreibungen zu meiner Person nicht ausgeblendet werden können und dürfen (vgl. bspw. ähnlich Sistenich 2024: 59–67). Die Asymmetrie der Redeanteile und die Länge von Monologen der Befragten ist ein weiterer Beleg meines Versuchs, neutral zu bleiben und den Interviewten so viel Raum als möglich zu lassen. Es geht mir im Folgenden darum, »die Interviewpartner:innen nicht als »beforschte Objekte« anzusehen, sondern vielmehr als »Wissenssubjekte« in einem interaktiven Generierungsvorgang von Wissen« (Sistenich 2022: 79), d.h. als Expert*innen, mit denen ich forsche. Der Begriff der Expert*in beschreibt dabei unter Rückbezug auf sozialwissenschaftliche Forschungen (vgl. Ahlrichs 2012: 105) die Besonderheit der Interviewpartner*innen; sie sind »Quelle von Spezialwissen über die zu erforschen sozialen Sachverhalte« (Gläser & Laudel 2010: 12). Ziel der Untersuchung anhand von Interviews ist dabei der verstehende Nachvollzug, die Rekonstruktion von »subjektiven Deutungsmustern« (Kruse 2004: 2) sowie typischen Handlungsmustern der Interviewten (vgl. Riesmeyer 2011: 231) und von Bewertungen und Vorstellungen der Interviewten mit Bezug auf sprachliches Handeln und im Speziellen geschlechterbewussten Sprachgebrauch (vgl. Dannerer 2023). Um dieses Ziel zu erreichen, werden in dieser Untersuchung leitfadengestützte, nicht-standardisierte Interviews geführt (vgl. Ahlrichs 2012: 106). Im Leitfaden sind Themen und mögliche Fragestellungen formuliert, die aber nicht bei jedem Interview alle und auch nicht in der gleichen Reihenfolge abgehandelt werden müssen; entscheidend ist vielmehr eine »flexible, unbürokratische Handhabung des Leitfadens« (Meuser & Nagel 2009: 474).³ Damit werden Schwerpunktsetzungen und das Einbringen neuer Themen durch die Interviewten ermöglicht. In zwei der Interviews mit trans nicht-binären Befragten beispielsweise wurde von diesen ausführlicher über Vorstellungsrunden und die Angabe der eigenen Pronomen in diesem Kontext geredet – ein

behalten, sodass es zu Abweichungen von Standardsyntax und -grammatik kommen kann. Zu den Transkriptionskonventionen s. weiter unten in Kap. 10.2.

3 Gleichwohl gibt es natürlich Fragen, die in jedem Interview gestellt werden, d.h. sogenannte »Schlüsselfragen« (Riesmeyer 2011: 227), während »Eventualfragen« (Riesmeyer 2011: 227) des Leitfadens nicht allen Befragten gestellt wurden.

Aspekt, den ich zuvor nicht als Thema im Leitfaden aufgeführt hatte, der aber in der Analyse angeführt werden wird und ohne einen flexiblen Umgang mit dem Leitfaden übersehen worden wäre. Dass dennoch ein Leitfaden genutzt wird, ermöglicht ein gewisses Maß an Vergleichbarkeit zwischen den Interviews (vgl. Riesmeyer 2011: 224).⁴ Drei Arten von Interviews mit Expert*innen können unterschieden werden: Im explorativen Interview werden Themen sondiert und erste Informationen erhoben, um Forschungsgegenstände zu entwickeln, im systematisierenden wird das Wissen der Expert*innen erhoben, um bestimmte Handlungsfelder zu systematisieren und im *theoriegenerierenden Experteninterview* stehen die subjektiven Deutungsmuster der Interviewten im Vordergrund (vgl. Ahlrichs 2012: 106). Da es in diesem Kapitel der Untersuchung, wie oben bereits geschildert, vor allem um einen Zugriff auf das alltagspraktische Wissen der Befragten und deren Deutungen und Sprachempfindungen geht, fällt die folgende Analyse unter jenen Punkt des theoriegenerierenden Experteninterviews (vgl. auch Helfferich 2019: 671). Es geht in den Interviews nicht um Repräsentativität, sondern um die Nähe zur subjektiven Erfahrung der Befragten, die aktiv Erfahrungen und Wissen rekonstruieren sollen (vgl. Honer 2003: 95).

10.2 Beschreibung der Interviews: Zwei Gruppen von Interviewpartner*innen, das Vorgehen und Interviews als gemeinsam erzeugte Texte

Diesem Kapitel der vorliegenden Arbeit liegen insgesamt zehn Interviews mit einer Gesamtlänge von 8,5 Stunden zugrunde.⁵ Vier der Interviews wurden mit trans nicht-binären Interviewten geführt⁶ und sechs mit cis Akademikerinnen und Akademikern (2 Männer, 4 Frauen), die allerdings ihre universitäre Ausbildung bereits abgeschlossen haben

-
- 4 Die beiden, an die jeweilige befragte Gruppe leicht angepassten Leitfäden finden sich im digitalen Anhang (<https://freidok.uni-freiburg.de/data/276342>). Die Konstruktion der Leitfäden basierte dabei auch auf den Forschungsfragen, die in der Einleitung dargelegt wurden sowie auf dem theoretischen Zugang (vgl. Kap. 7) – ohne Vorstellung von Untersuchungsobjekt und theoretischem Zugang ist das Verfassen eines Interviewleitfadens nicht möglich (vgl. Riesmeyer 2011: 227). Helfferich (2019: 677) hält Offenheit, Übersichtlichkeit und das Anschmiegen an den Erzählfluss, d.h. eine Form von Flexibilität und Reaktion auf das Erzählte, ohne wesentliche Sprünge als die drei wesentlichen Anforderungen an einen Leitfaden fest.
 - 5 Auch Experteninterviews in der Sozialwissenschaft arbeiten oft mit einer ähnlich großen Stichprobe sowie offenen Fragestellungen (vgl. Ahlrichs 2012: 105); Ahlrichs (2012) legt seiner Untersuchung bspw. acht Interviews zugrunde.
 - 6 Dass alle Befragten nicht-binär sind, war kein Kriterium bei der Rekrutierung, ist aber das Ergebnis des Rücklaufs auf meinen Aufruf. Dies kann als Limitation angesehen werden, wenngleich die Interviews nicht auf Repräsentativität abzielen. Auch andere trans* Identitäten wären interessante Gesprächspartner*innen und hätten möglicherweise andere Perspektiven miteingebracht, wie auch andere akademische Befragte, in deren Berufen Sprache keine derartige Relevanz hat. Gleichzeitig stehen nicht-binäre Menschen in Bezug auf sprachliche Repräsentation durch das grammatische System des Deutschen vor besonderen und anderen Herausforderungen als bspw. trans Frauen oder Männer (vgl. auch Kalwa 2022; Cassaris 2025). Ihre Perspektive ist daher eine spezielle, gleichzeitig aber auch besonders interessant.

und nun in verschiedenen Bereichen arbeiten.⁷ Die sechs Interviews mit den cis Akademikerinnen und Akademikern belaufen sich auf eine Gesamtdauer von ca. 4h (3:57:36), die vier mit den trans nicht-binären Befragten auf ca. 4,5h (4:32:07). Die gesamte Dauer aller Interviews lässt sich für beide Gruppen also grob vergleichen, wenngleich es sich um eine ungleiche Personenzahl an Befragten pro Gruppe handelt. Die sechs Akademiker*innen arbeiten in Bereichen, in denen Sprache und Kommunikation ausgeprägter Teil des Arbeitsalltags sind, was sich auch in den Antworten zeigt, wenn bspw. Fachtermini wie »Accommodation Theory« (IP 5_akad.) verwendet werden oder IP 1_akad. davon spricht, dass Sprache ein »Werkzeug« für ihn sei. Drei der sechs Interviewten (IP 4, 5 und 6) arbeiten an unterschiedlichen Schulen; zwei unterrichten Englisch, eine Deutsch als Fremd- und Zweitsprache an einer Sprachschule. Eine weitere Befragte arbeitet als Psychologin bei einer Schulbehörde (IP 2_akad.). IP 1 ist Jurist bei einer Datenschutzberatung und IP 3 ist Sozialarbeiterin in der Drogenberatung. Alle interviewten Akademiker*innen sind zwischen 30 und 40 Jahren alt. Die trans nicht-binären Befragten sind im Vergleich dazu etwas jünger und zwischen Anfang 20 und Mitte 30 Jahre alt. Zwei der Befragten (IP 1_tin und IP 3_tin) studierten zum Zeitpunkt des Interviews ein sozialwissenschaftliches Fach, einmal auf Master- und einmal auf Bachelorniveau. IP 2_tin ist nach einer Promotion in einem kulturwissenschaftlichen Fach selbstständig als Coach*in und IP 4_tin arbeitet im wissenschaftlichen Bereich in der Psychologie in Österreich, woher die*der⁸ Befragte auch stammt. Für IP 4_tin ergibt sich aus der Herkunft und dem Lebensmittelpunkt eine mögliche Limitation mit Blick auf die Vergleichbarkeit der Aussagen mit den anderen Befragten, insbesondere in Bezug auf die Wahrnehmung des Diskurses. Wie sich in der Analyse zeigen wird, sind die zentralen Motive in diesem Interview aber vergleichbar mit den anderen, sodass an dieser Stelle kein Ausschluss des Interviews erfolgen soll.

Alle Befragten sind zum Zeitpunkt der Interviews ca. zwischen 20 und 40 Jahren alt, fallen also auch unter die Zuschreibung, dass geschlechterbewusster Sprachgebrauch vor allem von einer jungen und/oder universitätsnahen Generation verwendet wird. Zwei der vier trans nicht-binären Befragten wurden über ein Gesuch in einer Messengergruppe mit thematischem Schwerpunkt auf queere Themen und für lokale Vernetzung zu diesen rekrutiert, drei der insgesamt zehn Interviewten in meinem persönlichen Umfeld und die anderen fünf über Kontakte. Trotz unterschiedlicher Aufrufe über verschiedene Kanäle und den, auch in der Analyse bis zu einem gewissen Grad

7 Auch die trans nicht-binären Befragten haben bereits akademische Abschlüsse verschiedener Grade, unterscheiden sich also in dieser Hinsicht nicht notwendigerweise von Gruppe 1; die Trennung in die beiden Gruppen ist insofern eine gewissermaßen künstliche, dient aber der Illustration unterschiedlicher Foki sowohl in den Interviews als auch in der Analyse: Während es im Leitfaden mit Gruppe 1 vor allem um den beruflichen Kontext ging und bspw. Zuschreibungen der Kontra-Seite, dass an Schulen besonders vehemente Verfechter*innen des *Genderns* zu finden seien, als Grundlage für die Auswahl der Interviewpartner*innen dienten, zielten die Interviews mit Gruppe 2 eher auf die Rolle der (geschlechtlichen) Identität der Befragten und deren (medial zugeschriebene) Relevanz für die Positionierung.

8 Für die spezifische Referenz auf die trans nicht-binären Befragten verwende ich im Folgenden in Rücksprache mit einer interviewten Person *die*der* bzw. *der*die* (vgl. zu dieser Praxis bspw. auch Nichtbinär Wiki o.J.).

deutlich werdenden Unterschieden zwischen den Befragten, lässt sich eine gewisse Homogenität der letztlich interviewten Expert*innen demnach als Limitation festhalten. Allen Befragten wurde bei der Rekrutierung erklärt, dass es in den Interviews um das Interesse am Diskurs rund um geschlechterbewussten Sprachgebrauch geht, weitere Informationen zum Inhalt der Interviews wurden aber nicht gegeben.⁹

Einige der Interviews wurden in persona, andere dagegen vor allem aus Gründen zu großer geographischer Entfernung digital geführt. Da es in der Analyse um Inhaltliches geht und multimodale Aspekte an dieser Stelle nicht untersucht werden sollen, erscheinen mir Interviews beider Modalitäten miteinander vergleichbar. Gardner & Kostadinova (2024) stellen zudem fest, dass analog und digital geführte soziolinguistische Interviews keine signifikanten Unterschiede im *monitoring* der Befragten in Bezug auf ihr eigenes Sprechen zeitigen und somit auch digitale Erhebungen gut möglich sind. Die analogen Interviews wurden, je nach Wunsch der Befragten, z.T. bei ihnen zuhause, zum Teil in meinem Büro durchgeführt. Ziel war in jedem Fall, eine möglichst vertraute Gesprächssituation zu etablieren und gleichzeitig möglichst neutral zu sein, um den Interviewten Raum zu lassen, ihre Haltungen auszuführen (vgl. Riesmeyer 2011: 225). So habe ich besonders darauf geachtet, auf Formen der Personenreferenz so weit als möglich zu verzichten bzw., wenn dies nicht möglich war, auf Neutralisierungen zurückzugreifen, um mögliches Priming oder Akkommodationseffekte durch meine Verwendung von salienteren Formen geschlechterbewusster Sprache zu vermeiden.¹⁰ Nichtsdestotrotz hatte ich als Interviewer natürlich einen erheblichen Einfluss auf das Interview; die Interviews und Transkripte sind somit letztlich als »co-constructed texts« (Stojiljković 2017: 55) zu betrachten, bei denen mein Einfluss und die in der Interviewsituation vorhandenen, asymmetrischen Rollen(zuschreibungen)¹¹ zu reflektieren sind.¹²

-
- 9 Dies trifft auch auf die drei Befragten, die ich persönlich kenne, zu – trotz der Bekanntschaft hatten sie keine weiteren Informationen über das Forschungsprojekt, die über das Wissen um das Interesse am Diskurs hinausgingen.
- 10 Als Nebenbeobachtung zeigte sich in der Analyse, dass umgekehrt Akkommodation bei den von mir genutzten Personenreferenzen zu sehen ist, sobald die Befragten kontinuierlich eine bestimmte Form genderbewusster Referenz nutzen – wenn sie bspw. mehrfach Glottisschläge produzieren, zeigt sich in den Transkripten, dass auch ich diese danach verwende.
- 11 So gehen potenziell mit der Position, aus der heraus ich die Interviews geführt habe – als wissenschaftlicher Mitarbeiter eines Forschungsprojekts – Zuschreibungen von Wissen einher, aber auch den Interviewten wird durch die Interviewsituation ein besonderes Wissen zugeschrieben, bei dem sie evtl. Druck spüren, dieser Erwartung »gerecht zu werden« (vgl. Helfferich 2019: 682–683). Auch andere Dimensionen, wie (nicht) geteilte Erfahrungshintergründe, z.B. in Bezug auf Geschlecht – unter anderem aufgrund meiner Cisgeschlechtlichkeit – führen zu unterschiedlichen Zuschreibungen (vgl. auch Sisténich 2022; Knott-Fayle et al. 2022 oder Thompson 2024 zu ethischen Fragen von Forschung mit trans* Personen).
- 12 S. dazu auch Arendt (2014), insbesondere zu Fragen und Rezeptionssignalen der Interviewer*innen als Einflussfaktoren. Auch in der Hinführung zum eigentlichen Interviewtermin liegen mögliche Einflussfaktoren, bspw. eine bereits bestehende Beziehung und daraus resultierendes Wissen übereinander: »Related to this, it is important to bear in mind that neither the interviewer nor the interviewees come to the encounter without assumptions since the narrative interview itself is preceded by preparations, preconceptions, and possibly also prior encounters of interviewer and interviewee, which pre-position both participants reciprocally in terms of pragmatic, epistemic, normative, and topical expectations, competencies, goals, and emotional stances.« (Stojiljković

Die Interviewenden sind immer Mit-Erzeugende des Textes und können ihren Einfluss nicht ins Nichts auflösen. Interaktionssituationen geben immer ein Minimum an nicht hintergehbaren Einschränkungen der offenen Äußerungsmöglichkeiten vor. (Helfferich 2019: 672)

Die Mit-Erzeugung des gemeinsamen Interviewtextes zeigt sich beispielhaft an einem Interview mit einer Person aus Gruppe 2, d.h. der Gruppe der trans Nicht-Binären. Im Verlauf des Interviews versucht die interviewte Person mehrfach, geteiltes Wissen zu etablieren bzw. sich über dieses rückzuversichern. Immer wieder geschieht dies durch Phrasen wie »Weißt du?« (IP 3_tin). Auch an Beobachtungen wie dieser wird darüber hinaus deutlich, dass es den Befragten ein Anliegen ist, ihre jeweiligen Argumentationen und Positionierungen zu bestimmten Phänomenen verständlich zu machen bzw. auf vermeintlich geteiltes Erfahrungswissen zuzugreifen oder Common Ground zu etablieren. Insbesondere dieser zweite Punkt bedeutet dabei auch, dass die Befragten mir zum Teil eine bestimmte Positionierung als tendenziell geschlechterbewusste Sprache befürwortend zugeschrieben haben, wenngleich ich mich, wie bereits beschrieben, um möglichst große Neutralität bemüht habe und beispielsweise auf den Versuch der Etablierung des *Common Ground* von IP 3_tin durch »Weißt du?« nicht bzw. mit einem möglichst neutralen Rezeptionssignal reagiert habe – wenngleich auch solche dominant von mir verwendeten Rezeptionssignale multifunktional sind und von den Interviewten als Bestätigung oder Ablehnung interpretiert werden können (vgl. Arendt 2014: 25):

431) IP 3: Und, ja das ist halt eher so das Anstrengende, also, mir ist es quasi auch egal, wenn Leute sagen, okay, die machen das jetzt einfach nicht, aber halt dieses Aktive dann immer im Internet drauf stoßen, wie scheiße das manche Leute finden oder weißt du?

I: Mhm.

IP 3: Genau. Ähm. Ich glaube dazu dazu hab ich eher ne <<lachend> starke Meinung> als zum Gendern selber. Ja.

I: Okay.

Durch gezieltes Nachfragen zu bestimmten Phänomenen gab es in den Interviews neben den von den Befragten selbst ausgehenden Reflexionen auch evozierte metasprachliche Reflexion (vgl. Hettler 2018: 65); durch mein Fragen danach entstand in einigen Fällen der Anlass zum Nachdenken über bestimmte sprachliche Phänomene oder Handlungen:

432) Das muss ich mir mal angucken, das ist eine interessante Frage. (IP 2_akad.)

433) Gut, dass du nochmal nachfragst. Nee, ich frage eigentlich nicht nach. Nee. (IP 6_akad.)

Zudem wurden auch Rückfragen an mich gestellt, die implizieren, dass die Befragten Reflexionen zum Thema spannend finden und Austausch darüber wünschen:

2017: 55). Dies zeigt sich bspw. auch im Interview mit IP 3_tin: Die*der Befragte erklärt, vor der Antwort auf meinen Aufruf über die eigene Meinung reflektiert zu haben; es hat also eine Form von Vorbereitung stattgefunden: »ich hab mich auch so ((lacht)), jetzt bevor ich dir geschrieben hab, dass ich ähm auch bereit wär für n Interview, hab ich mich so gefragt, hab ich eigentlich <<lachend> ne starke Meinung> dazu« (IP 3_tin).

- 434) IP 5: Was würdest du sagen? Oder- (.) ich weiß gar nicht, ob ich auch Fragen stellen darf. ((lacht)) (-)
 I: Ähm, ich glaube, ich würde (-) nach Ende des Inter[views äh]
 IP 5: [Ja, (.) ja okay,] ja, ja, dann machen wir es so.
 IP 5: Ach so, weil das meine Antworten beeinflusst.
 (1.2)
 I: Vielleicht (-) genau (-) ähm und gerade geht es ja tatsächlich eher darum (.) [äh] was du so [denkst.]
 IP 5: [Ja.]
- [Ja.]
- I: Mh.
 (2.5)
 I: Okay, wenn du sagst, du nimmst es so ein bisschen vielleicht als Debatte wahr, (.) hast du das Gefühl, das war mal mehr?

Wie der Interviewausschnitt verdeutlicht, begriffen die Interviewten mich als Interaktionspartner mit einer Haltung zum Thema bzw. einzelnen Themen des Interviews, während ich mich um eine möglichst neutrale Haltung bemüht habe, wie sich an Hesitationen und Vagheiten in meinen Antworten zeigt. Ich habe versucht, mich vor allem auf das Stellen der Fragen des Leitfadens bzw. von Rückfragen zu fokussieren und ansonsten möglichst neutrale Rezeptionssignale zu senden, um die Antworten meiner Gegenüber nicht mit Blick auf vermutete soziale Erwünschtheit zu verzerren. Wie Riesmeyer (2011: 233) erläutert, liegt allerdings in der Wahrnehmung der anderen Person als Interaktionspartner*in auch eine Stärke von Leitfadeninterviews: Eine gewissermaßen vertrauliche Atmosphäre kann entstehen, »die dazu führt, dass Hemmschwellen und eventuell bestehende Ängste, sich dem unbekannten Forscher offen und ehrlich anzuvertrauen, abgebaut werden können und ein Dialog zwischen Interviewer und Befragtem entsteht [...]«.

Das Vorgehen beim Führen der Interviews war stets gleich: Nach einer kurzen Begrüßung und Erklärung über datenschutzrechtliche Aspekte und Anonymisierung¹³ wurde den Interviewten erklärt, dass wir uns im Forschungsprojekt für den Diskurs rund um geschlechterbewussten Sprachgebrauch interessieren. Im Anschluss wurden neun von zehn Befragten¹⁴ zuerst vier Texte vorgelegt. Die Texte von je ca. 300 Wörtern Länge unterschieden sich dabei in den gewählten Formen genderbewusster Sprache.¹⁵ Die Per-

13 Die Aufnahme und entsprechend auch die Transkripte setzen allerdings erst mit dem inhaltlichen Teil, d.h. dem Vorlegen der Texte ein.

14 Im ersten Interview war das Vorgehen noch anders, wurde aber dann für die folgenden abgewandelt. In diesem wurde der Befragte zuerst nach der Wahrnehmung der Debatte gefragt und im Anschluss wurden die Texte vorgelegt. Um ein zu starkes Priming zu vermeiden, wurde dieses Vorgehen nach dem ersten Interview geändert.

15 Dabei wurden zehn nominale Personenreferenzen verändert, von denen zwei im Singular und acht im Plural standen. Zudem wurden ein Indefinitpronomen und mehrere Determinierer geändert, was in den Interviews mehrfach kommentiert wird. Anders als in der Ratgeberliteratur empfohlen (vgl. z.B. Diewald & Steinhauer 2017), wurde also nicht nach Umformulierungsstrategien gesucht, sondern nur nominale Personenreferenzen und ihre Bezugswörter verändert, während

sonenreferenzen des ersten Texts waren im geschlechtsübergreifenden Maskulinum gehalten, im zweiten wurden Neutralisierungen und Beidnennungen verwendet, im dritten Binnen-I und im vierten der Asterisk.¹⁶ Grundlage des von mir mit Blick auf die gewählte Form angepassten Texts war dabei ein Ausschnitt aus einem Text über Lehrkräfte und Erinnerungen an die Schulzeit, um einen möglichst authentischen Text als Basis zu nutzen. Die Befragten wurden nach ihrer Wahrnehmung der Texte und auffälligen Phänomenen im Text gefragt und zum »lauten Nachdenken«¹⁷ aufgefordert – woraufhin alle spätestens mit dem zweiten Text die verschiedenen Formen genderbewusster Sprache als Unterscheidung benannten, wobei Beispiel 435) deutlicher als in anderen Interviews in dieser Situation die Etablierung von Common Ground und die Zuschreibung von Wissen an mich illustriert:

435) IP 4_tin: Okay, das ist genau der gleiche Text mit einer anderen Überschrift, oder?

I: Äh, fast. Also ein paar andere Sachen unterscheiden sich noch.

IP 4_tin: Okay.

I: Ähm.

IP 4_tin: (liest weiter) Aha. Ah, wird statt dem Wort Lehrer das Wort Lehrkräfte verwendet ((lacht))?

Nach dem freien Kommentieren der Texte gab es einige spezifische Fragen zu diesen und davon ausgehend und über die Texte hinausführend weitere Fragen mit einzelnen Themenschwerpunkten, wie bspw. die eigene Praxis und deren Entstehung sowie die im Umfeld, Fragen nach der Wahrnehmung der Debatte und Einschätzungen zur zukünftigen Entwicklung und indexikalische Zuschreibungen zu geschlechterbewusster Sprache.

Die Tonspur der Interviews wurde aufgezeichnet und im Anschluss transkribiert.¹⁸ Da es mir im Folgenden nicht um eine konversationsanalytische Analyse geht, wurde dabei mit einem sozialwissenschaftlichen Minimaltranskript gearbeitet, d.h., dass bspw. keine Tonhöhenbewegungen transkribiert oder die Zeilen nicht nach prosodischen *turns* segmentiert wurden. Vielmehr wurden, in Anlehnung an Alhrichs (2012: 109) und Kotthoff (2023: 193), folgende Transkriptionskonventionen verwendet:

- Unterbrechungen im Gespräch sind verzeichnet
- Überlappungen werden mit [] gekennzeichnet

der Rest des Textes gleichgehalten wurde. Damit ist der Anteil an durch geschlechterbewusste Formen veränderten Wörtern im Text etwas größer als Müller-Spitzer et al. (2024) dies für ihre Untersuchung von Meldungen der Deutschen Presse-Agentur feststellen. In diesen wurde weniger als 1 % der Token durch Anpassung an geschlechterbewusste Sprache verändert, allerdings auch vor allem Nomina. Eine Fassung des Texts, aus dem Ausschnitte angepasst wurden, findet sich unter: <https://www.swr.de/swrkultur/wissen/210712-wie-schulerfolg-von-den-lehrkraeften-abhaengt-100.pdf> (zuletzt 02.03.2026).

16 Die Reihenfolge, in der die Texte den Befragten vorgelegt wurden, war dabei stets die gleiche.

17 Vgl. zu dieser Methode z.B. auch Bock & Dresing (2021: 11).

18 Die Transkripte sind digital verfügbar unter: <https://freidok.uni-freiburg.de/data/276342>

- Kurze Pausen werden, GAT 2-Konventionen folgend (vgl. Selting et al. 2009), mit (.) für eine geschätzte Mikropause bis ca. zwei Milisekunden Dauer und (-) für eine geschätzte Pause von ca. 0.2-0.5 Sekunden Pause wiedergegeben, längere Pausen sind ausgemessen.
- Anonymisierung von Namen und Orten
- Dialektales (insbesondere bei IP 4_tin) wird mittranskribiert; insgesamt orientiert sich die Transkription aber am Standard.
- Geschlechterbewusste Formen, die mit dem Glottisschlag produziert werden, sind mit Asterisk verschrifftet.

10.3 Methodik und Analyseschritte: Kruses integratives Basisverfahren als »Schlüsselbund«

Für die Analyse der Interviews wird auf Kruses (2015) integratives Basisverfahren zurückgegriffen. Dieses wird vor allem aufgrund seines starken Interesses an der sprachlichen Ebene verwendet; es handelt sich, so Kruse (2015: 463), um ein »im Grundsatz [...] durch die genuin sozialwissenschaftliche Zielperspektive gerahmtes gesprächs- bzw. textlinguistisches Verfahren«. Das integrative Basisverfahren ist dabei ein »Schlüsselbund« (Kruse 2015: 465). Es versucht

den so weit wie möglich offen-rekonstruktiven Zugang zu den (textuellen) Daten einerseits auf der *Basis* eines (mikro-)sprachlich-deskriptiven Analyseansatzes und andererseits durch die *Integration* verschiedener spezieller forschungsgegenständlicher und methodischer Analyseheuristiken. (Kruse 2015: 465; Hervorhebung im Original)

In einem ersten Analyseschritt wird dafür die (mikro-)sprachliche Ebene unter Zuhilfenahme verschiedener methodischer Analyseheuristiken (bei Kruse sind dies bspw. Argumentationsanalyse, Metaphernanalyse, Diskursanalyse) fokussiert. Dieser Schritt ist ein deskriptiver, der Muster im Hinblick darauf, »WAS WIE bzw. WIE WAS versprachlicht wird« (Kruse 2015: 565; Hervorhebung im Original), aufzeigen soll. Auf der Grundlage dieser Deskription sprachlich-kommunikativer Phänomene werden mögliche Lesarten entwickelt. Dieses Vorgehen entspricht dabei letztlich dem offenen Kodieren der Grounded Theory (vgl. Strauss & Corbin 1996). In einem zweiten Analyseschritt werden diese Lesarten zu Motiven gebündelt (vgl. Kruse 2015: 479). Kriterium für die Herausarbeitung solcher zentralen Motive ist dabei ihr wiederholter und an zentraler Stelle stattfindender Aufruf – die Identifizierung beruht dabei sowohl auf Vergleichen innerhalb von Fällen, d.h. in diesem Fall Interviews, als auch zwischen ihnen (vgl. Kruse 2015: 565). Die Herausarbeitung dieser zentralen Motive wiederum ähnelt dem axialen Kodieren (vgl. Kruse 2015: 553).

Im Folgenden wird, wie auch in der Analyse der medialen Daten, in den jeweiligen Unterkapiteln für beide Gruppen von Befragten zuerst der Gegenstand des Diskurses genauer beschrieben, d.h. geklärt, was in den Interviews eigentlich als genderbewusster Sprachgebrauch aufgefasst, wie dieser wahrgenommen wird und welche indexikalischen Zuschreibungen von den Befragten vorgenommen und wahrgenommen werden.

Die beiden interviewten Gruppen, d.h. akademische (Kap. 10.4) und trans nicht-binäre (Kap. 10.5) Befragte, werden getrennt voneinander betrachtet, um Gemeinsamkeiten aber auch Unterschiede hervorheben zu können. Für die Gruppe der akademischen Befragten ergibt sich als zentrales Motiv das der Differenzierung. Verschiedene Differenzierungslinien, bspw. in Bezug auf Kontexte, Textsorten oder Interaktionspartner*innen, werden in den folgenden Unterkapiteln für diese Befragten entsprechend detaillierter in den Blick genommen. Weitere, sich aus der Interpretation ergebende zentrale Motive sind, neben den Differenzierungen, auch Modalisierungen und die Entstehung sowie Begründung der jeweiligen Sprachpraxen der Akademiker*innen. Diese Themen lassen sich auch mit Blick auf die Gruppe der trans nicht-binären Befragten aufzeigen, zentrales Motiv allerdings ist bei dieser Gruppe der Symbolcharakter geschlechterbewusster Sprachformen, insbesondere in Bezug auf die besondere Betroffenheit der Befragten mit Blick auf ihre Geschlechtsidentität. Analysen von Lexik, Topoi und konzeptuellen Metaphern werden in beiden Unterkapiteln an passenden Stellen angeführt, um Differenzierungen sowie durch die sprachlichen Mittel vorgenommene und gestützte *Stancetaking*-Prozesse zu explizieren. Die beiden Analyseschritte nach Kruse (2015) werden demnach in der Darstellung der Ergebnisse im Sinne der Leseführung nicht explizit voneinander unterschieden.

10.4 Junge Akademiker*innen in sprachbezogenen Berufen – Gruppe 1

Grundsätzlich lässt sich festhalten, dass in den Interviews mit den akademisch Ausgebildeten deutlich mehr Differenzierungen zu finden sind als in der medialen Debatte. Zwar äußern sich fünf der sechs Befragten pro genderbewussten Sprachgebrauch, differenzieren und modalisieren ihre befürwortenden *Stances* aber und auch die ablehnende Befragte hebt z.T. ihre eigene Perspektive als subjektiv hervor. Diese Differenzierungen lassen sich auf verschiedenen Ebenen verorten bzw. für verschiedene Themenbereiche festhalten, unter anderem in Hinsicht auf die Trennung von beruflichem und privatem Sprachgebrauch oder Kontextvarianz in Bezug auf Textsorten und Interaktionspartner*innen. Darüber hinaus zeigt die Analyse zwar die Verwendung einiger Topoi und konzeptueller Metaphern, die auch in den medialen Daten vorkommen, diese sind aber weniger frequent und werden teilweise auf andere Aspekte bezogen. So wird im Topos der Realitätsferne in einigen der Interviews genderbewusster Sprachgebrauch beispielsweise als eher der (eigenen) Realität entsprechend beschrieben und nicht wie in der medialen Debatte das geschlechtsübergreifende Maskulinum als realistisch und geschlechterbewusster Sprachgebrauch als unreal.

Bevor die Differenzierung als zentrales Motiv der Interviews mit den akademisch Ausgebildeten ausgeführt wird, sollen im Folgenden zuerst der Gegenstand des Diskurses und die Salienzen verschiedener Formen für die Interviews ausgeführt werden. In den von Kotthoff (2023) untersuchten Interviews wussten die Interviewpartner*innen zu Beginn nicht, dass es um den Phänomenbereich geschlechterbewusste Sprache geht. Neben dem vorrangigen Ziel, Haltungen und Sprachgefühle der Interviewten in Bezug auf genderbewussten Sprachgebrauch und veränderte Personenreferenzen zu elizitieren, war es somit auch möglich, etwas über die Salienz der Debatte rund

um genderbewussten Sprachgebrauch im Alltag der Interviewten zu erfahren. Dafür bemühten sich die Interviewer*innen um ein allmähliches, implizites Herantasten an den Themenkomplex und nannten nicht von Beginn an geschlechterbewussten Sprachgebrauch als Untersuchungsgegenstand von Interesse (vgl. Kotthoff 2023: 188). Durch das in der Rekrutierungsphase von mir genannte Interesse des Projekts an der Debatte war dies für die im Folgenden untersuchten Interviews nicht mehr auf dieselbe Weise durchführbar. Dennoch lassen sich anhand der vier vorgelegten Texte, die mit je unterschiedlichen Formen geschlechterbewusster Sprache formuliert waren, unterschiedliche Salienzen verschiedener Formen der Personenreferenz feststellen. Für vier der sechs akademischen Befragten würde ich von einer »umgekehrten« Salienz sprechen: Für sie ist nicht das geschlechtsübergreifende Maskulinum unmarkiert und der Normalfall, sondern – zumindest für einige Kontexte (s. weiter unten zur Kontextvariabilität) – genderbewusster Sprachgebrauch mit dem Asterisk. Nicht die Nutzung des Asterisks ist demzufolge markiert, sondern die Nicht-Nutzung und ruft bei der Lektüre des Textes mit geschlechtsübergreifendem Maskulinum emotionale Reaktionen hervor. Die folgenden Zitate sind – bis auf das letzte, Beispiel 440) – Äußerungen in Reaktion auf den ersten Text mit geschlechtsübergreifendem Maskulinum; Varianten geschlechterbewussten Sprachgebrauchs sind zu diesem Zeitpunkt auf textueller Ebene also noch nicht als Aufhänger eingeführt. Umso deutlicher wird dadurch, dass die Nutzung des Maskulinums im geschlechtsübergreifend intendierten Sinne für diese Befragten salient und negativ konnotiert ist:

- 436) Also ich hab gerade sehr nochmal gemerkt, dass äh-, dass ich mich da schon sehr dran störe. Also, dass mir das sehr auffällt in Texten, wenn halt nicht gegendert wird. (IP 2_akad.)
- 437) Ja also mir fällt auf jeden Fall auf, dass jetzt hier ähm nur die männliche Form benutzt wird. Ist zwar immer noch (.) leider sehr vertraut, also so, dass es einem jetzt nicht- also, ja, weil mans kennt vor, allem noch von früher [...] (IP 4_akad.)
- 438) [D]a [beim Maskulinum; P. M.] fehlt sozusagen das innen. (IP 5_akad.)
- 439) Ja also fällt natürlich auf, dass es nicht gegendert ist (4.3) und es ist immer spannend, (.) ich finde das Wort Lehrer kommt irgendwie ganz schön oft vor. (IP 6_akad.)
- 440) Mir fällt eben auf, wenn es nur die männliche Form ist (.) und es stört mich auch. (IP 6_akad.)

Auch bedingt durch die – angelehnt an die Überlegungen Kotthoffs (2020) – modifizierten und den Interviewten vorgelegten Texte werden verschiedene Formen geschlechterbewusster Sprache in den Interviews thematisiert, sodass sich die von Kotthoff (2020) vorgeschlagene Differenzierung, insbesondere zwischen dem Text im geschlechtsübergreifenden Maskulinum, dem mit Binnen-I und dem mit Asterisk, aufzeigen lässt. Die Verhandlung der verschiedenen Stile geschieht dabei mit Vokabular, das unterschiedliche Grade an terminologischem Wissen offenbart: Während einige der Befragten die Binnenmajuskel als »Binnen-I« (IP 1_akad.) beschreiben, von »generische[m] Maskulinum«, »Genderstar« und »Gendergap« (IP 4_akad.) und etwas zweifelnd auch vom Asterisk – »ich weiß immer nie, wie das heißt, aster- Asteriks [sic!]?« (IP 5_akad.) sprechen oder substantivierte Aktivpartizipien als »Partizip« (IP 4_akad.) benennen, sprechen die

meisten Befragten nur oder insbesondere auch von »männlicher« und »weiblicher Form« (z.B. IP 3_akad.) oder versichern sich genutzter Begriffe: »also gerade so ähm- das sind Artikel dann, ne?« (IP 3_akad.).¹⁹ Insgesamt aber wird im Vergleich bspw. mit den Interviews in Kotthoff (2023) mehr linguistisches Vokabular verwendet. In vier der sechs Interviews gibt es zwar ebenfalls Stellen, an denen auf die Adressierung trans nicht-binärer Menschen als vorrangiges Ziel geschlechterbewusster Sprache abgehoben wird statt auf Referenz – »der Hinweis, dass damit sich vielleicht nicht alle Menschen angesprochen fühlen« (IP 2_akad.) –, die Argumentationen pro genderbewussten Sprachgebrauch aber beziehen sich vor allem auf Topoi der Inklusion und Effektivität (ausführlicher dazu unten Kap. 10.4.4), sodass eine Vermischung von Referenz und Adressierung nicht notwendigerweise konstatiert werden kann. Die verschiedenen Formen geschlechterbewussten Sprachgebrauchs der Texte werden durch die Befragten voneinander unterschieden und mit Bezug auf Topoi der Ästhetik, der Gewohnheit, der Komplexität bzw. Umsetzbarkeit oder Realitätsferne gegeneinander aufgewogen (s. weiter unten zu den Bewertungen und ausführlicher zu den Topoi). Gleichzeitig scheinen die indexikalischen Zuschreibungen, anders als bei Kotthoff (2020) beschrieben, nicht für die verschiedenen Formen voneinander differenziert zu werden, d.h. verschiedene Formen genderbewusster Sprache scheinen nicht mit verschiedenen Personen- und Verhaltenstypen verbunden zu sein (vgl. dazu aber Kap. 10.5.1 mit den Interviews mit trans nicht-binären Befragten). Vielmehr zeigen sich auf die Frage nach indexikalisch mit geschlechterbewusster Sprache verbundenen Personentypen Zuschreibungen, die auch für die medialen Daten mit ihrem Fokus auf den Genderstern herausgearbeitet wurden (vgl. Kap. 8.2): So seien Befürworter*innen und Nutzer*innen von genderbewusster Sprache politisch »definitiv links« (IP 2_akad.) bzw. »eher links« (IP 5_akad.) und definitiv nicht konservativ (IP 1_akad.; IP 2_akad.). Zudem handele es sich um ein akademisches Thema eines bildungsbürgerlichen Milieus (vgl. IP 5_akad.) oder ein »Wohlstandsthema« (IP 3_akad.). Auch sei es ein Thema, das für Jüngere eine größere Relevanz habe und bei diesen viel weiter verbreitet sei – dieser Faktor überschreibt für eine Befragte auch die politische Zuordnung:

- 441) Da ich tatsächlich halt auch so sehr merke wie altersabhängig das in meinem Umfeld ist, ist's dann schon häufig, dass ich denke, ne, ich habe auch viele Menschen im Umfeld, wo ich sehr genau also um deren Haltung oder auch politische Einstellung weiß, die das trotz allem nicht tun, wo ich dann deshalb jetzt auch nicht direkt, wenn ich jetzt jemand noch nicht kenne, den zuordnen würde. (IP 2_akad.)

19 In diesem Beleg zeigt sich wiederum der Versuch der Etablierung eines Common Grounds und einer Rückversicherung bei mir, dem – vermutlich aufgrund des Wissens um meinen Hintergrund als Linguist – besonderes Wissen zu Wortformen zugeschrieben wird. Wie der Abschnitt im Kontext verdeutlicht, wird der Turn fortgesetzt und mein Rezeptionssignal entweder als zustimmend oder als neutral, zumindest aber nicht als ablehnend und die Aussage somit als nicht weiter legitimationsbedürftig gefasst:

IP 3: Also gerade, wenn so ähm- das sind Artikel dann, ne? dazukommen und beides mit drinsteht, finde ich super nervig, [weil dann] hängt man fest.

I: [Mhm.]

IP 3: Und dann denkt man- klar- isses- so denkt man's dann mit, aber man ist erstmal gebremst im Fluss und der Anfang vom Satz ist schon nicht mehr so ganz da ((lacht)) und dann geht's da irgendwie weiter und es ist so- es hindert mich einfach.

Der Faktor Alter beeinflusse, so IP 4, den Sprachgebrauch außerdem vor allem durch Gewohnheit und nicht durch einen Unwillen von Älteren, genderbewusst zu sprechen und zu schreiben. Sie vergleicht die Sprachänderung dabei mit der Rechtschreibreform; eine Diskursverschränkung, die auch für die mediale Analyse bereits deutlich wurde (vgl. Kap. 8.3.2.3):

- 442) [A]ber ich glaube, es ist einfach eine Sache, (-) wenn man 50 Jahre lang (0.5) auf eine gewisse Art gesprochen hat, dann fällt's einem- also man ist halt einfach ein bisschen unflexibler (0.6) ein[fach darin] Dinge zu ändern.

I: [Mhm.]

IP 4: Das ist wie mit äh (.) neue Rechtschreibung, ich meine, da gibt's ja auch wirklich Leute, die jetzt auch noch 30 Jahre später äh immer noch an dem scharfen S im dass festhalten und das einfach nicht (-) hinkriegen, sage ich [jetzt] mal so. (-)

I: [Mhm.]

Neben dem Alter wird auch Geschlecht als relevanter Faktor benannt – so seien Frauen eher auf der Pro-Seite und erwarteten die Nutzung genderbewusster Sprache mehr, während dies bei Männern nicht im gleichen Maß so sei und sie emotionaler auf diese reagierten, »sich dann ans Bein gepinkelt fühlen« (IP 2_akad.) und die Notwendigkeit geschlechterbewusster Formen allgemein negierten: »also von dem, was mir auffällt, vor allem halt Männer, die dann der Meinung sind, das bräuchte man alles nicht« (IP 2_akad.). Die Abwehr genderbewusster Sprache wird entsprechend auch vor allem Männern zugeschrieben: »Wenn jetzt aber Hans-Dieter sagt, ich habe da keine Lust drauf, dann soll er's halt lassen.« (IP 4_akad.)²⁰

Auch die Beschäftigung mit Feminismus wird als Grund für besondere Aufmerksamkeit für verschiedene Formen, Sensibilität für und die Nutzung selbst angeführt (vgl. Kap. 8.4.5 zu nicht-minimalen Selbstreferenzen wie ›Ich als Feministin‹ und weiter unten zu bewussten Entscheidungen für die Nutzung):

- 443) [W]eil ich hab mich natürlich auch halt mit Feminismus und so auseinandergesetzt (-) also ich- ich fände das voll spannend, (0.6) auch zu wissen, wie das jemand empfindet, der sich überhaupt nicht mit sowas auseinandersetzt. (IP 6_akad.)

Darüber hinaus wird in den Interviews aber auch metadiskursives Wissen sichtbar, ähnlich wie es sich in den Fragen der Talkshows gezeigt hat (vgl. Kap. 9.3.1): So werden bspw. medial präsente Zuschreibungen (ironisch²¹) aufgegriffen:

- 444) [D]as sind definitiv die linksgrün Versifften ((lacht)). (IP 1_akad.)

20 Die Ablehnung geschlechterbewusster Sprachformen wird an dieser Stelle durch den verwendeten Namen und das damit aufgerufene Stereotyp darüber hinaus nicht nur Männern, sondern vor allem auch deutschen und alten Männern zugeschrieben (vgl. auch Vu 2023 zu journalistischen Überlegungen zur Stereotypizität von Dieter). So wurde Hans-Dieter insbesondere in den 1940er und 1950er Jahren im deutschsprachigen Raum als Vorname vergeben (vgl. Baby-Vornamen o.J.).

21 Die scherzhafte bzw. ironische Modalisierung ergibt sich an dieser Stelle zum einen durch das Lachen zum Ende des Turns, zum anderen durch das Aufgreifen der pejorativen Fremdbezeichnung der »linksgrün Versifften« durch den Befragten, der sich – aufgrund seiner Positionierung pro genderbewusste Sprache – zu dieser Gruppe dazuzählt.

Die indexikalischen Verbindungen zu Personen- und weniger zu Verhaltenstypen ähneln sich also beim Vergleich der medialen und der Interviewdaten. Zudem scheinen die unterschiedlichen Formen geschlechterbewusster Sprache nicht in unterschiedlichem Maß bzw. mit unterschiedlichen Personen- und Verhaltenstypen indexikalisch aufgeladen – die Zuschreibungen und das Aufgreifen von medialen Zuschreibungen sind vergleichbar mit den Ergebnissen der Untersuchung aus Kap. 8.2. Genderbewusster Sprachgebrauch bzw. Gendern gilt scheinbar auch den Befragten der Gruppe 1 vor allem als Sprachform, die Sonderzeichen nutzt und dadurch ein nicht-binäres Verständnis von Geschlecht deutlich macht, wie sich auch in Beispiel 445) von IP 4 zeigt:

- 445) [A]ber ich glaube, wenn (-) äh atürlich man selber (0.5) davon ausgeht, dass es halt nur Männer oder Frauen gibt und man das dazwischen gar nicht akzeptiert, dann kann man- kann so eine Person ja auch nicht gendern. (IP 4_akad.)

Frauen einzubeziehen sei zwar als »erster Schritt« anzusehen, aber letztlich gehe es bei genderbewusstem Sprachgebrauch darum, alle einzubeziehen, »alle mitzudenken« (IP 4_akad.). Ähnlich wie für den medialen Diskurs analysiert, scheint auch für IP 4 bspw. eine Beidnennung nicht als »gendern« gewertet zu werden. Die Differenzierungen zwischen den Formen und die unterschiedliche Bewertung ist demnach möglicherweise vor allem Resultat des Vorgehens im Interview und der Betrachtung und Kommentierung verschiedener Texte.

Während sich also auch für die Interviews in großen Teilen – wenn auch nicht ausschließlich²² – eine Gleichsetzung von Asterisk bzw. Glottisschlag und Gendern festhalten lässt, wie sie auch in den medialen Daten deutlich wird, zeigen die Interviews deutlich mehr Differenzierungen und Kontextsensibilität. Diese beziehen sich durch die vorgelegten Texte auch auf verschiedene Formen geschlechterbewusster Sprache, vor allem aber auf Differenzierungen zwischen beruflicher und privater Situation, Textsorten und Interaktionspartner*innen. Im Folgenden werden diese Differenzierungen, die als wiederkehrende Motive im Sinne von Kruses (2015) Methodik gefasst werden können und die sie stützenden Argumentationstopoi und Lexeme ausführlicher beschrieben. Während im vorigen Kapitel für weite Teile der Texte des medialen Korpus eine polare Zuordnung, im Sinne von nur deutlich pro und kontra, deutlich wurde, verkomplizieren die Differenzierungen und Modalisierungen eine ebensolche einfache Zuordnung der Interviewten.

10.4.1 Kontextdifferenzierung: Beruflich und privat

In allen Interviews mit den Berufstätigen wird eine Trennung zwischen beruflichem und privatem Kontext benannt, die teilweise zu unterschiedlichen Sprachgebräuchen in den beiden Sphären führe, d.h. die Nutzung geschlechterbewusster Sprache entweder begünstige oder verhindere.

22 Vgl. z.B. IP 3_akad., die beim Text mit Binnen-I über ihren dadurch ausgelösten Gedankengang erklärt: »dann denk ich ahja okay alles klar gegendert lehrer also lehrer und lehrerin« (IP 3_akad.).

Für vier der sechs Befragten ist geschlechterbewusster Sprachgebrauch, vor allem die Nutzung des Asterisks, im beruflichen Kontext normalisiert und sorgt daher für Irritationen, »in einer E-Mail zum Beispiel, wenn das nicht gegendert« (IP 5_akad.) wäre:

- 446) [A]lso jetzt bei E-Mail oder bei (.) solchen Zeitungsartikeln oder bei Informationen, die man so bekommt, find ich's äh total gewohnt und da finde ich es auch eher irritierend, wenn ich's nicht vorfinde. (IP 4_akad.)

Für die Lehrkräfte IP 5 und IP 6 ergibt sich diese Normalisierung auch aus einem Beschluss ihrer jeweiligen Schulen, in der internen wie vor allem externen Kommunikation den Asterisk zu nutzen. Gleichzeitig ist die Verwendung den Befragten, wie auch IP 2 und IP 4, ein persönliches Anliegen, wie die Verstärkung mit dem Topos der Relevanz verdeutlicht: »also ich find's auf jeden Fall wichtig« (IP 4_akad.). IP 2 nutzt den Asterisk daher sogar gegen die Vorschrift, keine Sonderzeichen einzusetzen, weil »ich da halt auch irgendwie gerne zum einen Vorbild sein möchte und zum anderen halt immer wieder darauf stoßen möchte« (IP 2_akad.). Dieses Ergebnis deckt sich mit Aussagen aus einer Fragebogenstudie Hofbauers (2022: 31) zu geschlechterbewusster Sprache an der Wirtschaftsuniversität Wien: Befragte Mitarbeitende gaben an, insbesondere in Situationen, in denen sie als Vorbild angesehen werden können und in solchen, in denen sie soziale Erwünschtheit für geschlechterbewusste Sprache vermuten, auf diese zurückzugreifen. Die Verwendung des Asterisks hat insofern für IP 2_akad., aber auch für andere Befragte dieser Gruppe, auch aufgrund der Effektivität für den Einbezug verschiedener Gruppen, Symbolcharakter:²³

- 447) [M]ir würde es vor allem darum gehen, so diesen inklusiven Gedanken zu vermitteln und irgendwie darauf aufmerksam zu machen, dass man halt nichts tun sollte, egal ob es jetzt sprachlich ist oder auch anderer Art und Weise, um bestimmte Menschen oder Personengruppen auszuschließen. Oder ne, darauf halt zu achten, dass sich niemand ausgeschlossen fühlt. (IP 2_akad.)
- 448) Zum Beispiel vor Schüler*innen (1.8) verwende ich es sehr bewusst [...], weil es mir irgendwie wichtig ist, dass sie auch darüber nachdenken. (IP 6_akad.)

Aus diesem Symbolcharakter ergibt sich die Relevanz der Verwendung vor allem in beruflichen und somit (semi-)öffentlichen Kontexten. IP 2 beispielsweise stellt fest, dass sie nachlässiger im Bemühen um konsequente Nutzung genderbewusster Sprache sei, wenn sie wisse, »meine Grundhaltung dazu ist klar« und entsprechend mit der (Nicht-)Nutzung in diesen Momenten keine politische Selbstkundgabe und -verortung einhergeht. Für IP 6 wäre die Bewerbung auf eine Stelle, die keinen Asterisk verwende, »schwieriger«: »das drückt schon eine gewisse [...] Sensibilität für Gesellschaftsgruppen sozusagen aus«. Gleichzeitig ist es aber nicht so, dass geschlechterbewusste Sprache für die Befragten im Privaten keine Relevanz hat.

Die persönliche Relevanz der Nutzung in den verschiedenen Kontexten ergibt sich dabei für einige der Befragten daraus, dass sie genderbewussten Sprachgebrauch als effektives Mittel ansehen, ein Nachdenken über gesellschaftliche Vielfalt anzustoßen und

23 Ausführlicher dazu in Kap. 10.4.4.

Diversität sichtbar zu machen, aber auch daraus, dass sie geschlechterbewusste Sprache als adäquatere Abbildung der Realität verstehen:

- 449) Es geht ja eben auch ums Sichtbarmachen und ich finde ähm (1.8) auch Schulklassen sind divers und äh, ich finde, da wäre es halt schon auch irgendwie cool, wenn man das auch durch die Sprache (-) genau (-) zeigt. (IP 4_akad.)
- 450) [D]a [...] habe ich es mir sehr angewöhnt, in den E-Mails immer zu gendern oder auch beim Sprechen das zu machen, weil ich das sozusagen dann (0.9) etablieren will. Also nicht etablieren in dem Sinne, dass ich will, dass es jeder macht, aber dass-dass mir wichtig ist, dass diese Realität [geschlechtlicher Diversität; P. M.] im Raum ist. (IP 6_akad.)

Beide Lehrerinnen – die allerdings verschiedene Fächer in verschiedenen Kontexten unterrichten – argumentieren an dieser Stelle demnach pro geschlechterbewussten Sprachgebrauch mit der Realität geschlechtlicher Vielfalt in der Schule. Sie stützen damit ein Argument Djavadghazaryans (2020) zur Relevanz genderbewusster Sprachformen im (Sprach-)Unterricht, das die Essentialität passender Sprachformen für trans, inter und nicht-binäre Schüler*innen hervorhebt (ausführlicher zu diesem Aspekt auch weiter unten in Kap. 10.5.3):

[...] teaching a grammatically gendered language in its normative language patterns without considering its effects on gender nonconforming students creates an exclusionary classroom environment and also neglects to acknowledge that gender non-binary communities are part of the target language community. (Djavadghazaryans 2020: 270)

In der Argumentation mit der Wirklichkeit geschlechtlicher Diversität greift IP 5 in Beispiel 451) auf den Topos der Realitätsferne zurück, bezieht diesen aber – anders als in den medialen Daten – nicht auf geschlechterbewussten Sprachgebrauch, sondern auf das geschlechtsübergreifende Maskulinum, das in diesem Fall offensichtlich als spezifisches Maskulinum aufgefasst wird, da mit der maskulinen Form nur Männer assoziiert werden:

- 451) Was ich irgendwie interessant finde bei dem ersten [Text, der ein geschlechtsübergreifende Maskulinum nutzt; P. M.] ist- (-) also das ist gar nicht gegendert (-) und dann werden noch (0.5) äh Filme genannt, wo eben auch nur Männer (1) Lehrer (0.6) ja darstellen. (0.7). Und das- also das entspricht ja sozusagen aber nicht der Realität an den Schulen. (IP 5_akad.)

Auch für IP 6 ist ein Text mit genderbewusstem Sprachgebrauch, insbesondere mit Formen von Beidnennungen und Neutralisierungen, »einer Realität irgendwie näher als der erste Text« (IP 6_akad.), der Formen des geschlechtsübergreifenden Maskulinums verwendet. Dieser sei dagegen »wirklich eher wie so ein Plakat oder wie so ein Comic ein bisschen« (IP 6_akad.), entspricht also keiner realitätsnahen Abbildung, sondern einer überzeichneten und unwirklichen Wiedergabe der Wirklichkeit. Mit dem Topos der Natürlichkeit wird von ihr der Text mit Beidnennungen und Neutralisierungen als »natürlich. natürlicher« (IP 6_akad.) und am positivsten bewertet.

IP 4 wiederum, die Deutsch als Zweit- und Fremdsprache unterrichtet, betont, dass sie das Aufgreifen von geschlechterbewusster Sprache im Unterrichtskontext wichtig findet, weil diese inzwischen Teil der außerschulischen sprachlichen Realität sei:

- 452) [D]ie Teilnehmenden geraten auch immer mehr in Kontakt damit in, (-) also in der (.) Außenwelt außerhalb der Schule [...] und ich finde, dann ist es ja auch ganz gut, wenn der Deutschunterricht das ja leistet, dass er das irgendwie auch vielleicht erklärt oder zumindest einführt, weil sonst- (0.7) ich meine, man soll ja irgendwie die Alltagssprache ja auch (-) vermitteln und ich finde, das gehört eben auch dazu. (IP 4_akad.)

Geschlechterbewusster Sprachgebrauch, der geschlechtliche Vielfalt abbildet und sichtbar macht, bedeutet für einige der Interviewten demnach eine genauere Abbildung der Realität bzw. ist für ihren Alltag normalisiert. Der Topos der Abbildung sowie die sprachideologische Idee einer 1:1-Beziehung zwischen Sprache bzw. spezifischer Sprachform und Realität werden entsprechend an diesen Stellen aufgegriffen – die wahrgenommene, geschlechtlich diverse Realität muss für die Interviewten über geschlechterbewussten Sprachgebrauch auch sprachlich abgebildet werden, da das geschlechtsübergreifende Maskulinum – das z.T. als spezifisches Maskulinum wahrgenommen wird – dazu nicht in der Lage sei.

Auch für IP 3 ist geschlechterbewusster Sprachgebrauch im beruflichen Alltag in einem gewissen Maße normalisiert, allerdings nur, weil er verwendet werden soll. Genderbewusste Sprache ist entsprechend nicht so positiv besetzt wie z.B. bei IP 2, 4, 5 und 6: »ich gender nur, wenn ich muss [...] und müssen tu ich's im Arbeitskontext« (IP 3_akad.). Der in diesem Zitat aufgerufene Topos des Zwangs wird im Gespräch später allerdings insofern modalisiert, als »nie jemand gesagt [hat], dass ich es so machen muss«, sondern vielmehr externe Kommunikation, bspw. in Flyern, sowieso in dieser Hinsicht überarbeitet wird: »Ich weiß einfach, hinterher wird's uns korrigiert also mach ich's gleich mit.« (IP 3_akad.) Für die berufliche Kommunikation gebe es »der Rahmen [...] eigentlich vor« (IP 3_akad.), sodass insbesondere für schriftliche Kommunikation durch die Befragte darauf geachtet wird:

- 453) IP 3: Schriftlich achte ich mehr drauf, weil ich nicht weiß, wer alles die Adressaten dann sind.

I: Mhm.

IP 3: Bei mündlich kann ich's ja eher einschätzen, weil die vor mir sitzen.

Das Interview mit IP 1 ist in Bezug auf den beruflichen Kontext insofern verschieden von den anderen fünf analysierten, als geschlechterbewusster Sprachgebrauch für den Befragten im beruflichen Alltag die Ausnahme darstellt. Von einem Kunden wurde es eingefordert, sodass der Befragte seine persönliche Präferenz für den Doppelpunkt »wirklich da ausleben kann« und es sich »wohltuend [...] anfühlt« (IP 1_akad.) – bei den anderen dagegen »muss ich mich ein bisschen zurückhalten und es gezielt nicht machen, weil ich den Eindruck habe, dass es [...] nicht gut ankommt« (IP 1_akad.). Der Befragte schreibt den anderen Kund*innen seines Arbeitgebers, die aus dem produzierenden Gewerbe seien, sowie dem Mutterunternehmen zu, dass diese geschlechterbewusste Spra-

che für »Blödsinn« (IP 1_akad.) hielten und er somit bei Nutzung Gefahr laufe, nicht mehr ernst genommen zu werden:

- 454) [M]eine Erwartung ist, dass, wenn ich so mit sowas da ankomme, dann wären die [das Mutterunternehmen; P. M.] die Allerersten, wo ich das Gesicht verliere. Und ähm halt meinen Stand verliere und mir dann auch generell kein Gehör mehr geschenkt wird. (IP 1_akad.)

Verbunden mit dem Topos der Gefahr, der gestützt wird durch einen Autoritätstopos aus eigener Erfahrung in der bisherigen Interaktion im Arbeitsalltag (*knowledge by acquaintance*), wird die Verwendung geschlechterbewusster Sprachformen mit Sonderzeichen als potenzieller (sogar wörtlicher – »Gesicht verliere«) *face-threatening act* wahrgenommen, sodass IP 1 im beruflichen Alltag wenig genderbewusste Sprache verwendet und diese vielmehr auf den privaten Rahmen verschiebt:

- 455) [...] aber sonst im privaten, so privaten Gesprächen ähm ja, spreche ich das schon. (IP 1_akad.)

Für den beruflichen Alltag also entscheidet sich IP 1, den potenziell *face*-bedrohenden Akt der Verwendung geschlechterbewusster Sprache weitestgehend zu vermeiden²⁴ bzw. nur dort anzuwenden, wo die Nutzung nicht als eigene Entscheidung, sondern durch Verweis auf den Kundenwunsch legitimiert werden und somit nicht auf ihn als Person zurückfallen kann.

Gleichzeitig stellen alle Befragten fest, dass die Verhandlung von genderbewusstem Sprachgebrauch im beruflichen Alltag meist kein Thema ist; entweder, weil ein Beschluss, wie an den Schulen, schon gefasst wurde oder aber weil andere Themen als relevanter erachtet werden, wie Bsp. 456) verdeutlicht:

- 456) IP 3: [W]ir haben da irgendwie andere Themen ((lacht)).

I: Mhm.

IP 3: Also was uns- was so Themen sind, sind schon eher, dass man kulturspezifisch guckt oder sowas, dass man da in der Sprache vielleicht auch mehr drauf achtet oder in den Angeboten. Aber jetzt so im Genderbereich habe ich in meinem Kollegium mich noch nie drüber unterhalten.

I: Mh_hm. Und kulturspezifisch meinst du dann so- was ist wie verständlich oder [so?]

IP 3: [Ja.] Jaja.

Die Debatte wird für den beruflichen Alltag nicht als solche wahrgenommen, sondern vielmehr medial verortet: »Dann kennt man ja diese polarisierenden Zeitungsartikel.« (IP 4_akad.) Auch im privaten Alltag stellen die Befragten wenig bis keine Diskussionen über geschlechterbewussten Sprachgebrauch fest, konzедieren aber z.T. auch, dass dies an der Homogenität und Normalisierung desselben in ihrem Umfeld liegen könnte (vgl. bspw. auch IP 6) und perspektivieren somit ihre Aussagen als eigene, subjektive Beobachtungen:

24 Vgl. »Don't do the FTA [face-threatening act]« (Brown & Levinson 2007 (1987): 69) als Strategie, *face work* zu betreiben.

- 457) Vielleicht habe ich auch ein völlig verzerrtes Bild davon [...], wie etabliert es ist, weil ich in linken Kreisen unterwegs bin eher. (IP 2_akad.)

10.4.2 Kontextdifferenzierung: Textsorten

In Verbindung mit Differenzierungen zwischen beruflichem und privatem Kontext steht auch die von allen akademischen Interviewten vorgenommene Textsortendifferenzierung. Für einige Texte sei genderbewusster Sprachgebrauch erwartbarer oder gewünschter als für andere, wie auch die Feststellung der »umgekehrten Salienz« für den vorgelegten Zeitungsartikel bereits gezeigt hat. Insbesondere für mediale Texte und allgemein Texte der Öffentlichkeit, bspw. solche von Institutionen oder Amtsträgern, bei Stellenausschreibungen oder Behördenbriefen, sei geschlechterbewusster Sprachgebrauch demnach wünschenswert bzw. erwartbar. Gründe dafür sind vor allem die postulierte Relevanz und Effektivität von geschlechterbewussten Sprachformen und ihr Symbolcharakter. Genderbewusster Sprachgebrauch wird denn dazu passend auch von der ablehnenden Befragten vor allem im Bereich öffentlicher Texte und »gefühl sobald man in wissenschaftlichen Bereich kommt oder irgendwas das tangiert« (IP 3_akad.) verortet. Diese Erwartbarkeit ist für die Befragten in einem Ausmaß gegeben, dass es zu Irritationen kommt, wenn genderbewusster Sprachgebrauch in diesen Kontexten nicht verwendet wird. In diesen Fällen wird etwas als fehlend empfunden:

- 458) [W]as mich total irritiert hat, war (-) ((lacht)) bei einer Rede. (-) Also ich war bei so einer (.) Friedensdemo und da war der O: B: von (Ort) (0.5) und der hat dann gesagt [...] Wir sind alle Ukrainer. (0.9) Genau. Und da dachte ich mir so (.) hä (.) also da fehlt doch (-) was. (IP 5_akad.)

Für andere Textsorten dagegen ist geschlechterbewusste Sprache für die Befragten weniger erwartbar. Dazu zählen bspw. Bücher, in denen selten geschlechterbewusste Sprache verwendet werde, wenngleich IP 5 Hengameh Yaghoobifarahs *Ministerium der Träume* als Beispiel für ein Buch mit Asterisk anführt.²⁵ Während IP 4 aufgrund der geringen Frequenz in dieser Textsorte Irritation bei einem Buch mit Sonderzeichen für sich selbst vermutet – »Es würde mir auffallen, dass gegendert wird [...], es wäre jetzt nicht normal, also normal in dem Sinne, ah kenne ich so aus jedem Roman, sondern es wäre erstmal auffällig markiert vielleicht.« (IP 4_akad.) –, erklärt IP 2 unter Verwendung

25 Auch in diesem Fall aber wird die Verwendung des Asterisks als »die ersten paar Mal [...] was Neues« (IP 5_akad.) beschrieben. Im Laufe des Buches habe der Interviewte sich dann daran gewöhnt, aber die ersten Formen waren dennoch markiert und erst im Textverlauf habe Gewöhnung stattgefunden. Insgesamt empfand er die Formen allerdings nicht als störend: »Ich habe das Buch gelesen und [...] wenn ich darüber nachdenke, dann denke ich nicht daran, also das hat mich jetzt nicht davon abgehalten, irgendwie die Figuren nachzuvollziehen oder halt die die Diskurse, die da verhandelt werden. Also das war war jetzt nicht sehr störend. also ich denk mal [...] je länger der Text, desto mehr gewöhnt man sich.« (IP 5_akad.). In diesem Zitat zeigt sich der Topos der Gewöhnung: Durch die wiederholte Konfrontation mit dem Asterisk in Personenreferenzen habe sich der Interviewte im Verlauf des Buchs an diese gewöhnt und sei nicht mehr gestört worden – das wiederholte Auftreten geschlechterbewusster Sprache verringere dementsprechend die Störung durch diese.

eines Gewohnheitstopos, dass ihr Schriftsprache mit Sonderzeichen wie dem Asterisk inzwischen so geläufig sei – »das ist so vertraut geworden« –, dass »mir das überhaupt nicht komisch vorkäme, auch ein ganzes Buch in der Form zu lesen« (IP 2_akad.). Andere Befragte differenzieren zwischen verschiedenen Formen und Genres und erklären, dass sie sich vermutlich an ein Binnen-I in einem Sachbuch gewöhnen könnten, aber Probleme mit dem Asterisk hätten und das Buch »irgendwann weglegen« (IP 1_akad.) würden, wenn sie es nicht »übel spannend fände und es wäre jetzt irgendwie ein Krimi und ich [...] hätte so richtig übertrieben Bock drauf« (IP 3_akad.)²⁶:

- 459) Im Roman hätte ich gar <<lachend> keinen Bock> auf Sternchen oder [...] (-) irgendwelche Variationen. (1.3) [...] das soll poetisch sein und dann soll man lieber kreativ Formen finden sozusagen [...]. (IP 6_akad.)²⁷

Der Topos des Spielerischen und Kreativem im Umgang mit geschlechterbewusster Sprache wird in Gruppe 1 vor allem von Interviewpartnerin 6_akad. in Zusammenhang mit einem Ästhetiktopos aufgerufen. Sie bewertet den Text mit Asterisk positiv, weil er »auf eine Weise irgendwie spielerischer« (IP 6_akad.) und dadurch »schöner« und »auch ein bisschen lustig irgendwie« (IP 6_akad.) sei. Für sie bieten sich daher Räume, in denen mit Sprache gespielt werden könne, wie »Theater zum Beispiel oder egal- in der Kunst überhaupt« (IP 6_akad.) als kreative Orte des Ausprobierens an. Ähnliche Überlegungen werden sich in der Analyse des Interviews mit IP 1_tin aus Gruppe 2 wieder zeigen (s. dazu Kap. 10.5.5). Die anderen Befragten in Gruppe 1 dagegen sprechen sich vor allem für Konsistenz und Konsequenz im Umgang mit Sprachformen innerhalb eines Textes aus und bemängeln z.B., dass die Sprachpraxis bei manchen Leitmedien »so uneinheitlich sei« (IP 5_akad.).²⁸ Festzuhalten bleibt für diese Kritik aber wiederum, dass sie sich auf öffentlich-mediale Texte bezieht, für die auch IP 6_akad. konsequenteres Gendern bevorzugt. Sie nimmt also einen deontischen *Stance* ein, wenn sie kreativen Umgang mit geschlechterbewussten Formen fordert, schränkt dies aber auf bestimmte Textsorten ein, die sich von vornherein in einem kreativen Kontext bewegen, wie Literatur oder Theater.

Für den mündlichen Sprachgebrauch halten alle Befragten – zumindest sofern sie geschlechterbewussten Sprachgebrauch positiv bewerten – fest, dass sie weniger konsequent seien bzw. nicht so konsequent, wie sie es eigentlich gerne wären. In Verbindung mit dem Topos der Komplexität erklären sie, dass der Asterisk im schriftlichen sowie der

26 Die adjektivischen Verstärker in der Aussage legen deutlich die Unwahrscheinlichkeit einer solchen Situation nahe und zeigen auf, dass IP 3 eigentlich kein Buch mit dem Asterisk lesen wollen würde.

27 Interessanterweise deckt sich die ästhetische Bewertung des Asterisks (zum Topos der Ästhetik s. weiter unten) von IP 6 an dieser Stelle mit einem Text aus dem medialen Korpus der FAZ (28.03.), in dem Sharon Dodua Otoo's Roman *Adas Raum* dafür hervorgehoben wird, dass er auf geschlechtsübergreifende Maskulina wie auf Sonderzeichen verzichte und damit zeige, dass genderbewusster Sprachgebrauch elegant und poetisch verwendet werden könne. Zur Bewertung von geschlechterbewussten Sprachformen in literarischen Texten s. auch Kap. 10.5.5.

28 Diese Kritik schließt damit an eine Feststellung Sökefelds (2021: 139) an, die für Zeitungs- und Blogartikel herausarbeitet, dass verschiedene Formen geschlechterbewusster Sprache in einem Artikel durchaus üblich sind.

Glottisschlag im mündlichen Gebrauch komplizierter und schwieriger sei als Beidnennungen oder Neutralisierungen, die »ein bisschen leichter über die Lippen« (IP 2_akad.) gingen, wenngleich der schriftliche Gebrauch von Sonderzeichen einfacher sei:

- 460) Also schriftlich ist vielleicht (1.6) einfacher (1.6), das durchzuhalten mit dem Gendern als im Gespräch. (IP 5_akad.)²⁹
- 461) Und im Gesprochenen ist es natürlich auch noch so eine (-) Übungssache, sage ich jetzt mal, aber ich versuche, es auf jeden Fall (-) ähm (-) umzusetzen. (IP 4_akad.)

Die empfundene Notwendigkeit von Übung angesichts erhöhter Komplexität genderbewusster Sprache ist den Befragten, die diese befürworten, vor allem angesichts von Topoi der Relevanz und Effektivität ein Anliegen. Sie erklären, dass sie sich bewusst für die Verwendung geschlechterbewusster Sprache entschieden hätten, obwohl sie diese als komplexer, abstrakter und formalisierter empfänden:

- 462) IP 6: [I]ch glaube aber sozusagen, weil ich mich irgendwann auch bewusst dafür entschieden habe, dieses Gendersternchen zu nutzen, (2.2) ist für mich persönlich jetzt- (.) also es ist sowas, was- (.) wo ich sozusagen bereit bin, dieses Nervige auch einzugehen. ((lacht))
- I: Mhm.
- IP 6: Also es ist irgendwie anstrengend vom Lesen, (.) aber ich denke so, ja, da sind alle abgebildet und das ist irgendwie gut. Ist das okay, wenn ich das so ganz persönlich beantworte?
- I: Voll, da[rum geht's mir ja, auf jeden] Fall. (-)
- IP 6: [Ja, ja okay.]
- IP 6: Ähm (-) also ich glaube da bin ich eben sozusagen mehr bereit, das anzunehmen, dass das ein bisschen stolperig ist.
- 463) [D]as andere ist aber die Umsetzung. Also das- da glaube ich nicht so, dass ich das sozusagen (1.2) hinbekomme. Also vor allem mit [...] jede- jede*r oder so. (0.6) Oder jede und jeder und so. (.) Das- das ist vielleicht noch nicht so eingeschliffen, (-) aber ich hab das, glaub ich, mir vorgenommen, dass ich das eben machen will, (1.4) weil ich eben daran glaube, dass das einen Unterschied macht. (IP 5_akad.)

Für die Gruppe der akademischen Befragten lassen sich also in Hinblick auf Erwartbarkeit und Wunsch nach geschlechterbewusster Sprache sowohl mit Blick auf die Trennung von Privatem und Beruflichen als auch mit Blick auf verschiedene Textsorten Differenzierungen feststellen. Insbesondere für öffentliche Texte sind geschlechterbewusste Sprachformen demnach erwartbar und gewünscht.

10.4.3 Modalisierungen und Konzessionen

Insbesondere im obigen Beleg 462) von IP 6_akad. wird deutlich, dass es sich bei der Nutzung geschlechterbewusster Sprache um eine persönliche Entscheidung aufgrund eines

29 Nebenbei bemerkt wird auch anhand des Kontexts dieses Zitats wiederum die Gleichsetzung von Asterisk bzw. Glottisschlag und *Gendern* deutlich, da im Kontext des Belegs Beidnennungen *Gendern* entgegengesetzt werden und sich Äußerungen zur erhöhten Komplexität auf Asterisk und Glottislaut beziehen.

subjektiven Relevanzempfindens handelt, die nicht mit dem Anspruch auf allgemeine Um- oder Durchsetzung verbunden ist. IP 3 modalisiert ihre Ablehnung insgesamt ebenfalls sehr stark, indem sie ihre Perspektivgebundenheit aufgrund ihrer Sozialisation und ihres Aufwachsens ohne geschlechterbewusste Sprache mit Sonderzeichen und glottalem Verschlusslaut betont:

- 464) [W]eil ich's Gefühl habe, (.) Leute, die jetzt groß werden, haben da einen ganz anderen Blick drauf und ähm da passt meiner vielleicht auch nicht. Also mein Blick basiert ja auch nur auf meiner Welt bis hierhin. (IP 3_akad.)

Auch in den Interviews mit den Befürwortenden zeigen sich analog starke Modalisierungen und Subjektivierungsmarker. Modalität ist als »unterschwellige Informationsschicht« (Kotthoff 2023: 202) stets in Sprache vorhanden, kann aber mehr oder weniger explizit an der sprachlichen Oberfläche sichtbar werden. Anders als in den medialen Daten (vgl. Kap. 8.4.10) und vergleichbar mit den Ergebnissen in Kotthoff (2023) sind die in diesem Kapitel untersuchten Interviews vielfach von abschwächenden Modalisierungen, insbesondere Konzessionen geprägt – bspw. in Bezug auf erhöhte Komplexität und mehr Aufwand beim *self-monitoring* für die Verwendung genderbewusster Sprachformen. Verständnis dafür, dass diese Aussagen verkomplizierten oder die Befragten Beidnennungen einfacher fänden, auch wenn dies trans inter und nicht-binäre Personen ausschließe, zieht sich durch die Interviews. Auf lexikalischer Ebene zeigen sich Modalisierungen und Subjektivierungen z.B. durch die Verwendungen von Verben, die den epistemischen *Stance* reduzieren und somit den Geltungsanspruch der jeweiligen Aussage variieren: Oftmals wird davon gesprochen, dass die Befragten etwas *glauben*, *finden* oder *denken*. Es werden sehr wenige Verstärker wie *definitiv* oder *auf jeden Fall* und deutlich mehr abschwächende Adverbien, insbesondere *irgendwie*, aber auch *irgendsowas*, *irgendwann* oder *irgendwo* genutzt. Auch explizite Äußerungen über Nicht-Wissen bzw. unsicheres Wissen wie einige Belege von (*ich*) *weiß nicht* finden sich in den Interviews, ebenso wie nachgestelltes *keine Ahnung* (vgl. hierzu auch Bergmann 2017)³⁰.

Die Subjektivierungen der Aussagen durch die Interviewten zeigen sich darüber hinaus auch durch die überwiegende Verwendung der 1. Person Singular. An einigen Stellen finden sich explizite und selbstinitiierte Selbstreparaturen – sowohl in Richtung von Subjektivierungen als auch Verallgemeinerungen, die im diskursiven Kontext betrachtet aber durchaus funktional sind, um die jeweilige, im Gesamtgespräch vorgebrachte Haltung genderbewusster Sprache gegenüber zu vertreten. IP 6 bspw. bricht im folgenden Beleg 465) ihren Redezug ab und korrigiert die eigene Wahl des Pronomens vom depersonalisierenden und allgemeinen *man* hin zum subjektivierenden *ich*, nachdem sie zuvor bereits von *ich* zu *man* gewechselt war:

- 465) Aber das finde ich zum Beispiel hier- (1.3) also man stolpert ja (.) oder was heißt man- (-) ich stolpere schon so ein bisschen sozusagen über dieses dem, die, der, die (1.2) aber ich find's auch ein bisschen lustig irgendwie. (IP 6_akad.)

30 Bergmann (2017: 171–175) stellt für die Verwendung von *keine Ahnung* mit retrospektiver Orientierung in ihrer Untersuchung neben einer pragmatischen und für die Gliederung funktionalen auch eine epistemische Lesart fest. Die Vorkommen in von ihr untersuchten Daten signalisieren wie in den hier analysierten Interviews eine Form des Nicht-Wissens oder des unsicheren Wissens.

Im Interview mit IP 3, die sich gegen genderbewussten Sprachgebrauch ausspricht, gibt es einen gegenläufigen Beleg (Bsp. 466), ebenfalls mit Bezug auf die Salienz des und erhöhte Komplexität von Texten mit dem Asterisk, in dem mithilfe einer selbstinitiierten Selbstreparatur und einem damit einhergehenden Pronomenwechsel die Relevanz der Aussage hochgestuft und verallgemeinert wird:

466) Also weil ich- weil das was ist, was man auch nicht gut überlesen kann. (IP 3_akad.)

Mit dem Pronomenwechsel wird auf der sprachlichen Oberfläche der Wechsel von einer Innenperspektive aus Sicht der Sprecherin hin zu einer Außenperspektive markiert, der aufgrund der damit postulierten Allgemeingültigkeit der Unmöglichkeit eines ›Überlesens‹ und somit der höheren Komplexität genderbewusster Sprachformen die Argumentation von IP 3_akad. stärkt. König (2011: 48) beschreibt diese Verwendung von *man* als »Kategorische Formulierung«, mit der die Aussagen den Charakter einer höheren Verbindlichkeit und Allgemeingültigkeit gewinnen (vgl. zur Verwendung generischer Pronomina auch Dannerer 2022: 86). Während IP 6 im oben aufgeführten Zitat also konzediert, dass der Asterisk durchaus komplexer sei, diese Konzession aber durch eine Subjektivierung wiederum abschwächt und somit nicht verallgemeinert, bemüht sich IP 3 um ebendiese Verallgemeinerung und sorgt somit dafür, dass ihre Aussage zur erhöhten Salienz und Komplexität des Asterisks nicht so leicht als rein subjektive Meinung abgetan werden kann.

Die erhöhte Komplexität von geschlechterbewusster Sprache wird in allen Interviews durch die häufige Verwendung des Topos der Komplexität und Verständlichkeit erklärt, wenn die Überzeugungskraft der Topoi auch, wie bspw. von IP 6 (s. oben Bsp. 465), durch Subjektivierung zuweilen abgeschwächt wird oder der konzeditierten Komplexität eine bewusste Entscheidung entgegengesetzt wird:

467) [E]rste Satz nach dem Doppelpunkt. Das musste ich schon fünfmal lesen, mit der die bei dem der die, so, wow, okay. Der die Lehrer*in, <<lachend> okay>, das ist kaum noch verständlich. Also, wenn ich's jetzt nicht vorher schon gelesen hätte, würde ich das- würde ich jetzt wahrscheinlich fünf Minuten über dem- vor dem Satz da sitzen. (IP 1)

468) Boah, das find ich super nervig schon am Anfang. ((lacht)) Der Sternchen die Lehrer Sternchen in (.) der Sternchen hm. (1.1) [...]. Kann man machen, aber- also das bremst mich wirklich. [...] finde ich super nervig, weil dann hängt man fest und [...] ist erstmal gebremst im Fluss und der Anfang vom Satz ist schon nicht mehr so ganz da. (IP 3_akad.)

Wie in diesen beiden Zitaten deutlich wird, aber auch von IP 5 an anderer Stelle (Bsp. 469) festgestellt wird, werden insbesondere frequente Verwendungen innerhalb eines Satzkontextes, vor allem bei Artikeln, als besonders komplex, unverständlich und anstrengend empfunden. Erklärt wird dies von einem Interviewpartner mit fehlender Gewohnheit:

469) IP 5: Und (.) genau, ich glaube, bei dem (-) äh gegenderten Artikel im vierten Text, da (-) hätte ich vielleicht so- hab ich vielleicht so ein bisschen gestockt. (-) Also ich mein, ich sehe das natürlich schon, was da passiert, aber ich glaub, das habe ich

sozusagen noch nicht so oft (0.9) gesehen und deswegen ist es da vielleicht (.) ein bisschen ungewohnt. (-)

I: Mh_hm. Ja.

(0.5)

IP 5: Genau. Und dieses (.) Binnen-ER: oder so, ja, das- (1.3) oder nicht Binnen, sondern am Ende so ein ER:- (0.9) das (-) äh kannte ich irgendwie auch nicht. Also das fand ich- (.) ja (.) cool.

Auch auf lexikalischer Ebene werden Anstrengung und Missfallen markiert, wenn Texte mit Asterisk wiederholt als »nervig« (IP 1_akad.), »super nervig« (IP 3_akad.) oder »übel nervig« (IP 3_akad.) charakterisiert werden oder der vorgelegte Text mit Genderstern beim ersten Anblick spontan ein »Oh scheiße« (IP 1_akad.) hervorruft. Darüber hinaus unterstützt die verwendete Metaphorik die Konzeptualisierung von Texten mit Asterisk als komplizierter: Der Lesefluss werde unterbrochen, der Asterisk »hindert mich einfach« (IP 3_akad.), man hänge fest, werde gebremst und »stolpere« (IP 6_akad.). Sprachgebrauch wird somit als eigentlich flüssige Bewegung metaphorisiert, die von Hindernissen wie dem Asterisk unterbrochen wird. Interessanterweise wird die in Begründungszusammenhängen für geschlechterbewusste Sprache immer wieder vorgebrachte Lexik des *Stolperns*³¹ in den Interviews wiederholt aufgegriffen. Die Komplexität wird auch von den genderbewusster Sprache gegenüber positiv eingestellten Interviewten zugestanden, mithilfe des Topos der Gewohnheit bzw. Gewöhnung und abschwächender Lexik (»so ein bisschen«) aber abgeschwächt:

- 470) Ja also hier ist es jetzt sozusagen mir irgendwie vertraut, weil das halt die Form ist, die ich nutze. (2.2) Aber da passiert auch- (.) ja also mit diesem (-) der die Lehrer*in, (.) es wirkt halt immer so ein bisschen umständlich. (IP 6_akad.)

Unter Verwendung des Ästhetiktopos wird in einigen der Interviews (insbesondere IP 1_akad., IP 4_akad.) gegen den Asterisk und stattdessen für den Doppelpunkt oder Neutralisierungen argumentiert:

- 471) Ähm, ich hab ja vorhin schon gesagt, dass ich das mit dem Sternchen an sich irgendwie nicht so schön finde. Also es stört so den- den Lesefluss. (IP 1_akad.)

- 472) IP 4: Ich habe das Gefühl, Stern ist äh (1) verbreiteter, deswegen vielleicht üblicher, aber ich finde den Doppelpunkt schöner. ((lacht))

I: Mhm.

IP 4: Aber das ist jetzt eine rein ästhetische (-) äh Sache jetzt, dass ich jetzt bei so einer (.) ja (.) Stellenausschreibung eher den Doppelpunkt wählen würde.

I: Das heißt du wechselst einfach ein bisschen durch, [oder?]

IP 4: [Ja.] Ja, also jetzt (-) äh im E-Mail-Verkehr oder sowas mache ich eigentlich (0.9) Sternchen, glaube ich, ja. (1.1) Eher, wenn's jetzt so um die Ästhetik geht oder so [den Doppelpunkt.]

31 Vgl. z.B. die Broschüre der Heinrich-Heine-Universität, in der es heißt, dass das Ziel typographischer Sonderzeichen sei, »disruptiv zu sein, ein ›Stolpern‹ beim Lesen und Schreiben (und Sprechen) zu bewirken, um kritisch auf genormte, binäre Geschlechtszuschreibungen hinzuweisen« (Vervoorts 2021: 12).

I: [Mhm.]

(3.7)

I: Und hast du eine Idee, warum du den Doppelpunkt schöner findest?

IP 4: Vielleicht, weil er nicht so rausguckt aus dem (.) [Ding] Also weil er so im-

I: [Mhm.]

(1.4)

IP 4: Zeichen- (.) in der Zeichenhöhe (.) bleibt, eigentlich.

Der Doppelpunkt scheint insbesondere für IP 1 und IP 4 das bevorzugte Sonderzeichen zu sein, wenngleich IP 4 mehr Unsicherheit darüber ausdrückt und Variation in der eigenen Sprachpraxis feststellt. IP 6 dagegen bevorzugt den Asterisk, insbesondere im direkten Vergleich mit der Binnenmajuskel, da dieser »lustiger« bzw. »spielerischer« sei:

473) IP 6: Vielleicht auch wirklich, weil es einfach ein grafisches Zeichen ist [...] und da sozusagen man sieht, dass- (.) es gibt eine Variation (-) , also an Geschlechtern [...]. Das macht mir vom- vom Visuellen mehr Spaß [jetzt] als das mit dem großen I.

I: [Mhm.]

IP 1 dagegen ist klarer in der Aussage, dass Asterisk und Binnen-I den Lesefluss bremsen – »es ist wirklich nervig« – und der Doppelpunkt »viel besser leserlich« sei und »das sieht auch immer noch gut aus« (IP 1_akad.). Zudem »kann [man] in zwei Punkte mindestens so viel reininterpretieren wie in ein Sternchen, also ich finde, dass da [...] können sich wirklich auch alle gesehen fühlen« (IP 1_akad.) – die Effektivität beruhe demzufolge nicht auf der konkreten Form des Sonderzeichens.

IP 4 benennt den Doppelpunkt in Beispiel 474) auch deshalb als mögliche Kompromisslösung, weil er im Schriftbild nicht so salient sei »und der Stern ist ein bisschen provokativer«:

474) Klar, dann wäre ja sozusagen der Doppelpunkt, könnte man sagen, bisschen kompromissbereiter, (.) weil er vielleicht mehr Leute abholen könnte, wenn er nicht so stört. (IP 4_akad.)

10.4.4 Der Symbolcharakter genderbewusster Sprache und die daraus resultierende Hoffnung auf Weiterverbreitung

Dass alle Befragten konzедieren, dass Sonderzeichen bei geschlechterbewussten Sprachformen komplexer in der Umsetzung und für das Verständnis seien, sie das Sternchen »nervig« fänden (IP 1_akad.) sowie die Verwendung mehr *self-monitoring* erforderte, fünf der sechs Befragten aber dennoch die (persönliche) Relevanz der Nutzung hervorheben, ist wie bereits ausgeführt vor allem in der angenommenen Effektivität genderbewussten Sprachgebrauchs begründet. Mit der je gewählten Sprache wollen die Interviewten »diese Realität [geschlechtlicher Vielfalt]« (IP 6_akad.) sowie die Relevanz und Wirkmacht von Sprache sichtbar machen. Die befürwortende Haltung der jungen Akademiker*innen lässt sich in diesem Zusammenhang unter anderem mit Blommaerts (2006: 516) »referential ideology« beschreiben: In ihrer Sprache soll die wahrgenommene Realität sichtbar gemacht und abgebildet werden. Gleichzeitig verschreiben sich die Befragten insofern einem sprachlichen Relativismus, als sie geschlechterbewusster

Sprache und insbesondere graphischen Sonderzeichen, die sie entsprechend symbolisch aufladen, die entsprechende Wirkmacht zuschreiben, diese Realität auch kognitiv hervorzurufen. Daneben aber gründet die erklärte Relevanz der Nutzung auch im Symbolcharakter geschlechterbewusster Sprachformen; die Verwendung eines Sonderzeichens ist gewissermaßen eine Abkürzung, die das Signal aussenden soll, dass bspw. Schüler*innen »lernen zu reflektieren, [...] was steckt hinter einer Sprachform« (IP 6_akad.):

475) Ich glaube nur, weil ich im Unterricht nicht immer Zeit hab, (.) sozusagen über alle Sprachformen, die man verwendet, (-) zu sprechen, (0.5) tu ich das in dem Fall durch- (.) durch die Verwendung, dass ich sozusagen einfach ein Augenmerk gebe. (IP 6_akad.)

Mit diesem zugrunde gelegten Verständnis von genderbewusster Sprache als symbolischem Ausdruck des Bemühens um Inklusion erklärt sich auch die positive Wertung von IP 4 (Bsp. 476), wenn Schüler*innen in ihren Kursen die Schreib- und Sprechpraxis übernehmen oder von IP 2 in Bezug auf die Teilnehmenden an ihrer Fortbildung (Bsp. 477):

476) [D]as ist ganz cool, also (-) äh dann zu sehen, dass manche dann tatsächlich auch das übernehmen. (IP 4_akad.)

477) [M]an merkt zumindest, dass es nicht- dass niemand da [in der Fortbildung; P. M.] jetzt einheitlich die männliche Form verwenden würde. Ist mir auf jeden Fall schon ganz positiv aufgefallen. (IP 2_akad.)

Auch der Wunsch nach weitergehender Verbreitung genderbewusster Sprachformen in öffentlichen Dokumenten, insbesondere in medialen Kontexten und bei Kontoauszügen – der Befragte bezieht sich an dieser Stelle auf Marlies Krämer und ihren Kampf um movierte Formen in Dokumenten der Sparkasse (vgl. z.B. Rath 2018) – resultiert unter anderem daraus, dass dies »so eine Symbolwirkung« (IP 5_akad.) hätte.

Alle befürwortenden Befragten gehen davon aus, dass sich genderbewusste Sprache – mindestens in öffentlichen Dokumenten und dadurch dann über Zeit auch automatisiert im Privaten – grundsätzlich weiter durchsetzen wird. Diese Erwartung von Weiterverbreitung ist dabei sowohl epistemisch als auch deontisch auf verschiedene Arten sichtbar. Mit unterschiedlichen *epistemic stance markers* werden differierende Sicherheiten in die sich ausbreitende Verwendung aufgezeigt – IP 2 hat bspw. das »Gefühl, das gehört zu den Dingen, [...], die sich dann aber doch durchsetzen werden, über kurz oder lang« und ist sich »relativ sicher, dass die Kinder das dann auch einfach automatisch in ihren Sprachgebrauch übernehmen würden« (IP 2_akad.). Einerseits reduziert sie also ihren epistemischen *Stance* zur Annahme der weiteren Verbreitung insofern, als sie von ihrem »Gefühl« berichtet, andererseits spricht sie von *relativer Sicherheit* und stärkt die Positionierung somit bis hin zur Annahme eines Automatismus. Beispielfhaft für einen abgeschwächten epistemischen *Stance* sei noch auf IP 6 verwiesen, die erklärt, sie »glaube eigentlich eher, dass es immer üblicher werden wird« (IP 6_akad.) und somit auf dreifache Weise die Epistemik der Aussage abschwächt: Mit dem Verb *glauben* geht schon das Markieren von Unsicherheit einher, diese wird außerdem durch die Adverbien *eigentlich* und *eher* noch verstärkt, sodass die Erwartung als epistemisch unsicher gekennzeichnet ist.

Die deontische Wertung der Verbreitung zeigt sich einerseits darin, dass es den »Wunsch« (IP 5_akad.) nach weiterer Verbreitung gibt und Befragte »sehr die Hoffnung [haben], dass sich das durchsetzt« (IP 2_akad.). – »Ich glaube und hoffe ((lacht)), hoffe und glaube, dass es äh einfach irgendwann normal ist.« (IP 4_akad.) Andererseits »befürchte[t]« die kritische Befragte IP 3 eine weitere Ausbreitung und das wiederholte Aufkommen neuer Formen und charakterisiert die Verbreitung somit als politisch nicht wünschenswert und Gefahr.

In Zusammenhang mit der Annahme der fortschreitenden Normalisierung genderbewusster Sprache steht auch der Topos der Irrelevanz. Dieser wird einerseits auf die Markierung von Geschlecht in der Sprache bezogen, die idealerweise irgendwann – wenngleich dieser Punkt noch nicht erreicht sei – irrelevant werde:

- 478) Also meine Hoffnung, (-) das ist keine Einschätzung, aber es wäre eine Hoffnung, (-) wär', dass es eigentlich (-) doch irgendwann egal wird, also, dass man diese Formen nicht braucht, (0.7) um sich unter einer gewissen Sprachform, alle Geschlechter vorzustellen. (IP 6_akad.)

Andererseits wird der Topos der Irrelevanz in einigen Interviews auf die Debatte bezogen, vergleichbar mit seiner Verwendung in Texten aus der *tageszeitung*. Auch in den Interviews wird dabei metadiskursives Wissen über Gegenargumente sichtbar und die Verhandlung bzw. Debatte vor allem den Kritiker*innen zugeschrieben, während Befürwortende genderbewusster Sprache dieser nicht in gleichem Maße Relevanz beimessen würden:

- 479) [D]as äh ärgert mich oder das fällt mir sehr auf, dass dann halt auch so wirklich an so Stellen so völlig weggeht von so den Inhalten, obwohl das ja häufig ein Argument ist [...], dass es ja irgendwie stören würde, ähm, dass es dann irgendwie nicht mehr um Inhalte geht, weil man sich da-, wo ich mir dann so denke, nee (1.5), die, die sich ständig darüber aufregen <<lachend> das ist eigentlich das, was stört>. (IP 2_akad.)
- 480) IP 4: Also es tut ja niemandem weh, wenn man gendert. Und wenn jemand für sich entscheidet, ich möchte das nicht machen, dann äh kann die Person ja weiter so sprechen. [...] Ich finde da wird halt oft viel mehr draus gemacht als es eigentlich ist [...] also ich finde es führt jetzt nicht wirklich weiter. Ich denke mir halt, entweder mach's halt oder mach's halt nicht.

I: Mhm.

IP 4: Ich finde es cool, wenn sich Medien dafür entscheiden. Äh, wenn jetzt aber irgendwie (.) Hans Dieter sagt ähm (-) ich habe da keine Lust drauf, dann soll er's halt [lassen so.] ((lacht))

I: [Mhm.]

IP 4: Ja.

Mit der Zuschreibung der (übermäßigen) Beschäftigung mit der Debatte vor allem durch Kritiker*innen (vgl. Bsp. 479) wird zudem implizit das, insbesondere medial durch die Kontra-Seite gezeichnete Bild des autoritären Aufzwingens durch Befürworter*innen negiert und Angst vor Sanktionen als »total absurd« (IP 5_akad.) bezeichnet. Dem Bild des autoritären Zwangs wird der Topos der Freiwilligkeit entgegengestellt:

- 481) Was ja total absurd ist, also es gibt keine Sanktionen. (-) Also letzten Endes (0.7) kann das jeder und jede machen (-) wie die wollen, ne. (IP 5_akad.)

Zudem wird im obigen Zitat von IP 4 und in einem weiteren von IP 5 die konzeptuelle Metapher *WORTE SIND WAFFEN*, die im Metaphernbereich *STREIT IST KRIEG* verortet ist, zurückgewiesen: Genderbewusste Sprache verletze, anders als es in den medialen Texten vonseiten der Kritiker*innen postuliert wird, niemanden; IP 5 (Bsp. 482) drückt damit auch, ebenso wie IP 2 (Bsp. 483), Unverständnis über den Fokus auf genderbewussten Sprachgebrauch durch Kritiker*innen aus:

- 482) [A]lso ich kann auch so Sachen nicht verstehen mit dem- (0.6) diese Sache mit dem Kontoauszug, (0.7) also Kontoinhaber*in. (0.9) Warum man da keine neuen äh Dinge, Zettel druckt- also (-) wem das wehtut. (IP 5_akad.)
- 483) Mir fällt das auch total auf, dass das dann ganz häufig [...], wenn's um Beiträge eigentlich um was ganz Anderes geht, äh, so insbesondere bei Facebook und anderen Medien, wo dann halt irgendwie Kommentierspalten dann ganz häufig voll sind mit irgendwelchen (.) genervten Beiträgen darüber, dass gegendert wurde, wo ich halt immer ziemlich verständnislos bin, warum das jetzt das Einzige ist, was die Leute interessiert. (IP 2_akad.)

Gleichzeitig liefert IP 6 anekdotische Evidenz (gestützt im Sinne von *knowledge by acquaintance* im Autoritätstopos) für die Erwartungshaltung einer ›richtigen‹ Verwendung genderbewusster Sprache in universitären und feministischen Kontexten und weniger in der Schule und somit Belege für sozialen Druck bzw. eine Erwartungshaltung:

- 484) IP 6: Aber dieses- dieses so (1.1) irgendwie was erwarten, wie man's macht, das hab ich das Gef- (.) also meinem Eindruck nach, das (0.6) würde ich jetzt eher so in der Uni verorten. Also das gibt es unter Schüler*innen, aber noch nicht- (.) nicht so dominant, wie ich das manchmal kenn' von (1.8) ja, so Unitreffen, wo man dann irgendwie so das Gefühl hat, man darf das nicht anders sagen (1.1)

[also-]

I: [Mh_hm.]

(0.8)

IP 6: Das hatte ich glaub ich insbesondere manchmal in so feministischen Kreisen, also dass es so (2.9) ja, dass- dass man verurteilt wird dafür, wenn man- (.) wenn man das nicht richtig ver[wendet.]

I:

[Mhm.]

Insgesamt erkennen alle Befragten der ersten Gruppe den Symbolcharakter geschlechterbewusster Sprachformen an und bewerten diesen – je nach Haltung – als etwas Positives oder Negatives. Neben der postulierten Effektivität und Relevanz, die in Zusammenhang mit dem symbolischen Gehalt geschlechterbewusster Sprache stehen, ist dieser Symbolcharakter ein wiederholt betonter Grund für die Nutzung, auch trotz erhöhter Komplexität; Sonderzeichen besitzen demnach für die Befragten eine hohe Emblematik.

10.4.5 Sprachpraxen der Interviewten, ihre Entstehung und Begründung

Ausgehend von der subjektiven Wertung von fünf der sechs Befragten, dass geschlechterbewusste Sprache ihnen wichtig sei, sollen im Folgenden die Sprachpraxen, die Entstehung dieser sowie weitere Topoi, mit denen die Positionierung pro (und kontra bei IP 3_akad.) begründet werden, nachvollzogen werden. Alle befürwortenden Interviewten erklären, dass sich ihre Befürwortung im Laufe der Zeit ergeben habe, zum Teil nach anfänglicher Ablehnung, illustrieren also auch in ihrer persönlichen Sprachpraxis die Zunahme geschlechterbewusster Sprachformen, die in Kap. 3 aufgezeigt wurde:

485) Ich hab auch schon vor Jahren tatsächlich darüber mal debattiert, [...] aber da hatte ich noch gar keinen Zugang dazu und fand das irgendwie großen Quatsch. [...] Und früher hab ich da einfach nur weggehört und jetzt hab ich [...] da einen ganz anderen Zugang mittlerweile zu. (IP 1_akad.)

486) I: Mh (1.8) du hast gerade eben- oder ziemlich am Anfang einmal gesagt, dass du (-) so vor zehn Jahren wäre es dir nicht so aufgefallen.

IP 6: Mh_hm.

I: Hat sich deine Praxis verändert über die Zeit?

(2.1)

IP 6: Ähm (2.3) Ja auf jeden Fall (1.9) Also- (.) ich denk, dass ich's vor zehn Jahren- (0.8) also jetzt muss ich mal kurz überlegen. Vor zehn Jahren (1.7) hab ich schon studiert, (1.1) aber ich kann mich erinnern, (.) ja, so am Anfang der Studienzeit, dass es mir (.) sozusagen mehr aufgefallen ist, dass Leute (-) andere Formen verwendet haben und ich glaub, (-) dass es mich am Anfang eigentlich eher gestört hat, (-) aber weil ich mich einfach nicht damit beschäftigt hat[te.]

I:

[Mhm.]

Deutlich wird somit, dass es sich um einen Prozess der Änderung eigener Sprachpraxen handelt(e). Für IP 1 resultiert daraus der Wunsch, den prozessualen Charakter von Sprachwandel anzuerkennen und die damit einhergehenden kognitiven Anstrengungen sowie die Zeit, die dieser Wandel braucht, zuzugestehen:

487) Also genau, was ich mir wünsche, ist, dass es- dass es äh zunehmend von den Leitmedien aufgegriffen wird und genutzt wird, dass es dann eben irgendwann ähm allgemeiner Gebrauch wird ähm. Und gleichzeitig, aber man eben nicht, was halt auch viel passiert, dass man die Leute dann direkt ähm (.) vor den Kopf stößt und sie für bescheuert äh irgendwie bescheuert titulierte, weil sie das irgendwie nicht sofort einsehen. Das ist halt auch ein Prozess, der länger dauert. (IP 1_akad.)

Der Wunsch von IP 1 in Bezug auf die weitergehende Verbreitung genderbewusster Sprache geht dementsprechend auch damit einher, dass er eine Notwendigkeit für »nochmal ne größere gesellschaftliche Debatte [...] und vielleicht dann auch ne Einigung, was- wie man das dann [...] in Rechtschreibregeln oder so mit aufnimmt vielleicht« (IP 1_akad.) sieht. Der Befragte geht, anders als andere Interviewte, nicht davon aus, dass es sich bei der Weiterverbreitung um einen reinen Automatismus handle und die Debatte insofern irrelevant sei – vielmehr handle es sich um einen »gesellschaftliche[n] Prozess, von ge-

sellschaftlichem Aushandeln, ähm wie wir das irgendwie in Zukunft machen wollen« (IP 1_akad.).

Das Verständnis eines prozesshaften Charakters von Sprachwandel hin zu geschlechterbewusster Sprache zeigt sich in den Interviews auch in der Verwendung der Weg-Metaphorik. Veränderung sei ein Weg und der Einbezug von Frauen in die Sprache ein »erster Schritt« (IP 4_akad.). Gleichzeitig erklärt IP 6: »aber es gibt auch nicht den perfekten Weg glaub ich« und erklärt somit wiederum Offenheit für verschiedene Schritte und Möglichkeiten.

Ausschlaggebend für den Haltungswechsel und eine meist bewusste Entscheidung für genderbewusste Sprachformen, sind für die Interviewpartner*innen in der Regel keine einzelnen Personen oder Situationen gewesen, vielmehr habe sich ihr Sprachgebrauch durch das Umfeld und durch das Wahrnehmen von Realitäten geschlechtlicher Vielfalt (vgl. Bsp. 489) entwickelt:

488) Also wahrscheinlich die Einführung in Cultural Studies. (o.6) Äh, sozusagen- (-) das ist dann die Sache mit dem language creates (-) reality oder so. (.) Das sind dann vielleicht so Ideen oder Gedanken, die da- (.) denen ich da begegnet bin. (o.7) Und dann halt (o.7) ein Umfeld (1.5) also (1) Studierende der Soziologie in (Ort) vor allem. (o.5) Und dann wahrscheinlich auch (Ort) als sozusagen (o.9) äh (1.7) ja, Kosmos, wo (.) da auch (.) bestimmt einen Teil dazu beigetragen hat. [...] Vielleicht so eine Mischung, aber vor allem wahrscheinlich das Umfeld. [...] also Freunde- (.) in dem Fall (-) wirklich (-) Freunde, (o.8) die das halt (o.9) bewusst gemacht haben, wo äh, wo ich das vielleicht noch nicht gemacht habe. (IP 5)

489) IP 6: Ich könnt mir vorstellen, dass ich's mehr angefangen hab' zu verwenden, als ich die (Name) kennengelernt hab tatsächlich, (.) weil die ja jemand ist, der sehr bewusst, mit solchen Sachen irgendwie umgeht. (2.7) Ja, also ich hab schon irgendwann angefangen, (.) es zu machen, aber ich könnt jetzt nicht so genau sagen, wann.

I: Okay, das wäre natürlich die nächste Frage gewesen, [ob du]

IP 6: [ob es] so einen richtig-

I: Einflussfaktoren oder (o.5) genau, du hast (Name) angesprochen (-) oder ob du sagen kannst, ah ja da (o.6) hab' ich's festgestellt, dass Menschen das machen und mir hat X oder Y das erklärt, oder so was. (-)

IP 6: Ja, also ich glaub ich kann keinen Zeitpunkt festlegen, (.) aber ich kann sagen (-) also ja, Freundeskreis hat da sicher eine Rolle gespielt, (.) eben insbesondere jetzt eben (.) die (Name), also eine Freundin (-) ähm. (2.1) Dann tatsächlich, glaub ich, haben für mich (.) Netflix-Serien eine Rolle gespielt, weil ich dann glaub ich mehr über transgender überhaupt nachgedacht hab (-)

I: Mhm.

IP 6: und das war davor was, was mir einfach sozusagen unbekannt war (1.1) und ich glaub' (-) mit diesen sozusagen visuell wirklich Leute sehen, (.) ähm (1.5) die ein anderes Geschlecht haben als ich sozusagen vielleicht in meiner Kindheit in meinem Kopf kennengelernt hab [sozu]sagen (-) ähm (1)

I: [Mh.]

IP 6: damit war glaub ich dann auch so mehr der Wunsch da, okay, (.) das auch sprachlich zu markieren, (-) weil ich sozusagen (o.8) eine Weile gebraucht hab, um diese Realität einfach kennenzulernen.

Aus der Einsicht in die Existenz geschlechtlicher Vielfalt und die Wirkmacht von Sprache sei der Wunsch entstanden, »das auch sprachlich zu markieren«: »Das ist dann für mich ein bewusster Akt, eben alle Menschen [...] einzuschließen und das ist irgendwie durch dieses Sternchen sichtbar.« (IP 6_akad.) Sprachwandel im Phänomenbereich ist für die Befragten demzufolge durch das Umfeld beeinflusst, erfordert aber auch Zeit und wird oft mit einer bewusst getroffenen Entscheidung für geschlechterbewusste Sprache beschrieben. Diese Entscheidung für genderbewusste Sprachformen wird meist mit dem Topos der Abbildung und Effektivität begründet – weil Sprache für die Interviewten effektives Mittel zur Abbildung und Sichtbarkeit von Nicht-Männern ist, haben sie sich bewusst dafür entschieden, geschlechterbewusste Sprache zu verwenden:

- 490) [D]as ist ja sozusagen eigentlich ein alter Hut, dass Sprache Wirklichkeit produziert (o.8) und ich glaub da dran. (o.6) Und deswegen leuchtet mir ein, dass man das halt- dass man halt gendert. (IP 5_akad.)
- 491) [Z]urzeit ist meine Position, dass ähm ähm ja Sprache Realität erschafft und unser Denken prägt. Und ähm, dass, wenn man- wenn man gendert, dass man den Menschen mehr Möglichkeiten gibt, äh breiter zu denken, weniger festgelegt auf ein Geschlecht, genau. (IP 1_akad.)
- 492) [I]ch hab eine Tochter. Und ich fänd's schon gut, wenn sie in einer Gesellschaft aufwachsen würde, wo das- wo sie ähm als Frau genauso wahrgenommen wird wie als Mann. Und die Sprache ähm macht einfach viel irgendwie mit den Menschen, wie man über Sachen denkt. (IP 1_akad.)

Diese postulierte Effektivität der sprachideologischen Idee von Realitätsgenerierung durch sprachliche Mittel wird durch Autoritätstopoi mit Bezug auf wissenschaftliche Autoritäten gestützt, wenn bspw. IP 2 erklärt:

- 493) [W]as jetzt die psychologische Forschung sagt, ist ja schon sehr klar, dass nun mal Bilder in den Köpfen entstehen und die sind dann halt signifikant männlich, wenn man die männliche Form verwendet. (IP 2_akad.)

Die Partikel *halt* und *ja* verstärken in diesem Zitat die behauptete Faktizität und den *Common Ground* des Wissens über das Entstehen männlicher mentaler Repräsentationen bei der Nutzung maskuliner Formen, sodass die daraus resultierende Notwendigkeit des Verzichts auf geschlechtsübergreifende Maskulina und die Verwendung alternativer, geschlechterbewusster Formen als zwangsläufige Schlussfolgerung der Ergebnisse der die Aussage stützenden Diskursautorität Wissenschaft dargestellt werden kann. Auch der »alte Hut« aus dem Beispiel 490) legt nahe, dass es sich um eine offensichtliche und breit geteilte Meinung Sprachmacht gegenüber halte. Daneben referiert IP 1 auf seine Rolle als Vater einer Tochter und somit auf eine Form besonderer Betroffenheit, die seiner Haltung mehr Nachdruck verleiht und einen Topos der Relevanz aufruft. Auch IP 6 ruft ihre persönliche Betroffenheit als Lehrerin auf, um gegen die Verwendung von Maskulina zur geschlechtsübergreifenden Referenz zu argumentieren (vgl. Bsp. 495). Die Nutzung von

geschlechterbewusster Sprache resultiert für die beiden auch aus dem Topos der Exklusion, da das geschlechtsübergreifende Maskulinum exkludiere – die Epistemik der Aussage ist durch die Partikel *eben* sowie die kategorische Formulierung mit dem Pronomen *man* gestärkt, wird aber durch die Adverbien *irgendwie* und *sozusagen* gleichzeitig wiederum abgeschwächt. Referenzformen, die das geschlechtsübergreifende Maskulinum verwenden, bzw. die daraus resultierende mentale Repräsentation, die »Wahrnehmung« (IP 6_akad.), werden in den beiden Belegen 494) & 495) metaphorisch als exklusiver Raum konzeptualisiert, aus dem Frauen ausgeschlossen seien:

494) Und bei vielen Sachen schließt man eben dann Frauen irgendwie gedanklich aus, weil man sie eben nicht sprachlich mit drin hat. (IP 1_akad.)

495) Also ich fühle mich dann sozusagen (-) ausgeschlossen in dieser Wahrnehmung. (1.3) Zumal ich ja auch noch Lehrerin bin. (IP 6_akad.)

Gleichzeitig wird – vergleichbar insbesondere mit den Äußerungen in den Talkshows (vgl. Kap. 9.3) sowie von Befragten aus Gruppe 2 (vgl. das folgende Kapitel) – auch von den befürwortenden Befragten die Effektivität genderbewusster Sprache mehr oder weniger stark modalisiert. IP 4 bspw. entkräftet durch die Modalisierung auch bereits einen möglichen – und in den medialen Daten durchaus vorkommenden (vgl. Kap. 8.4.7) – Vorwurf des übermäßigen Vertrauens in Sprachänderungen. Das gleiche Phänomen zeigte sich auch für die medialen Daten und die Verwendung des Effektivitätstopos durch die Pro-Seite in diesen:

496) Also dann kommen ja auch immer Argumente von wegen: ja und das löst jetzt unsere Probleme. Nee, natürlich nicht. Also (.) das ist ja nur ein Anfang, sozusagen [...]. (IP 4_akad.)

Sie beweist damit zugleich metadiskursive Aufmerksamkeit für Argumente der Kritiker*innen, von denen sie unter Berufung auf ihre eigene Erfahrung und Autorität als Lehrkraft (*knowledge by acquisition*) weitere widerlegt:

497) [I]ch könnte mir vorstellen, dass argumentiert wird, dass es für die Lernenden halt schwierig ist, weil sie sowieso (-) ja (.) erst die Sprache lernen und dann gleich äh (.) irgendwie so Mischformen (.) vielleicht irgendwie schwierig (-) sein könnten. Ich selber aber, wenn ich unterrichte (o.8) ähm versuch's schon. (IP 4_akad.)

IP 3 ist die einzige Befragte der Akademikerinnen und Akademiker, die sich klar gegen genderbewusste Sprache ausspricht. Sie greift dazu vor allem auf Topoi der (In-)Effektivität und Irrelevanz zurück. Das geschlechtsübergreifende Maskulinum ist für sie bereits eine effektive Form, um nicht nur mentale Repräsentationen von Männern zu evozieren (Bsp. 498), während genderbewusste Sprachformen keinen Mehrwert mit sich brächten, sondern Energien für »wirklich Gleichstellung« (Bsp. 499) verbraucht würden:

498) [A]lso mir war schon klar, wenn da von ihre Schüler haben sie vorschlagen, hab ich jetzt nicht gedacht, es sind alles Jungs oder es ist nur ein Schüler [...], sondern war so in- ja gut ihre Klasse hat sie halt vorgeschlagen. (IP 3_akad.)

499) Und dann denke ich mir, ey, nutz doch die Energie mal für wirklich Gleichstellung was Arbeitsbedingungen oder Gehalt angeht. So irgendwas, was dann wirklich auch alle spürbar betrifft. (IP 3_akad.)

Im Gegensatz zu bspw. IP 1, IP 5 und IP 6, die mit linguistischer Relativität und sprachlicher Wirkmacht argumentieren, zeigt sich im Interview mit IP 3 ein anderes Sprachverständnis – Sprache sei »nicht so wichtig wie de[r] Hintergrund«, habe also im Vergleich zu gleichstellungspolitischen Fragen und anderen »aktuellen Krisen auf dieser Welt« (IP 3_akad.) nicht die gleiche Relevanz. Sprache habe keinen Einfluss auf Gleichstellung, sondern verschleierte bei Markierung aller Geschlechter vielmehr, dass es noch Ungleichheiten gebe und entspreche somit nicht der Realität – eine weitere Verwendung des Topos der Realitätsferne:

- 500) [I]n meiner Wahrnehmung bildet Sprache dann nicht die Realität, sondern geht halt so- versucht, so ein Konstrukt zu schaffen, das nicht in der Realität existiert äh, weil's einfach viele Bereiche gibt, wo es nicht gleichberechtigt ist. (IP 3_akad.)

Mit geschlechterbewusster Sprache werden IP 3 zufolge auf der sprachlichen Oberfläche Referenzen markiert, die für sie von vornherein klar sind; die Markierung ist entsprechend irrelevant, da das geschlechtsübergreifende Maskulinum bereits als Hyperonym fungiere. Aus sprachideologischer Perspektive kann für die Befragte demnach im Gegensatz zu den befürwortenden Interviewten dieser Gruppe kein Abbildideologem festgehalten werden; vielmehr ermöglichen Personenreferenzen den Aufruf von Weltwissen über alle »Leute, die diesen Beruf ausüben« (s. Bsp. 501). Die Irrelevanz und Ineffektivität geschlechterbewusster Sprachformen wird im zweiten untenstehenden Zitat (502) auch auf lexikalischer Ebene durch die Kontrastierung von Konjunktiv im Haupt- und Indikativ im Nebensatz verstärkt:

- 501) Weil mir immer klar war, der Überbegriff Lehrer oder Polizist oder wie auch immer bezieht alle Leute, die diesen Beruf ausüben ein und ist [...] keinem Geschlecht angehörig. [...] So ist das in meinem Kopf. (IP 3_akad.)
- 502) Weil das Ziel wäre ja, dass man explizit Männer und Frauen mitdenkt, was ich auch bei Text eins tue. (IP 3_akad.)

Die Irrelevanz von Sprache hebt die Befragte, ähnlich wie dies auch in den medialen Daten zu finden ist, daneben auch mit einem parodierenden Beispiel hervor, verstärkt mit einem epistemischen *Stance* (»Ich weiß«):

- 503) Das ist ein bisschen, wie wenn man in Texten so ganz explizit darauf hinweist, dass Menschen zwei Beine haben. So. Und sagen würden übrigens, wenn wir jetzt von Mensch reden, dann auch mitdenken, es gibt zwei Beine an dem Menschen und dann müsste man aber auch noch einmal ein Extra-Ding machen für den, der nur ein Bein hat, weil er dann irgendwie doof gelaufen, Unfall- wie auch immer und das wär so- also warum (.) einfach? Wieso willst es du mir extra erklären? Ich weiß, es gibt Menschen verschiedener Beinarten ((lacht)). (IP 3_akad.)

Mit der irrelevanten Markierung von Geschlecht gehe eine Betonung und Fokussierung von Aspekten einher, die eigentlich nicht extra betont werden müssten und irrelevant seien: »Ich finde Geschlecht auch sowas Banales.« (IP 3_akad.) Vielmehr bedeute die Markierung eine Gefahr, insbesondere für Jugendliche, die durch die sprachliche Fokussierung auf einen weiteren Identitätsaspekt aufmerksam gemacht würden, der sie in ihrem Aufwachsen potenziell verunsichern könnte:

- 504) [I]ch frag mich halt, welche Krisen das für junge Leute auslöst, dieses Thema so in den Fokus zu rücken. Weil man muss ja, wenn man aufwächst, dann- äh keine Ahnung, erstmal rausfinden, was für ein Typ bin ich eigentlich, durchläuft abartig viele modische Phasen und sowas. Dann fragt man sich vielleicht noch, mit wem will ich gerne knutschen oder wie komme ich bei andern an und jetzt muss ich mir noch überlegen, was für ein Geschlecht will ich eigentlich sein, weil möglich ist auf einmal alles. (IP 3_akad.)
- 505) Weil je größer man's macht, desto mehr Fokus ist drauf und das, glaube ich, macht mehr Krise, wenn man jung ist, (.) als dass das irgendwie den Blick öffnet oder Sicherheit gibt. (IP 3_akad.)

Der Topos der Gefahr, der in diesen Interviewpassagen deutlich wird, wird auch in den anderen Interviews sichtbar, wenngleich er dort mit Blick auf andere Aspekte spezifiziert wird. IP 1 sieht, wie weiter oben bereits ausgeführt, zum einen Gefahr für die Wahrnehmung der eigenen Person im beruflichen Umfeld, d.h. die Gefahr, nicht mehr ernstgenommen zu werden. Zum anderen aber sieht er auch Gefahren für die Sprache, die sich auch in den medialen Daten zeigen (vgl. 8.4.8): Wenn Sprache zu sehr mit aufgeladenen Sonderzeichen überfrachtet werde, die das Verständnis und den Lesefluss (s. auch den Topos der Komplexität und Verständlichkeit) erschweren, bestehe Gefahr für die Sprache, da man sie »halt auch kaputtmachen« (IP 1_akad.) könne. Die Betonung dieser Gefahr ergibt sich für den Interviewten dabei auch aus der persönlichen, im Sinne der beruflichen Relevanz exakter Sprachbenutzung – Sprache wird an dieser Stelle metaphorisch mit einem Werkzeug gleichgesetzt, das präzise eingesetzt werden müsse:

- 506) Also von meiner Profession her arbeite ich mit Sprache. Sprache ist- kann man auch wirklich als Werkzeug sehen und benutzen und dann ist es einfach wichtig, präzise damit umgehen zu können. Man kann aber auch Sprache so weit kaputtmachen, dass das nicht mehr möglich ist oder dass das halt nur stört. (IP 1_akad.)

Andere Befragte dagegen sehen Gefahren vor allem durch die aufgeladene und »emotionsbehaftet[e]«, »politische, gesellschaftliche Debatte« (IP 4_akad.), an die sie sich, bspw. im Kollegium, »noch nicht drangewagt« (IP 4_akad.) hätten. Die Lexik unterstreicht in diesem Zitat die drohende Gefahr und Angst, die mit dem Thema und seiner Verhandlung assoziiert werden. Dadurch bestehe die Gefahr, vom eigentlichen Thema des Gesprächs abzukommen und den Fokus zu sehr auf den jeweiligen Sprachgebrauch zu lenken, sodass die Verständigung nicht mehr funktioniere:

- 507) [...] wenn man ein Gespräch führt (0.7) und das dann (0.5) auf so- (0.6) so ein Meta-Gespräch über die Art des Gesprächs wird (-) und man dann wegkommt vom Inhalt, also- (-) auch wenn- (.) wenn- (.), wenn man so Grammatikfehler oder so (0.5) korrigiert. [...] also, wenn man- (.) wenn man da so ein so ein Gesprächsfluss irgendwie unterbricht (.) [...]. (IP 5_akad.)

Für IP 2 ist ebendiese Gefahr der Grund für die Nicht-Verwendung von genderbewusster Sprache in bestimmten Kontexten bzw. mit bestimmten Interaktionspartner*innen (s. zum Thema Akkommodation auch das folgende Kapitel):

508) Ich merke schon, dass ich manchmal bewusst das dann [...] nicht mache, aus Sorge, dass sich daran jemand stoßen könnte, dass dann äh (2.5) ähm ja tatsächlich weggehen könnte vom Inhalt zu einem hä, warum redest du so? (IP 2_akad.)

Auch die zweite Lehrerin, IP 6, sieht Gefahr in der Nutzung genderbewussten Sprachgebrauchs. Für sie liegt dieser aber eher im Potenzial geschlechterbewusster Sprache, »group marker« (IP 6_akad.) zu sein und Menschen auszuschließen, die sich »nicht so viel damit auseinandergesetzt« (IP 6_akad.) haben – dies laufe ihrem eigentlichen Interesse an der Nutzung zuwider, mithilfe genderbewusster Formen zu inkludieren (vgl. Topos der Effektivität):

509) [I]ch will ja eher einschließen dadurch und niemanden ausschließen. (IP 6_akad.)

10.4.6 Kontextdifferenzierung: Interaktionspartner*innen und Akkommodation

Mit Blick auf die herausgearbeitete Modalisierung und auch bezogen auf die Textsortendifferenzierung und die abgestufte Relevanz genderbewusster Sprachformen in verschiedenen Kontexten ergibt sich auch die Feststellung von Akkommodation für die Sprachpraxis der Interviewten, von IP 5 selbst mit diesem Begriff aufgebracht:

510) IP 5: [D]a gibts ja diese Accommodation Theory (0.6) und da glaub ich hundert Prozent dran (0.6) also das äh (0.5) Ich merk das auch, also (-) auch mit Dialekt und nicht-
I: Mh.
IP 5: Äh (2.6) und bestimmt auch (-) beim Gendern, (.) das glaub ich auf jeden Fall auch, dass das in anderen- (0.6) Kontexten oder in bestimmten Kontexten anders-, (-) dass ich das auch anders mach. (IP 5_akad.)

Es zeigt sich auch insofern eine Form der Kontextsensibilität und des *self-monitoring*, als die Befragten keine für alle Kontexte und Textgenre konsistente Sprachform verwenden bzw. fordern, wenngleich IP 2 sich eine solche für sich selbst durchaus wünscht und die Nicht-Verwendung eher mit potenzieller Ablehnung und Fokusverschiebung auf den Sprachgebrauch und weg vom Gesprächsinhalt begründet und »von Ausnahmen« spricht, in denen sie darauf verzichtet, wenn sie bspw. das Gefühl habe, Gesprächspartner*innen »damit auch nicht positiv beeinflussen« (IP 2_akad.) zu können.³² Sie entscheide sich in solchen Situationen für »pick your battles« (IP 2_akad.), also dafür, ihre Energie nicht für eine, in ihrer Wahrnehmung nicht zielführende Diskussion aufzuwenden. Ihre Nicht-Nutzung resultiert aus der antizipierten Gefahr einer metadiskursiven Verhandlung des Sprachgebrauchs in bestimmten Situationen – insbesondere

32 Bei einer skalaren Zuordnung ließe sie sich wohl am weitesten pro genderbewusster Sprache einordnen. Ausdruck dieser gewünschten Konsequenz ist bspw. auch ihr Wunsch nach Gendern von Erstgliedern von Komposita im vorgelegten Zeitungsartikel wie bspw. *Schülerherzen*, den auch IP 6 äußert (vgl. zur Wahrnehmung von Maskulina im Erstglied von Komposita und der, Experimenten zufolge, für geschlechtsübergreifende mentale Repräsentation eher nicht nötigen Verwendung genderbewusster Sprachformen in diesen Bross & Kurz 2023; Bross 2024).

in Gesprächen mit älteren Männern in der Autowerkstatt oder mit dem Schwiegervater (vgl. auch an dieser Stelle wieder die Zuschreibung der Ablehnung geschlechterbewusster Sprache durch »alte weiße Männer«). Auch IP 6 erklärt, dass sie genderbewusste Sprache »vielleicht [...] mit Personen, die es nicht machen, [...] selber dann weniger verwenden« würde; es »hängt [...] so ein bisschen ab, wer mein Gegenüber ist« (IP 6_akad.). Die Nicht-Nutzung sei dabei, anders als bei IP 2, auch keine bewusste Entscheidung, sofern ihr Gegenüber ohne ein Bewusstsein für und Kenntnis über geschlechterbewussten Sprachgebrauch diesen nicht verwendet:³³

511) IP 6: Und ich glaub aber, dass ich es tatsächlich manchmal unterbewusst (1.5) auch nicht verwende, (-) wenn ich das Gefühl habe, (.) dass das Leute ähm (2.8) dass ich damit ein Unwohlsein bei Leuten (.) verursachen kön[n]te.]

I: [Mhm.]

[...]

I: Ähm gibt's irgendwie, (0.6) wenn du sagst, manchmal unterbewusst nicht, (0.5) gibt's irgendwas woran du das festmachst,

[wo- (.) wie du dich] entscheidest?

IP 6: [Mhm, <<lachend> schlaue Frage]

(2)

IP 6: Ah wahrscheinlich schon ein bisschen daran, ob die andere Person es macht.

(-)

I: Mh_hm.

IP 6: Also, (.) weil, wenn's jemand nicht macht, dann- (.) also es kommt drauf an. Wenn es jemand nicht macht und ich habe das Gefühl ok das ist jemand, der aber sehr gut mit der Debatte vertraut ist, und es zum Beispiel provokativ nicht macht, also- (1.6) keine Ahnung äh (2.5) ich hab jetzt noch nie jemand von der A:EF:DE: getroffen, aber ((lacht)) ne? Könnt ich mir vorstellen, dass es da Leute gibt, die das eben bewusst nicht verwen[den] (.) und da würde ich es dann wahrscheinlich (.)

I: [Mhm.]

IP 6: sozusagen als Kampfansage bewusst verwenden. (0.8) Aber wenn ich merke, jemand spricht einfach und (0.5) hat- (.) also ja genau, verwendet es nicht und hat, also meiner Einschätzung nach, auch kein Bewusstsein dafür, dann glaub ich, dass ich es [nicht verwende.]

I: [Ja.]

Auch an dieser Stelle wird somit der Symbolcharakter genderbewusster Sprache und die politische Selbstkundgabe durch die (Nicht-)Nutzung deutlich, der in den Interviews mit Gruppe 2 noch zentraler ist (s. dazu Kap. 10.5.2). In Verbindung mit dem Gefahren-topos, dem Topos der Komplexität und einem potenziellen Nicht-Verstehen bei der Verwendung genderbewusster Sprache erklärt IP 2, dass sie bei Interaktionspartner*innen mit wenigen Deutschkenntnissen auf genderbewussten Sprachgebrauch verzichte:

33 Vgl. dazu auch die oben bereits angeführte Gefahr der Exklusion durch den »group marker« Gendern, die ebenfalls von IP 6 aufgebracht wurde.

- 512) [H]atte jetzt letzts eine Familie, die halt extrem wenig Deutsch gesprochen hat, wo ich mir dann halt gedacht hab, wenn ich in so einer Situation jetzt dann gendern würde, dann würde das dann glaub ich eher noch die Verständigung erschweren [...]. (IP 2_akad.)

Auch IP 4, die Deutsch unterrichtet, erklärt, dass sie die verwendete Sprachform an den jeweiligen Kontext und insbesondere die Sprachkenntnis der Teilnehmenden ihrer Deutschkurse anpasst:

- 513) Also auf niedrigen Niveaustufen (0.8) mache ich das nicht (-) mit Gendergap oder -stern, (0.5) also vielleicht höchstens, wenn ich mal was aufschreibe, aber eher selten, sondern versuch ich dann die männliche und die weibliche Form halt zu nennen, weil ich halt denke (-) okay (.) das ist wirklich jetzt äh schwierig auch zu erklären, warum ich das mache (-) [...] und auf höheren Niveaustufen mache ich das aber (.) schon. Also versuche ich [...]. (IP 4_akad.)³⁴

Die verschiedenen Differenzierungen in den Interviews belegen, dass den akademisch ausgebildeten Befragten, die eine befürwortende Position vertreten, vor allem der symbolische Gehalt von geschlechterbewusster Sprache bewusst ist und dieser als wichtig erachtet wird. Gestützt durch Topoi der Effektivität (wiederum gestützt durch Verweise auf Autoritäten) oder Sichtbarkeit und Abbildung wird die (persönliche) Relevanz der Verwendung betont. Gleichzeitig modalisieren die Befragten ihre Aussagen, konzedieren, dass Sprachgebrauch mit dem Asterisk anstrengender, schwieriger zu verstehen und zum Teil »nervig« (unter anderem IP 1) sei, ihnen aber aufgrund der postulierten Effektivität wichtig genug ist, um sich um eine Umsetzung und Verbreitung insbesondere in öffentlichen Kontexten zu bemühen und darauf zu hoffen. In anderen Kontexten und mit Blick auf verschiedene Interaktionspartner*innen dagegen verwenden sie weniger oder andere geschlechterbewusste Formen als den Asterisk.

Während die Interviews mit den Akademikerinnen und Akademikern also ähnliche Zuschreibungen zu und Topoi pro (und kontra) geschlechterbewusstem Sprachgebrauch wie die Texte der medialen Debatte verdeutlichen, können deutlich mehr Differenzierungen, Zugeständnisse an Kritiker*innen und Modalisierungen beobachtet werden. Angesichts der unterschiedlichen Textsorten und eventuell auch bedingt durch das Umfeld, in dem die Befragten rekrutiert wurden, ist dies zwar nicht allzu überraschend, aber dennoch wert, festzuhalten, dass die Polarisierung der Debatte, die den Mediendiskurs kennzeichnet, in den Interviews nur in sehr begrenztem Maße aufscheint. Vielmehr werden mehr Abwägungen und mehr Graustufen sichtbar und eine so klare Polarität und epistemische und deontische Stärke wie bei den medialen Texten oder bspw. auch in Ackes (2023) Untersuchung des Diskurses auf Twitter ist nicht festzustellen.

34 Mit der Beidnennung auf niedrigeren Niveaustufen nutzt IP 4_akad. damit in ihrem Unterricht andere Formen geschlechterbewussten Sprachgebrauchs als in von Stummer (2024) untersuchten Lehrwerken für Deutsch als Fremdsprache. In diesen werden vorrangig geschlechtsübergreifende Maskulina verwendet (vgl. Stummer 2024: 20). Zu Schwierigkeiten für Deutsch als Fremdsprachenlehrende in Bezug auf das Genusystem des Deutschen und den Umgang mit genderbewussten Sprachformen vgl. Djavadghazaryans (2020).

Insbesondere der symbolische Charakter der Nutzung genderbewusster Sprachformen zeigt sich auch in den vier Interviews mit den trans nicht-binären Befragten. Gleichzeitig aber unterscheiden sich die befragten Gruppen in einigen Aspekten voneinander, bspw. in Bezug auf die Differenzierung und die festgestellten bzw. aufgerufenen Indexikalitäten verschiedener Formen geschlechterbewusster Sprache sowie mit Blick auf die empfundene existenzielle Dimension, die z.T. für die Interviewten in Gruppe 2 mit dem Thema einhergeht.

10.5 Trans nicht-binäre Befragte – Gruppe 2

Die vier trans nicht-binären Befragten differenzieren ähnlich wie die Gruppe der akademischen Interviewten ausgehend vom vorgelegten Textmaterial zwischen den vier verschiedenen Sprachformen. Anders als in Gruppe 1 aber werden in diesen Interviews nicht fast ausschließlich Sprachformen mit Asterisk oder anderen grafischen Sonderzeichen als geschlechterbewusster Sprachgebrauch wahrgenommen, sondern auch die anderen Varianten. IP 3_tin bspw. benennt im Sprechen über den dritten Text, in dem das Binnen-I genutzt wurde, auch dieses als *Gendern*: »wenn in so nem Text halt, ähm, ja irgendwie Gendern benutzt wird« und bezieht sich auf die im Anschluss höhere Erwartbarkeit für die Verwendung genderbewusster Formen auch im Erstglied von Komposita, die auch IP 4_tin in diesem Zusammenhang erwähnt. Dieser Beleg zeigt beispielhaft, dass für die vier Interviewten auch Beidnennung und Binnen-I als Formen geschlechterbewusster Sprache verstanden werden, wenngleich sie nicht präferiert werden (mehr dazu unten) – anders als es insbesondere im medialen Diskurs der Fall ist, in dem Asterisk und Glottisschlag weitestgehend mit genderbewusstem Sprachgebrauch gleichgesetzt werden. Es wird demnach in den Interviews mit Gruppe 2 für das Feld geschlechterbewusster Sprache mehr Variation anerkannt, die Formen werden aber z.T. unterschiedlich (indexikalisch aufgeladen) wahrgenommen. Diese Wahrnehmung von Variation zeigt sich dabei auch lexikalisch in der Benennung der Varianten, die linguistische Terminologien teilweise aufgreifen und bspw. von »Beidnennung« (IP 2_tin), »Binnen-I« (IP 1_tin) »Glottisschlag« (IP 1_tin) und »Glottal stop« (IP 2_tin) oder gewählten Registern (IP 2_tin) sprechen. Insbesondere die beiden Befragten 1 und 2, für die geschlechterbewusster Sprachgebrauch normalisiert und gewohnter ist als für die beiden anderen Befragten, nutzen die entsprechende Terminologie. Die beiden anderen Befragten greifen dagegen eher auf Vokabular zurück, das auch in Gruppe 1 zu finden war und sprechen bspw. vom »große[n] I« (IP 4_tin) oder einem »bewusste[n] (-) Verweiblichen unter Anführungszeichen« (IP 4_tin), wenn in der eigenen Sprachpraxis geschlechtsübergreifende Feminina genutzt werden. Diese Trennung zwischen den vier Interviewpartner*innen wird im Verlaufe dieses Kapitels auch mit Blick auf andere Phänomenbereiche erneut sichtbar werden. Im Folgenden werden mit Blick auf den Gegenstand des Diskurses zuerst die verschiedenen Salienzen und erste Verortungen der verschiedenen Stile durch die Befragten analysiert, bevor mit dem Symbolcharakter verschiedener Formen und ihrer emblematischen Aufladung das zentrale Motiv der vier Interviews herausgearbeitet wird, das allerdings auch in den Verortungen verschiedener Stile bereits anklingen wird.

10.5.1 Salienzen und Verortungen von Sprachformen für Gruppe 2

Salient sind die Personenreferenzen in den Texten für IP 1, 2 und 3 bereits ab dem ersten Text, für IP 4 mit dem zweiten. Anders als bei Gruppe 1 werden die in den Texten verwendeten Formen Binnen-I und Beidnennung auch als genderbewusste Sprache wahrgenommen und, wie Kotthoff (2020: 9–10) oder Kalwa (2022: 656) dies beschreiben, mit einem binären Verständnis von Geschlecht verbunden:

- 514) [U]nd heißt das, wir wollen, dass (0.8) Männer und Frauen (-) gleichmäßig repräsentiert sind in unserer Sprache, und das wird eben hauptsächlich zu so Binnen-I. (IP 1_tin)
- 515) Also, weil ich doch tatsächlich Binnen-I als (-) Kennzeichnung von äh männlichen und weiblichen, also von binären Kategorien also irgendwie lese- (IP 2_tin)

Die Verortung von Binnen-I und Beidnennung in einem Paradigma binärer Geschlechtlichkeit, in dem unter anderem nicht-binäre Menschen »immer noch nicht mitgemeint« (IP 3_tin) sind und »unsichtbar bleiben« (IP 3_tin) geht einher mit einer Verortung dieser Sprachpraxis unter anderem im Zweite Welle-Feminismus, im Zuge dessen entsprechende Forderungen aufkamen (s. Kap. 2 und 3 für einen Überblick über die Entstehung verschiedener Formen):

- 516) Ehm oder, ich glaube, viele Leute so aus der Zweiten Feministischen Welle sind einfach sehr starke Vertreter*innen auch des Binnen-Is. (IP 1_tin)

Auch andere Formen sind für die Befragten indexikalisch aufgeladen. Grafische Sonderzeichen werden dabei als Symbol gewertet, das zum einen auf die Existenz geschlechtlicher Vielfalt jenseits von binären Kategorien verweise und zum anderen den Wunsch nach Inklusion ebenjener Personen verdeutliche:

- 517) Ähm (0.9) und dagegen halt (0.8) Versuche wie so Sternchen, Gendergap, (-) Genderdoppelpunkt, obwohl der auch nochmal paar andere Diskussionen glaub ich hat, (1.9) wo's darum geht, okay wir wollen nicht nur, dass Männer und Frauen hier gerade gleichberechtigt auftreten, sondern (0.8) es gibt Menschen, die sich abseits von der binären Zweigeschlechtlichkeit verorten, ähm (0.6) deren Geschlecht nicht Mann oder Frau ist, (-) ähm wir wollen, dass die Leute auch mit (1) gegendert werden in unsern Texten. (IP 1_tin)

Das geschlechtsübergreifende Maskulinum ist für alle Befragten gewohnt bzw. normalisiert, wenngleich es auch Abstufungen in diesen Aussagen und unterschiedliche Wertungen gibt. Insbesondere für IP 1 ist die Nutzung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums zwar gewohnt, aber inzwischen überholt; dieser Sprachgebrauch finde sich – auch durch bewusste Auswahl dieses (Bsp. 518) – im Umfeld des*der Befragten nicht mehr und erinnert an »die Schulzeit von meinem Vadder« (IP 1_tin) – wer das Maskulinum bewusst als geschlechtsübergreifende Form nutze, gendere konsequent nicht und wird als der Zeit hinterher beschrieben: »[...] hallo? Wo haben Sie die letzten dreißig Jah-

re [...] verbraucht?» (IP 1_{tin}) – es wird also davon ausgegangen, dass der Diskurs um das geschlechtsübergreifende Maskulinum große Verbreitung hat(te):³⁵

518) I: Wär' das (-) weil wir jetzt gerade viel über das Binnen-I gesprochen haben, ähm (2.9) ordnest du (.) oder hat das einen Einfluss auf deine Situationsbewertung, Gegenüberbewertung vielleicht, wenn die Person dir gegenüber ein (-) generisches Maskulinum verwendet oder so einen (.) mischmasch Stil nenn ich ihn jetzt mal? (1) Oder ist das sehr (0.9) auf das Binnen-I (1) [ähm bezogen?]

IP 1:

[Ja, also ich glaube Leu-]

IP 1: Leute, die wirklich (0.6) ich spreche nicht mit Leuten, die wirklich noch ernsthaft im generischen Maskulinum reden.

I: Mhm.

IP 1: Das existiert in meinem Umfeld nicht mehr und ich hab' mir auch ganz bewusst ein Umfeld gesucht, in dem das so ist.

Für IP 2 ist der Text mit dem geschlechtsübergreifenden Maskulinum zwar »fast genauso in meinen Lesegewohnheiten wie der Sternchentext« und entsprechend verständlich, wird aber negativer bewertet als Texte mit dem Asterisk; das geschlechtsübergreifende Maskulinum bedeute, dass der Text »minus die Freude überall« gelesen und als »irgendwie kacke« (IP 2_{tin}) beschrieben wird. Grund dafür sind die politische Zuschreibung und der damit einhergehende Minderheitenstress³⁶ (ausführlicher zur hier bereits anklingenden Essentialität von Sprache, die mit dem eigenen Geschlecht zusammenhängt, weiter unten):

35 Ähnlich wie bei IP 4_{akad.} beschrieben (»Hans-Dieter«), nutzt auch IP 1 einen – interessanterweise sehr ähnlichen – Eigennamen, um ein stereotypes Bild eines aufgrund des Namens vermutlich deutschen, weißen, bildungsbürgerlichen Mannes aufzurufen, der das geschlechtsübergreifende Maskulinum nach wie vor nutze: »Oder also keine Ahnung, wenn das jetzt n- keine Ahnung, das ist Hans Peter aus dem Feuilleton von XY und der schreibt jetzt nen Roman und der schreibt den so, ich glaube, dann würde ich mir denken nee danke, kein Bedarf.« (IP 1_{tin}). Für beide Beispiele kann in diesen Beispielen eine beginnende Deonymisierung und beginnende Appellativisierung festgestellt werden: Die Namen werden nicht verwendet, um zu referieren und somit zu individualisieren, sondern um ein stereotypes und negativ bewertetes Bild aufzurufen. Dieser Prozess ist für die Belege aber noch nicht besonders weit fortgeschritten, da beide Namen im Singular und ohne Indefinitpronomen verwendet werden. Auch für die Zuschreibung der Autorenschaft und damit einhergehende Verortung in Bezug auf Geschlechterverständnisse greift der*die Befragte auf ein ähnliches Verfahren zurück und spricht davon, bei Texten mit binären genderbewussten Sprachformen nicht zu wissen, »wer ihr so seid, was ihr sonst noch so (-) ob ihr eigentlich Alice Schwarzer Fanclub seid« (IP 1_{tin}). In beiden Fällen dient ein Name dem Aufruf eines bestimmten Stereotyps (vgl. dazu auch Pang 2010), das die Indexikalität von geschlechtsübergreifendem Maskulinum und Binnen-I für IP 1_{tin} kondensiert aufzeigt und eine Outgroup schafft, von der potenzielle Gefahr ausgeht bzw. die als überholt und irrelevant dargestellt wird.

36 Die sogenannte *Minority stress theory* gründet in der Annahme, dass gesundheitliche Ungleichheiten sexueller Minderheiten im Vergleich zu heterosexuellen Menschen durch ein Mehr an (sozialem) Stress entstehen, der in der Stigmatisierung ihrer Identität begründet ist. Im Laufe der Zeit wurde die Theorie erweitert und erkennt inzwischen unter anderem auch die Rolle von Cisnormativität und die daraus resultierenden besonderen Stressoren für nicht-binäre Personen an, die bspw. Misgendern oder die Invalidierung ihrer Existenz sein können (vgl. Frost & Meyer 2023: 2; Göth 2021: 8). Auf jenen besonderen Stressor des potenziellen Nichtanernehmens der eigenen Existenz wird im Kontext des angeführten Zitats hingedeutet.

519) Genau, also d-der, ja, die Sehgewohnheit ist da, aber der, der Minority-Stress funkt da so ein bisschen dazwischen. (IP 2_tin)

IP 2_tin erklärt darüber hinaus, dass inzwischen (zur Entstehung und Veränderung der Sprachpraxen der Befragten s. weiter unten) auch abseits der vorgelegten Texte Maskulina für den*die Interviewte*n salient seien:

520) Ja, (-) das ist bei mir tatsächlich ein Phänomen der letzten (-) fünf bis sieben Jahre, aber das mir sofort auffällt, wenn da steht fast jeder (0.9) hat so eine Erinnerung, (-) der Lehrer (0.6) und so weiter. (IP 2_tin)

Für IP 1 und 2 lässt sich festhalten, dass Texte im geschlechtsübergreifenden Maskulinum keine Verständnisprobleme bereiteten – wie IP 1 für grundsätzlich alle Texte festhält –, die Zuschreibungen und Aufrufe, die unter anderem mit dem geschlechtsübergreifenden Maskulinum einhergehen, aber doch »Störfaktoren« (IP 2_tin) darstellten und als etwas zu Änderndes oder Korrigierendes den Fokus vom eigentlichen Textinhalt weglenkten:

521) IP 2: Also für mich ist das tatsächlich ein (-) Groll gegenüber dem generischen Maskulinum ein großer Störfaktor für mein Leseverständnis.

I: Mhm.

IP 2: ((lacht))

I: Ja.

IP 2: Also, ich bin da sehr damit beschäftigt mich irgendwie zu regulieren, (-) ähm, beziehungsweise denke schon im Lesen drüber nach, wie ich's anders formulieren würde [...].

522) [A]lso ich glaube da b- (-) oder dass dann (2.2) ich merk' manchmal, da geht fast schon so ein (0.6) also da zieht sich so richtig bei mir die Augenbraue hoch und ich denk mir so aha (0.7) ähm und bin gefühlt mehr so im (.) Rotstift-Korrigieren drin als im okay, (.) ich nehm' dich gerade an als Text und les' dich und versteh dich und (0.8) so. (IP 1_tin)

Formen geschlechterbewusster Sprache sind für die beiden Befragten IP 1 und 2 für den Alltag, insbesondere im privaten Umfeld normalisiert; im

523) Freund*innenkreis ist es auch irgendwie- (-) ja, also ist es auf jeden Fall Konsens, dass (-) es äh gut und richtig ist, irgendwie möglichst genderneutral, inklusiv, abdeckend, irgendwie zu sprechen. (IP 2_tin)

524) [...] es gibt so ein grundsätzliches (1.6) Wohlwollen und Vertrauen (.) auch, dass (2.3) hm (1.2) ja, dass Leute sich inklusiv ausdrücken möchten. (IP 1_tin)

Demgegenüber stehen in der Gruppe der trans nicht-binären Befragten IP 3 und 4. Obgleich IP 3 das Maskulinum wahrnimmt und bspw. in den anderen vorgelegten Texten durch die Kontrastierung mit geschlechterbewussten Sprachformen als spezifisch und nicht geschlechtsübergreifend liest, ist der erste Text mit geschlechtsübergreifendem Maskulinum »für mich schon noch (-) so ein- (.) normaler, <<lachend> gewohnter Text« (IP 3_tin). Der gleiche Text bringt IP 4 dazu, spontan von einer Englischlehrerin der eigenen Schulzeit zu erzählen; das Maskulinum wird also von dem*der Befragten nicht nur

nicht spezifisch gelesen, sondern ermöglicht den Aufruf der Erinnerung an eine Frau. Entsprechend erklärt IP 4 im weiteren Gesprächsverlauf denn auch die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums zur seit der Prägung in der Kindheit gewohnten Alltagspraxis, die nur im beruflichen Alltag in der Wissenschaft nicht mehr erwartbar sei und somit milieuspezifisch aufgeladen ist:

- 525) Weil klar, mir sin- mir sind ja alle geprägt durch die Sprachmuster, die uns als Kinder beigebracht worden sind und deswegen- (.) deswegen, (-) i würd' jetzt lügen, wenn i jetzt sagen würd', dass i jetzt in einer- dass i jetzt in einer alltäglichen Diskussion jetzt sagen würd', (-) ja die Lehrkräfte sind unterbezahlt, dann sag i au, ja Lehrer sind unterbezahlt. (IP 4_tin)
- 526) IP 4: Ähm und (-) i denk', (-) wenn man sich jetzt eben den Dialekt anschaut, (1.2) dann würden wir die Leute einen, (-) da, wo i wohn', also jetzt in (*Ortsname*), glaub' i eher komisch anschauen, wenn man in einem (-) normalen Gespräch jetzt (0.6) von Lehrkräften statt von Lehrern spricht.
I: Mh_hm.
(0.7)
IP 4: Also i denk' das Wort hat halt einfach den Gebrauch jetzt nit so, beziehungsweise (1.6) in den- (-) mit den Leuten, mit denen i halt jetzt (-) viel zu tun hab. Also, es könnte sein, dass in anderen Milieus vielleicht (1) noch viel (2.4) noch sehr anderscht is, (-) aber mit die Leute, mit denen ich jetzt in einem alltäglichen Kontext viel zu tun hab', (-) da wird nit von Lehrkräften und Studierenden gsprochen.
- 527) Ah, also wie gsagt, (-) also i denke in einer schriftlichen (-) äh in einer mündlichen Konversation, also in einer verbalen Konversation mit andere Leute- (2.6) pff, also i muss wirklich überlegen, ob i jemals wirklich drauf acht, [...] dass- (-) dass i besonders gender. (IP 4_tin)

Geschlechterbewusster Sprachgebrauch wird somit durch den Topos der Realitätsferne für IP 4 als nicht der alltäglichen Lebenswelt zugehörig beschrieben. In der Wissenschaft wiederum sei der Asterisk normalisiert und ist für die*den Befragte*n »Kernteil einfach auch der Aufgabe auch irgendwie« (IP 4_tin), ist also für den Arbeitsbereich Wissenschaft normalisiert und erwartbar. Auch für die anderen Befragten gelten Asterisk und Glottisschlag als (auch) der universitären bzw. wissenschaftlichen Sphäre zugehörig, wobei IP 2 betont, dass Gendern zwar »zu gewissen Milieus gehört, aber da gibt's glaub noch mal ne Bandbreite unter diesem Dach sozusagen«:

- 528) Äh, ich hör einfach nur sehr oft in so- (1) äh oder ich glaub', ich hab' die Assoziation, dass ich (1.1) konsequentes (1.7) also wirklich konsequentes Gendern eigentlich fast nur (-) äh aus äh (-) entweder so offiziellen Texte kenne oder (0.8) bei irgendwelchen Aufrufen von <<lachend> Fachschaften.> (IP 3_tin)
- 529) [U]nd dann gib'ts- (-) und dann- und das wär' für mich doch nochmal ein anderes Milieu, ist eben so dieser akademische Kontext, den ich kenne ähm, die auch prekär beschäftigt sind, viele, aber manche eben auch irgendwie eine Professur innehaben und natürlich gendern ähm, aber eben aus einem ganz anderen, (0.6) aus einer ganz anderen Position heraus sprechen als (1.1) ja, [die anderen] Menschen, die ich gerade beschrieben hab'. (IP 2_tin)

Neben universitären Milieus wird geschlechterbewusster Sprachgebrauch, speziell mit dem Asterisk, Gruppen mit dem »Label queer-links-alternativ« (IP 2_tin) und geschlechterbewusster Sprachgebrauch allgemeiner Institutionen zugeschrieben. Grund dafür sei eine inzwischen breitere Verwendung genderbewusster Sprachformen, aus der die Notwendigkeit – ausgedrückt durch das Modalverb *müssen* – der Nutzung für »große Institutionen« resultiere:

- 530) Zumindest für große Institutionen, die (0.5) müssen auch einfach gendern inzwischen. (IP 1_tin)

Während geschlechterbewusste Sprache für IP 1 und 2 im Alltag normalisiert und wünschenswert ist – und bspw. auch in Notizen für den privaten Gebrauch genutzt wird³⁷ –, lässt sich dies für die anderen beiden Befragten nicht im gleichen Ausmaß festhalten. Sie verorten geschlechterbewusste Sprache vielmehr im Kontext öffentlicher und institutioneller (für IP 4_tin vor allem in wissenschaftlicher) Kommunikation und sehen insbesondere dort die Relevanz der Verwendung und Vermittlung – bspw. im Schulunterricht –, während die erhöhte Anstrengung und mehr *self-monitoring* die Nutzung im Privatbereich erschwert:

- 531) Und (-) es ist (-) einfach nicht gewohnt (0.8) noch für mich (-) ähm (0.9) das immer auszu- (-) sagen und es ist halt- es sind halt <<lachend> nochmal mehr Worte, die man sagen muss.> (1.2) Ist halt einfach so. (-) Ähm (-) genau, deswegen muss ich immer noch ein bisschen nachdenken, bevor ich (-) ähm (1.2) korrekt gendere. (IP 3_tin)

Im Privaten verwendet bspw. IP 3_tin in der Regel das geschlechtsübergreifende Maskulinum, weil Freund*innen sowieso wüssten, »dass ich halt nicht nur (-) äh (-) Männer meine oder so« (IP 3_tin) – die politische Signalwirkung der Verwendung ist demzufolge in diesem Kontext für die*den Interviewte*n nicht nötig. Die Verwendung geschlechterbewusster Sprachformen dagegen sei eine bewusste Entscheidung für ein Signal (vgl. Bsp. 532). Diese Positionierung stimmt mit der Befragten IP 2_akad. überein, die allerdings mit ihrer Inkonsequenz im privaten Bereich unzufrieden war.

- 532) I: Und hast du eine Idee, woran das liegt, also warum's (0.6) [für dich] in so- (1.7) in den Kontexten, in denen es potenziell breites Publikum ist, (-) relevant ist, und ähm (-) [so im privaten] Umfeld nicht?

IP 3: [[[lacht]]]

IP 3: [Mh_hm.]

(1.7)

IP 3: Äh, ja (-) ((lacht)) ähm (-) bei meinen Freunden hab' ich halt eher das Gefühl, (0.7) die wissen eh, wo ich stehe (-) [und wie] ich's meine.

37 »Mhm also sogar wenn ich mir irgendwelche Notizen mache, die gar nicht äh für die Öffentlichkeit bestimmt sind, mh, da mach ich dann tatsächlich öfter den Unterstrich äh weil der äh schneller geht als irgendein Sternchen zu malen ((lacht)), aber dass ich das trotzdem einfach schon so mit-höre, mitnotiere und ähm und mich dann tatsächlich selber also auch wieder freue, wenn ich dann wieder meine Notizen lese und das sehe-« (IP 2_tin).

I: [Mh_hm.]

IP 3: Und dass ich halt nicht nur (-) äh (-) Männer meine oder so [...] Aber- (-) ja genau, es ist auf jeden Fall auch so eine, so eine gewisse Signalwirkung, (-) die man, oder die ich aussende oder äh (-) aussenden möchte, wenn ich auch (1.9) ähm (1.1) ähm dann in Texten, die für andere Leute sind als meine Freunde (-) dann- (0.8) wenn ich in diesen Texten dann gendere. ((lacht))

I: [Mh_hm.]

IP 3: [Dass ich] dann halt schon sagen möchte (-) okay, ich hab'-, also ich mein hier halt wirklich (-) alle und alle sollen sich auch angesprochen fühlen.

10.5.2 Symbolische Aufladung und daraus resultierende besondere Relevanz

Aus den obigen Ausführungen zu Salienzen und Verortungen bestimmter Sprachformen im vorherigen Absatz ergibt sich, dass geschlechterbewusste Sprache und ihre (bewusste) (Nicht-)Nutzung für die Befragten symbolisch aufgeladen ist. Dieser Symbolcharakter ist zentrales und wiederkehrendes Motiv in den Interviews mit der zweiten Gruppe, das sich auf verschiedene Ebenen und Aspekte bezogen in allen vier Interviews zeigt. Durch diesen Symbolcharakter wird zum einen die jeweilige, subjektive Positionierung zu verschiedenen Formen begründet, zum anderen aber auch die im vorigen Abschnitt bereits angeklungene Verortung von Texten, Autor*innen und anderen Sprachnutzenden in Abhängigkeit von der jeweiligen, gewählten Form.

Die Zentralität der politischen Verortung aufgrund der in einem Text verwendeten Personenreferenzen, die andere Überlegungen z.B. zur Verständlichkeit verschiedener Formen oder der Angemessenheit dieser in verschiedenen Textsorten überschreiben kann, wird beispielhaft auch an folgendem Zitat von Interviewpartner*in 1 deutlich:

- 533) [...] ich glaub es ist voll wenig, was ich tatsächlich gut lesen kann und weniger gut lesen kann, weil ich einfach viel lese und, glaub ich, einfach (0.7) generell geübt bin, mir Texte verständlich zu machen, (-) sondern es ist mehr, was- (.) wo geht bei mir welche polit- (.) politische Debatte an und was verbind' ich mit der und wie sehr kann ich mich dann noch aufn Text einlassen, (0.7) weil ich mich gleich frag, okay steckt irgend- also was steckt dahinter, dass gerade nicht gegendert wird oder so gegendert wird, dass irgendwie (0.9) trans und nichtbinäre Personen vielleicht auch konsequent ausgeschlossen werden und ist das mit Absicht und (1.3) uäh. (IP 1_tin)

Das Textverständnis ist demnach nicht so sehr durch eine bestimmte Form, die besser oder schlechter verständlich ist, beeinflusst, sondern vielmehr von der durch die entsprechende Form ausgelöste Reflexion über den Text selbst sowie die mit der Frage der Personenreferenz verbundene politische Debatte. Bestimmte Formen, im Speziellen Binnen-I und Beidnennung, aber auch geschlechtsübergreifendes Maskulinum, sind symbolisch aufgeladen und fungieren daher für IP 1 »wie so eine Warnlampe oder so«, was entsprechende Reflexion über politische Verortungen von Text und Autor*in auslöst (vgl. auch das Sprechen über den »Störfaktor« geschlechtsübergreifendes Maskulinum weiter oben). Der durch die Lexik der *Warnlampe* aufgerufene Topos der Gefahr ergibt sich dabei vor allem aus der Essentialität, die mit Zuschreibungen zur (bewussten) Nutzung bestimmter Referenzformen einhergehen (ausführlicher dazu unten). Von

Relevanz für die Wahrnehmung bspw. eines Textes und der dort verwendeten Referenzformen als symbolische Selbstkundgabe ist die Frage der Intentionalität bei der Auswahl. Für alle Befragten ist die Wertung eines Textes davon abhängig, wie bewusst die Entscheidung für oder gegen eine bestimmte Sprachform war. Bei konsequenter Nutzung einer Variante wird eher auf eine bewusste Entscheidung geschlossen, die politisch verortet ist und auch bei institutionellen Texten und bspw. Flyern von politischen Gruppen wird Bewusstheit vermutet:

534) [S]obald das irgendwie eine Institution ist oder irgendwas, was so Reichweite haben will, oder irgendwas, was irgendwas repräsentieren- ((lacht)) repräsentieren will, ähm (1.7) ja denk' ich mir so, (.) also fang ich viel eher an zu überlegen, okay ist das gerade Kalkül oder wie viele Leute saßen eigentlich hier gerade an der Entscheidung und wurde die Entscheidung vielleicht nicht nur (-) aus Unwissen getroffen, sondern auch mit Absicht getroffen? (IP 1_tin)

535) IP 2: Ähm, das ist dir begegnet und du hast dich bewusst dagegen entschieden, (-) damit assoziiere ich eben eine bestimmte, (0.6) ja politische (0.7) Grundhaltung oder ein Menschenbild, (0.6) ähm, (0.5) genau ein Menschenbild, was ich dann irgendwie in ein politisches Spektrum einsortiere, ja, ich glaube schon.

(1)

IP 2: (unverständlich).

(1.1)

I: Würdest du's expliziter machen (-) oder [ähm] eher nicht?

IP 2:

[Mhm.]

(1.3)

I: Auch voll okay.

(3.9)

IP 2: Mh. Gar nicht so ein-, also ja, ich würd's gern expliziter machen, aber es fällt mir schwer.

I: Ja, einfach nur, weil du gerade gesagt hast, so ein Menschenbild, das du in ein (.) [pol]itisches Spektrum verortest.

IP 2: [Mh.]

(-)

IP 2: [Ja.]

I: [Mh.]

(1.1)

I: und- (-) genau, in meinem Kopf passieren natürlich Dinge, [aber-] interessiert mich einfach ähm (-) ob du's noch mal expliziter machen kannst.

IP 2:

[Ja.]

(1.1)

IP 2: Ja, äh, rechts konservativ (0.7) so.

I: Mh_hm.

(-)

IP 2: Und gleichzeitig-, und dann hab' ich jetzt aber gemerkt (.) ja nee und davor noch- davor gelagert ist noch (0.9) ähm (2) irgendwie in- in bestimmten Kategorien (0.8) privilegiert oder mehrfach privilegiert.

I: Mh_hm.

IP 2: Was jetzt nicht unbedingt politisch ist, aber sozusagen sozial irgendwie, (1.4) also genau sozusagen das Privileg zu besitzen, sich über Gender noch nie eine Platte gemacht zu haben <<lachend> so.>

Konsequente und bewusste Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums ist denn, vergleichbar mit der Annahme der privilegierten Position³⁸, auch für IP 1 gleichgesetzt mit einer ignoranten und bewusst provokativen³⁹ – und defensiv-männlichen – Art, bei der die*der Befragte

536) [...] keine Lust mehr [hat], mit dir- (.) dir das zum fünfhundertsten Mal zu erklären, du weißt, was die Argumentation dahinter ist, und du stellst dich gerade ganz bewusst quer, weil dein armes cis männliches Ego gerade (1.2) angegriffen wird und damit will ich mich nicht mehr auseinandersetzen. (IP 1_tin)

Die Unlust der Auseinandersetzung bzw. die Überlegung, für welche »Kämpfe« (IP 1_tin) Energie vorhanden ist und eingesetzt wird, zeigte sich auch im Interview mit IP 2_tin (und auch in der »pick your battles«-Aussage der Befragten IP 2 in der akademischen Gruppe [vgl. Kap. 10.4.1]): Die*der Interviewte erlaubt sich, einmal in der Woche »so ne Aktion [zu] starten«, in der auf binäre Bestellformulare, Vertragsunterlagen o. ä. hingewiesen wird, um sich nicht mehr daran aufzureiben. Auf lexikalischer Ebene zeigt sich sowohl im obenstehenden Beleg 536) von IP 1_tin, in dem vom angegriffenen cis männlichen Ego gesprochen wird, als auch im Sprechen von Kämpfen die bereits für die mediale Debatte analysierte konzeptuelle Metapher STREIT IST KRIEG. In Bezug auf eine gewünschte Vermittlung geschlechterbewusster Sprache und den dahinterstehenden Zielen wünschen sich alle Befragten institutionelle Formen der Vermittlung, bspw.

38 Diese privilegierte Position wird später im Interview von IP 2_tin auch auf die Nicht-Betroffenheit zurückgeführt und auch explizit als unter anderem männlich codiert: »es gibt Menschen- (1) Menschen, (1.8) vielleicht nicht ganz zufällig (1.2) nicht-behinderte cis hetero männliche (-) Menschen, die sich ein nicht ganz günstiges Wochenendseminar leisten können, (-) für die das ganze Thema halt völlig (-) ballooneys ist«. Auch IP 4_tin schreibt lautstarke Abwehr vor allem Männern zu: »dann kommt dieses irritierte Gefühl der Gendersprache schon eigentlich immer von <<lachend> Männern>« (IP 4_tin). IP 2_tin verortet die Nicht-Auseinandersetzung und Ablehnung von Formen geschlechterbewusster Sprache darüber hinaus nicht nur geschlechtlich, sondern auch im Hinblick auf andere strukturelle Ungleichheiten und erklärt, dass »in dem existierenden System so viele Menschen so viel Schiss [haben], dass ihnen irgendwas weggenommen würde, dass sie aus lauter Angst alles wegbeißen, was irgendwie neu und anders ist« (IP 2_tin). Die Ablehnung kann also entweder Resultat der Privilegierung durch Nicht-Betroffenheit oder der allgemeinen Deprivilegierung und sich daraus ergebender Existenzprobleme sein. Für IP 3_tin ist demgegenüber die Nutzung geschlechterbewusster Sprachformen deutlich positiv markiert, während die bewusste Nutzung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums nicht dazu führt, dass »mich das schon negativ beeinflusst« (IP 3_tin), d.h. nicht als besonders relevant eingeschätzt wird.

39 Als provokativ ordnet auch IP 4_tin die bewusste Verwendung ein, wenngleich der Aspekt des defensiven, angegriffenen Verhaltens von der*dem Befragten nicht aufgebracht wird. Vielmehr wird die aktive Verwendung des Maskulinums im geschlechtsübergreifend intendierten Sinne als aggressives Verhalten mit dem Ziel »to own the libs [...] also eigentlich irgendwie so, um Leuten so eins rauszuwischen« (IP 4_tin) aufgefasst.

im Schulunterricht, wenn man lerne, Briefe zu schreiben (IP 3_{tin} und IP 4_{tin}), anstatt diese Bildungsarbeit auf private Kontexte und Betroffene zu verschieben:

- 537) Ich glaub', es ist nur, wenn ich jetzt (0.8) abends Zuhause bin und Besuch kommt, und ich will das gerade einfach nicht nochmal erklären, ich will gerade einfach sein (1.7) ähm, (-) dann möchte ich das nicht machen, aber ich glaub' in allen Rahmen, die irgendwie (0.5) institutionalisiert sind oder die irgendwie halt auch Lernräume sein können oder sein sollten, (1.4) find' ich's richtig toll, auch einfach Dinge (1.2) lieber- (-) lieber am Anfang zwei Mal zu erklären und lieber wirklich bei Null anzufangen und nicht irgendwas vorauszusetzen. (IP 1_{tin})
- 538) Genau, also ich find's- (-) genau auch da glaube ich irgendwie wieder an die- (0.6) doch an die Macht von Institutionen oder auch an die Verantwortung von von Institutionen, also dass es- (0.6) ähm (2.4), dass es doch irgendwie gut und richtig ist, (-) als Institution zu sagen (-) okay, wie- was für ein Menschenbild haben wir und wie wollen wir (-) sein und wie wollen wir-, also welchen Rahmen wollen wir setzen, innerhalb dessen Menschen (1.1) in unserer Institution miteinander agieren. (IP 2_{tin})
- 539) Ja, Schule wär' für mich schon ein Ort, (-) also vor allem wenn man halt anfängt (-) ähm (0.8) Texte zu schreiben (1.1) oder halt Briefe zum Beispiel (-) also man lernt ja in der Schule im Deutschunterricht irgendwann (-) so (-) ja, so schreibe ich jetzt einen Brief (-) an jemanden (1.5) oder einen Zeitungsartikel, (-) das hatten wir ja alles ((lacht)). (IP 3_{tin})

10.5.3 Essentialität als Faktor für Positionierungen

Die Relevanz und Zentralität des Symbolcharakters von Sprachformen ergibt sich vor allem aus der besonderen Betroffenheit der Befragten; für sie hat die Nutzung geschlechterbewusster Sprachformen eine existenzielle Dimension, insbesondere in Bezug auf die Nutzung der von ihnen als binär wahrgenommener Formen wie dem Binnen-I, aber auch in Bezug auf Referenzen, in denen für sie nicht-binäre Personen einbezogen sind. Dass es sich dabei nicht nur um eine rein subjektive Haltung zur Relevanz geschlechterbewusster Sprache handelt, sondern vielmehr um eine Frage, die auf die Gruppe trans nicht-binärer Menschen bezogen wird, wird im folgenden, für den Komplex insgesamt beispielhaften Zitat 540) durch den Pronomenwechsel an entscheidender Stelle deutlich. Während IP 1 zuerst mit dem subjektiven Singularpronomen *ich* über die »sehr persönliche Frage« spricht, wechselt der* die Befragte dann zum verallgemeinernden *man* und somit zu einer »kategorischen Formulierung« (König 2011: 48), um die Schwierigkeit von Interaktion zu beschreiben, die mit der Frage einhergeht, ob das Gegenüber eine bewusste Wahl einer bestimmten Sprachform getroffen hat, mit der die Negation trans, inter und nicht-binärer Geschlechtsidentitäten einhergeht.⁴⁰

40 Dass die Ablehnung von sprachlichen Formen, die von trans* Personen gewählt werden, um ihre Realität diskursiv zu »Wirklichkeit« zu machen und die bewusste Wahl einer anderen Form als eine Negation ihrer Leben empfunden werden kann, bringt Judith Butler (2020) in einem Gespräch gut auf den Punkt: »That enunciation does not produce their trans reality (in the sense of bringing it into being), but it does give a social and public form to their lives. So, much of the ›attack‹ on

- 540) Genau, aber so zurück zu der Frage, die's glaub' ich eigentlich war, das ist für mich so ein bisschen (0.7) und das ist für mich (-) halt eine sehr persönliche Frage und das ist für mich eben nicht nur eine Frage von was ist jetzt die neuste und korrekteste Art zu gendern, (.) sondern (-) wo werd' ich irgendwie (1.5) also ich bin (.) bei Leuten, die mit Binnen-I gendern, (1.6) erstmal skeptisch, (1.4) wie die zu Transrechten stehen. (1.3) [...] Ähm ja (-) und das weniger eine- (.) also so genau, ist für mich auch nicht nur eine Frage von was ist irgendwie jetzt korrekt oder Szene oder (1.8) was weiß ich, sondern (1.6) ich (-) ja ich werd' dann skeptisch und ich weiß nicht, ob ich mich sicher fühl' und (1) ich- (.) so da- da fühl' ich mich sehr konkret betroffen und (1.7) denk' mir so ein bisschen, ich- (.) ja ich kann's gerade nicht einordnen und das ist manchmal schwierig, in Gespräch oder Kontakt zu gehen, wenn man sich so denkt, (1.2) ich kann gerade überhaupt nicht einordnen, ob das- (.) woher das kommt und ob da vielleicht eine radikale, politische Position dahintersteht, die (-) mir meine Existenz abspricht oder halt (.) nicht ähm. (IP 1_{tin})

Wird die intentionale Wahl des Genderns mit Binnen-I genutzt, um gegen die aufgerufene Ingroup trans* Personen, »gegen uns[,] zu hetzen« (IP 1_{tin}), wird die zuvor mehrfach betonte Bereitschaft zu Offenheit, Diskussionen und Aushandlungen von IP 1 als nicht mehr möglich angesehen. Auch in Beispiel 541) zeigt sich daher wiederum die (angenommene) Bewusstheit der Entscheidung für eine Sprachform als zentral:

- 541) [U]nd das find' ich super- (1) oder wo ich so-, genau, wo ich so merk, okay, du genderst gerade mit deinem Binnen-I, aber in einem Text, den du nutzt, um gegen uns zu hetzen. Ähm (1.8) und das find' ich anstrengend und da (-) genau, da- da hört auch für mi- da hört's auch für mich auf und da denk ich mir nicht mehr (0.6) lala-la dein Lernraum, weil du hattest deinen Lernraum und du hast dich ganz- (-) also Leute haben dir das gesagt und du hast dich ganz konkret dagegen entschieden, hier (1.6) eine Sprache zu verwenden, ähm (1.2) wo trans und nichtbinäre Menschen Teil sein können (-) und du machst das mit Absicht, weil das ist deine politische Agenda, diese Menschen auszuschließen und unsichtbar zu machen. (IP 1_{tin})

An dieser Stelle adressiert die* der Interviewte eine der Ingroup gegenüberstehende und diese gefährdende, da unsichtbar-machende und negierende Person. Auch an anderen Stellen im Interview wird eine Outgroup von transexkludierenden Menschen direkt adressiert. Die Verwendung bestimmter Sprachformen verortet die Sprecher*innen dementsprechend in Gruppen im Diskurs, was IP 1_{tin} selbst auch reflektiert, wenn der*die Befragte »manchmal so ein bisschen das Gefühl [hat], dass dieses Binnen-I versus Genderstar so ein (-) Ding wird von Zweigeschlechtlichkeit versus Queerinklusivität«. Die damit einhergehende potenzielle Polarisierung und Verfestigung von Positionierungen werden weiter unten noch einmal im Topos der Gefahr aufgegriffen und ausgeführt. Deutlich wird in den Zitaten, dass (intentional verwendete) Sprachformen stark emblematisch aufgeladen sind und als Marker von politischen Haltungen gelesen werden.

gender is also an attack on these lives, on lives that have articulated the terms of their existence and their survivability.«

In der Zentralität von Sprachgebrauch liegt für die Gruppe 2 ein Unterschied zu Gruppe 1 begründet. Während es für den Großteil der Befragten der Akademiker*innen wichtig war, geschlechterbewusste Sprache zu verwenden, um damit Inklusivität, Offenheit und Progressivität zu markieren, haben Sprachformen, die laut Eigenaussage trans nicht-binäre Menschen unsichtbar machen, eine existenzielle Dimension. Die Relevanz der Verwendung wird betont und stützt sich im Sinne eines *backings* auf einen existenziellen Aspekt, der mit der besonderen und eigenen Betroffenheit einhergeht. Die eigene Existenz sei das Liefern eines »lebenden Beweis[es], [...] dass es halt für manche Menschen wichtig ist« (IP 2_tin).⁴¹ Diese Essentialität wird dabei auch im Topos der Gefahr deutlich. Das in-Sprache-nicht-sichtbar-Werden kann schwerwiegende Konsequenzen haben:

- 542) [...] versuch' mich da auch einfach verletzlich zu machen und zu sagen hey, (-) das macht was mit mir. (0.6) Das- das macht, dass ich mich an manchen Tagen nicht aus meinem Bett bewegen kann, weil die Welt so (-) schlimm ist ähm und das ist auch diese Sprache [...]. (IP 1_tin)
- 543) Meine Mitbewohnerin, (-) also ich bin- (-) äh wohn' noch nicht so lange in (*Ortsname*), bin ein dreiviertel Jahr hier und hab' seit äh, (-) seit fünf Monaten eine Mitbewohnerin, die mit dem ganzen Thema so nix zu tun hatte, (0.7) da völlig offen und auch sehr willens ist, aber es wirklich nicht hinkriegt, (.) mich nicht ständig zu misgendern und da merk' ich, (1.1) das zehrt. (IP 2_tin)

Zudem ist das Thema ständig im Alltag und auch bei unterschiedlichen Alltagspraktiken präsent und dadurch relevant: IP 1_tin erwähnt zum Beispiel die Diskussion um Toiletten, die nicht nur binär zugeordnet sind, als Thema, das Emotionalität hervorruft, weil »es geht halt da drum, (0.8) ob Leute tatsächlich einen Ort haben, wo sie sicher aufs Klo gehen können, oder nicht. Ähm (0.9) und ich merk' bei solchen Themen wird's immer-also kommt's immer noch viel (2.6) viel auf.« Sowohl IP 2_tin (Bsp. 544) als auch IP 4_tin (Bsp. 545) betonen, verstärkt durch die explizite Selbstpositionierung mit »als«, die lang-jähriges Erfahrungswissen und somit *knowledge by acquaintance* im Topos der Autorität aufruft, und der expliziten Selbstverortung (vgl. zu sprachlichen Verortungspraktiken nicht-binärer Personen auch Kalwa 2022) die alltägliche Präsenz des Themas:

- 544) [S]ozusagen als Person, die seit (0.6) hm, glaub dann jetzt schon fünf Jahren, (.) vier, fünf Jahren ähm (0.6) erst vorwiegend wegen dem Arbeitskontext, also Universität Arbeitskontext und mittlerweile (0.6) fast überall mit kleinen Ausnahme-Enklaven ((lacht)) ähm (1.2) keine Pronomen verwendet und (0.8) wenn's um eine Schublade ginge, sich irgendwo in der nicht-binären (.) Schublade wohlfühlt, ähm, (1.2) ist es

41 Das Anführen der eigenen Existenz als »lebenden Beweis« (IP 2_tin) kann in Zusammenhang mit der Idee von trans* Identitäten als »subversiven Subjekten« gebracht werden, die Sistenich (2022: 76) Baumgartinger zuschreibt: »Person Perry Baumgartinger erhebt den Anspruch »an Transsexualität (1990er) bzw. Transgender (2000er) bzw. Trans* oder Trans_ (2010er) als subversive Subjekte [...] automatisch ein weltveränderndes Potenzial in sich zu tragen und allein durch das In-der-Welt-Sein als Katalysator für die Veränderung zweigeschlechtlicher und/oder heteronormativer Ordnung zu wirken.« Die eigene Existenz führt demnach die Notwendigkeit geschlechterbewusster Sprache und gleichzeitig die einer Veränderung geschlechtlicher Vorstellungen vor Augen.

für mich (0.7) ständig Thema. Also ich stell' immer wieder fest, ich kann kein Zugticket kaufen, ohne zwischen der Anrede Herr und Frau wählen zu müssen [...]. Ähm (-) insofern- genau ist- ist dieses Thema (1) in meinem Alltag tatsächlich auch sehr präsent [...]. (IP 2_tin)

- 545) Und man muss ja auch dazu sagen (-) i denk' als queere Person (1), die halt schon (-) sehr lang ((lacht)) gesehen wird, sag' i emal, (-) ähm (-) bin ich's gewohnt, anzuecken. I eck' ja eigentlich (-) dadurch an, dass ich existier' teilweise schon. (IP 4_tin)

Der politische Symbolgehalt geschlechterbewusster Sprache und intentionaler Verwendungen, die sich darauf beziehen, zeigt sich überdies auch daran, dass IP 2_tin betont, auch bei Anglizismen – trotz Kenntnis der Diskussionen darum – eher Sonderzeichen zu nutzen, um sich gegen binäre Geschlechterverständnisse und politisch zu positionieren:

- 546) IP 2: Und ich tendier' da aber tatsächlich zu Coach*in- (-)

I: [Mh_hm.]

IP 2: [Sternchen], Doppelpunkt, whatever (-) ähm, (-) um eben wieder dieses kleine politische Signal zu setzen, so hey, ((lacht)) (-) es gibt noch mehr als äh (1.2) die zwei Kategorien.

Sonderzeichen wird also ein Signalcharakter zugeschrieben – die Nutzung ermöglicht es, im Sinne eines Abbildideologems, in der Kommunikation zu zeigen, dass eine Sprachverwender*in eine mehr-als-binäre Geschlechterwirklichkeit anerkennt. Der gezielte Einsatz geschlechterbewusster Sprache als politisches Signal, in einem weiteren Fall zur Abgrenzung von der politischen Rechten, der die Ablehnung genderbewusster Sprache zugeschrieben wird, zeigt sich auch in Beispiel 547) von Interviewpartner*in 3:

- 547) [W]enn halt (-) alle, die (0.6) auf dem- auf dem rechten Spektrum der Politik sind, (-) so richtig hart (1.5) <<lachend> gegen Gendern sind,> dann fällt's mir halt sehr leicht, da zu sagen (-) oh ja, dann gender' ich jetzt aber extra (-) immer. ((lacht)) (-) Ähm (-) weil man sich dann (-) ähm abgrenzt (1.7) und weil man die Leute dann nervt, was auch immer ein Vorteil ist.

Dass die Verwendung von Sonderzeichen insbesondere im Kontext geschlechterpolitischer Fragen aufgeladen und für die Befragten von Relevanz ist, zeigt sich auch – und in diesen Fällen vielleicht sogar noch deutlicher – in den Interviews mit IP 3 und 4, die, wie weiter oben bereits ausgeführt, in ihrem alltäglichen Sprachgebrauch vor allem geschlechtsübergreifende Maskulina verwenden. Im Kontext politischer Themen allerdings, insbesondere »wenn's irgendwie ähm explizit um (1.8) äh (1.4) Gender geht oder (-) ich glaub', wenn's um politische Themen geht, dann bin ich auch eher dabei beim Gendern« (IP 3_tin). Die persönliche Betroffenheit von geschlechterbewusster Sprache mit Sonderzeichen und daraus resultierende Notwendigkeit der Verwendung zumindest in Kontexten mit breiterer Wirksamkeit bzw. öffentlicher(er) Sichtbarkeit erklärt auch IP 4_tin. Mit der Nicht-Verwendung genderbewusster Sprache in der Masterarbeit wäre ein Signal einhergegangen, dass der*die Befragte sich selbst gegenüber als offen queerer Person und auch nach außen hin bei zukünftiger Verbreitung geschlechterbewusster Sprache nicht hätte vertreten können:

- 548) [U]nd eben gerad' als jemand, der (1.5) ziemlich offen queer ist und dem die Identität auch wichtig is, jetzt auch einfach von nem subkulturellen Standpunkt (-) ähm,

hab' i mir gedacht (0.9) i weiß nit, ob- (0.7) ob i- (0.9) jetzt dramatisiert gsagt, i weiß nit, ob i in den Spiegel schauen könnte (-) als jemand, der sich jetzt da (.) dazu weigert, in seiner Masterarbeit zu gendern. (IP 4_tin)

- 549) War für mi jetzt so die Sache irgendwie. Weil i (nachher) auch gwsusst hab, die steht nachher noch bei mir schön, äh, gebunden (0.6) daheim (0.8) und (0.9) da will i dann schon irgendwie, keine Ahnung, in zwanzig Jahren, wenn das Ganze vielleicht schon viel (-) mehr in der Allgemeinheit integriert is, dann will i auf der richtigen Seite der Geschichte <<lachend> stehen.> (IP 4_tin)

Aus ebendiesem Signalcharakter und dem Wunsch, »auf der richtigen Seite der Geschichte« zu stehen, die sich auch am Sprachgebrauch zeige, ergeben sich für die Befragten allerdings auch Gefahren. So befürchtet und erwartet IP 2_tin eine fortschreitende Polarisierung, die dazu führen könne, »dass Menschen sich zunehmend (0.7) in so selbstbestätigenden Echokammern wiederfinden« (IP 2_tin), wenngleich es aufgrund der persönlichen Betroffenheit als angenehm empfunden wird, dass geschlechterbewusste Sprache im Umfeld normalisiert sei und darüber nicht debattiert werden müsse:

- 550) IP 2: [J]a, dass es wahrscheinlich einfach- also dann Menschen gibt, die nichts mehr lesen werden, wo ein Sternchen drin ist [und dass es] Menschen gibt, die- (0.6) am liebsten nur noch lesen möchten, wo ein Sternchen drin ist.

I: [Mh_hm.]

IP 2: Und da ist- ist natürlich-, ja ist ein bisschen schade, (0.8) wenn die Debatten dann so auseinanderdriften.⁴²

Geschlechterbewusste Sprachformen und Sprache im Allgemeinen würden durch den Signalcharakter zuweilen »zu so einem exklusiven Stil« (IP 1_tin), wodurch die Gefahr von Distinktion und damit einhergehender, auch bewusst betriebener Exklusion entsteht:

- 551) Ähm und ich mein', das ist ja auch- (-) manchmal wird das ja zu so einem exklusiven Stil, wer sich am inklusivsten ausdrücken kann, ähm (1.6) was (.) sehr paradox ist [...]. (IP 1_tin)
- 552) [A]lso natürlich ist es das häufigere Phänomen, dass (-) äh, dass sich jetzt die Rechten irgendwie (1) äh (-) gegen die Linken stellen wollen, indem sie zufließ nit gendern oder so was, (-) aber i denk, es gibt sicher auch irgendwelche Fälle, wo- (-) jetzt Leute jetzt (-) äh (-) ihre Sprache jetzt übertreiben mit Sternenhimmel verpacken, irgendwie, weil sie, (-) keine Ahnung, irgendwelche Leute, äh, sich von irgendwelchen Leuten abgrenzen wollen oder vielleicht, (-) äh, i wag es sogar, ihnen zu unterstellen, dass es sicher auch Leute gibt, die sich, äh (-) dadurch, ähm (1.7) besser fühlen als jetzt andere Leute, die des jetzt vielleicht nit machen, um sich jetzt irgendwie- äh

42 Die befürchtete voranschreitende Polarisierung und Entstehung unterschiedlicher Gruppen ohne Kontakt wird auch durch die verwendete konzeptuelle Metaphorik deutlich: Debatten und die sie Führenden werden dabei metaphorisch mit schwimmenden Objekten gleichgesetzt, die sich voneinander wegbewegen – »auseinanderdriften«; Verständigung wird somit als immer schwieriger und ab einem gewissen Zeitpunkt unmöglich dargestellt.

(-) keine Ahnung, durch einen besonderen (-) Bildungsstand oder sowas da davon jetzt abzuheben [...]. (IP 4_tin)

IP 3 dagegen sieht die Gefahr im Zusammenhang mit dem Signalcharakter genderbewusster Sprachformen auch im Rahmen zunehmender Verbreitung: Durch diese bestünde Gefahr, dass der symbolische politische Gehalt von Sonderzeichen verloren ginge und damit auch die positive Salienz für den*die Interviewpartner*in:

- 553) IP 3: [J]e mehr das so ein Standard wird (0.9) das ist so das (-) Zweischneidige dadran (0.9) ähm (1.4) genau, also je- (.) je verbreiteter das wird, desto weniger (-) machen sich halt die Leute (-) Gedanken drüber, was das heißt, (-) sondern machen's einfach. I: [Mh_hm.]
IP 3: [Und dann] fällt glaub' ich irgendwann für mich der Faktor raus, wo ich denk (-) okay, ich lese was Gegendertes, (0.6) das heißt, (-) ich find' das schon mal gut. ((lacht)) (-) So, irgendwann denk' ich mir halt- (.) okay, das ist halt norm- also das ist halt die Norm. (0.7) Egal, ob die Person, die das jetzt so geschrieben hat, ähm (1.3) irgendeine Meinung zu (1.4) <<lachend> Geschlechtsidentitäten hat.>

Mit der Wahl einer Sprachform geht für IP 3_tin – aufgrund der derzeit noch bestehenden Anormalität – demnach einher, dass Menschen eine Meinung zu Geschlechtsidentitäten haben und dem Thema nicht unwissend gegenüberstehen. Der Signal- und Symbolcharakter und die gleichzeitig noch geringe Verbreitung geschlechterbewusster Sprache wird entsprechend auch an dieser Stelle deutlich: IP 3_tin fallen genderbewusste Sprachformen als positive Überraschung auf, weil »das signalisiert für mich [...] so eine gewisse Offenheit«. Im Zusammenhang damit steht, dass die erhöhte Aufmerksamkeit für verschiedene Formen genderbewusster Sprache in Verbindung mit einer Auseinandersetzung mit dem eigenen Geschlecht und der Frage nach der Anerkennung dessen durch andere steht und erst im Zuge dessen an Relevanz gewonnen hat – erst mit der Feststellung der eigenen Nicht-Binarität sei geschlechterbewusste Sprache wichtig geworden und »davor hat mich das glaube auch relativ <<lachend> relativ wenig tangiert>« (IP 3_tin). Die Verortung nicht-binärer genderbewusster Sprachformen in einem queeren Umfeld, dem eine entsprechende Auseinandersetzung zugeschrieben wird, wird auch an solchen Stellen deutlich:

- 554) Also, es gab' eine Zeit, wo's glaub' ich öfters (0.8) ähm (-) bei uns diskutiert wurde im Freundeskreis, aber es- (.) ich glaub', es war auch die Zeit, wo- (0.8) wo die meisten ähm (0.9) noch mehr mit ihrer eigenen (-) Geschlechtsidentität (0.9) ähm (1.2) also nicht zu kämpfen hatten, sondern wo sich das erst so (0.6) gefestigt hat oder die noch mehr drüber nachgedacht haben, (1.3) wie sie sich sehen. (0.8) Ähm, genau (2) und dann war das halt mehr Thema, weil man dann halt glaub' ich auch ein bisschen (-) sensibler ist gegenüber Leuten, die (0.8) ähm (1.1) einen nicht akzeptieren würden. (IP 3_tin)

IP 1 berichtet, dass insbesondere ein erster Politisierungsschub und die damit einhergehende Auseinandersetzung mit feministischen Themen zu Aufmerksamkeit für Sprache und Repräsentation und damit auch zur Entstehung der eigenen Praxis geführt habe. Inzwischen werde diese vor allem durch Medien und Social Media wie Instagram geprägt:

- 555) Mh_hm. Also ich find' das eben das hat so mit- (1.5) mit fünfzehn (.) oder fünfzehn, sechzehn so erster Politisierungs- (1.2)schub, glaub ich, dass auch einfach Feminismus wichtig geworden ist für mich. Ähm (1) glaube da war auch einfach meine Mutter richtig wich- also so meine Mutter hat auch- (3) oh wie hat meine Mutter gegendert zu der Zeit, das weiß ich gar nicht mehr, aber es war auf jeden Fall ein wichtiges- (.) oder es war auch ein Thema für sie und wir haben manchmal Fernsehen geschaut und sie meinte so (.) boah, wieder nur Männer und sowas. Ähm (0.8) und ich glaube, das war ganz- (-) ganz wichtig, um damit anzufangen und das Thema überhaupt (-) also ich- das hat erst angefangen, dass ich das überhaupt als wichtig empfunden hab, als ich angefangen hab, mich mit Feminismus zu beschäftigen. (IP 1_tin)

Das angesprochene Umfeld spielte bei allen Befragten eine Rolle für die Entstehung der eigenen Sprachpraxis, vor allem aber auch für die angenommene Normalisierung und weitere Verbreitung geschlechterbewusster Sprache und insbesondere des Asterisks; eine möglicherweise dadurch eingeschränkte Wahrnehmung wird aber gleichzeitig aufgrund möglicher Umfeldspezifik konzediert:

- 556) Ähm (-) im Moment hab' ich das Gefühl, dass halt das Sternchen sich immer weiter verbreitet, (1.3) aber das kann natürlich auch an meinem Umfeld liegen, (-) dass ich einfach, ähm (1.3) ja an einem Ort wohne, wo sich das halt durchgesetzt hat und jetzt kommt aus (-) keine Ahnung, Schleswig- Holstein doch (0.6) <<lachend> irgendwas ganz Anderes,> i don't know. (IP 3_tin)

10.5.4 Topoi der Stützung und Modalisierung

Im Folgenden sollen Topoi herausgearbeitet werden, mit denen die Interviewten ihre jeweiligen Argumentationen unterlegen und/oder modalisieren. Diese dienen vor allem der Stützung der Zuschreibung existenzieller Bedeutung von Sprache sowie der Konzession von Komplexität in der Änderung des Sprachgebrauchs.

Mit den Topoi der Relevanz und Sichtbarkeit und der konzeptuellen Metapher *SPRACHE IST RAUM* wird die Zentralität von Sprache hervorgehoben. Geschlechterbewusster Sprachgebrauch kann den Belegen aus den Interviews demzufolge dazu dienen, Geschlechtsidentitäten, die keiner cisgeschlechtlichen Norm entsprechen, entweder Sichtbarkeit und Raum zu verschaffen oder diesen zu nehmen:

- 557) [W]enn man sagt, ich fühl' mich scheiße, wenn ich mich im Text nicht wiedergefunden seh' [...]. (IP 1_tin)
- 558) [U]nd ich nehm' das Sternchen schon ganz deutlich wahr (1) und für mich ist es aber eben sozusagen, ein (-) politisch positiver Grundton, ähm, dass dieses Format gewählt ist, (-) in dem ich mich sehr wiederfinde [...]. (IP 2_tin)

Mit dem Topos der Effektivität wird Sprache dabei Wirkmacht zugeschrieben und die Funktionalität genderbewusster Sprachformen zur Abbildung aller Geschlechter betont; sprachideologisch betrachtet spielt demnach auch bei der Gruppe trans nicht-binärer Befragten die Idee der direkten sprachlichen Abbildung eine große Rolle. IP 2_tin betont

und stärkt den *Stance* dazu in Beispiel 560) noch über das eigene Erfahrungswissen sowie an der sprachlichen Oberfläche durch Wiederholung des Satzes:

- 559) Mhh spür' ich's auch wirklich? (-) Also doch, ich, ich sehe es und denke (.) alle (-) Geschlechter und eben nicht nur zwei. (IP 2_tin)
- 560) [A]lso, meine Cousine ist (-) noch in der Schule und (1.3) na ja, wann immer ich auch Kontakt mit Leuten hab', die grad so in der Oberstufe waren, hab' ich hier tatsächlich ein Bild von denen im Kopf (-) und da gibt es, (.) also in meiner Wahrnehmung deutlich mehr genderdiversen Ausdruck als es in meiner Oberstufe der Fall war (-) und das Bild hab' ich tatsächlich beim Sternchen im Kopf. (IP 2_tin)

Gestützt wird die postulierte Effektivität geschlechterbewusster Sprachformen in den entsprechenden Zitaten auch auf lexikalischer Ebene durch verstärkende Adverbien wie *tatsächlich*, *ja voll klar* oder *wirklich*. Daneben zeigt sich, ähnlich wie in den medialen Texten und den Interviews der Gruppe 1, *backing* durch einen Autoritätstopos. Dieser bezieht sich bei den positiv eingestellten Befragten der Gruppe 2 neben eigenen Erfahrungen vor allem auf Wissenschaft und wissenschaftliche Studien als Diskursautorität. Die Beschäftigung mit diesen habe bspw. für IP 2_tin »sozusagen den Hintergrund geliefert«, um das eigene, positive Gefühl der Effektivität, das in den oben angeführten Zitaten zum Ausdruck kommt, zu bestärken:

- 561) [G]efühlsmäßig find' ich das irgendwie eine coole Lösung (1.1) und (-) ich könnte jetzt, wenn jemand das hinterfragt, auch noch argumentieren, warum das ((lacht)) vielleicht eine gute Lösung ist [...] weil jemand das wirklich (.) äh eben wissenschaftlich untersucht hat (0.7) oder eine Person sich da noch mal andere Gedanken dazu gemacht hat. (IP 2_tin)

Sowohl die lexikalische Ebene als auch die der Argumentationsmuster erhöhen den epistemischen *Stance*, dass geschlechterbewusste Sprache einen Unterschied mache und effektiv zum Einbezug trans nicht-binärer Menschen beitrage.

IP 3_tin dagegen erklärt die eigene Unsicherheit ob der Frage, welchen Effekt geschlechterbewusster Sprachgebrauch in der Veränderung mentaler Repräsentationen hat, auch unter Verweis auf einen Podcast, der keine klaren Ergebnisse zur Wirksamkeit genderbewusster Sprachformen lieferte. Forschung wird demzufolge auch an dieser Stelle ein hohes Maß an Autorität und Einfluss zugeschrieben:

- 562) [A]lso gerade, wenn ich halt (-) auch so einen Podcast höre, bin ich dann aber auch (-) also das verändert meine Wahrnehmung natürlich auch, dass ich dann sage (.) okay (2.1) wenn da jetzt (-) ähm (-) meinerwegen noch mehr Forschung kommt und es irgendwie belegt wird, (1) dass es irgendwie egal ist, oder dass das eine diese Auswirkung hat und das andere hat eine andere Auswirkung, (-) dass ich dann irgendwie sagen kann (.) gut, dann (-) hab' ich irgendwie eine- (0.5) noch eine bessere Grundlage zu sagen, okay, ähm (0.9) ich benutz' jetzt die eine Art zu reden oder die andere. (IP 3_tin)

Wiederholt wird neben wissenschaftlichen Ergebnissen auch die eigene Person und somit *knowledge by acquaintance* im Autoritätstopos angeführt, wie im Verlauf des Kapitels

an einigen Stellen bereits aufgezeigt wurde. Die besondere Betroffenheit der nicht-binären Befragten von (nicht) geschlechterbewusster Sprache dient als Argument, um die besondere Relevanz hervorzuheben oder zu negieren (vgl. IP 3_tin, die*der erklärt, dass die eigenen Freund*innen es ebenfalls nicht so wichtig fänden). Dies geschieht zum Teil auch über nicht-minimale Selbstreferenzen (»ich als Skillehrkraft« (IP 2_tin); »als offen queere Person« (IP 4_tin)), wenngleich dieses Verfahren in den medialen Daten deutlich häufiger zu finden ist. Der Grund für die größere Frequenz nicht-minimaler Selbstreferenzen in den medialen Texten dürfte in der Art der Daten begründet liegen: In den Interviews sind die Befragten bereits explizit in ihrer Rolle als Betroffene und trans nicht-binäre Personen angesprochen und greifen nur zur besonderen Stützung und Rahmung der Positionierung noch einmal auf nicht-minimale Selbstreferenzen zurück, müssen ihre Meinungskundgabe aber aufgrund der Interviewsituation nicht noch besonders legitimieren. In den medialen Daten dagegen empfinden bspw. die Leserbriefschreibern anscheinend einen Rechtfertigungsdruck, die eigene Meinung als besonders legitimiert zu rahmen und nutzen dafür Autoritätstopoi, die eigene Identitätsmerkmale zentral setzen.

Ähnlich wie in Gruppe 1 wird von den trans nicht-binären Befragten, neben der Stützung positiver Positionierungen durch die verwendeten Topoi von z.B. Relevanz, Effektivität und Sichtbarkeit, mit dem Topos der Komplexität ein Mehraufwand an Anstrengung zur Verständlichkeit konzediert:

- 563) [I]ch glaube, klar braucht man halt n bisschen länger, um- (.) oder brauch ich ein bisschen länger, um durch dieses der*die (-) der*die immer (.) durchzukommen. Ähm ich hab' das Gefühl bei den (1.7) Substantiven äh fällt- also find' ich das leichter, das kann ich in meinem Kopf leichter lesen und mir die Lücke mitdenken (-) ähm ich finde dieses der*die, (0.9) das hält mich manchmal bisschen mehr auf. (IP 1_tin)

Im obigen Zitat wird die erhöhte Komplexität von Schriftsprache mit dem Asterisk zugestanden (und ähnlich wie bei Gruppe 1 oder IP 3_tin insbesondere auf Determinierer bezogen) – verstärkt noch durch die Adverbien *klar* und *halt*, die geteiltes Wissen über diese Äußerung implizieren. Gleichzeitig wird diese Konzession aber, wie bei der akademischen Befragten IP 6_akad., über die selbstinitiierte Selbstreparatur und den darin stattfindenden Pronomenwechsel subjektiviert und somit eine Verallgemeinerbarkeit blockiert: Nicht *man* braucht länger, sondern die*der Befragte braucht »ein bisschen länger« – die Komplexität genderbewusster Sprache im Vergleich zum geschlechtsübergreifenden Maskulinum stellt somit nicht eindeutig eine allgemein zutreffende Aussage dar und lässt sich daher nicht als allgemeines Gegenargument gegen geschlechterbewusste Sprache anführen, sondern ist eine subjektive, abgeschwächte und daher nicht besonders relevante Feststellung, die nur auf IP 1_tin zutrifft. Die eigene Perspektive, und dass diese nicht verallgemeinert werden kann und sollte, wird zugleich auch an anderer Stelle im Interview mit Bezug auf mögliche Anstrengung durch den Asterisk betont:

- 564) [A]lso so irgendwie kann ich mir auch nicht raus- (-) oder will ich mir nicht rausnehmen zu sagen (-) hallo ich find' dein Sternchen und dein (.) die Sternchen der richtig anstrengend zu lesen, weil das ist gerade dein- (.) dein Ausdruck und in deiner Auseinandersetzung mit Gendern ist das gerade irgendwie das Stimmigste (0.7) ähm

und ich fühl mich davon nicht grundsätzlich ignoriert in meinem Menschsein [...]. (IP 1_tin)

Interviewpartner*in 1 erklärt, gestützt durch die konzeptuelle Metapher *SPRACHE IST RAUM*, zu wissen, »dass ich auch manchmal für andere Leute anstrengend (-) bin, wenn ich in Sprache auftauch'«. Diese Anstrengung sei aber einerseits der Tatsache geschuldet, dass es »manchmal einfach anstrengend [ist], Dinge (1.3) auszudrücken« und stelle andererseits die Möglichkeit bereit, mit Sprache zu spielen und Dinge auszuprobieren – dieses Neue sei dabei manchmal anstrengend:

565) Ähm ja, und da denk ich mir auch so, das ist jetzt- also vielleicht (.) manche Texte müssen auch manchmal bisschen anstrengend sein ähm, (0.8) weil sie gerade auch irgendwie was- was anders machen und was neu machen. (IP 1_tin)

Die Anstrengung wird somit als Notwendigkeit in der Abbildung einer veränderten Realität von Geschlecht hingenommen. Auch IP 2_tin greift Anstrengung bzw. Störungsmomente im Sprachgebrauch auf und sieht diese als Chance, »so klischeehafte Vorstellungen aufzubrechen«. ⁴³ Dabei bezieht sich der*die Interviewte insbesondere auf Epikoina, bei denen ein Zusammenhang von Genus und Sexus festgestellt und nutzbar gemacht wird: ⁴⁴

566) [I]ch verwende eben ganz viel die Person, die und der Mensch, der ähm (1) und find's ganz interessant, also wenn ich irgendwie von einem (0.6) Streitgespräch mit einem (1.5) ähm Menschen an der Supermarktkasse spreche, (2) mache ich's oft so, dass ich, (-) wenn ich diese Person als weiblich gelesen hab, eher mach', (.) dass ich von der Mensch, der spreche und wenn ich diese Person als männlich gelesen hab, dann eher von die Person, die spreche (-) und es ist interessant, wie das bei meinem Gegenüber nochmal ganz andere Bilder hervorruft, wie diese Situation abgelaufen ist, und wer da am Start war. (IP 2_tin)

Gleichzeitig konzediert aber auch die*der Befragte, dass der Asterisk für manche Menschen – insbesondere solche, für die dieser weniger normalisiert und gewohnt sei – eine »Barriere« (IP 2_tin) darstellen könnte und greift damit zur Illustration möglicher Schwierigkeiten beim Sprachverständnis auf eine, auch medial präsente konzeptuelle Metapher zurück, die Sprachverständnis als Bewegung und genderbewusste Sprachformen als diese Bewegung möglicherweise behindernde Objekte konzeptualisiert. Für

43 Zu dieser Beobachtung passt auch, dass beide Befragten stereotype Darstellungen, wie bspw. die Tatsache, dass in allen Textformen von einem Mathelehrer und einer Französischlehrerin die Rede ist und ein Schüler unruhig ist und des Klassenraums verwiesen wird, in den vorgelegten Texten kritisieren und sich mit Stereotypen brechende Personenreferenzen wünschen.

44 Vgl. für einen ausführlichen, auch experimentellen Nachweis ebendieses Zusammenhangs, unter anderem bei den auch in diesem Beleg 566) angeführten Epikoina *Person* und *Mensch* Klein (2022). Klein (2022: 183) spricht daher von »Pseudoepikoina«: Während *Mensch* vor allem männliche Namensnennungen hervorrief, dominierten bei *Person* in seinem Experiment weibliche Namen, wenngleich er einen »außersprachlichen Androzentrismus« (Klein 2022: 179) feststellte – beim Item *Person* gab es prozentual betrachtet mehr Nennungen von männlichen Namen als weibliche Namen beim Item *Mensch*; ein male bias zeigt sich also auch in diesen Fällen.

die*den Befragte*n selbst stellt der Asterisk kein Hindernis dar, »durch diesen Text, das- (.) das geht irgendwie geschmeidig« (IP 2_tin); die Bewegung ist somit eine flüssige und unproblematische. Passend dazu beschreibt IP 2_tin die Übung von und daraus resultierende Gewöhnung an geschlechterbewusste Sprache im Mündlichen denn auch damit, »auf guten Wegen« (IP 2_tin) zu sein. Begründet wird die weitgehende Problemlöslichkeit in der Verwendung durch das positive Gefühl, dass das »Wohlgefühl von (-) schön, hier ist klargemacht, dass (-) mehr als zwei Geschlechter bedacht sind ähm (1.7) mir irgendwie den Zugang erleichtert« (IP 2_tin) – der symbolische Gehalt des Zeichens erleichtert also das Verständnis und den Zugang zum Raum Sprache. Das Binnen-I dagegen wird als Hindernis konzeptualisiert, das flüssige Bewegungen verunmögliche und als Anstrengung bezeichnet:

- 567) IP 2: Ja, (.) irgendwie, also über dieses I, Binnen-I stolpere ich irgendwie (((lacht))) über hart, (0.5) ((lacht))
- I: [Mhm.]
- IP 2: Weil ich so denk', okay, (-) ähm, (0.7) das- ich weiß gar nicht, (-) also damit (0.7) tut man niemandem so einen rechten Gefallen.
- (3.4)
- IP 2: Ja.
- (0.5)
- I: Inwiefern nicht?
- IP 2: [Also weil's-]
- I: [((unverständlich))]
- IP 2: Weil's für mich jetzt nicht, (1) also nicht besonders gut verständlich ist und gleichzeitig die (1.2) ja die Benennung (-) vieler Geschlechter äh irgendwie so unzureichend umgesetzt ist.

Gestützt werden die Positionierungen zu den beiden Sprachformen durch IP 2_tin auch durch den Topos der Ästhetik: Die*der Interviewte freut sich über »jedes Sternchen, weil's tatsächlich so hübsch aussieht und im Text immer wieder aufblitzt ((lacht)) und es ist- ist wie so ein kleines Feuerwerk im Text, (-) über das ich mich freue.« (IP 2_tin) Das Binnen-I dagegen sei »auch noch (0.9) irgendwie (1.5) ((lacht)) tatsächlich hässlich« (IP 2_tin). Auch IP 4_tin greift in Beispiel 568) auf den Topos der Ästhetik zurück, um sich pro geschlechterbewussten Sprachgebrauch, allerdings bezogen auf neutrale Formulierungen, zu positionieren. Zudem greift der*die Interviewpartner*in dabei auf die konzeptuelle Metaphorik der Gewalt zurück, um geschlechtsübergreifende Maskulina abzulehnen; diese *zerfetzten* die Sprache:

- 568) Ähm, (2.3) i denk' grad, also Lehrkräfte (-) also zum Beispiel wenn's halt- (-) wenn die Möglichkeit da is, einen geschlechtsneutralen (-) ähm, Begriff zu verwenden, find' i den natürlich von der Leserlichkeit schöner, (-) als wie wenn (-) ein deutsches, äh, generisches Maskulinum irgendwie (0.9) zerfetzt wird ((lacht)) (-) denk' i, auf Dauer, ja. (IP 4_tin)

Anders als bei Gruppe 1 (vgl. Kap. 10.4.3 zu Modalisierungen und Konzessionen) wird der Asterisk von Interviewpartner*in 2_tin als ästhetische Form geschlechterbewusster Sprache empfunden. Erhöhte Anstrengung durch den Topos der Komplexität, auch hier

in Verbindung mit dem Topos der Ästhetik und somit ähnlich wie bei Gruppe 1, dagegen werden von IP 3_tin und IP 4_tin auf den Asterisk und insbesondere seine Verwendung bei Determinierern bezogen:

- 569) Also vor allem bei den Artikeln ist das sehr ((lacht)) nervig, den Text zu lesen. (IP 3_tin)
- 570) Also (-) der*die Lehrer*in, der*die einem den Matheunterricht verleidet hat, (0.9) find' ich- oder bei der*dem Französisch zur Qual wurde, find' ich schon (1.5) beim Lesen bisschen-, also- (0.7) mh, nicht so elegant. (IP 3_tin)
- 571) IP 4: Ja, i- (2.9) eben des der Stern die (-) stört mi irgendwie. (-)
I: Mh_[hm.]
IP 4: [Allein] von die Augen her, rein von dem, wie's aussieht (1.1) ja, weiß i nit.

Sowohl auf lexikalischer Ebene (»nervig«) als auch in Bezug auf spezifische Bereiche, in denen der Asterisk besonders komplex sei, sind für die Äußerungen von IP 3_tin Übereinstimmungen mit den im vorherigen Kapitel herausgearbeiteten Positionierungen und Topoi von Gruppe 1 festzuhalten.

Auch in den anderen Interviews schwächen die Befragten ihre Positionierungen pro geschlechterbewusster Sprache bzw. die postulierte Wirkmacht dieser ab. Dafür verwenden sie unter anderem Topoi der Irrelevanz und Ineffektivität. So betonen zwar alle den Signalcharakter und die positiven Gefühle, die geschlechterbewusste Sprache (in ihnen) auslöst – »es entspannt sich in mir« (IP 2_tin); »dann (-) fühlt man sich <lachend> irgendwie besser« (IP 3_tin) –, erklären aber trotz der sprachideologisch stark gemachten Abbildthese, dass eine Fokussierung nur auf Änderungen auf sprachlicher Ebene letztlich zu wenig sei. So erklärt bspw. IP 1_tin zuerst spezifisch zu Vorstellungsrunden, in denen Teilnehmende z.B. von Seminaren zu Beginn ihre Namen und Pronomen nennen⁴⁵, später aber auch allgemeiner auf Sprachgebrauch bezogen:

- 572) [D]as ist schon okay, das ist nett gemeint, ähm (1.7) es ist auch besser, als gar nichts zu machen, aber ja, es ist w-, (.) hab' ich wieder das Gefühl, was wo so- wo Sprache, (-) und da kommt jetzt wieder das Gendern, geil, (.) wo Sprache so (0.6) losgelöst wird irgendwie auch von dem, was wir was dahintersteckt und was wir dahinter eigentlich verstehen oder über dieses Sprechen denken (.) oder halt über Geschlecht denken. (-) Ähm (2.6) und dann funktioniert's halt nie so richtig. Also wir müssen schon auch so unser Verständnis von Geschlecht, was wir hinter der Sprache haben, angehen. Ähm (2.4) und das passiert halt oft nicht und es ist dann trotzdem, ne, ich find's dann trotzdem cooler, wenn ein Text irgendwie (-) einen Star oder einen Gap oder irgendwas hat, (0.7) auch wenn das nur aus so einem (.) wir machen die Sprache um der Sprache willen inklusiv, ist. (IP 1_tin)

45 Pronomenrunden werden im Interview mit IP 1 aber auch mit IP 2 in unterschiedlicher Ausführlichkeit thematisiert. Gemein ist beiden Interviews, dass sie beispielhaft für die Essentialität, stete und nicht immer gewünschte Präsenz des Themas genderbewusste Sprache sowie das Anerkennen von Komplexität stehen: »[N]ee, ich will nicht immer dastehen und sagen, hallo, (0.5) ich bin (Name), ich benutze keine Pronomen. Keine Pronomen benutzen bedeutet blabla, das ist eh schon immer diese ewige Erklärwand ähm und dann noch alles an meiner Sprache zu erklären [...].« (IP 1_tin) Zur Ambivalenz des Teilens von Pronomen s. auch Brown (2025).

Während Sprache und Änderungen auf der sprachlichen Oberfläche also – auch aufgrund damit einhergehender symbolischer Inklusivität – deutliche Relevanz zugeschrieben wird, ist die Verwendung geschlechterbewusster Sprache kein reiner Selbstzweck. Vielmehr solle damit die (gesamtgesellschaftliche, wie die Verwendung von *wir* zeigt) Auseinandersetzung mit Geschlechtskonzepten einhergehen. Diese Aussagen stehen damit in Verbindung mit der Befürchtung von IP 3_tin, die bereits weiter oben ausgeführt wurde (Bsp. 562), dass die zunehmende Verbreitung und Normalisierung von geschlechterbewusstem Sprachgebrauch dazu führe, dass dies reine Symbolpolitik sei, aber keine zugrundeliegende Auseinandersetzung mit Geschlecht mehr bedeute, was IP 1_tin ebenfalls als Gefahr sieht:

- 573) Ähm (0.7) oder ich glaube, davor hab' ich so ein bisschen Schiss, dass es halt jetzt so Teil von so einem Diversity Kodex wird, wie man zu gendern hat, (0.8) ähm (-) und sich sonst aber nicht so viel ändert. (IP 1_tin)

Auch an dieser Stelle lässt sich erneut der Symbolcharakter genderbewusster Sprachformen für die Gruppe 2 festhalten – diese sind für sie Ausdruck von einer angenommenen dahinterstehenden, je nach Form spezifischen Vorstellung von Geschlecht:

- 574) [U]nd ich find' auch die- (-) dass der Diskurs (0.9) über die Sprache eigentlich auch ein bisschen (1.6) ähm (1.2) sichtbar macht, was die Leute halt denken, über (1.3) Intergeschlechtlichkeit, non-binär-Leute. (IP 3_tin)

In Verbindung mit diesem Topos der Ineffektivität von Veränderungen rein an der sprachlichen Oberfläche stehen einige Belege des Topos der Irrelevanz, die sich so auch im Interview mit der kritischen IP 3_akad. sowie in einigen der medialen Texte herausarbeiten ließen. Sprache wird von IP 3_tin zwar als wichtig aufgefasst⁴⁶, andere konkretere und materielle Formen der Gleichstellung hingegen seien wichtiger:

- 575) Ähm, (-) was ich mir wünsche, (1.5) <<lachend> ist eigentlich, dass sich die Leute aufhören, drüber aufzuregen übers Gendern.> Äh (-) und einfach es so ein bisschen egal wird, weil ich finde, dass es viel (1) ähm (2) ähm (-) wichtigere Themen gibt. Also vor allem, wenn's halt irgendwie um Gleichberechtigung von allen Geschlechtsidentitäten geht, (0.6) ist halt Gendern so (-) also es ist halt wichtig, weil ähm (1.9) ähm für mich Sprache auch bedeutet (.) okay wir machen jemanden sichtbar (-) und ich find' auch die- (-) dass der Diskurs (0.9) über die Sprache eigentlich auch ein bisschen (1.6) ähm (1.2) sichtbar macht, was die Leute halt denken, über (1.3) Intergeschlechtlichkeit, non-binär-Leute. (0.9) Ähm (1.3) aber (-) ja, (-) es war

46 Im Interview wird an dieser Stelle metadiskursives Wissen aufgegriffen und bearbeitet (mehr dazu unten). Dass der Irrelevanztopos ein beliebtes Gegenargument ist, ist dem*der Befragten klar und erscheint nachvollziehbar: »[A]lso es gibt schon wichtigere Themen, deswegen versteh' ich halt auch die Gegner, die irgendwie sagen (0.8) äh, voll nervig Gendern und es geht irgendwie nur um Sprache und nicht um- also, (0.6) dass es halt irgendwie unwichtig ist (1.7) ähm (0.9) also ich (1.5) stimme dem nicht zu ((lacht)), aber ich versteh' halt (-) ähm (-) warum das aufkommt.« (IP 3_tin) Abbruch und Selbstreparatur im Anschluss an diese Stelle dienen dann dem *face work*, um nicht den Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache zugeordnet zu werden; es zeigt sich demnach an dieser Stelle vermutlich auch eine Verortung meiner Person als pro-positioniert.

halt schon <<lachend> schöner, wenn man erstmal> (-) zum Beispiel (-) ähm (0.8) es leichter machen würde, das Geschlecht zu ändern (0.8) oder (-) wenigstens (-) möglich macht, dass man das nicht mehr auf dem Perso hat. (IP 3_tin)

Zudem wird der Irrelevanztopos von IP 2_tin und IP 4_tin auch auf Sprachformen bezogen, wenngleich auch auf unterschiedliche Art und Weise. Für IP 4_tin gelten Feminina und Maskulina gleichermaßen als inklusiv; daher sei es auch egal, dass das Binnen-I von dem*der Befragten als feminine Referenzform wahrgenommen wird:

- 576) Wobei mir das ja eigentlich (1) ziemlich egal ist, weil man- (-) eben, es ist ja gleich wie wenn man Lehrer sagt, weiß man auch, dass Frauen involviert sind, deswegen, wenn i jetzt- wenn mein Gehirn jetzt Lehrerinnen sagt, weiß es, dass auch Männer involviert sind. (IP 4_tin)

Bei IP 2_tin geht mit der Indexikalität des Binnen-Is und der Verortung im bürokratischen und veralteten Duktus eine Irrelevanz des Inhalts einher:

- 577) Und ja, (.) wie Schulerfolg von den Lehrerinnen ((lacht)) Binnen-I abhängt (0.5) ähm (2.2) ja, da würde ich denken, (.) ah ja, okay, das ist irgendwie ein Text aus den frühen 2000ern, von Kultusministerium geschrieben ((lacht)) oh, okay, ist glaub ich nicht mehr so aktuell, (0.8) [...] muss ich nicht weiterlesen. (IP 2_tin)

Der symbolische Gehalt der Nutzung genderbewusster Sprache steht demnach auch in Bezug auf den Irrelevanztopos im Vordergrund – die Binnenmajuskel wird symbolisch veraltetem und institutionellem Sprachgebrauch zugeschrieben, was für den*die Befragte*n Irrelevanz markiert. Mit der Analogie von unterschiedlichen Verständnissen des Händeschüttelns und der dadurch ausgedrückten (Un-)Höflichkeit, erklärt der*die Befragte im Weiteren dennoch, dass eine Aushandlung über die Frage, wie sich Respekt in verschiedenen Sprachformen ausdrückt und das Anerkennen verschiedener Perspektiven darauf möglich ist. Die postulierte (inhaltliche) Irrelevanz von Äußerungen mit bestimmten Sprachformen wird demnach als subjektive Haltung gezeichnet, die Aushandlungsprozessen – bis zu einem gewissen Grad – zugänglich bleibt und Multiperspektivität auf den Diskursgegenstand explizit zulässt.

- 578) IP 2: Und da- (-) also, da hab' ich dann oft das Gefühl, da trifft sich's auch wieder, weil irgendwie (-) ähm, weil's irgendwie allen um Respekt geht, aber die Art und Weise, wie Respekt ausgedrückt wird, bedeutet halt für eine Person diese ((lacht)) Schreibweise und für die andere Person diese Schreibweise. [(-) Und] dann sich irgendwie wieder darauf zu einigen, so (-)

I:

[Mhm.]

IP 2: okay was- was- welche Werte liegen denn da darunter und (-) aha in welcher Ausdrucksform werden die dann vielleicht am besten repräsentiert, also das ist- (0.8) das ist jetzt auch wieder so dieses transkulturelle Ding, ob ich jemandem aus Respekt die Hand gebe und begrüße oder ob ich jemandem aus Respekt nicht die Hand gebe- (0.7) so. (-) Wenn wir uns drauf einigen können, dass wir (-) beide die Intention haben, respektvoll miteinander umzugehen, dann ist es vielleicht auch bisschen Latte, ob wir uns jetzt die Hand geben oder nicht.

I: Mh_hm.

(0.5)

IP 2: Ähm.

(2.3)

IP 2: Ja, wobei's schwer wäre, mich davon zu überzeugen, dass (-) eben im generischen Maskulinum (.) alle Geschlechter <<lachend> mitgedacht sind, da wär' ich (-) dann doch nicht so ganz verhandlungsbereit>.

Daneben wird der Irrelevanztopos in den Interviews mit den trans nicht-binären Befragten auch auf andere Phänomenbereiche bezogen, die ebenfalls in den Texten der medialen Debatte aufzufinden waren. Man »nimmt schon einen Mediendiskurs wahr« (IP 4_tin), es wird aber die Irrelevanz der Debatte konstatiert und bspw. festgestellt: »manchmal ist es auch einfach schon durch als Thema« (IP 1_tin). Grund dafür ist unter anderem Gewöhnung:

- 579) [I] denk, in die Medien, die ich (1.1) persönlich jetzt äh (0.9) weitestgehend konsumier', (-) wird halt einfach gegendert, irgendwie. ((lacht)) [...] Also auf-, egal auf welche Art das jetzt ist, aber da wird halt irgendwie (-) äh, Bezug drauf genommen. (0.8) Deswegen (-) für mi selber ist es jetzt keine große Debatte [...]. (IP 4_tin)

Dazu passend geht IP 1_tin in Bezug auf die weitere Entwicklung und eine weiter fortschreitende Normalisierung davon aus, dass, in Bezug auf das geschlechtsübergreifende Maskulinum, der »Drops [...] gelutscht« und die Diskussion darum eigentlich beendet sei (vgl. auch die Verortung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums als überholter Sprachgebrauch weiter oben in Bsp. 518). Auch IP 3_tin bezieht sich auf die Irrelevanz der (medialen) Debatte, bemängelt aber insbesondere, dass es »immer so (16) aufgebauscht [wird] in den Medien und dann steht halt eher dieser Diskurs im Vordergrund« (IP 3_tin). Dabei thematisiert die*der Interviewte mit der starken Fokussierung auf und Thematisierung von genderbewussten Sprachgebrauch ein Phänomen, das auch von IP 2_akad. sehr ähnlich aufgebracht und bewertet wurde und das sich in den, in dieser Arbeit untersuchten medialen Daten zeigte:

- 580) [M]eistens geht's halt in dem Artikel um was ganz Anderes und dann steht halt irgendwie, (-) keine Ahnung, die (-) Aktivist*innen oder so (1.9) und dann schreibt halt irgendjemand drunter (.) Oh, das heißt Aktivisten (.) ((lacht)). (IP 3_tin)
- 581) IP 3: [U]nd ehrlich gesagt, ist <<lachend> mir das Gendern aber> gar nicht so wichtig (0.6) [...] Also (1.5) mir ist es quasi auch egal, wenn Leute sagen, (-) okay, die machen das jetzt einfach nicht, (0.9) aber halt dieses Aktive dann immer im Internet drauf stoßen, (-) wie scheiße das manche Leute finden oder (-) weißt du?
- (-)

I: Mh_hm.

IP 3: Genau. (-) Ähm. (1.3) Ich glaube dazu- dazu hab' ich eher eine <<lachend> starke Meinung als zum Gendern selber.>

Insbesondere Beispiel 581) zeigt wiederum, dass der Diskurs als polarisierend und »aufgebauscht« (IP 3_tin) empfunden wird. Die auch daraus resultierende Unlust am Diskurs wird auf lexikalischer Ebene an anderer Stelle im Interview mit IP 3_tin deutlich:

Die* der Befragte erzählt von einem Podcast, in dem verschiedene Meinungen und Forschungsergebnisse zu geschlechterbewusstem Sprachgebrauch angeführt wurden und erklärt dazu:

582) [D]as ist so der einzige- (1) ich glaub', das ist so der einzige längere (0.7) Beitrag, den ich mir wirklich <<lachend> über- (-) also über den Sinn von Gendern> wirklich (-) ähm angetan habe. (IP 3_tin)

Die Auseinandersetzung mit medialen Debatten zum Thema ist demnach etwas, das man sich »antut« und entsprechend metaphorisch mit Schmerz verbunden. Auch IP 2_tin erklärt, dass sich im Diskurs wenig »nach Debatte anfühle« und der* die Befragte sich »auch sozusagen von all den Trolls da draußen <<lachend> möglichst fernhalte«, um mich da nicht (-) aufzuregen, aufzureiben« (IP 2_tin). Die Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch wird zudem als verschränkt mit der »Debatte um Gender an sich« (IP 2_tin) wahrgenommen, was wiederum den Emblem- und Signalcharakter der Formen sowie die empfundene Verhandlung um die Existenz der Befragten in der Diskussion um geschlechterbewusste Sprache verstärkt.⁴⁷

Im Irrelevanztopos und der Wahrnehmung der medialen Debatte zeigt sich beispielhaft, dass die Befragten alle über metadiskursives Wissen zu(r) (Debatte um) genderbewussten Sprachgebrauch verfügen und dies, bspw. durch die Verwendung des Pronomens *man*, als geteiltes Wissen auffassen:

583) Weil's-, ja, man weiß ja- (.) man kriegt's ja überall mit, dass das irgendwie halt doch ein Diskurs ist, der bei unheimlich vielen Leuten (-) schon stark was auslöst, (-) für des, was es jetzt letztendlich is. (IP 4_tin)

Die Polarisierung des Diskurses nehmen alle Befragten wahr. IP 3_tin benennt für diesen dabei auch sprachpuristische Argumentationsmuster und bspw. Übergeneralisierungen als Mittel der Ridikülisierung, wie sie in Kap. 8.3.5 für die medialen Daten herausgearbeitet wurden und belegt damit metadiskursive Aufmerksamkeit, auch für den Schibboleth-Charakter genderbewusster Sprachformen:⁴⁸

47 Dass diese Beobachtung auch für die mediale Debatte abseits des in dieser Arbeit analysierten Diskursausschnittes gilt, zeigt sich unter anderem an den Diskussionen um ein »Genderverbot« in Bayern (vgl. z.B. Fußnote 1 im Kurzgutachten der Antidiskriminierungsstelle des Bundes (Unabhängige Bundesbeauftragte für Antidiskriminierung 2024)). S. zu einer diskursanalytischen Untersuchung ebendieses Zusammenhangs auch Ivanov (2025).

48 Dass Übergeneralisierungen als rhetorisches Mittel der Ridikülisierung gelten können, nimmt auch IP 5_akad. wahr. Er erklärt, dass durch die Ablehnung geschlechterbewusster Sprache vonseiten seiner Kollegen ausgedrückt würde: »Aber es gibt vielleicht einzelne (0.7) Kollegen, in dem Fall, (.) die das so- (1.8) man merkt das manchmal im Gespräch, (-) wenn die Dinge gendern, die man gar nicht gendern kann. (0.8) Mir fällt jetzt kein Beispiel ein (2.5). Vielleicht Fahrradfahrerinnen oder so würden die dann sagen. [...] Dann sagen die sowas (.) und dann merkt man, dass das ja irgendwie was mit denen macht oder so, wenn man sozusagen so ein Witz dann- (-) dann macht. [...] Genau. Deswegen, vielleicht so für die- (-) die waren jetzt nicht so die Fans.« Vielen Diskursbeobachter*innen fallen Übergeneralisierungen als rhetorische Strategie somit auf, wie auch an der metasprachlichen Verhandlung ebendieses Phänomens durch Petra Gerster in der Talkshow (vgl. Kap. 9.3.4) deutlich wird.

- 584) Oder- (-) also irgendein andere Worte auch, aber- (-) ähm (2.2) oder, dass ähm (-) dass auf der anderen Seite dann, (-) wenn halt jemand- (1.8) ähm, irgendein Wort nicht gegendert hat, was (-) eventuell auch nicht gegendert werden muss, zum Beispiel irgendwie (-) der Topf, dass dann irgendjemand schreibt da drunter (0.8) hahaha, heißt das nicht Töpf*innen hahaha (-) <<lachend> weißt du?> Also dieses ähm (-) Drüber-lustig-machen. (IP 3_tin)
- 585) [W]eil das halt- (1.7) hab' ich das Gefühl (-) ähm (-) die ganze Zeit gebraucht wird, um- (1.2) also, (-) dass den Leuten halt nicht mal um die Sprache geht, (-) dass das ihnen schon irgendwo ein bisschen egal ist und das (-) ist halt so ein Signalwort geworden für (-) ach, die links-grün-versiffte Jugend. (1.1) Ähm (1.7) und (-) die müssen ja alles gendern und Gendern ist dumm (-) und es gibt ja eh nur biologisch Männer und Frauen. (1) Äh (1.1) ja. (-) Und das es halt so ein- (1.4) (unverständlich) (1) ja (-) so ein (-) ähm Punkt geworden ist, mit dem man (0.9) andere (-) runtermachen kann oder (-) sich drüber lustig machen kann. (IP 3_tin)

IP 1_tin beklagt darüber hinaus, dass das Thema bzw. »alles, was irgendwie mit trans Rechten zu tun hat«, überhaupt zu einer Debatte, zu einem Pro- und Kontra-Thema wird, obwohl es eigentlich um »grundsätzliche Menschenrechte geht«. Auch darin wird wiederum metadiskursive Aufmerksamkeit deutlich und Medienkritik geübt, da es sich bei der Debatte nicht um eine »menschliche« handele:

- 586) [A]lso mein Wunsch wär' vor allem, dass es eine (2.1) dass es eine menschliche Debatte dazu gibt, (-) die nicht nur ist, okay, (0.7) dürfen trans Personen existieren oder nicht, (-) sondern halt genau dieses (0.6) die Raum gibt, das zu erklären, warum das vielleicht für manche Menschen so wichtig ist, (-) wie wir gendern. (0.5) Ähm (1.9) genau und wo die Leute einfach menschlich (1.2) und verletzlich und (0.9) dreidimensional dargestellt werden (0.5) und ich glaube, dass sich dann auch schon ganz viel von alleine erklären würde. (IP 1_tin)

Zudem nimmt IP 1_tin den medialen Diskurs als polarisiert und emotionalisiert wahr, in dem es zu einem Zerrbild komme: Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache und ihr Verhalten würden darin falsch – nämlich als Akteur*innen in einem Kampf (vgl. die Analyse zur STREIT IST KRIEG-Metaphorik in Kap. 8.5.2.1) – dargestellt:

- 587) [A]lso ich hab' das Gefühl, dass- (1.9) dass Linke, dass (0.9) trans Aktivist*innen [...] es klingt immer, (.) also in der in der medialen Debatte klingt es auch so wie (1.1) wir lauern hier mit irgendwelchen Maschinengewehren und sobald du einen Fehler machst (-) zack bumm aus. (IP 1_tin)

10.5.5 Differenzierungen zwischen Textsorten und Kontexten

Durch die im vorigen Unterkapitel ausgeführten Modalisierungen erklären sich auch Differenzierungen zwischen Textsorten und der jeweilig empfundenen Relevanz geschlechterbewusster Sprache bzw. der Relevanz ihrer Vermittlung. Alle Befragten sind sich einig, dass diese besonders in institutioneller Kommunikation von hoher Relevanz und zum Teil bereits weitgehend normalisiert sei. Der von allen Befragten betonte symbolische und politische Charakter geschlechterbewusster Sprachformen und die

damit postulierte einhergehende Sichtbarkeit und Anerkennung trans, inter und nicht-binärer Geschlechtsidentitäten spielt auch in diesem Zusammenhang eine große Rolle.

- 588) [I]n so Politikontexten oder so gibt's schon auch- (-) also ist es- (.) wird' glaub' ich manchmal weniger spielerisch und mehr (o.6) korrekt korrekt. (-) Ähm (o.9) was ich aber auch verständlich find', was ich auch mach', wenn ich irgendwelche (-) Aufrufe und Texte schreib, dass ich mir denke (.) okay ich möchte (o.8) ich möchte wirklich in (o.5) in Dingen, die rausgehen an eine (.) wie auch immer geformte Öffentlichkeit, so inklusiv und offen wie möglich schreiben. (IP 1_tin)

Diese symbolische Aufladung und politische Verortung wird – unter Annahme einer bewussten Verwendung – vor allem für die vorgelegten Texte konstatiert, die konsequent auf ein Verfahren setzen. Der Text, der verschiedene Formulierungen und Neutralisierungen verwendet, wird dagegen als »nett«, »also so ein bisschen spielerisch [...] oder es ist komplett verwirrt« (IP 1_tin) beschrieben. Dieser Text war insgesamt der beliebteste. Zudem wurde er sowohl von IP 1 als auch IP 2 als die selbst genutzte Variante in der Interaktion mit Menschen mit geringeren Deutschkenntnissen beschrieben. Dazu passt auch, dass IP 3 ihn bei einer skalaren Anordnung als am besten verständlich einsortiert und mit dem Topos der Präzision erklärt, dass sich dieser »irgendwie <<lachend> akkurater an[fühlt]>«. Die politische Verortung dieses Textes ist aufgrund der wechselnden Verfahren von Personenreferenz für die Interviewten nicht eindeutig – für IP 1_tin geht daher von bspw. Einladungstexten mit diesem Verfahren weniger Gefahr aus:

- 589) Und ich glaube, wenn ich (-) so einen mischmasch Einladungstext kriegen würde, würd' ich mir so denken ach (1.9) keine Ahnung, die haben's probiert. Ähm gerade, wenn- (-) wenn halt auch mal versucht wird, irgendwo ein (o.8) irgendwo nichtbinäres Leben (.) abzubilden ähm (o.7) und dann denk ich mir so, also wenn das jetzt ein Flyer ist oder so, denk ich mir, ja (1.6) kann ich glaub ich hingehen, kann ich mich voll realistisch drauf einstellen, was die- (-) wie die Lage ist, (.) dass manche Diskussionen vielleicht noch nicht geführt wurden, (-) aber dass es halt auch nicht dieses (1.3) radikale anti gibt oder so ähm, (.) sondern vielleicht einfach so ein- (-) also da würd' ich mich viel sicherer fühlen, so zu sagen (.) hey übrigens, (1) ich wollt mal fragen zu dem Flyertext blablablabla ähm, (-) dass dann auch jemand da sitzt, der mir zuhört äh und das annimmt. (IP 1_tin)

In Bezug auf ihre Wertung von geschlechterbewusster Sprache in anderen Textsorten unterscheiden sich die Befragten zum Teil: Während für IP 1 (Bsp. 590) und IP 2 (Bsp. 591) auch in – zumindest zeitgenössischen – Romanen und insbesondere in Sachbüchern entsprechende Formen erwartbarer und wünschenswert sind bzw. sie diese je nach genutzter Sprachform entsprechend politisch verorten, spielt geschlechterbewusster Sprachgebrauch für IP 3 (Bsp. 592) und IP 4 (Bsp. 593) in Prosatexten keine Rolle bzw. wäre sogar eher irritierend, weil es Signal für eine vergleichbare Debatte in Fanatsywelten wäre. Für wissenschaftliche Texte ist geschlechterbewusste Sprache aber auch für sie erwartbar und von hoher Relevanz. Die politische Verortung der verschiedenen Formen bzw. ihr Signalcharakter ob dieser Verortung überschreibt für IP 1_tin und IP 2_tin zum Teil die Differenzierung nach Textsorten.

590) I: Ich glaub', eine Frage hab' ich noch zu (1.1) so Textformen. (-)

IP 1: Mh_hm.

I: Würde das für dich einen Unterschied machen, wenn das ein Roman ist? Oder (.) gehst du anders an einen Roman ran? Wir hatten gerade (-) längere Texte, oder (.) äh Sachbuch, Text für die Uni, was wär' mit einem Roman?

(2.9)

IP 1: Hmm (2.5) mhm (2) hm. ((lacht)) Ähm (1.3) ich glaube ähnlich, beziehungsweise ich glaube in Romanen (.) find' ich das noch wichtiger, dass Leute auch (3) also so dann ist es halt auch wieder das (.) interessiert mich das und will ich das wirklich lesen, wenn du halt mit einem Binnen-I genderst, was sind dann deine politischen Einstellungen, die du sonst noch hast? Ich glaube, (-) die mit denen will ich mich nicht konfrontieren [...].

591) IP 2: Ja, wieder-, also, ähm, äh, dann fällt doch auch irgendwie Roman und Sachbuch zusammen (0.8) ähm (1.7) die Frage der Autor*innenschaft. (-) Ähm, ich denke, ah (0.7) also und es muss ja gar nicht das Sternchen sein, es könnte ja ein noch viel (.) funkyere ähm Schreibweise sein, aber wenn ich merke (.) aha, da hat eine Person drüber nachgedacht, wie sie Menschen benennen möchte, (-) ähm, (1.3) dann hab' ich mehr Lust, (.) zu lesen, was dieser Mensch zu sagen hat ((lacht)).

I: Mh_hm.

IP 2: So. (.) Das wär', glaub ich, für mich ein springender Punkt. (0.5) Ähm bei dem Sachbuch (-) oder wissenschaftlichen Sachbuch also würde ich's- (-) tatsächlich bei (-) also hab' ich auch schon Bücher bei der Fußnote zum generischen Maskulinum weggelegt, weil ich dachte (.) nee, seriously? ((lacht))

I: Mh_hm.

IP 2: Zweitausend irgendwas. (1.7) Mh. (-) Ich glaube, wir kommen irgendwie nicht auf einen Nenner. (0.8) Ähm (.) oder ich hab's mir durchgelesen und hab' aber gemerkt, ich hab' immer die Brille der Kritik auf, ähm, (0.6) dass ich mit dieser (1) Art der Wiedergabe nicht einverstanden bin, ja.

(3)

IP 2: [Genau.]

I: [Mhm.]

(3.1)

IP 2: Ja.

I: Also es geht schon so ein bisschen drum, die (1.7) Positionierung, das Klarmachen der Autor*innen für dich, (1.2) ich hab' mir Gedanken gemacht (-)

IP 2: Mh.

I: und welches Zeichen da dann ist, (0.8) ist dann gar nicht so wichtig, [sondern] es geht um so eine Form von Irritation und Verdeutlichen.

IP 2:

[Ja.]

IP 2: Ja.

(1)

IP 2: Genau, also da kommt jetzt vielleicht wieder dazu, dass ich irgendwie- die Bücher, die ich irgendwie in letzter Zeit gelesen hab, haben sehr viel mit Diversität, Anti-Bias zu tun und so weiter zu tun (-) ähm.

(3.2)

IP 2: Genau und ich hab' tatsächlich auch eins gelesen, (-) da ging's um Diversität und da war es mit der- (.) mit der Benennung irgendwie gar nicht schön gelöst (.) und dann hatte ich so das Gefühl, okay dann ist jetzt irgendwie (0.6) also da ist irgendwie ein inhärenter Widerspruch [drin. ((lacht))]

I: [Mhm.]

IP 2: Genau, also tatsächlich geht's, geht's irgendwie drum, (-) ja, wie hat sich diese Person dazu positioniert, ähm (1.6) ja.

(2.6)

IP 2: Und kann ich das irgendwie nachvollziehen. (-) Und ob dann Unterstrich oder ein Doppelpunkt oder (1.7) ja (0.6) eben das Finden von äh (0.7) möglichst (0.8) breitgefächerten Begriffen ähm am Start ist, (1.6) da bin ich dann- da bin ich offen ((lacht)).

- 592) IP 3: Also in Romanen fänd' ich's – (-) fänd' ich's extrem (-) komisch((lacht)), weil ich meistens (-) ähm (2.1) Fantasyromane lese.

I: Mh_hm.

IP 3: Und dann würde es mich glaub ich sehr rau- raushauen, wenn jemand (-) plötzlich wirklich so gendert, wie wir's im Deutschen machen. (0.7) Ähm. (2.5) Dann fänd' ich's, glaub' ich, also- (0.8) äh (1) also mich würd's nicht stören, wenn da zum Beispiel irgendwie (0.9) ähm (-) Person steht statt irgendwie (-) Frau oder Mann (-) oder [sowas.] (-)

I: [Mh_hm.]

IP 3: Aber wenn da so- (0.9) ja, <<lachend> Lehrer*in plötzlich drinstehen würde,> fänd' ich das ein bisschen komisch (0.9) ähm (2.4) genau, weil ich dann ja annehmen muss, (-) okay, in der Welt hat's auch <<lachend> solche Debatten gegeben, (0.6) wie da jetzt Leute angesprochen wurden. Ähm, aber ja, (-) wer weiß, könnte auch funktionieren.

(0.6)

IP 3: Ähm, (0.6) vielleicht in so (1.7) mo- also was heißt moderne Bücher, in so zeitgenössischen Büchern (1.2) ähm (-) würde mich das glaub' ich (0.6) nicht so irritieren (1.6) ähm, aber da gibt's auch- (1) also kommt auch drauf an, worum's da geht. (-) Und ähm (1.8) ja.

(1)

IP 3: Und bei so (.) so Fach-Fachartikeln, (-) Fachbüchern, würde es mich glaub' ich gar nicht stören.

- 593) IP 4: Also dann auch dem Stern der, das ist (-) auf Dauer, wenn i jetzt ein komplettes Buch zum Beispiel lesen würd', wo so gegendert wird, (0.8) dann hätt i glaub i schon irgendwann Schwierigkeiten, dann würd i mir glaub i bei der dreißigsten Seite schon so anfangen, die Haare rauszureißen.

I: Mh_hm.

(0.9)

I: Das ist ein gutes Stichwort (-) ähm, genau, wenn du sagst, ganzes Buch- (-) wie ist es da bei den anderen Varianten? Wär's da egal (-) ähm, wie's geschrieben ist (-) äh für ein ganzes Buch?

(1.3)

IP 4: Kommt selbstverständlich aufs Buch drauf an, also wenn i jetzt irgendwie (-) Prosatexte lesen möchte, dann (0.9) wär mir Gendern jetzt natürlich weitaus weniger wichtig als wie wenn's jetzt um (-) wissenschaftliche äh (.) Papers geht.

I: Mh_hm.

IP 4: Also, wenn i jetzt (0.7) ein Roman les', dann is mir des wurscht, ob da nur von Feuerwehrmännern <<lachend> die Rede is.>

Die weiter oben bereits ausgeführte Wahrnehmung von Formenvielfalt und die im Topos der Irrelevanz von IP 2_tin geäußerte Möglichkeit der Aushandlung verschiedener Formen für den Ausdruck gegenseitigen Respekts, oder wie es IP 1_tin ausdrückt, Formen »die mich nicht grundsätzlich zum Verschwinden bringen«, äußert sich auch im Topos des Spiels oder der Kreativität. Dieser wird insbesondere von IP 1_tin aufgerufen und auf Romane und das private Umfeld bezogen – in beiden Kontexten bestehe die Möglichkeit »zu spielen mit Sprache (-) und auszuprobieren, welche- welche Gendermöglichkeiten gut funktionieren und welche nicht« (IP 1_tin). Mit einem *deontic stance* wird ein spielerischer und kreativer Umgang mit Sprache für Romane und privates Umfeld, wenn auch nicht für offizielle und von Institutionen verfasste Textsorten als gesellschaftlich erstrebenswert hervorgehoben, wie das inklusive *wir* in Beispiel 594) zeigt:

- 594) Und das eigentlich auch so voll (1.5) also so (.) das macht Spaß, und ich glaube eigentlich- (-) eigentlich ist das genau der Ort, wo wir hin sollten, ist da, wo's Spaß macht. Ähm (0.6) also wo's auch wirklich einfach lustig sein kann (-) und schön sein kann, gemeinsam neue Worte zu entwickeln [...]. (IP 1_tin)

Dieser kreative Umgang ist allerdings gleichzeitig auch eine Strategie, ein Umgang mit einer Sprache, in der IP 1_tin sich nur schwer verorten kann und daher auf alle Möglichkeiten zurückgreift, die sich bieten. Die existenzielle Dimension geschlechterbewusster Sprachformen zeigt sich also auch im Kontext des Kreativitätstopos erneut:

- 595) Ähm (1.2) ja und ich glaube voll viel (.) wirklich (2.8) auch so mit Wörtern spielen, oder die dann so (1.3) also, wenn ich Texte schreibe, (.) hab' ich sehr viel Spaß, auch mit so Satzzeichen (1.4) Quatsch zu machen. Ähm (0.9) und ich glaube, das ist auch voll meine Strategie, damit umzugehen. Also so ich- (-) das kommt auch aus einem ich hab' auch einfach Spaß da dran an solchen Sachen, (0.6) aber das kommt- das ist auch irgendwo eine Copingstrategie von (.) okay ich bin hier mit einer Sprache konfrontiert, in der es einfach krass schwierig ist, mich irgendwo verständlich zu machen ähm und ich (1.3) nutz' jetzt auch alles, was irgendwie geht, um das zu tun ähm (0.5) und probier' mich da drin aus. (IP 1_tin)

10.6 Zusammenführung und Vergleich der Interviews und Zwischenfazit III

Insgesamt ähnelt die Gruppe der trans nicht-binären Befragten der Gruppe der akademischen Befragten in Bezug auf die jeweiligen Haltungen zu und Argumentationen für und wider geschlechterbewusster Sprache in vielerlei Hinsicht. So sind die Interviewpartner*innen der zweiten Gruppe ebenfalls vor allem pro geschlechterbewussten Sprachgebrauch eingestellt und begründen dies mit Topoi der Effektivität, Relevanz

oder Sichtbarkeit. Zudem konzedieren auch sie, zumindest in Teilen, mithilfe der Topoi der Anstrengung und Ineffektivität, dass Formen mit typographischen Sonderzeichen komplexer und für einige Menschen unverständlich(er) sein könnten. Sie differenzieren ebenfalls zwischen verschiedenen Textsorten, in denen geschlechterbewusster Sprachgebrauch wünschenswerter sei und erwarten diesen vor allem in öffentlichen und institutionellen Texten, wenngleich IP 1_tin und IP 2_tin, insbesondere aufgrund des Symbolcharakters, auch für Prosatexte einen bewussten Umgang mit und Einsatz von geschlechterbewussten Formen für erwartbar und wünschenswert halten. Auch die Befragten in Gruppe 2 modalisieren ihre Äußerungen zudem und kontextualisieren sie z.T. explizit als subjektive Äußerungen.

Ein Unterschied zu Gruppe 1 liegt allerdings in der höheren Essentialität geschlechterbewusster Sprachformen mit typographischen Sonderzeichen begründet. Während, anders als in Gruppe 1, auch Beidnennungen und Binnen-I von allen Befragten als Gender verstanden werden, werden diese Formen und ihre bewusste Verwendung als politische Signale der Negation von trans, inter und nicht-binären Geschlechtsidentitäten verortet. Damit gehen für die Befragten zum Teil deutliche Konsequenzen einher, die mit dem Topos der Gefahr gestützt werden, unter anderem die so aufgefasste Negation der eigenen Existenz. Der symbolische Gehalt geschlechterbewussten Sprachgebrauchs und die Vorstellung von Sprachmacht, die auch für die Gruppe 1 schon zur bewussten Entscheidung für ebenjene Formen führten, sind in den Aussagen der Interviews für Gruppe 2 noch einmal verstärkt. Geschlechterbewusste Formen mit Asterisk oder Doppelpunkt dagegen – der Unterstrich wird deutlich seltener erwähnt und scheint, ähnlich wie in Abbildung 1 sichtbar, keine besondere Rolle mehr zu spielen – sorgen für »kleine Feierstunde[n]« (IP 2_tin). Sie senden politische Signale, dass sich die Verwendenden Gedanken über die Existenz der Befragten gemacht haben. Der von den Interviewten der Gruppe 1 angeführte Grund für die bewusste Nutzung wird also in den Interviews mit der Gruppe 2 bestärkt und bestätigt; der emblematische Charakter geschlechterbewusster Sprache ist teilweise noch verstärkt. Anders als für die Befragten in Hofbauers (2022: 30) Studie spielt extrinsische Motivation, bspw. durch Leitfäden, für die Interviewten praktisch keine Rolle als Begründungszusammenhang für die positive Einstellung gegenüber geschlechterbewusster Sprache und deren Nutzung, wenngleich IP 5_akad. und IP 6_akad. sich positiv auf Leitfäden an ihren Schulen beziehen. Vielmehr sorgt die persönlich empfundene Relevanz bspw. für IP 2_akad. sogar dafür, dass sich die Befragte gegen den durch die Behörde, bei der sie angestellt ist, vorgeschriebenen Gebrauch stellt und gegen die Vorschrift den Asterisk nutzt. Für beide Gruppen sind demnach sowohl der Gebrauch als auch der (intentionale) Nicht-Gebrauch geschlechterbewusster Sprachformen sprachliche Verortungspraxen im Sinne Kalwas (2022) oder Positionierungen. Mit der Verwendung positionieren sich die befürwortenden Befragten der Gruppe 1 als progressiv und inklusiv in Bezug auf trans, inter und nicht-binäre Identitäten und bringen gleichzeitig ein Verständnis von Geschlecht als über binäre Kategorien hinausgehend hervor. Das Gleiche gilt für die Interviewpartner*innen aus Gruppe 2, die sich mit dem Asterisk darüber hinaus noch als betroffen und queer positionieren und hervorbringen, bspw. im Sprechen über sich als »Coach*in« (IP 2_tin) oder »offen queere Person« (IP 4_tin) (vgl. auch Günthner 2025: 32). Mit diesen Praxen ist dabei für die Befragten meist auch ein politisches Signal sowie die (Re)Produktion ei-

nes nicht-binären Verständnisses von (Geschlechts-)Wirklichkeit verbunden. Dies steht im Einklang mit Kalwas (2022) Untersuchung zur »sprachlichen Hervorbringung nicht-binärer Geschlechtsidentität« anhand von Internetdaten des Queer-Lexikons:

So können wir etwa dem sogenannten Gendersternchen einerseits Nicht-Binarität als Bedeutungsanteil zuschreiben, d.h. das Gendersternchen repräsentiert ein Konzept nicht-binärer Personen. Zum anderen wird durch die Verwendung des Gendersternchens Geschlechtlichkeit jenseits der binären Ordnung von Männern und Frauen erst hervorgebracht. (Kalwa 2022: 658)

Zudem wird insbesondere in Gruppe 2 auch die bewusste Verwendung anderer Formen wie des Binnen-Is, der Beidnennung oder des geschlechtsübergreifenden Maskulinums als Verortungspraxis aufgefasst – die Sprecher*innen werden durch die Befragten dann politisch zugeordnet und ihnen wird die (Re)Produktion eines binären Geschlechtsverständnisses zugeschrieben. Mit Blick auf zugrundeliegende Sprachideologien zeigt sich demnach, dass ein Abbildtheorem in allen Interviews deutlich ist und zur Begründung für die jeweilige Positionierung genutzt wird: Die Realität geschlechtlicher Vielfalt soll zeichenhaft auch auf sprachlicher Ebene abgebildet werden und die sprachliche Abbildung wiederum Sorge für den gedanklichen Einbezug bzw. belege – bei Fehlen dieser sprachlichen Abbildung – den gedanklichen Nicht-Einbezug geschlechtlicher Diversität; der Klarheitsanspruch an sprachliche Zeichen ist entsprechend hoch.

Insgesamt lässt sich daher für die Interviews festhalten, dass die Enregistrierung verschiedener Formen geschlechterbewusster Sprache, insbesondere des Asterisks aber in Gruppe 2 auch des Binnen-Is und von Beidnennungen, im Vergleich zu den medialen Texten als weiter fortgeschritten angesehen werden kann; es gibt wenig im- und explizite Aushandlungen darüber, welchen Personen- und Verhaltenstypen welche Formen zugeschrieben werden. Vielmehr können diese Zuschreibungen schon ironisch aufgegriffen bzw. in Eigennamen stereotyp kondensiert verortet werden (vgl. die Zuschreibungen, dass Hans-Peter und Hans-Dieter Texte im geschlechtsübergreifenden Maskulinum verfassen und genderbewussten Sprachgebrauch ablehnen oder dass der Alice Schwarzer-Fanclub bewusst binäre Formen verwende). Das Aufgreifen von medialen Zuschreibungen in den Interviews zeigt, dass die Enregistrierung verschiedener Genderstile und *Stances* bereits in einem Maß verfestigt ist, dass die zugeschriebenen Personen- und Verhaltenstypen – affirmierend oder distanzierend – von Interviewten wiedergegeben werden können (wenngleich es deutliche Distanzmarker wie Ironie oder Modalisierung gibt). Auch die Reproduktion der Zuschreibungen in den Fragen der Talkshows zeigt, dass es sich um »cultural models« (Kiesling 2009: 172) handelt; bestimmte Sprachgebräuche, in diesem Fall die (Nicht-)Nutzung von genderbewusster Sprache, werden mit bestimmten Gruppen verbunden und als für diese emblematisch projiziert, sie dienen der Vermittlung »of different stances with different social groups« (Kiesling 2009: 172). Ob diese Zuschreibungen dabei tatsächlich immer zutreffen (was bspw. im Kontext des Zwangstopos durchaus bezweifelt werden kann), d.h. auf Indexikalitäten erster Ordnung im Sinne Silversteins zurückgreifen, ist dabei kein Forschungsfokus der Arbeit und über Interviews grundsätzlich schwierig zu erheben (vgl. Dannerer 2023: 66). Gleichwohl zeigt sich, dass die medialen Typisierungen insofern zutreffend sind, als sich die Mehr-

heit der Interviewten, angesichts der Interviewgruppe auch wenig überraschend, pro geschlechterbewusster Sprache ausspricht und somit dem medialen Bild der typischen Befürworter*innen entspricht, wenngleich sich diese befürwortende Positionierung bei weitem nicht so deutlich und vor allem nicht mit der postulierten Verve und dem behaupten Verhalten verbinden lässt, wie es von den Kritiker*innen in den Texten des medialen Korpus erklärt wird. Der semantische Kampf verschiedener enregistrierter Verständnisse dagegen ist in den Interviews weniger deutlich als in den medialen Daten.

Im Vergleich zu den medialen Texten zeigen sich in den Interviews zudem weniger Topoi, die die Enregistrierung der Formen, insbesondere von Kontra-Seite aus, stützen. So wird bspw. der im Korpus der Zeitungstexte sehr präsente Topos des Zwangs fast nicht aufgerufen bzw. nur negiert. Dies mag allerdings auch der Tatsache geschuldet sein, dass der Großteil der Befragten beider Gruppen als Befürworter*innen kategorisiert werden kann.

Mit Blick auf die Untersuchung von Kotthoff (2023) zu Haltungen in Interviews mit einer »nichtakademischen Klientel« (Kotthoff 2023: 181) zeigt sich, dass auch in den in diesem Kapitel untersuchten Interviews Modalisieren und Graustufen zwischen deutlichem und zugespitztem pro und kontra zentral sind (vgl. Kotthoff 2023: 202). In den von Kotthoff analysierten Interviews zeichneten sich insbesondere die als pro klassifizierten Befragten durch Konzessionen bspw. von Komplexitäten geschlechterbewussten Sprachgebrauchs aus, was auch für die Interviews mit den akademischen und trans nicht-binären Interviewten deutlich wurde. Auch andere Modalisierungsstrategien, die Kotthoff herausarbeitet, bspw. Subjektivierungen und Binnendifferenzierungen, zeigen sich in den in diesem Kapitel untersuchten Interviews, wenngleich dies nicht im selben Ausmaß deutlich und auf die gleichen Phänomene bezogen wird. Ein Unterschied liegt z.B. in der Feststellung von Relevanzhoch- und -rückstufung: In den von Kotthoff und Studierenden erhobenen Daten wird Sprache insbesondere bei kritischen und ablehnenden Haltungen zu geschlechterbewusster Sprache Relevanz abgesprochen, während Relevanzhochstufung vor allem bei Befürworter*innen zu finden ist. In dieser Deutlichkeit bzw. Zuspitzung lässt sich die Verwendung des (Ir)Relevanztopos in meinen Daten nicht zusammenfassen. So wird der Topos der Irrelevanz zwar durchaus von Kontra-Seite bedient, aber eben auch von Befürworter*innen, die in den Interviews ja sowieso überwiegen. Auch die laienlinguistische Terminologie, die Kotthoff (2023) vielfach feststellt, findet sich nicht im selben Ausmaß in den hier untersuchten Daten. Zwar gibt es einige Belege für Benennungen von Formen, die in der linguistischen Betrachtung des Phänomens unüblich sind (z.B. *großes I* statt *Binnen-I*, *weibliche Form* statt *Femininum*), wie es auch in der medialen Debatte deutlich wurde, insbesondere in der zweiten Gruppe der trans nicht-binären Befragten aber zeigt sich das Wissen um die Debatte und Formen geschlechterbewusster Sprache zum Teil auch in der entsprechenden Terminologie.

In den Interviews mit beiden Gruppen zeigen sich zudem ähnliche konzeptuelle Metaphern wie in der medialen Debatte, wenngleich diese bei weitem nicht in der gleichen Frequenz und Variation auftauchen. Die genutzten Metaphern sind dabei insofern »klassisch« bzw. konventionalisiert, als sie auch bereits für andere Diskurse beschrieben werden konnten. Sie beziehen sich insbesondere auf die Metaphorisierung von Entwicklung und Sprachnutzung als Bewegung (z.B. auf einem guten Weg sein, über das Binnen-I stolpern etc.) oder illustrieren die Polarisierung des Diskurses metaphorisch, vor allem

in der STREIT IST KRIEG-Metapher. Die geringere Frequenz ist eventuell wie die geringe Verwendung nicht-minimaler Selbstreferenzen in den Interviews erneut mit der Textgattung zu erklären. Konzeptuelle Metaphern dienen auch der Kondensierung von Äußerungen, auf die in den Interviews aufgrund des Formats nicht im gleichen Ausmaß zurückgegriffen werden muss wie in vom Umfang begrenzten Zeitungstexten und Leserbriefen. Vielmehr können dort Positionierungen detaillierter ausgeführt werden und müssen nicht im Rahmen einer wahrgenommen polarisierten Debatte eingenommen und lizenziert werden.

Nach diesem Zwischenfazit und Vergleich der Interviews werden im Folgenden die Ergebnisse der beiden Analysekapitel zusammengefasst und -geführt, vor dem Hintergrund des Forschungsstandes und der Theorie reflektiert sowie ihre Implikationen besprochen und ein Abschluss der gesamten vorliegenden Arbeit erfolgen.

11 Abschluss

In der Tat scheint die Schlussfolgerung unumgänglich – repräsentative Studien stehen noch aus –, dass die deutsche Sprachgemeinschaft im Sprachgebrauch geteilt ist: Es gibt solche Gruppen, die maskuline Personenbezeichnungen in allen typischen syntaktischen und außersprachlichen Kontexten routinemäßig als geschlechtsunabhängig interpretieren, auf der anderen Seite wächst die Anzahl derjenigen (vor allem junge Leute), die dieselben maskulinen Personenbezeichnungen in einem, mehreren oder den meisten dieser Kontexte routinemäßig als geschlechtsspezifisch (nämlich männlich) interpretieren.

(Kasper 2022: 28)

Kasper scheint nach den vorangegangenen Kapiteln und insbesondere der Analyse des medialen Diskurses in seiner Feststellung der geteilten Sprachgemeinschaft erst einmal zuzustimmen zu sein. Dabei bezieht sich diese Teilung Ergebnissen dieser Arbeit zufolge vor allem auf unterschiedliche Sprachverständnisse und unterschiedliche Enregistrierungen des geschlechtsübergreifenden Maskulinums sowie insbesondere geschlechterbewusster Sprache. Zwar interpretieren Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache das geschlechtsübergreifend intendierte Maskulinum den Daten zufolge auch als geschlechtsunabhängig und normalisierten Sprachgebrauch, vor allem aber verstehen sie geschlechterbewusste Sprachformen als ideologisches, gefährliches und dennoch irrelevantes und ineffektives Verhalten einer oppressiven und elitären Minderheit. In den in dieser Arbeit untersuchten medialen Texten finden sich zudem wenige Interpretationen des Maskulinums als geschlechtsspezifisch intendierte Referenzform durch Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache – zentraler ist für sie ebenfalls die soziosymbolische Aufladung geschlechterbewusster Sprache. Diese wird als effektives und damit relevantes Werkzeug zur sprachlichen Inklusion verschiedener Geschlechter aufgefasst, das von progressiven Menschen genutzt würde. In den verschiedenen Konzeptua-

lisierungen und darin zum Ausdruck kommenden Verständnissen von Sprachen zeigen sich die zugrundeliegenden Sprachideologien. Diese »sets of beliefs« (Silverstein 1979: 193) über geschlechterbewusste Sprachformen von Befürworter*innen und Kritiker*innen, die auch in den metapragmatischen Zuschreibungen sichtbar werden, verdeutlichen letztlich die den jeweiligen Positionierungen inhärente Logik bzw. das je zugrundeliegende Wissen. Sie dienen, wie Silverstein (1979) es in seiner Definition von Sprachideologien schreibt, der Begründung der Sprachverwendung und veränderten Sprachstruktur. Für die Pro-Seite lässt sich festhalten, dass sie Sprache als Mittel zur Verbesserung der Welt in Bezug auf die Gleichstellung von Geschlechtern sieht und somit einem konstruktivistischen Blick auf Sprache anhängt: Die Abbildung geschlechtlicher Diversität führe demnach zu einem auch gedanklichen Einbezug dieser. Die Kontra-Seite negiert dagegen insbesondere dieses konstruktivistische Sprachverständnis der befürwortenden Positionierungen. Für sie ist Sprache vor allem autonom und teilweise unveränderlich und somit losgelöst von gesellschaftspolitischen Veränderungen bzw. folgt diesen nur von sich aus und nicht durch Eingriffe von außen oder top-down. Aus dieser sprachlichen Ideologie resultiert auch die deutliche Kritik bzw. der Widerstand gegen geschlechterbewusste Sprache und den daraus resultierenden bzw. bereits vollzogenen Sprachwandel.

Das Ziel der vorliegenden Arbeit war es, die Enregistrierung verschiedener Formen geschlechterbewusster Sprache sowie deren argumentative Funktionalität im deutschsprachigen, vor allem bundesdeutschen Diskurs nachzuvollziehen. Dabei ging es mir um die Beantwortung zweier Forschungsfragen:

- Wie werden bzw. sind Register im Kontext genderbewussten Sprachgebrauchs geformt, begründet und sozial zugeordnet?
- Welche Argumente und Phänomenbereiche werden in Debatten und Interviews zur genderbewussten Sprache im Diskursausschnitt des ersten Halbjahres 2021 thematisiert?

Im Folgenden sollen die Ergebnisse der Arbeit mit Blick auf die verschiedenen Aspekte der Forschungsfragen zusammengefasst, reflektiert und in einen größeren Kontext eingebunden sowie ein Ausblick auf weitere Forschungsüberlegungen gegeben werden.

11.1 Zusammenfassung der Ergebnisse

Mit Blick auf die Frage der Registerbildung und -zuordnung konnte ich für die medialen Korpora, insbesondere für das Zeitungskorpus, herausarbeiten, dass im Diskurs *erasure* und *iconization* (vgl. Irvine & Gal 2000: 37–39) vorherrschen: Als *Gendern* gilt für den untersuchten Diskursausschnitt vor allem Sprachgebrauch, der auf schriftlicher Ebene auf Sonderzeichen, insbesondere den Asterisk, und im Mündlichen auf den Glottisschlag setzt. Andere Formen, deren Differenzierung bspw. Kotthoff (2020) oder auch verschiedene Ratgeber vorschlagen, werden gelegentlich thematisiert, aber eigentlich nicht verhandelt und sind somit nicht Gegenstand des printmedialen Diskurses. Mit dieser Fokussierung und Engführung des Diskursgegenstands auf (ein) typographische(s) Son-

derzeichen geht letztlich eine ›Erfindung‹ des Genderns einher. Diese konstruierte ›Sondersprache‹ wird im Diskurs verhandelt und dem geschlechtsübergreifenden Maskulinum gegenübergestellt. Beide werden (und sind) – in Abhängigkeit von der jeweiligen Positionierung ihnen gegenüber – unterschiedlich indexikalisch aufgeladen. Dieser Prozess der Enregistrierung wird insbesondere in expliziten, metapragmatischen Zuschreibungen von Personen- und Verhaltenstypen zu den beiden Personenreferenzformen (geschlechterbewusster Sprachgebrauch und bzw. vs. geschlechtsübergreifendes Maskulinum) auf lexikalischer Ebene sichtbar. Das geschlechtsübergreifende Maskulinum, vor allem aber der Asterisk werden als die jeweilig diskutierten sprachlichen Aspekte eines Registers somit letztlich zwar zu Schibboleths – oder nach Agha (2007) Emblemen –, mit diesen sind aber je nach Positionierung unterschiedliche Personae verbunden. Die für den Diskurs und insbesondere die Seite der Kritiker*innen geschlechterbewusster Sprache zu konstatierende Normalität und Normalisierung des geschlechterübergreifenden Maskulinums wird in den untersuchten Texten auch darin deutlich, dass es wenig metapragmatische Äußerungen zu diesem gibt. Von der Pro-Seite wird es, etwas pointiert zusammengefasst, als politisch konservativ oder rechts und mit älteren Männern und defensivem Verhalten assoziiert beschrieben. Die Kontra-Seite typisiert die Verwendung des geschlechtsübergreifenden Maskulinums noch weniger frequent: Es wird als normales Verhalten der mit genügend Selbstbewusstsein ausgestatteten Mehrheit aufgefasst und ist somit in den Texten wenig beschreibungs- und legitimationsbedürftig. Vielmehr dient es als nicht weiter zu explizierende Vergleichsfolie, gegenüber der geschlechterbewusste Sprache typisiert und evaluiert wird. Zu dieser finden sich denn im Zeitungskorpus auch sowohl von Pro- als auch Kontra-Seite deutlich mehr Zuschreibungen. Auch diese unterscheiden sich wieder in Abhängigkeit von der Positionierung geschlechterbewusster Sprache gegenüber: Befürworter*innen schreiben die Verwendung insbesondere jungen, progressiven und um Gleichstellung bemühten Menschen zu, während Gegner*innen sie vor allem als Verhalten elitärer, universitätsnaher und anderer institutionell verankerter, linker und aus ihrer Perspektive oppressiver Minderheiten sehen. Über die verschiedenen in dieser Arbeit untersuchten Textsorten hinweg zeigen sich unterschiedliche Maße an Verfestigung dieser Indexikalitäten.

In den analysierten Talkshows, insbesondere denen des öffentlich-rechtlichen Fernsehens, ist die Indexikalität geschlechterbewusster Sprache zu einem gewissen Grad verfestigter, d.h. enregistrierter, als das für die Zeitungstexte zu konstatieren ist. Sichtbar wird dies bspw. an der geringeren Anzahl an metapragmatischen Typisierungen in den Talkshows. Vielmehr werden diese Zuschreibungen vorausgesetzt bzw. es wird darüberhinausgehend versucht, sie aufzubrechen und neu zu enregistrieren. Auch ist der Diskursgegenstand – trotz gleichbleibender Indexikalitäten – in den untersuchten Talkshows etwas weiter gefasst: Während die Moderator*innen geschlechterbewussten Sprachgebrauch mit dem Asterisk und Glottisverschlusslaut gleichsetzen, differenzieren einige der Talkshow-Gäste zwischen verschiedenen Formen geschlechterbewusster Sprache und modalisieren ihre Pro- und Kontra-Positionierungen als kontextbedingt.

Noch deutlicher als in den Talkshows wird eine bereits bestehende Indexikalität geschlechterbewusster Sprache in den von mir geführten Interviews mit trans nicht-binären Befragten und solchen mit einem Hochschulabschluss. In den Interviews finden sich weniger explizite Aushandlungen von mit bestimmten Sprachformen verbundenen

Personen- und Verhaltenstypen als in den Zeitungstexten. Vielmehr werden sie bspw. in ironischer Selbstverortung aufgegriffen (»Das sind definitiv die Linksrünen« (IP 1_akad.)) oder in Eigennamen stereotyp kondensiert (»Hans-Dieter« (IP 4_akad.) und »Hans-Peter« (IP 1_tin)). Dieses Aufgreifen legt nahe, dass die Enregistrierung so weit verfestigt ist, dass die den verschiedenen Personen- und Verhaltenstypen zugeschriebenen Sprachgebräuche affirmierend oder distanzierend wiedergegeben werden können und es sich somit für diese Befragten schon um *3rd order indexicals* im Sinne Silversteins (2003) handelt. Gleichzeitig sind die verschiedenen Formen geschlechterbewusster Sprache insbesondere für die Personen der zweiten Gruppe, die trans nicht-binären Befragten, differenziert und somit anders enregistriert als es für den medialen Diskurs festzustellen ist. Es zeigt sich im Gegensatz zu den (v.a. print-)medialen Texten insofern keine Homogenisierung der *Gendersprache*, als die Interviewten auch Beidnennungen oder Neutralisierung als geschlechterbewusste Sprache ansehen, binäre Formulierungen aber als oftmals bewusste Negation ihrer Identitäten und somit als diskriminierend auffassen.

Zuschreibungen sowie metadiskursives Wissen um Zuschreibungen der jeweils gegenläufigen Positionierungen werden sowohl anhand dieses Aufgreifens in den Interviews als auch in den medialen Daten sichtbar, insbesondere das Wissen um kritische *Stances*. Dies verdeutlicht, dass der Asterisk als Schibboleth für geschlechterbewusste Sprache im medialen Diskurs sowohl ein »radically entextualized« als auch »stereotypic emble[m]« (Agha 2007: 293–294) ist. Agha beschreibt damit den Fall differierender oder gleicher Lesarten eines Emblems: Im Falle von »radically entextualized emblems« (Agha 2007: 294) nehmen unterschiedliche Rezipierende, die eine Äußerung alle als diakritisch – d.h. rollenindizierend und -differenzierend (vgl. Agha 2007: 248) – auffassen, diese unterschiedlich wahr und liefern entsprechend differierende Antworten auf die Frage, welche Typisierung auf die Sprechenden zutrifft. Bei »stereotypic emblems« (Agha 2007: 293) dagegen reproduzieren alle Rezipierenden mit gemeinsamer Sozialisationsgeschichte das Stereotyp, mit dem sie sozialisiert sind und sind entsprechend an einer gemeinsamen emblematischen Interpretation ausgerichtet. Für geschlechterbewussten Sprachgebrauch bzw. den Asterisk zeigt sich eine Gleichzeitigkeit dieser Phänomene: Während Befürworter*innen diesen als Ausdruck progressiver Positionierung verstehen, ist er für Kritiker*innen emblematisch für totalitäres und zwangvolles Verhalten. Gleichzeitig zeigt sich in der Wiederaufnahme von stereotypen Zuschreibungen durch Befürworter*innen – bspw. in parodierenden Glossen (vgl. Kap. 8.3.5) oder in den Interviews –, dass es sich ebenfalls um ein stereotypes Emblem handelt, zu dem bestimmte Zuschreibungen verfestigt genug sind, um affirmierend oder distanzierend genutzt zu werden. Letztlich handelt es sich also um ein »stereotypic emblem«, um dessen Enregistrierung aber im medialen Diskurs dennoch mit metapragmatischen Typisierungen gerungen wird, für das also gleichzeitig der Versuch einer »authoritative entextualization« (Blommaert 1999: 9) vorliegt. Das in der Einleitung angeführte Spannungsfeld zwischen vermeintlich klarer Indexikalität geschlechterbewusster Sprache und einem offenen Interpretationsraum bleibt im Rahmen des »radically entextualized emblems« und der unterschiedlichen sozialen Registrierung sowie des Versuchs der Durchsetzung des eigenen Verständnisses also zu einem Teil bestehen und ist durch das Sichtbarwerden und Aufgreifen geteilten diskursiven Wissens im Rahmen des »stereotypic emblems«

zu einem Teil in Richtung bestehender Indexikalitäten hin aufgelöst. Die unterschiedlichen Verständnisse geschlechterbewusster Sprache zeigen sich dabei nur teilweise in den Nominationen im medialen Diskurs. Vielmehr wird durch die breite und frequente Verwendung von Bezeichnungen wie *Gendern* oder *gendergerechte Sprache* als kategorielle Oberbegriffe in den Zeitungstexten deutlich, dass es um ein andere Varianten ausblendendes Phänomen geht, das allerdings oft unterschiedlich aufgefasst und bewertet wird und für das darum gerungen wird, die eigene Interpretation, das eigene Verständnis dieses Emblems durchzusetzen und zu fixieren. Es gibt zwar auch Fälle von Nominationen, die deutlich evaluieren – bspw. *Gendergaga* vor allem in der *Bild*-Zeitung oder *Gendersprache* – oder die Verwendung von Distanzmarkern bei deontisch positiven Bezeichnungen – z. B. »sogenannt[e] gendergerecht[e] oder gendersensibl[e] Sprache« (FAZ 02.06.) –, genutzt werden aber besonders frequent eher neutrale Oberbegriffe wie z. B. *Gendern*.

Die Untersuchung der Lexik, insbesondere von Schlüsselwörtern (Kap. 8.3), verdeutlichte die Zuschreibungen von Personen- und Verhaltenstypen sowie die damit zusammenhängenden thematisierten Phänomenbereiche und ermöglichte darüber hinaus einen Einblick in neben dem Diskursgegenstand thematisierte Bereiche. Es wurde deutlich, dass es übergreifende Tendenzen gibt, die sich in allen Zeitungstexten wiederfinden: Der Fokus des Diskurses liegt auf Sprache und Sprachwandel. Für die Kontra-Seite kann eine auf lexikalischer Ebene sichtbare Identifikation mit und Inbesitznahme »der deutschen Sprache« konstatiert werden, aus der sich die Ablehnung von Veränderungen ergibt. Gleichzeitig wird Geschlecht als relevanter Faktor angeführt, wenngleich insbesondere Frauen in diesem Zusammenhang thematisiert werden. Dies zeigt sich auch in der Untersuchung der nicht-minimalen Selbstreferenzen (vgl. Kap. 8.4.5.4), die nahelegt, dass insbesondere Frauen auf ihr Geschlecht verweisen, mit dem Diskursautorität zur Ablehnung geschlechterbewusster Sprache einhergeht. Der Diskurs zeichnet sich zudem durch eine Fokussierung bestimmter diskursiver Ereignisse aus, die in allen Zeitungen verhandelt werden, wie bspw. die Entscheidung des Duden-Verlags, auf seiner Website auch movierten Formen von Nomina einen eigenen Eintrag zu geben oder dem Vorstoß der Hamburger CDU unter Christoph Ploß für ein »Verbot der Gendersprache« (Bild 26.05.b) in Behörden. Auch Personalisierung ist ein Phänomen aller untersuchten medialen Debattenbeiträge. Einzelne Personen und Institutionen finden sich sowohl als Subjekte wie auch als Objekte in den Daten wieder und nehmen prototypische Positionen ein, die in den Talkshows aufgegriffen und bestätigt werden: Petra Gerster bspw. wird mehrfach interviewt, medial aufgerufen und als Vertreterin der Pro-Seite dargestellt, während insbesondere der Verein Deutsche Sprache und Nele Pollatschek wiederholt die Kontra-Seite vertreten. Thematisiert werden darüber hinaus unter anderem der Rat für deutsche Rechtschreibung, der Duden und Kathrin Kunkel-Razum als Chefredakteurin des Duden-Verlags, die diesen personifiziert und Personen, die – je nach Positionierung – zur Illustration der postulierten Relevanz oder Absurdität geschlechterbewusster Sprache angeführt werden, insbesondere Lann Hornscheidt. Vor allem an den Personen und Institutionen, die auch als Akteur*innen im Diskurs fungieren, zeigt sich im Rahmen der Personalisierung des Diskurses, dass dieser mit und durch »ideology broker« (Blommaert 1999: 9) vorangetrieben und aufrechterhalten wird, denen eine besondere Diskursautorität zugesprochen wird.

Die Enregistrierung der verschiedenen Verständnisse konnte vor allem anhand expliziter Typisierungen in metapragmatischen Äußerungen und damit auf lexikalischer Ebene herausgearbeitet werden. Mithilfe der Toposanalyse wurden im Anschluss die Verhandlung dieser enregistrierten Verständnisse untersucht und somit die thematisierten Argumente des Diskurses verdeutlicht (Kap. 8.4). Ausgehend von den Daten des Zeitungskorpus konnte diese Arbeit ein Inventar an Topoi herausarbeiten, die sich auch in den Talkshows sowie in den Interviews finden. Dabei dominieren einige Topoi mit Blick auf ihre Frequenz und Relevanz, die sich bspw. in der breiten und wiederholten Verwendung über Texte hinweg sowie ihrer Verwendung an zentralen Punkten wie z. B. Überschriften zeigt. Zudem greifen die Topoi die metapragmatischen Zuschreibungen der lexikalischen Ebene auf und reproduzieren somit die damit zusammenhängenden Positionierungen geschlechterbewusster Sprache gegenüber sowie die Indexikalitäten. Das über verschiedene Formate relativ gleichbleibende Toposinventar belegt die Polarisierung und Verhärtung im medialen Diskurs; letztlich stehen sich beinahe monolithische Blöcke gegenüber, die insbesondere in medialen Debattenformaten wenig Binnendifferenzierung ermöglichen. Lexik und Argumentationsmuster dienen denn auch nicht der Differenzierung oder Aushandlung, sondern vor allem der Systase, also dazu, In- und Outgroups zu stabilisieren und ihre je eigenen Positionierungen gegenüber dem je unterschiedlich verstandenen Emblem Gendern zu (re)produzieren und sich um deren Fixierung als dominant zu bemühen. Befürworter*innen sehen geschlechterbewusste Sprache als effektives Mittel – mit mehr oder weniger starkem epistemischem *Stancetaking* zur Wirkmacht von Sprache – auf dem Weg zur Gleichberechtigung an, das für Sichtbarkeit und Abbildung aller Nicht-Männer Sorge; ihre Verbreitung und Nutzung sei daher relevant. Damit lizensieren die Befürworter*innen das auf Ebene der Lexik über metapragmatische Typisierungen hervorgebrachte Bild der um Gleichstellung bemühten Sprachnutzer*innen argumentativ und stützen es wiederum. Auf der Seite der Kritiker*innen dagegen wird ebendieses Bild negiert: Geschlechterbewusste Sprache wird als irrelevant und ineffektiv für das Ziel der Gleichberechtigung angesehen. In Verbindung mit den Typisierungen der Befürworter*innen als totalitär stehen dann auf Ebene der Argumentationen vor allem Topoi des Zwangs und der Gefahr: Die Verbreitung und Nutzung geschlechterbewusster Sprache sei ein zwangvolles Verhalten, mit dem Gefahren für Sprache, Gesellschaft und Wissenschaft einhergingen. Topoi der Realitätsferne und Umsetzbarkeit sowie der Mehrheit bzw. Minderheit unterstützen die Typisierung der Pro-Seite als elitäre Minderheit und die daraus resultierende Positionierung kontra geschlechterbewusste Sprache durch die Kritiker*innen. Auf den Topos der Autorität greifen alle Akteur*innen im Diskurs gleichermaßen zurück, um ihre jeweiligen Positionierungen zu legitimieren und ein Verwerfen zu erschweren. *Stance*-lizensierende Autoritäten sind dabei vor allem (sprach-)wissenschaftliche Expertise, bspw. durch Rückgriff auf Studien, Gesetze und Rechtsprechung sowie verschiedene Institutionen mit Diskursautorität, unter anderem der Duden oder der Rat für deutsche Rechtschreibung. Insbesondere in Leserbriefen im Zeitungskorpus werden darüber hinaus über nicht-minimale Selbstreferenzen Kategorien aufgerufen, die Autorität im Diskurs versprechen: Bspw. schreiben sich die Leserbriefautor*innen linguistische Expertise qua Beruf zu oder lizensieren und stärken ihre Positionierungen über die Inszenierung besonderer Betroffenheit durch Verweis

auf ihr Geschlecht oder verschiedene Rollen, die sie innehaben und mit denen ebenfalls besonderer Zugang zu hohem epistemischem Status in Bezug auf geschlechterbewusste Sprache einhergeht. Die von Diewald & Steinhauer (2022: 7) für den Diskurs konstatierte Umkehrung der »Rechtfertigungspflicht«, der zufolge sich aufgrund der großen Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen inzwischen diejenigen rechtfertigen müssten, die das Maskulinum als geschlechtsübergreifend intendierte Form verwenden bzw. sich gegen diesen Sprachwandel aussprechen, scheint also für die in dieser Arbeit untersuchten – zumindest medialen – Daten nicht in diesem Ausmaß zuzutreffen. Die Pro-Seite rechtfertigt ihren Gebrauch und ihre Positionierung über das Hervorbringen und versuchte Enregistrieren indexikalischer Verbindungen bestimmter Personen- und Verhaltenstypen mit geschlechterbewusster Sprache, die z.T. in der historischen Entstehung der Formen angelegt sind, während die Kontra-Seite diese negiert. Diese Negation deontisch positiver Verbindungen wie die zwischen geschlechterbewusstem Sprachgebrauch und einem positiven Bezug auf Gleichstellung legt nahe, dass es zu einer Form von Rechtfertigung kommt, gleichzeitig aber werden von Kontra-Seite aus mehr Typisierungen vorgenommen und Argumentationsmuster verwendet, die geschlechterbewusste Sprache und die damit verbundenen Personen- und Verhaltenstypen negativ charakterisieren. Somit wird der Versuch der Enregistrierung positiver Zuschreibungen vonseiten der Befürworter*innen zu verhindern und vielmehr negative Indexikalität geschlechterbewusster Sprachformen zu verfestigen versucht. Dass diese negativen Zuschreibungen, bspw. des Zwangstopos, von Befürworter*innen aufgegriffen und explizit negiert werden, spricht dafür, dass diese auch die positive Indexikalität zu rechtfertigen suchen. Es scheint also für beide Positionierungen eine gewisse, wenn auch begrenzte Rechtfertigungspflicht zu bestehen. Für die Interviews lassen sich größtenteils ähnliche Tendenzen ausmachen, aber auch Unterschiede feststellen, insbesondere mit Blick auf die Stärke epistemischer *Stances*. Die deutliche Mehrheit der Befragten ist zwar pro geschlechterbewusste Sprache eingestellt und stützt diese Positionierung mit Topoi, die auch in den medialen Daten zu finden sind, konzidiert aber mögliche Anstrengungen bei der Verwendung. Zudem differenzieren sie zwischen verschiedenen Kontexten und Textsorten, in denen geschlechterbewusste Sprache unterschiedlich erwartbar und wünschenswert sei. Dazu greifen auch die geschlechterbewusste Sprache befürwortenden Interviewten auf Topoi der Ineffektivität oder Anstrengung zurück, stufen die Relevanz von Sprachänderungen zurück und subjektivieren ihre Positionierungen deutlich. Gleichzeitig sind – vergleichbar mit Ergebnissen der medialen Diskursanalyse – sowohl der Gebrauch als auch der (intentionale) Nicht-Gebrauch geschlechterbewusster Sprachformen für die Befragten sprachliche Verortungspraxen im Sinne Kalwas (2022) oder Positionierungen und auch die Indexikalitäten somit vergleichbar. Vor allem für die trans nicht-binären Befragten wird daneben die soziosymbolische Aufladung verschiedener Formen und die Differenzierung zwischen diesen deutlich: Während die Verwendung des Asterisks oder anderer typographischer Sonderzeichen verdeutliche, dass die Sprecher*innen und Schreibenden die Existenz von mehr als zwei Geschlechtern anerkennen und sichtbar machen wollen, wird intentionaler Nicht-Gebrauch von den Befragten z.T. als Negation der eigenen Existenz aufgefasst. Die Emblematisierung vor allem von verschiedenen Formen geschlechterbewusster Sprache steht für Befragte dieser Gruppe also für einige Kontexte deutlich im Vordergrund.

Die bereits ausgeführte Polarisierung und Spaltung in zwei Blöcke und wie die jeweiligen Akteur*innen ihre Positionierungen begründen, wird ebenfalls an im medialen Diskurs verwendeten konzeptuellen Metaphern deutlich. Zudem illustrieren diese besonders deutlich die unterschiedlichen Sprachverständnisse und somit Sprachideologien, die den jeweiligen enregistrierten Verständnissen zugrunde liegen. Deutlich wird durch wechselseitige Stützung und Verstärkung auch die Verschränkung der verschiedenen Ebenen von Lexik, Topoi und konzeptueller Metaphorik für die Formung, Begründung und Zuordnung der enregistrierten Embleme. Der Blick auf Enregistrierungsprozesse mithilfe diskursanalytischer Methodik und Analysen auf diesen verschiedenen Ebenen sowie ihrer Verbindungen erscheint mir daher methodisch fruchtbar.

Während in den Talkshows und Interviews weniger Metaphern verwendet werden, konnten in der Analyse des printmedialen Diskurses drei Bereiche herausgearbeitet werden, für die die Metaphorik grundlegend war: zur Konzeptualisierung der Debatte, zur Konzeptualisierung von Sprache und geschlechterbewusster Sprache selbst und zur Konzeptualisierung ihrer Verbreitung. Insbesondere in der metaphorischen Konzeptualisierung der Debatte wird in den analysierten Zeitungstexten die Polarisierung sichtbar: Deutlich dominant für diese Kategorie ist die metaphorische Gleichsetzung der Debatte mit Krieg in der Metapher *STREIT IST KRIEG*. Sie ermöglicht den am Diskurs Beteiligten nicht nur die Beschreibung der Debatte als polarisiert, sondern legitimiert emotionale Reaktionen, den Rückzug auf und das Vertreten der eigenen Position. Insbesondere Gegner*innen geschlechterbewusster Sprache verwenden die Metapher, die wiederum die Typisierung der Pro-Seite als totalitär und Zwang ausübend sowie machtvoll Elite, die in der Lage sei, ihren Willen, d.h. die Verbreitung geschlechterbewusster Sprache auch gegen den Willen der Mehrheit durchzusetzen, aufgreift und stützt. Damit legitimiert sie Abwehrreaktionen und -diskurse. Ebenfalls vor allem von der Kontra-Seite aus wird die zunehmende Verbreitung geschlechterbewusster Sprachformen metaphorisch konzeptualisiert. Auch diese Verständnisse lizensieren wiederum Abwehrdiskurse, da die Verbreitung z.B. als Naturkatastrophe oder als Reinigung und somit als künstlicher Eingriff von außen dargestellt wird. Die Befürworter*innen geschlechterbewussten Sprachgebrauchs greifen zur Konzeptualisierung des Sprachwandels hin zur vermehrten Verwendung verschiedener Formen vor allem auf die metaphorische Gleichsetzung von sprachlicher Veränderung als Zurücklegen eines Weges zurück. Auch in den Interviews ist vor allem diese Metapher dominant. Aber auch Gegner*innen nutzen die Metapher, um die Verwendung als Rückschritt oder Weg, der in die falsche Richtung und nicht zum Ziel der Gleichberechtigung führe, darzustellen.

Als argumentationslegitimierend und -stützend zeigen sich vor allem Metaphern, mit denen (geschlechterbewusste) Sprache selbst konzeptualisiert wird. Der Großteil der verwendeten Metaphern lässt sich dabei unter der abstrakten konzeptuellen Metaphorik *SPRACHE IST OBJEKT* verorten. Mit diesem »artifactual« view of language« (Blommert 2006: 512) wird Sprache als Objekt (be)greifbar gemacht. Die tatsächliche Realisierung, d.h. das spezifizierte Objekt unterscheidet sich je nach Positionierung und steht in Verbindung mit dem jeweiligen Verständnis der Sprachform, deren Indexikalitäten und den Argumentationsmustern. Kritiker*innen nutzen insbesondere die Organismusmetaphorik, mit der Sprache entweder als Pflanze oder als (weiblicher)

Körper imaginiert wird. Damit bringen sie ein Verständnis von Sprache als autonom und eigenständig hervor, deren Veränderung – als Wachstum beschrieben – nicht von außen beeinträchtigt oder gesteuert werden darf, sondern geschützt werden muss. Ähnlichen Argumentationsmustern der Schutzbedürftigkeit und Gefährdung folgt die metaphorische Gleichsetzung der (deutschen) Sprache mit einem Bauwerk, womit Unveränderlichkeit und Stabilität, aber eben auch Gefahr für Grundpfeiler und Fundament von Identität und sprachlicher Heimat aufgerufen werden. Befürworter*innen geschlechterbewusster Sprache dagegen nutzen eher konzeptuelle Metaphern, in denen Sprache als Instrument, Spiegel, Bild oder Raum verstanden wird. Sie ist damit Mittel zur Veränderung oder Raum, in dem verschiedene Menschen dank Veränderungen und Erweiterungen Platz finden können sowie (spiegelbildliches) Abbild bestehender gesellschaftlicher und geschlechtlicher Diversität. Mithilfe dieser Metaphern werden Sprachwandel bzw. die Verwendung geschlechterbewusster Sprachformen als positiv oder sogar als zwangsläufige Notwendigkeit dargestellt. Auf sprachideologischer Ebene lassen sich diese Metaphern sowie die Topoi der Sichtbarkeit und Abbildung mit Blommaerts (2006: 516) »referential ideology« beschreiben: dem Glauben, »that accurate denotation is the primary function of language«. Auch Felders (2022: 197) Wortobjektivismus, also die Idee, dass Wörter genau *eine* Bedeutung haben und *eine* bestimmte Assoziation bzw. Wirkung bei den sie Rezipierenden auslösen, lässt sich diesen Positionierungen zuordnen. Veränderte Geschlechterverständnisse müssten demnach auch in der Sprache abgebildet werden, wofür Sonderzeichen als effektives Mittel genutzt werden sollten. Der Vergleich der verschiedenen Textsorten, die in dieser Arbeit untersucht wurden, zeigt dabei verschiedene Grade an epistemischer Stärke in Bezug auf den zugrundeliegenden Sprachrelativismus: In einigen Interviews und in Zeitungstexten wird zum Teil ein starker Konstruktivismus vertreten, während vor allem in den Talkshows, aber auch in einigen anderen Interviews die Relevanz von Sprache und ihr Einfluss zur Veränderung der Wirklichkeit modalisiert und abgeschwächt werden. In diesen finden sich zudem – möglicherweise aufgrund der Dialogizität der Formate – mehr explizite Konzession an anders Positionierte, die in den Zeitungstexten sehr wenig vorkommen. Die Unterschiede zwischen den verschiedenen analysierten Textsorten sind mit Blick auf ablehnende Positionierungen und die Stärke des epistemischen *Stance* dabei nicht so groß wie bei befürwortenden: Kontra Positionierungen sind über die Textsorten hinweg tendenziell epistemisch stark.

Das für die unterschiedlichen in dieser Arbeit untersuchten Texten herausgearbeitete Inventar an Argumentationsmustern zeigt nicht nur im Vergleich dieser untereinander Ähnlichkeiten, sondern auch im Vergleich mit Analysen anderer Diskurse sowie aus anderen Zeiten und/oder mit Bezug auf andere Sprachen, die in Kap. 6 beschrieben wurden. Diese sollen im Folgenden kurz ausgeführt und im Anschluss eine Erklärung dieses Phänomens versucht werden. Da sich viele vorherige Untersuchungen auf ablehnenden Positionierungen fokussiert haben, stehen diese auch im folgenden Unterkapitel im Vordergrund.

11.2 Anders und doch gleich – Vergleich der Argumentationsmuster mit Diskursen um geschlechterbewussten Sprachgebrauch in anderen Sprach- und Zeiträumen und mit anderen metasprachlichen Debatten

Beim Vergleich der herausgearbeiteten Argumentationsmuster mit den im Forschungsstand angeführten bisherigen Untersuchungen zum Diskurs in verschiedenen Sprachen und zu verschiedenen Zeiten zeigen sich deutliche Überschneidungen; es scheinen auch im Diskursausschnitt des ersten Halbjahres 2021, mit Lobin (2021: 66) gesprochen, »immer wieder aufs Neue alte Positionen in [die] Diskussion eingebracht« zu werden und die Debatte somit zu stagnieren (vgl. auch Acke 2023: 48). Vergoossen et al. (2020: 334) halten mit Blick auf die schwedische Debatte um das Pronomen *hen* eine Beobachtung fest, die sich auch für den untersuchten deutschsprachigen Diskurs bestätigen lässt: »despite the differences in context and intentions of the gender-fair linguistic reforms, the contents of criticisms largely remain the same«. Argumente, die Blaubergs (1980) und darauf aufbauend Parks & Robertson (1998) für das Englische herausarbeiten konnten und die auch zu späteren Zeitpunkten und in anderen Sprachen (z.B. von Vergoossen et al. 2020 für Schwedisch oder Formanowicz & Sczesny 2016 in Bezug auf Polnisch) gezeigt werden konnten, finden sich auch in den in dieser Arbeit analysierten Daten. Auch für die deutschsprachige Debatte bspw. von Mairhofer & Posch (2017) oder Spieß & Reisigl (2017b) in früheren Studien herausgearbeitete Argumentationsmuster gegen geschlechterbewussten Sprachgebrauch zeigen sich erneut in meinen Daten: Es wird über Sprachverfall geklagt, postuliert, dass der vorgeschlagene Sprachgebrauch unverständlich sei und vom Inhalt ablenke, seine Durchsetzung autoritär und undemokratisch sei und gegen den Mehrheitswillen durchgesetzt werde (vgl. für diese Argumente Mairhofer & Posch 2017). Zudem werden Änderungen im Sprachgebrauch als irrelevant und ineffektiv beschrieben und das Maskulinum als Standardgenus sprachgeschichtlich hergeleitet (vgl. Spieß & Reisigl 2017b). Wenngleich die Frequenzen und damit einhergehenden Dominanzen sich zuweilen leicht von vorherigen Studien unterscheiden, sind diese Topoi doch auch alle in den in dieser Arbeit untersuchten Texten vorhanden. Auch die von Spieß & Reisigl (2017b: 20) beschriebene Naturalisierung von Sprache, aus der die Ablehnung resultiere, zeigt sich deutlich in den Kontra-Belegen und der darin verwendeten Organismus-Metaphorik. Dass diese zudem als weitverbreitet für Diskurse um geschlechterbewusste Sprache in verschiedenen Sprachen gelten kann, zeigt unter anderem der Vergleich mit dem Diskurs im Französischen (vgl. Coady 2024). Auch für andere metasprachliche Diskurse lassen sich darüber hinaus deutliche Übereinstimmungen in den Argumentationen herausarbeiten: Die Verschränkung des Diskurses um geschlechterbewusste Sprache mit dem um die Rechtschreibreform zeigt sich nicht nur auf lexikalischer Ebene durch explizite Vergleiche und Verweise, sondern auch die verwendeten Topoi und weitere Argumentationsstrategien ähneln sich. Stenschke (2005) stellt für den Diskurs um die Rechtschreibreform bspw. starke Personalisierung und Emotionalisierung sowie einen deutlichen Einfluss der Medien fest – alles Beobachtungen, die sich auch in der vorliegenden Analyse wiederfinden. Auch die Ergebnisse von Spitzmüllers (2005) Analyse des Anglizismendiskurses ähneln vor allem mit Blick auf Topoi und Metaphern sehr denen der hier vorliegenden Untersuchung.

Während sich also die sprachlichen Veränderungen bzw. Veränderungsvorschläge in den letzten 50 Jahren feministischer Sprachkritik verändert haben und auch intersprachlich unterschieden und unterscheiden, scheinen viele Argumentationsmuster – besonders zur Ablehnung, aber auch zur Befürwortung dieses Sprachwandels – nur wenig verändert. Diese Beobachtung legt die These nah, dass sich Kritik und Ablehnung, aber auch Befürwortung nicht so sehr auf die konkrete Änderung auf der sprachlichen – genauer: orthographischen, z.T. lexikalischen oder phonologischen – Ebene beziehen, sondern es vielmehr um Sprachwandel, zugrundeliegende Sprachverständnisse sowie die mit den verschiedenen Sprachformen verbundenen Indexikalitäten geht; mithin um die Frage, welche Personen- und Verhaltenstypen welchem Sprachgebrauch zugeschrieben und somit – auch ungewollt – durch die Nutzung hervorgebracht werden können (vgl. auch Spitzmüller 2019: 23). Insbesondere für die mediale Debatte aber auch in den Interviews sichtbar sind dabei die divergierenden und von Pro- und Kontra-Seite gegeneinandergestellten Vorstellungen davon, was geschlechterbewusste Sprache eigentlich ist – nicht so sehr in Hinblick auf die Frage, welche Sprachform damit am ehesten bezeichnet werden kann (für die mediale Debatte ist dies in der Regel der Asterisk), sondern vielmehr in Hinblick auf die damit verbundenen Personen- und Verhaltenstypen. Gendern und der Gebrauch der damit verbundenen Sprachformen sind somit zu einem Emblem für je verschiedene Positionierungen ihm gegenüber und Personen- sowie Verhaltenstypen geworden. Insbesondere im Prozess der ›Erfindung‹ (vgl. Kap. 8.2), d.h. durch die Konstruktion und Verortung der verhandelten ›Sondersprache‹ Gendern durch Pro- und Kontra-Seite, scheint sie auch zu einem Phantasma, wie Butler (2024) *Gender* im Buch »Who's afraid of gender« benennt, geworden zu sein. Es handelt sich, Butler zufolge, bei *Gender* nicht um einen leeren (vgl. zur Diskussion darüber Henninger & Birsl 2020: 13), sondern vielmehr um einen überdeterminierten und letztlich irreführenden Signifikanten. Über diesen Signifikanten bzw. dieses Phantasma *Gender(n)* wird allerdings nicht kritisch, im Sinne von konstruktiv, basierend auf geteiltem Wissen und bspw. Lektüren, diskutiert. Grund dafür sei unter anderem eine Rhetorik der Angst (vgl. auch Schutzbach 2018: 54–56), die sich auch in der breiten Verwendung des Gefahrentopos durch die Kritiker*innen in den in dieser Arbeit untersuchten Daten zeigt:

As a fearsome and destructive phantasm, gender is difficult to discuss. When people are for and against it, the question of what it actually is, or what meanings it should carry, are generally put to the side. (Butler 2024: 28)

Das Phantasma *Gender*, von dem Butler spricht, zeigt sich in gewisser Weise auch in Bezug auf die homogenisierten, ›erfundenen‹, d.h. konstruierten ›Sondersprachen‹ bzw. Verständnisse von geschlechterbewusster Sprache sowohl von Pro- als auch von Kontra-Seite. Die mit den jeweiligen Phantasmen bzw. Sprachgebräuchen verbundenen Indexikalitäten sind teilweise bedingt durch die konzeptuellen Metaphern, mit denen über Sprache und Sprachwandel gesprochen wird. Gleichzeitig lizensieren sie Argumentationsmuster im Phänomenbereich, die wiederum die ›Phantasmen‹ bzw. Konstruktionen der ›Sondersprachen‹ stärken. Dies führt dazu, dass sich der Diskurs um *Gender*, so Butler, – und um genderbewusste Sprache, wie ich hinzufügen würde – nicht in einer öffentlichen Debatte zu bewegen scheint, »precisely because there is no text in the

room, no agreement on terms, and fear and hatred have flooded the landscape where critical thought should be thriving» (Butler 2024: 10). Vielmehr (re)produzieren Befürworter*innen und Kritiker*innen in öffentlichen medialen Debatten sich wiederholende und polare Konstrukte geschlechterbewusster Sprache, legitimieren diese mit sich wiederholenden Topoi und delegitimieren die der Gegenseite mit sich ebenfalls wiederholenden Topoi. Gleichzeitig sind sie darum bemüht, ihre eigene Perspektive und Deutung zur Dominanz auf diesem »indexical field« (Eckert 2008) der verschieden verstandenen Embleme zu bringen.

Dass dabei die mediale Inszenierung der Polarisierung und des Konflikts um geschlechterbewusste Sprache – sichtbar bspw. in den Talkshows, den Überschriften von Artikeln oder der verwendeten Kriegsmetaphorik – zur Konstruktion des Phantasmas und der jeweils verhandelten ›Sondersprachen‹ beiträgt, lässt sich insbesondere mit Blick auf die Unterschiede, die zwischen der Analyse des medialen Diskurses und den Äußerungen in den Interviews deutlich werden, aber auch in Hinblick auf Gemeinsamkeiten und die explizit betonte Wahrnehmung des Mediendiskurses in den Interviews festhalten.¹ Schutzbach (2018: 12) stellt mit Bezug auf erstarkende rechtspopulistische Bewegungen fest, dass Medien ein Interesse an der damit einhergehenden »Errichtung einer permanenten, oft stark personalisierten Konfliktstruktur im politischen Feld« haben, die ihnen »fortwährend Stoff für die Berichterstattung und [...] nicht zuletzt Auflage, Klicks und Einschaltquoten« liefert (vgl. auch McSwiney & Sengul 2024: 319 oder Spieß 2012: 77). Diese Beobachtung scheint auch mit Blick auf den Diskurs um geschlechterbewusste Sprache zutreffend zu sein (vgl. auch Lobin 2021: 49–50 zur Rolle von Medien, insbesondere von Tageszeitungen beim Anfachen von Relevanz für das Thema). Die insbesondere für den medialen Diskurs zu konstatierende Polarisierung ist demnach eben auch vor allem Folge des medialen Diskurses:

Ein soziales Schisma ist vor allem dort zu finden, wo politische Unternehmer, Massenmedien und Parteien Konfliktthemen besonders stark bespielen und akzentuieren – ›Lager‹ mit konsistenten politischen Glaubenssystemen werden politisch und medial hergestellt. Dann wäre die Politisierung bestimmter gesellschaftlicher Fragen kein Reflex einer vorhandenen und vorpolitischen Polarisierung, sondern erst die Politisierung und Aufladung von Konflikten führte zu Polarisierungen. (Mau 2022: 17–18)

Medien nehmen als »sekundäre Sozialisationsagenten« starken Einfluss und »übermitteln Vorstellungen von der Welt« (Thiele 2016: 23) – und von Sprache und Sprachverständnissen, wie ich hinzufügen würde. Zudem tragen sie deutlich zur Personalisierung und Emotionalisierung bei, indem sie bestimmte Position(ierung)en (wiederholt) zu Wort kommen lassen und andere ausblenden. Dass die in den Medien sichtbaren Typisierungen Einfluss auf die Diskursakteur*innen haben, zeigt sich konkret an zwei

1 Zur Relevanz von Medien für die Etablierung von Ethnolekten s. insbesondere Androutsopoulos (2007). Seine These mit Bezug auf Ethnolekte lässt sich auch für den hier untersuchten Phänomenbereich geschlechterbewusste Sprache bestätigen: »Ihre gesellschaftliche Wahrnehmung wird [...] von den ihnen gewidmeten Mediendiskursen mit geprägt; ihre allmähliche Etablierung im metasprachlichen Wissen der deutschen Sprachgemeinschaft ist ohne Mediendiskurse gar nicht möglich.« (Androutsopoulos 2007: 116).

Beobachtungen: Einerseits im scheinbar feststehenden Toposinventar, auf das immer wieder zurückgegriffen wird; andererseits aber eben auch in der Tatsache, dass die Indexikalität geschlechterbewusster Sprache, um die in den Zeitungstexten in meta-pragmatischen Äußerungen explizit gerungen wird, in den Talkshows und Interviews schon verfestigt scheint und aufgegriffen wird. Der mediale Diskurs trägt also zu bestimmten Verständnissen und Konstruktionen von geschlechterbewusster Sprache bei, die sich auch in nicht-mediatisierten Daten zeigen. Die von Stenschke (2005: 289) für die Öffentlichkeit konstatierte Übernahme der von Medien wirkungsvoll und überzeugend vermittelten Meinungen, Typisierungen und Verhaltensweisen zeigen sich somit bis zu einem gewissen Grad auch in meinen Daten (vgl. auch Beck 2024: 114).

Mit dem besonderen Fokus auf diese medialen Diskurse, die auf Polarisierung und Inszenierung eines ›Kampfes‹ um geschlechterbewusste Sprache setzen, ging und geht für mich und die Arbeit ein epistemologisches Problem einher: Im Schreiben von pro und kontra, im Sprechen von Befürworter*innen und Kritiker*innen (re)produziere ich Bilder einer binären Positionierung geschlechterbewusster Sprache gegenüber und von zwei diametralen Registern, die meistens unter dem Namen *Gendern* firmieren. Wenngleich sich diese binäre Positionierung für die mediale Analyse mit Bezug auf den Diskurs um geschlechterbewusste Sprache in vielen Teilen bestätigt hat, laufe ich damit dennoch Gefahr, nur diese Möglichkeit zu zeigen – dabei belegen insbesondere Aussagen in den Interviews das Vorhandensein von Differenzierungen und Abwägungen in den Graustufen zwischen pro und kontra und Konzessionen an andere Positionen.² Diese Untersuchung und Linguistik als wissenschaftliche Disziplin ist selbst Teil des Diskurses um geschlechterbewussten Sprachgebrauch und verbleibt in der Sprache, die gleichzeitig analysiert wird (vgl. Spieß 2011b: 8–9). Dennoch kann sie eine (selbst)reflexive Position schaffen, indem sie den Diskurs selbst, als Metadiskurs, fokussiert (vgl. Spitzmüller 2005: 325). Damit kann sie beispielsweise sowohl deutlich polarisierende und polarisierte Positionierungen mit den diese explizierenden Argumentationsmustern sowie zugrundeliegenden Sprachideologien aufzeigen wie auch Interviews führen und analysieren, die aufgrund der darin aufscheinenden verschiedenen Perspektiven eine klare Zuordnung verkomplizieren. Der Zugriff auf die und die Verschränkung der verschiedenen Textsorten erwies sich dabei für diese Arbeit als besonders fruchtbar, um jeweilige Besonderheiten – bspw. das Interesse der Medien an Polarisierung und vermeintlichem Neuigkeitswert, um gekauft und gelesen zu werden – zu berücksichtigen und den Diskurs auf verschiedenen Ebenen zu untersuchen und dabei jeweilige Wechselwirkungen aufzuzeigen. Die Betrachtung der verschiedenen herausgearbeiteten Perspektiven, ihrer Entstehung und Wechselwirkungen erscheint mir im Sinne von Felders (2009, 2013) Konzept der Multiperspektivität als notwendiger Schritt in der Analyse des Diskurses um geschlechterbewusste Sprache.

Mit dieser Arbeit ging es mir darum, zu untersuchen, welche Bedeutungen und soziosymbolische Indexikalität geschlechterbewusster Sprachgebrauch in der Debatte eigentlich hat. Es zeigt sich, dass diese für Pro- und Kontra-Seite deutlich divergieren und

2 Vgl. zu diesem Dilemma auch Schutzbach (2018: 16) oder allgemeiner zur fehlgehenden Interpretation der Gesellschaft als grundsätzlich polarisiert Mau (2022).

dabei gegeneinandergestellt werden. Anders als im angeführten Butler-Zitat (»the question [...] what meanings it should carry, are generally put to the side« (Butler 2024: 28)) aber wird in den untersuchten printmedialen Texten über explizite metapragmatische Äußerungen vielfach versucht, zu fixieren, was die ›Sondersprache‹ Gendern für Bedeutungen tragen sollte, d.h. welche indexikalischen Verbindungen sie aufweist, wenngleich auch diese Debatten wenig Debattencharakter im Sinne eines Zielens auf konsensuelle und konstruktive Lösungsaushandlungen aufweisen. Die Diskursbeteiligten bemühen sich vielmehr über verschiedene sprachliche Mittel – z.B. dem Topos der Autorität (Kap. 8.4.5), Ridikülisierung und Abwertung auf lexikalischer Ebene (Kap. 8.3.5) oder Anmaßungsvokabular (Kap. 8.4.10.2) – die je andere Positionierung zu de- und ihre eigene zu legitimieren. Gleichzeitig war diese Arbeit der Versuch, die zugrundeliegenden Erklärungsmuster für die Bedeutungskonstitution herauszuarbeiten. Insbesondere mit Blick auf die konzeptuelle Metaphorik, aber auch in der Toposanalyse wird deutlich, dass das zugrundeliegende Sprachverständnis deutlich voneinander abweicht. Basierend auf den jeweiligen Sprachverständnissen und enregistrierten Personen- und Verhaltenstypen sind die Positionierungen und Argumentationsmuster in sich dabei oftmals kohärent.

11.3 Ausblick

Weitergehende Untersuchungen könnten sich vor allem mit anderen Formaten und deren Aufgreifen des Diskurses sowie metadiskursiven Wissens beschäftigen. Spitzmüller (2023) zeigt exemplarisch, wie die Debatte aus einer Talkshow aufgenommen und aufgrund bestehender Indexikalitäten auf Twitter weiter- sowie enggeführt wird. Als spannendes Untersuchungsfeld erscheinen mir in dieser Hinsicht auch Parodien (vor allem der Kontra-Seite), wie sie z.B. in Videoformaten von PinkStinks (vgl. 2021) oder Carolin Kebekus' (2021) Song »Alles wird sich gendern (Glottisschlag)« sichtbar werden. Mit Blick auf diese scheinen auch multimediale Analysen produktiv, die weitere Ressourcen aufzeigen, mit denen die Indexikalitäten von geschlechterbewusster Sprache und/oder geschlechtsübergreifendem Maskulinum eingeschrieben und reproduziert werden. Neben dieser Erweiterung ist auch der Blick auf andere printmediale Formate, bspw. Verhandlungen des Themas in Lokalzeitungen interessant. Auch die Frage nach der Nutzung geschlechterbewusster Sprachformen in der Unternehmenskommunikation, der Entstehung und Begründung der jeweiligen Praxis, verschiedenen Reaktionen darauf und multimodale Analysen unternehmerischer Texte (interne und externe Kommunikation, Werbung, Stellenanzeigen etc.) liegt, auch mit Blick auf Petterssons (2011) Ergebnisse der verschiedenen Sprachformen und ihres Einsatzes zur Nähe- und Distanzherstellung, nahe. Zudem sind diachrone Perspektiven und die fortlaufende Beobachtung der Indexikalität verschiedener Formen aufgrund der Dynamik des Sprachwandels nötig, da diese Arbeit, mit Agha (2007: 170) gesprochen, nur einen Schnappschuss der Indexikalität geschlechterbewusster Sprachformen im Diskursausschnitt des ersten Halbjahres 2021 aufgenommen hat. Sie konnte nachvollziehen, auf welche Weise geschlechterbewusste Sprache im deutschsprachigen Diskurs dieses Zeitraums enregistriert wird und ist und damit die Lücke der systematischen Untersuchung ebenjener soziosymbo-

lischen Aufladung und Polarisierung (vgl. Kasper 2022: 28) schließen. Insbesondere für die printmedialen Daten zeigt sich, dass über explizit typisierende Aussagen sowie Argumentationstopoi um Enregistrierungen gerungen wird und sich unterschiedliche sozio-symbolische Aufladungen von Gendern – das medial mit dem Asterisk und Glottisschlag gleichgesetzt wird – finden. Diese stehen in enger Verbindung zu zugrundeliegenden Konzeptualisierungen von Sprache und sind vergleichbar mit Mustern, die sich in anderen metasprachlichen Debatten sowie anderen Untersuchungen zu geschlechterbewusster Sprache bereits gezeigt haben. Der Einfluss dieses medialen diskursiven Kampfes auf Verständnisse geschlechterbewussten Sprachgebrauchs wiederum konnte anhand der untersuchten Talkshows, insbesondere aber in den Interviews herausgearbeitet werden: Die in medialen Texten verhandelten Indexikalitäten sind für die Befragten eher selbstverständlich und lizensieren ihre Positionierungen zu verschiedenen Formen. Die Rolle metasprachlicher Diskurse in Medien und ihr Einfluss auf soziosymbolische Aufladungen von Sprachformen und die Entstehung von Emblemen und dem Kampf darum ist also ebenso deutlich geworden wie die Verbreitung von Toposinventaren und deren Nutzung in Argumentationen sowohl von Pro- als auch von Kontra-Seite. Zugleich kann die Polarisierung des Diskurses durch die linguistische Herausarbeitung unterschiedlicher Verständnisse und verwendeter sprachlicher Mittel nachvollzogen werden. Basierend auf den zugrunde gelegten Verständnissen von Sprach(ohn)macht und dem Einfluss der Sprachgemeinschaft auf Sprache sind die jeweiligen Positionierungen in sich schlüssig und einander zwangsläufig gegenübergestellt. Die Interviews zeigen aber zugleich – zumindest teilweise –, dass diese Gegenüberstellung und Aushandlung verschiedener Verständnisse nicht notwendigerweise polarisiert stattfinden muss, sondern auch mit Konzessionen, Modalisierungen und Offenheit einhergehen und die Debatte somit durchaus verlangsamt werden kann.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Quellenverzeichnis

Bild-Zeitung

Zitations-ID	Autor*innen	Titel
Bild 09.01.	Marco Schenk	Reform der Online-Version: Duden wird im Netz geschlechtergerecht
Bild 10.01.	Sebastian Geisler	"Liebe Zuschauer*innen«: Was ist denn bei den Öffentlich-Rechtlichen los?
Bild 12.01.	Marco Schenk	Moschner verteidigt Gendersprech: »Männer können das doch aushalten!«
Bild 16.01.	Marco Schenk	Frauen nicht nur mitmeinen«: Linguistin will Grundgesetz gendern
Bild 02.03.a	n.a.	Audi setzt auf gendergerechte Sprache: »Audianer_innen"
Bild 02.03.b	Sebastian Geisler	Konzern spricht von »Audianer_innen«: Wut-Posts im Netz nach Gender-Gaga bei Audi
Bild 06.03.	Sebastian Geisler	Berlin: Anne Will provoziert mit Gender-Tweet wegen Corona-Plakat-Kampagne
Bild 21.03.	Alexander von Schönburg	Rammt uns das Gendern doch nicht so sehr in den Hals!
Bild 27.03.	n.a.	Verständnisprobleme befürchtet: Expertenrat stoppt (vorerst) Genderstern!
Bild 01.04.	n.a.	Gender: An der Uni Kassel drohen bei Nicht-Gendern schlechtere Noten
Bild 03.04.	Markus Arndt	Rathaus intern: Heute erklären wir mal Polit-Sprech

Zitations-ID	Autor*innen	Titel
Bild 06.04.	Jörg Ortmann	Gendersprache falsch verwendet: Uni Kassel zieht Punkte bei Prüfung ab
Bild 13.04.	Markus Arndt	Sprachbefehl für Hamburgs Behörden: Ändern zum Gendern!
Bild 14.04.	Michaela Klauer & Markus Arndt	Über den Gender-Änder-Sprach-Befehl: ›So was Beklopptes!‹
Bild 23.04.	n.a.	Anmaßung einer ›kleinen Gruppe‹: Merz will Gendersprache verbieten
Bild 26.04.	Stephan Kürthy	Audi braucht mehr Zeit im Gender-Streit!
Bild 04.05.	n.a.	Zu kompliziert: Macrons Schulminister will Gender-Sprache stoppen
Bild 07.05.	Stephan Kürthy	Audi: Gender-Streit bei Audi geht in die nächste Runde
Bild 10.05.	n.a.	H. P. Baxxter wütet gegen Gendern: »Das ist für mich Idiotensprache!«
Bild 26.05.a	n.a.	Gesellschaft für deutsche Sprache: Gendern ist ›linguistisch widersprüchlich‹
Bild 26.05.b	n.a.	Hamburgs CDU-Chef Ploß: Gendern bei staatlichen Stellen verbieten
Bild 27.05.a	Markus Arndt	Im Wahl-Programm: Hamburg-CDU will Gender-Verbot
Bild 27.05.b	Jan W. Schäfer	Keine grüne Sprachpolizei!
Bild 29.05.	Georg Altrogge, Florian Kain & Ralf Schuler	Wegen Gender-Sprache: Frontal-Attacke auf ARD und ZDF
Bild 11.06.	Markus Arndt	BILD-Gespräch mit Melanie Leonhard: Wie halten Sie es mit Gender-Sprech?
Bild 13.06.	n.a.	Scurrile Gender-Forderung bei den Tagesthemen: Leuten sollen jetzt mit ›ens‹ gendern!
Bild 15.06.a	n.a.	CDU stimmt über Gender-Nein ab
Bild 15.06.b	Daniel Peters	Nach Beratungen der Staatsräte: Gender-Regeln für alle bei der Stadt
Bild 17.06.	n.a.	Begriffe der sogenannten ›Woke‹-Bewegung: So sollen wir jetzt reden
Bild 30.06.	Michale Klauer & Daniel Peters	Katharina Fegebank und Christop Ploß: Gender-Gipfel in Hamburg

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Zitations-ID	Autor*innen	Titel
FAZ 04.01.	Ulrich Malchau	Amsel bleibt Amsel, Specht bleibt Specht
FAZ 06.01.	Christoph Ploß	Mut zu einer längeren Lebensarbeitszeit
FAZ 08.01.	Peter Eisenberg	Unter dem Muff von hundert Jahren
FAZ 11.01.a	Eckart Boebel	Gendergerechte Sprache, typisch Deutsch
FAZ 11.01.b	Patrick Bahners	Behaltet den Dieb
FAZ 12.01.a	Barbara Scheuermann	Wer wagt noch zu widersprechen?
FAZ 12.01.b	Peter Höfle	Generisches Maskulinum und Gender-Stern
FAZ 13.01.	Christian Kümpel	Der Unfug des Neusprechs
FAZ 14.01.	Ulrich J. Heinz	Auf den Duden ist kein Verlass mehr
FAZ 26.01.	Sascha Zoske	Keine Chance für ›Impfung‹
FAZ 28.01.	Jens Holland	Was ein Deutschlehrer sich fragt
FAZ 29.01.	Thomas Thiel	Die Überwindung des Fleisches
FAZ 31.01.	Konrad Schuller	Der Mann, der immerzu Brücken baut
FAZ 01.02.a	Mark Zimmer	Zumutung für Ausländer
FAZ 01.02.b	Ulrike Krystek-Theissen & Hans-Peter Theissen	Zunehmend sektenartige Züge
FAZ 01.02.c	Paul Pfeffer	Fragen an die Duden-Redaktion
FAZ 06.02.	Justus Bender & Philip Eppelsheim	Krieg der Stern*innen. Müssen wir bald alle genders?
FAZ 07.02.	Michael Hierholzer	Schaffend
FAZ 09.02.	Volker Weyel	Der Duden ist keine Autorität mehr. Zur Debatte um das sogenannte generische Maskulinum und den einschlägigen Leserbriefen
FAZ 12.02.	Wieland Staud	Korea zeigt, wie es geht
FAZ 13.02.a	Hans List	Kontaminiert
FAZ_13.02.b	Daniel Meuren, Markus Schug	Die Menschen brauchen ein Ventil – ob Baumarkt oder Friseur
FAZ 14.02.a	Astrid Schwaderer	Stört den Lesefluss
FAZ 14.02.b	Michael Himmelsbach & Johannes Zimmermann	Sturm im Wasserglas
FAZ 14.02.c	Harald Reinhardt	Sprache und Realität
FAZ 16.02.	Ulrike Berg	Studierende aus dem Keller
FAZ 17.02.a	Martin Benninghoff	Fragen an die Duden-Redaktion
FAZ 17.02.b	Patrick Bahners	Schlechte Zeit für Lyrik
FAZ 18.02.	Olga Martynova	Gendern als Akt der Aggression

Zitations-ID	Autor*innen	Titel
FAZ 20.02.	Sandra Kegel	Alles Gute zum Ko-Elternteil-Tag. Britische Kliniken wollen Mutter und Vater ersetzen
FAZ 21.02.	Nikolai Klimeniouk	Teile und herrsche. Über russische genderneutrale Teufel
FAZ 22.02.	Wolfgang Thierse	Wie viel Identität verträgt die Gesellschaft?
FAZ 23.02.	Dietmar Kendziur	Gebrochenes Deutsch
FAZ 27.02.a	Wolfgang Winter	Bedrohte Sprache. Dank an Wolfgang Thierse
FAZ 27.02.b	Reinhard Gäller	»Durch die Hintertür«
FAZ 02.03.	n.a.	Bei Audi arbeiten jetzt ›Audianer_innen
FAZ 04.03.	Irene Monreal-Wickert	Die Sprache gehört ihren Sprechern
FAZ 06.03.a	Michael Jankowski & Christian Stecker, Thomas Zittel	Einheitsbrei oder Vielfalt?
FAZ 06.03.b	n.a.	›Überwältigende Zustimmung‹ für Kritik an Identitätspolitik
FAZ 07.03.	Martin Brück	Antirassismus als ›Sinnstiftung‹. Zum Artikel ›Disruptives Denken‹ von Nico Hoppe
FAZ 10.03.a	n.a.	Thierse bleibt in der SPD
FAZ 10.03.b	Friedrich Curtius	Zunehmend an Orwell erinnert
FAZ 10.03.c	Volker Weyel	Gendergerechte Frauendiskriminierung
FAZ 11.03.	Michael Radunski	Kein Impfstoff, dafür aber viele Regeln
FAZ 13.03.a	Jürgen Kaube	Sprachlicher Hindernislauf
FAZ 13.03.b	Claudia Schülke	Die eigene Begrenztheit wahrnehmen
FAZ 14.03.	Harro Stammerjohann	Eiertanz
FAZ 17.03.a	Harald Schneider	Den Gender-Hype neutralisiert
FAZ 17.03.b	Dieter Brandes	Ohne Genderbezug
FAZ 17.03.c	Vera Möbius	Kosmetik
FAZ 21.03.a	Hannah Bethke	In sicheren Räumen
FAZ 21.03.b	Julia Encke	Was ist heute links?
FAZ 25.03.a	Gustav Theile	Die*der Dax_in-Konzern:innen gendern
FAZ 25.03.b	Lore Brüggemann	Leiden unter dem Musikprogramm
FAZ 27.03.	n.a.	Genderstern kommt vorerst nicht ins Regelwerk
FAZ 28.03.	stau (Kürzel)	Strahlen ohne Sternchen
FAZ 31.03.	Winfried Offermanns	Es gibt keine Blödmänner mehr
FAZ 05.05.	Barbara Zehnpfennig	Worüber man nicht spricht
FAZ 11.05.	Viktoria Willenborg	Neue Ideen für die ARD
FAZ 14.05.	Wilfried v. Bredow; Eckhard Jesse	Gebannt im Widerspruch
FAZ 15.05.	Horst Haider Munske	Hat man die Lektion gelernt?

Zitations-ID	Autor*innen	Titel
FAZ 17.05.	Professor Dr. Peter Graf Kielmansegg	Die Schließung der Demokratie
FAZ 18.05.a	guth (Kürzel)	Dax-Chefs umschiffen das Gendern
FAZ 18.05.b	Dr. Hans-Joachim Ralf	Die Neigung zu absoluten Wahrheiten
FAZ 21.05.	Edo Reents	Nicht-Muttersprachler und das Gendern
FAZ 25.05.a	Daniel Deckers	Der Preis der Geschlechtergerechtigkeit
FAZ 25.05.b	n.a.	Hamburgs CDU will gegen Gendern vorgehen
FAZ 31.05.	n.a.	Streit über Ursachen rechter Parteien im Osten
FAZ 02.06.	Heike Schmoll	Die Sprachwächter
FAZ 04.06.	n.a.	Elke Heidenreich findet Gendern grauenhaft
FAZ 05.06.	Reinhard Müller	Abziehbilder sind nicht von Dauer
FAZ 07.06.a	Simon Strauß	Auf der großen Welle
FAZ 07.06.b	Dr. Norbert Gertz	Schlimmer Schaden
FAZ 11.06.	Dr. Barbara Scheuermann	Zumutung und Ärgernis zugleich
FAZ 16.06.a	Dr. Thomas Petersen	Die Mehrheit fühlt sich gegängelt
FAZ 16.06.b	Reinhard Müller	Wenn die Bürger sich abwenden
FAZ 18.06.a	Dr. Heiner Meuleman	Moralische Selbstüberhöhung
FAZ 18.06.b	Wolfgang Krischke	Sexualisierte Sprache
FAZ 21.06.	Thomas Holl	Verteidiger vs. Entdecker
FAZ 22.06.	n.a.	Nachrichtenagenturen sind offen fürs Gendern
FAZ 23.06.	Christian Geyer	Agenturdreh
FAZ 24.06.a	Gustav Theile	Hinterm Regenbogen
FAZ 24.06.b	Michael Hanfeld	Immer auf Augenhöhe
FAZ 30.06.	Prof. Dr. Ulf Runne	Widersinniges Gendern

Süddeutsche Zeitung

Zitations-ID	Autor*innen	Titel
SZ 27.01.	Nele Pollatschek	Das Recht auf Unsichtbarkeit
SZ 29.01.	Mareike Nieberding & Jelka von Langen	Reizfigur
SZ 30.01.	SOAS	Gendersternchen
SZ 08.02.	Jan-Martin Wiarda	Austeilen und Einstecken
SZ 11.02.	Christoph Koopmann	Raus aus dem Thomas-Kreislauf

Zitations-ID	Autor*innen	Titel
SZ 13.02.a	Hermann Unterstöger	Sprachlabor
SZ 13.02.b	Dr. phil. Anne Meinberg	Elitäres Sprachgehabe
SZ 13.02.c	Traudel Keller	Lieber ohne Verrenkungen
SZ 13.02.d	Prof. Dr. Johannes Herwig-Lempp	Erfrischende Gelassenheit
SZ 13.02.e	Prof. Dr. Jakob Ossner	Ärgerliches aus dem Duden
SZ 13.02.f	Monika Heilmeier	Generisches Femininum
SZ 13.02.g	Albert Buchmeier	Ein Missverständnis
SZ 15.02.	Sebastian Herrmann	Wieso selbst billige Propaganda wirkt
SZ 16.02.	Hansjörg Dopp	Krieg der Sternchen
SZ 06.03.	Jan Stremmel	Die Bösewichtin
SZ 09.03.a	Albert Buchmeier	Ideologie schlägt Wissenschaft
SZ 09.03.b	Berthold Gallinat	Abdriften ins Moralische
SZ 09.03.c	n.a.	Turiz schafft Gendersternchen wieder ab
SZ 11.03.a	n.a.	Das Streiflicht
SZ 11.03.b	Aurelie von Blazeković	Neue Pronomen braucht das Land
SZ 16.03.a	Gerade Schmidbauer	Wo ist die Trennlinie?
SZ 16.03.b	Finn Moser	Gendersprache sensibilisiert
SZ 16.03.c	Prof. Dr. Horst Haider Munske	Versteckspiel
SZ 16.03.d	Knut G. Emmert	Erst Genera, dann Grammatik
SZ 18.03.a	Prof. Dr. York-Gothart Mix	n.a.
SZ 18.03.b	Achim Stephan	n.a.
SZ 19.04.	Stefan Braun & Jana Stegmann	Triumph im Fußballstadion
SZ 29.04.	Axel Hacke	Über das Gendersternchen, den Glottisschlag und die Hähncheninnenfilets
SZ 30.03.a	Peter Maicher	n.a.
SZ 30.03.b	Dierk Peters	Braucht es neue Pronomen?
SZ 08.05.	Hermann Unterstöger	
SZ 12.05.a	Oliver Meiler	Das Prestige der männlichen Form
SZ 12.05.b	Enver Robelli	Eine feministische Linguistik fehlt
SZ 12.05.c	Helene Aecherli	Neue Pronomen für alle
SZ 13.05.	Karin Janker	Die Sprachkämpferin
SZ 14.05.	Nicola Meier	Sendungs-Bewusst
SZ 15.05.a	Thomas Balbierer	Danke für nichts

Zitations-ID	Autor*innen	Titel
SZ 15.05.b	Marija Barišić und Johannes Korsche	Über Macht
SZ 18.05.	Sieglinde Geisel	Darf ich diese Geschichte erzählen?
SZ 21.05.	Marlene Weiß	Die IEA und der Weg zur Null
SZ 22.05.	Ulrike Heidenreich	"Du musst dich immer auf die Hinterbeine stellen"
SZ 26.05.a	Ulrich J. Heinz	Deutsch wird komplizierter
SZ 26.05.b	Wilhelm A. Plösser	n.a.
SZ 27.05.	n.a.	CDU-Idee zur Gendersprache
SZ 31.05.	Nils Minkmar	Parteien vor der Bundestagswahl
SZ 02.06.	Ulrike Nimz; Antonie Rietz-schl	Nervt nicht
SZ 03.06.	Marlene Knobloch	Rechts? Rechtsradikal? Rechtsextremistisch?
SZ 11.06.a	Sara Maria Behbehani	Ein Stern, der spaltet
SZ 11.06.b	Berit Kruse	Die Sache mit den »Lifestyle-Linken"
SZ 16.06.a	Gerd Riedmeier	Einfachere Alternativen gesucht
SZ 16.06.b	Regina Georg	Sprache muss sich entwickeln
SZ 16.06.c	Peter Roberz	Abwechseln wie beim Wetter
SZ 16.06.d	Christian Stonner	Generisches Femininum
SZ 16.06.e	Renate von Törne	Gendern auf Englisch
SZ 16.06.f	Ulrike Capezzzone	Liebe Mitmenschen ...
SZ 16.06.g	Hans-Gerd Heine	Gleiche Entlohnung ist wichtiger
SZ 16.06.h	Horst Ebeling	Begrüßenswertes Ende der »ova"
SZ 19.06.a	Markus C. Schulte von Drach	Alles, was recht ist
SZ 19.06.b	n.a.	Der Streit um das Sternchen
SZ 19.06.c	Peter Fahrenholz & Katharina Riehl	Griff nach dem Stern
SZ 19.06.d	Hermann Unterstöger	Sprachlabor
SZ 19.06.e	Nadia Pantel	Zwei Punkte zu viel
SZ 21.06.a	Sebastian Herrmann	Kühe for Future
SZ 21.06.b	Marie Schmidt	Warnung vor der Flachzange
SZ 22.06.	n.a.	Agenturen wollen sensibler berichten

tageszeitung

Zitations-ID	Autor*innen	Titel
taz 02.01.	Jens Fischer	"Die Armut hat stark zugenommen"
taz 15.01.	n.a.	Verwaltung könnte gendersensibler werden
taz 18.01.	Anne Fromm	"Es setzt Gewöhnung ein«
taz 23.01.a	Ralf Kniese	Wortungetüme beim Gendern
taz 23.01.b	Holger Burmeister	n.a.
taz 27.01.a	Helmut Freiwald	Genus, Duden und Lesegenuss
taz 27.01.b	Mascha Kirchner	Hier spricht die Germanistin
taz 28.01.	Hengameh Yaghoobifarah	Nur das nächste Kapitel im Lingo-Diskurs
taz 02.02.a	Alessandra Röder	"Antifeminismus äußert sich in Verschwörungserzählungen«
taz 02.02.b	Anne Fromm	Das war kein Unfall
taz 06.02.	Ulrike Winkelmann	Sprachkritik darf kein Elitenprojekt sein
taz 11.02.	Carolina Schwarz	Die Debatte ist hiermit beendet
taz 13.02.a	Matthias Reich	Partizipien vermeiden
taz 13.02.b	Bernhard Bomke	Eine Sprache für alle
taz 13.02.c	Ulrich Herzau	So lassen, wie es war
taz 20.02.a	Jürgen Schierholz	Identitätspolitik
taz 20.02.b	Gabriele Ermel	Unästhetisch
taz 22.02.	Helga Kotthoff	Vorschriften sind kontraproduktiv
taz 27.02.	Else Buschheuer	Wir gendern uns dazu
taz 03.03.a	Friederike Herrmann & Margreth Lünenborg	Keine Sternstunde für den Gender*?
taz 03.03.b	Fatma Aydemir	Gendern im Bundestag
taz 06.03.	Karsten Kirchner	Gegenderte Sprache
taz 13.03.	Jan Feddersen	"Ich bin der Mann, der ich bin«
taz 19.03.	Peter Weissenburger	Als Papa übers Gendersternchen reden wollte
taz 26.03.	Arno Frank	Weissagung eines alten weißen Mannes
taz 29.03.	Patricia Hecht	"Sprache ist eine Frage der Haltung«
taz 31.03.	Klaus Walter	Das Normale ist politisch
taz 17.04	Alexander Diehl	Fester Glaube
taz 19.04.	Andreas Wyputta	Merz-Comeback: Er ist wieder da
taz 20.04.	Peter Unfried	Partei der neuen Mitte
taz 23.04.	Anna Lehmann	"Ich möchte um Sachsen kämpfen«

Zitations-ID	Autor*innen	Titel
taz 26.04.a	Tobias Hausdorf	Bericht zum taz lab. Einige Menschen werden auf Macht verzichten müssen
taz 26.04.b	n.a.	Eine Reise ins Weltall, ein Hallo in Walhalla und ein Gruß nach Gelsenkirchen
taz 27.04.a	Ambros Waibel	Naiv-gut und ungeschickt
taz 27.04.b	Ingo Arend	Der kulturelle Faktor
taz 06.05.	n.a.	Ärztinnentagwetter
taz 11.05.	Alexander Diehl	Ausgehypot
taz 24.05.	Andreas Geisler	
taz 25.05.a	n.a.	CDU-Chef will Gendern verbieten
taz 25.05.b	Simone Schmollack	Keine Angst vorm Gendern
taz 27.05.	n.a.	Verbotspartei
taz 28.05.	Alexander Diehl	Männlich
taz 29.05.a	Andrea Burkhardt	n.a.
taz 29.05.b	André Zuschlag	Privatier und Wutbürger
taz 29.05.c	n.a.	
taz 31.05.	Jan Kahlke	Platt
taz 01.06.a	Tania Kiberais	Als die Zukunft noch egal war
taz 01.06.b	n.a.	verboten
taz 12.06.	Ulrich Schulte	Der Elefant im Raum
taz 15.06.a	n.a.	CDU für Mönnersprache
taz 15.06.b	n.a.	verboten
taz 16.06.	n.a.	Senat ermöglicht Gendern
taz 19.06.a	Stefan Reinecke	Wer braucht diese Partei?
taz 19.06.b	Lea Schulze	Wertvolle Berührungen
taz 22.06.	n.a.	Agenturen wollen diskriminierungsfreier berichten
taz 23.06.	n.a.	Gurke des Tages
taz 24.06.	Reinhard Umbach	Vom Gender*stern geleitet

Die Welt

Zitations-ID	Autor*innen	Titel
Welt 08.01.	Marcus Lorenz	Der Duden wird zur Dudin
Welt 12.01.	Marcus Lorenz	"Der Duden missbraucht hier seine Deutungshoheit über die deutsche Sprache« (auch online erschienen als »Das bildet nicht die Sprachwirklichkeit ab"
Welt 14.01.	n.a.	Bremer Verwaltung soll »überall« gendern, am besten mit Doppelpunkt
Welt 16.01.	n.a.	Der Skandal
Welt 18.01.	n.a.	ZDF-Moderatorin Gerster – Immer weniger Beschwerden – Publikum »gewöhnt sich« ans Gendern
Welt 25.01.	Marcus Lorenz	Es gibt eine Lösung für das Duden-Dilemma
Welt 02.02.	Jan Küveler	Von wegen letzte Instanz
Welt 04.02.	Therese Deitermann	Sprachwandel
Welt 07.02.	n.a.	So verteidigt die Chefredakteurin das Gendern im Online-Duden
Welt 14.02.	n.a.	Kein generisches Maskulinum mehr
Welt 18.02.	n.a.	Zwei britische Krankenhäuser empfehlen alternative Begriffe für Mutterschaft
Welt 22.02.	Sara Rukaj	Der traurige Fall der Linken
Welt 24.02.	Rieke Hümpel	Gendern – das erinnert mich inzwischen an einen Fleischwolf
Welt 28.02.	Arnd Diringer	Gegenderte Gesetze
Welt 02.03.	n.a.	"Audianer_innen« – Audi-Mitarbeiter sollen künftig gendern
Welt 05.03.	n.a.	Sprachwissenschaftler hält Gendern für männerfeindlich
Welt 06.03.	n.a.	Thierse erhält »überwältigende Zustimmung« für Kritik an Identitätspolitik
Welt 07.03.a	Karl-Erich Henrici	Klar und kühl
Welt 07.03.b	Moritz Schinkel	n.a.
Welt 08.03.	Claudia Becker	Die tägliche Frauenverachtung
Welt 09.03.	Ricarda Breyton & Nikolaus Doll	"Vermögen verteilt wie in feudalen Adelsgesellschaften"
Welt 11.03.	Ulf Poschardt	Grüne Republik? Nur mit Gelb
Welt 26.03.a	Tim Hirschberg	Grenzsinal Gendersternenchen

Zitations-ID	Autor*innen	Titel
Welt 26.03.b	David Stadelmann	Gendern und entgendern, ganz automatisch
Welt 27.03.	n.a.	Wolfgang Niedecken findet Gendersternchen nervig
Welt 30.03.	Marcel Peithmann	Schon von »BPoC« gehört?
Welt 01.04.	n.a.	Student benutzt keine genderneutrale Sprache – Punktabzug
Welt 07.04.	Tim Hirschberg	Krieg der Sternchen
Welt 11.04.	Ricarda Breyton & Nikolaus Doll	Kommt eine Gäst*in zu Besuch...
Welt 13.04.a	Marie-Luise Goldmann	"Ab einem bestimmten Punkt ist jeder für sich selbst verantwortlich"
Welt 13.04.b	Monika Maron	Heiliger Zorn
Welt 14.04.	Mladen Gladic	Total normal
Welt 16.04.a	Jan Grossarth	Generation Annalena
Welt 16.04.b	Frédéric Schwilden	Links und Rechts haben die Plätze gewechselt
Welt 19.04.	n.a.	Merz erntet mit Spott über gendergerechte Sprache Kritik
Welt 23.04.	n.a.	"Erhebliche Zweifel, dass sie Kanzlerin kann« – Merz greift Baerbock scharf an
Welt 25.04.	n.a.	Welt am Sonntag wirkt
Welt 26.04.a	n.a.	Grüne und CDU für Koalitionsvertrag ohne Gendersternchen
Welt 26.04.b	Elmar Krekeler	Gender-Revolution im »Tatort«
Welt 28.04.	Marie-Luise Goldmann	Er, sie, es sind tot. Ens, bla, honk und plushie leben hoch
Welt 29.04.	Stefan Dreher	Gender-Verwirrung
Welt 14.05.	Christoph Ploß	Eine staatliche Gender-Sprachpolizei dürfen wir nicht hinnehmen
Welt 15.05.a	Yvonne Pieper	Goethe und Schiller
Welt 15.05.b	Inga Griesse	Nur ein kurzes Gespräch mit Hunden
Welt 16.05.a	Philipp Woldin	Gehyptes Gendern
Welt 16.06.b	Jacques Schuster & Thomas Vitzthum	"Jetzt platzt einem Teil der Basis einfach der Kragen"
Welt 17.05.a	Susanne Gaschke	Moralisierung des Lebensstils. Ein tonangebendes Milieu verachtet die Normalos

Zitations-ID	Autor*innen	Titel
Welt 17.05.b	Jürgen Trabant	Es knackt im Gebälk der Republik
Welt 18.05.	Susanne Peters	n.a.
Welt 19.05.a	n.a.	"Fortgesetzte Diskriminierung"
Welt 19.05.b	Christoph Huber	Falsche Gesellschaft
Welt 21.05.	Ricarda Breyton	Wagenknecht vs Kühnert
Welt 23.05.	Susanne Gaschke & Jacques Schuster	"Die Gender-Sprache ist eine Top-Down-Veranstaltung"
Welt 24.05.	n.a.	Ploß will das Gendern bei staatlichen Stellen verbieten
Welt 26.05.a	n.a.	Hamburg: CDU-Landesvorstand geschlossen gegen Gendersprache
Welt 26.05.b	n.a.	Hamburgs CDU-Chef will staatlichen Stellen das Gendern verbieten
Welt 26.05.c	n.a.	TV-Abschied. ZDF-Moderatorin Petra Gerster moderiert ihre letzte ›heute‹-Sendung
Welt 27.05.	Robin Alexander	Sprechen Sie Außenpolitik?
Welt 28.05.a	Ulf Poschardt	Hochmut der Selbstgerechten
Welt 28.05.b	Yorck Kronenberg	Schützen wir unsere Sprache gegen vorschnelle Eingriffe
Welt 29.05.a	Jan Dams & Olaf Gersmann	"Gendern führt nur zu weiterer Polarisierung"
Welt 29.05.b	Heike Zenk	Widerstehen
Welt 30.05.a	n.a.	Gesagt (Hamburg)
Welt 30.05.b	Claus Christian Malzahn & Jacques Schuster	"Mit denen ist kein Staat zu machen"
Welt 30.05.c	Wilfried J. Funke	Große Verhöhnung
Welt 30.05.d	Jörn Lauterbach & Stefan Aust	Spache ist nicht Staatssache
Welt 30.05.e	Johannes Boie	
Welt 03.06.a	n.a.	Gendern, nein danke – »Grauenhaft, wenn ich das schon höre, diese Sprache«
Welt 03.06.b	n.a.	TV-Kritik »Maischberger"

Zitations-ID	Autor*innen	Titel
Welt 05.06.	n.a.	Laschet rät bei Gendersprache zu Gelassenheit: Gegen Druck
Welt 06.06.a	n.a.	Elke Heidenreich gendert nicht
Welt 06.06.b	Jörn Lauterbach	"Keiner möchte eine Sprachpolizei«
Welt 06.06.c	Andreas Rödder	Wie die Mehrheit spricht
Welt 09.06.	Marie-Luise Goldmann	"Ich war strikt gegen das Sternchen"
Welt 11.06.	n.a.	Caffier mahnt zu mehr Bürgernähe in der Politik
Welt 12.06.a	n.a.	Parteitag soll Nein zur Gendersprache in Institutionen absegnen
Welt 12.06.b	n.a.	Sigi Zimmermann hadert mit Klima- und Genderdebatten
Welt 13.06.	Robin Alexander & Thomas Vitzthum	"Die SPD ist eine Krawallpartei"
Welt 15.06.a	n.a.	CDU-Parteitag berät: Nein zur Gendersprache in Institutionen
Welt 15.06.b	Ulf Poschardt	Deutsche Moralstreber
Welt 15.06.c	Walter Krämer	Einsatz für Geschlechtergleichheit und Antisemitismus geht gut zusammen
Welt 15.06.d	Ulrich Exner	"Grün-Rot-Rot? Das überleben wir nicht"
Welt 15.06.e	n.a.	Hamburgs Verwaltung lässt den Gender-Stern erstrahlen
Welt 16.06.	n.a.	Hamburger CDU sieht sich durch die Genderdebatte in der Offensive
Welt 17.06.a	n.a.	Carolin Kebekus unterstützt gendergerechte Sprache in der ARD
Welt 17.06.b	Slavoj Zizek	Sex ist ungerecht
Welt 19.06.	Ulf Poschardt	Die große Entmündigung
Welt 20.06.	Bernd Meier	Windelweiches Duell
Welt 22.06.	Anna Schneider	Gendergestotter überall
Welt 25.06.	Dr. Björn Sandt	Gegen die Mehrheit
Welt 26.06.	Matthias Kamann	Beim Gendern fällt Union und FDP die Abgrenzung von der AfD schwer

Talkshows

Zita- tions- ID	Titel	Datum	URL
TS 1	Geschlechtergerechtigkeit durch Sprache. Die Woche mit Maischberger	10.03.2021	https://www.youtube.com/watch?v=sk_lmSwoKVo (zuletzt 21.11.2024).
TS 2	Monitor – Studio M: Spaltet Gendern die Gesellschaft?	04.03.2021	https://www.youtube.com/watch?v=axxAWfxU9Ss (zuletzt 21.11.2024).
TS 3	Gendersprache – überflüssig oder überfällig?	25.02.2021	https://www.youtube.com/watch?v=_M1Two224uE (zuletzt 21.11.2024).

Deutschlandfunk

Zitations-ID	Titel	Datum
Deutschlandfunk 11/18	Anne Wizorek vs. Rainer Moriz. Brauchen wir den Gender-Stern im Duden?	10.11. 2018
Deutschlandfunk 04/19	Gesellschaftliche Sensibilisierung. Ist eine gendergerechte Sprache wichtig?	26.04. 2019
Deutschlandfunk 07/19	Gendergerechte Sprache in den Medien. »Darstellen, dass es mehr als zwei Geschlechter gibt"	01.07. 2019
Deutschlandfunk 06/20a	Gendern im Journalismus. Schreiben und Sprechen für alle Geschlechter	01.06. 2020
Deutschlandfunk 06/20b	Judith Sevinc Basad vs. Anatol Stefanowitsch. Sollen die Öffentlich-Rechtlichen gendergerecht sprechen?	27.06. 2020
Deutschlandfunk 07/20	Wie geschlechtergerecht muss die journalistische Sprache sein?	03.07. 2020
Deutschlandfunk 01/21a	Online-Duden mit gendersensibler Sprache. Tschüss, generisches Maskulinum!	07.01. 2021
Deutschlandfunk 01/21b	Gendergerechter Online-Duden. Wie männlich ist der Lehrer?	09.01. 2021
Deutschlandfunk 02/21	Gendern oder nicht? Helfen * bei der Gleichstellung?	06.02. 2021
Deutschlandfunk 03/21	Gendern und Barrierefreiheit. Liebe Leser Unterstrich Innen	03.03. 2021
Deutschlandfunk 05/21a	Achtsamer Sprachgebrauch. Philosophin: »Es haben sich ganz neue moralische Codes ergeben.«	05.05. 2021

Zitations-ID	Titel	Datum
Deutschlandfunk 05/21b	Medien und Grenzüberschreitungen. Boris Palmer und das N-Wort.	10.05. 2021
Deutschlandfunk 05/21c	Linguistische Gesellschaftsforschung. Wie Worte wirken	06.05. 2021
Deutschlandfunk 07/21a	25 Jahre Rechtschreibreform. Delfin statt Delphin	01.07. 2021
Deutschlandfunk 07/21b	Streit ums Gendern. Was sich aus früheren Sprachdebatten lernen lässt.	29.07. 2021
Deutschlandfunk 07/21c	"Lebenszeit"	30.07. 2021
Deutschlandfunk o.J.	Weltfrauentag: Über Paygap, Geschlechtergerechtigkeit und »gendergerechte Sprache"	n.a.

WDR-Umfrage

Bild (2023): »Das Volk spricht nicht mit Gendersternchen«. <https://www.bild.de/video/c lip/bild-tv/umfrage-klatsche-fuer-den-wdr-mehrheit-der-deutschen-gegen-gende rn-82823280.bild.html> (zuletzt 14.12.2024).

infratest dimap (2021): Weiter Vorbehalte gegen gendergerechte Sprache. <https://www. infratest-dimap.de/umfragen-analysen/bundesweit/umfragen/aktuell/weiter-vorb ehalte-gegen-gendergerechte-sprache/> (zuletzt 25.11.2024).

Junge Freiheit (2023): WDR rudert beim Gendern zurück. <https://jungefreiheit.de/kultu r/gesellschaft/2023/wdr-gendert-nicht-mehr/> (zuletzt 25.11.2024).

Rheinische Post (2023): Gendersprache für Mehrheit nicht wichtig. https://rp-online.de /kultur/stilfrage/sprachgebrauch-gendersprache-fuer-mehrheit-nicht-wichtig_aid -84385603 (zuletzt 25.11.2024).

Riegel, Nancy (2023): WDR-Umfrage: Großteil lehnt gendergerechte Sprache in Medi en ab.<https://www.turiz.de/aktuell/wdr-umfrage-grossteil-lehnt-gendergerechte- sprache-in-medien-ab/> (zuletzt 25.11.2024).

Schwulissimo (2023): Umdenken beim Gendern? »Wir wollen so sprechen wie unser Pu- blikum.« <https://schwulissimo.de/neuigkeiten/umdenken-beim-gendern-wdr-will -auf-die-gendersprache-verzichten> (zuletzt 25.11.2024).

WDR (2023): WDR-Studie: So gendern die Deutschen. <https://www1.wdr.de/nachrichte n/gender-umfrage-infratest-dimap-100.html> (zuletzt 25.11.2024).

Sekundärliteratur

Acke, Hanna (2019): Sprachwandel durch feministische Sprachkritik. *Zeitschrift für Litera- turwissenschaft und Linguistik* 49(2). 303–320.

Acke, Hanna (2022): Widerspruch einlegen. Sprachhandlungen zum Ausdruck von Wi- derspruch in einer linguistischen Kontroverse. In Julia Nintemann & Cornelia Stroh

- (Hg.), *Über Widersprüche sprechen: Linguistische Beiträge zu Contradiction Studies*, 1–39. Wiesbaden: Springer Fachmedien. doi:10.1007/978-3-658-34804-5_1.
- Acke, Hanna (2023): Excessiveness in a German Social Media Debate on Gender-fair Language. *Neuphilologische Mitteilungen* 124(1). 46–77. doi:10.51814/nm.122738.
- Adler, Astrid & Albrecht Plewnia (2021): Was denken linguistische Laien über Sprache?: Ergebnisse einer aktuellen Repräsentativerhebung zu Spracheinstellungen in Deutschland. In Toke Hoffmeister, Markus Hundt & Saskia Naths (Hg.), *Laien, Wissen, Sprache*, 249–278. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110731958-011.
- Adler, Astrid & Janin Roessel (2023): Welche Veränderungen fallen Menschen in der deutschen Sprache auf? Sprache in Zahlen: Folge 11. *Sprachreport* 39(3). 34–38 doi:10.14618/SR-3-2023_ADL-ROE.
- AfD-Fraktion Hoyerswerda (2023): Antrag »Keine gendergerechte Sprache in der Stadtverwaltung & Co«. <https://ratsinfo-online.de/hoyerswerda-bi/voo2o.asp?VOLFDNR=4249> (zuletzt 25.11.2024).
- AfD-Fraktion Bundestag (2023): Antrag »Beschluss des Thüringer Landtags aufgreifen – Regeln der deutschen Sprache einhalten – Keine Verfremdung durch sogenannte Gendersprache«. <https://dserver.bundestag.de/btd/20/073/2007348.pdf> (zuletzt 25.11.2024).
- AG Feministisch Sprachhandeln (2014): Was tun? Sprachhandeln – aber wie? W_Urtungen statt Tatenlosigkeit! http://feministisch-sprachhandeln.org/wp-content/uploads/2015/04/sprachleitfaden_zweite_auflage.pdf (zuletzt 26.11.2024).
- Agarwal, Pragya (2023): *Hyster!cal: exploding the myth of gendered emotions*. Paperback edition. Edinburgh: Canongate.
- Agha, Asif (2005a): Introduction. *Journal of Linguistic Anthropology* 15(1). 1–5. doi:10.1525/jlin.2005.15.1.1.
- Agha, Asif (2005b): Voice, Footing, Enregisterment. *Journal of Linguistic Anthropology* 15(1). 38–59. doi:10.1525/jlin.2005.15.1.38.
- Agha, Asif (2007): *Language and Social Relations*. Cambridge: Cambridge University Press
- Ahlrichs, Rolf (2012): Experteninterviews: Methodisches Vorgehen. In Rolf Ahlrichs (Hg.), *Zwischen sozialer Verantwortung und ökonomischer Vernunft*, 105–114. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-94355-8_6.
- Albers, Marius (2021): Orwell lässt grüßen! – Korpuslinguistische Untersuchungen zur Aktualität Orwells in Plenardebatten des Bundestags. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 51. 87–107. doi:10.1007/s41244-021-00191-6
- Alker-Windbichler, Hannah (2021): Die Distanzierung von »Krawallmädchen«. In Toke Hoffmeister, Markus Hundt & Saskia Naths (Hg.), *Laien, Wissen, Sprache*, 545–568. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110731958-022.
- Anderson, Benedict (2006): *Imagined communities: reflections on the origin and spread of nationalism*. Überarbeitete Auflage. London: Verso.
- Andreas Kemper (2023): Umerziehung. <http://www.diskursatlas.de/index.php?title=Umerziehung&oldid=3228> (zuletzt 26.11.2024).
- Andronis, Mary A. (2003): Iconization, Fractal Recursivity, and Erasure: Linguistic Ideologies and Standardization in Quichua-Speaking Ecuador. *Proceedings of the Eleventh Annual Symposium about Language and Society. Texas Linguistic Forum* 47, 263–269. Austin: University of Texas, Austin.

- Androutsopoulos, Jannis (2007): Ethnolekte in der Mediengesellschaft. Stilisierung und Sprachideologie in Performance, Fiktion und Metasprachdiskurs. In Christian Fandrych & Reinier Salverde (Hg.), *Standard, Variation und Sprachwandel in germanischen Sprachen*, 113–155. Tübingen: Narr.
- Androutsopoulos, Jannis (2011): Die Erfindung ›des‹ Ethnolekts. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 41(4). 93–120. doi:10.1007/BF03379977.
- Andrus, Jennifer (2012): Language ideology, fractal recursivity, and discursive agency in the legal construction of linguistic evidence. *Language in Society* 41(5). 589–614. doi:10.1017/S0047404512000668.
- Angenendt, Vanessa (2025): *Pronomengebrauch in Spracheinstellungsäußerungen zu Migration und Mehrsprachigkeit. Soziale Positionierung, Identitätskonstruktion und Abgrenzung*. Heidelberg: Verlag für Gesprächsforschung.
- Ängsäl, Magnus P. (2011): Der Unterstrich bei Personenbezeichnungen als Ausdruck einer postfeministischen Sprachkritik. *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 7. 270–287.
- Ängsäl, Magnus P. (2020): Wortkritik in der Feministischen Sprachkritik. In Thomas Niehr, Jörg Kilian & Jürgen Schiewe (Hg.), *Handbuch Sprachkritik*, 66–72. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Ansara, Y. Gavriel, & Peter Hegarty (2014): Methodologies of misgendering: Recommendations for reducing cisgenderism in psychological research. *Feminism & Psychology*, 24(2). 259–270. <https://doi.org/10.1177/0959353514526217>.
- Anthony, Laurence (2022): AntConc (Version 4.2.0) [Computer Software]. Tokyo, Japan: Waseda University. Available from <https://www.laurenceanthony.net/software>.
- Arendt, Birte (2014): Qualitative Interviews als interaktive ko-konstruktive Prozesse. In Christina Cuonz & Rebekka Studler (Hg.), *Sprechen über Sprache: Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung*, 7–30. Tübingen: Stauffenburg.
- Audi MediaInfo (2021): Sprache für mehr Vielfalt: Audi gendert. <https://www.audi-mediacenter.com/de/pressemitteilungen/sprache-fuer-mehr-vielfalt-audi-gendert-13775> (zuletzt 27.11.2024).
- Auer, Peter (1992): Introduction: John Gumperz' Approach to Contextualization. In Peter Auer & Aldo Di Luzio (Hg.), *The Contextualization of Language*, 1–37. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company.
- Auer, Peter (2008): Introduction. In Peter Auer (Hg.), *Style and Social Identities*, 1–28. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Auer, Peter (2013): *Sprachliche Interaktion: Eine Einführung anhand von 22 Klassikern*. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110313536.
- Auer, Peter (2014): Anmerkungen zum Salienzbegriff in der Soziolinguistik. *Linguistik Online* 66(4). 7–20. doi:10.13092/lo.66.1569.
- Baader, Meike Sophia (2020): Neue Rechte – »Umerziehung«, »Genderideologie« und »Frühsexualisierung« – Kampfbegriffe in einem neuen Kulturkampf. Erziehungswissenschaftliche Themen im Fokus von Populismus und Neuer Rechter. In Ulrich Binder & Jürgen Oelkers (Hg.), *»Das Ende der politischen Ordnungsvorstellungen des 20. Jahrhunderts.«. Erziehungswissenschaftliche Beobachtungen*, 129–154. Wiesbaden: Springer Fachmedien. doi:10.1007/978-3-658-29192-1_9.

- Baby-Vornamen (o.J.): Hans-Dieter. <https://www.baby-vornamen.de/Jungen/H/Ha/Hans-Dieter/> (zuletzt 20.09.2024).
- Bailey, April H., Marianne LaFrance & John F. Dovidio (2019): Is Man the Measure of All Things? A Social Cognitive Account of Androcentrism. *Personality and Social Psychology Review* 23(4). 307–331. doi:10.1177/1088868318782848.
- Baker, Paul (2006): *Using corpora in discourse analysis*. London: Continuum.
- Baker, Paul (2010): *Sociolinguistics and Corpus Linguistics*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Bakhtin, Mikhail M. (1981): Discourse in the Novel. In Michael Holquist (Hg.), *The Dialogic Imagination: Four Essays*, 259–422. Austin: University of Texas Press.
- Bakhtin, Mikhail M. (1984): *Problems of Dostoevsky's Poetics*. Caryl Emerson (Hg.). Minneapolis: University of Minneapolis Press. <https://doi.org/10.5749/j.ctt2272721>.
- Barthels, Inga, Benedikt Brandhofer, Max Callaghan, Jesse Lehrke, David Meidinger & Hendrik Lehmann (2021): Der Genderwahn der AfD. <https://interaktiv.tagesspiegel.de/lab/der-genderwahn-der-afd/> (zuletzt 26.11.2024).
- Baumann, Antje & André Meinunger (Hg.) (2017): *Die Teufelin steckt im Detail: Zur Debatte um Gender und Sprache*. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Baumgartinger, Persson Perry (2007): Geschlechtergerechte Sprache? Über queere widerständige Strategien gegen diskriminierenden Sprachalltag. *Stimme von und für Minderheiten* 62. 16–17.
- Beck, Dorothee (2020): Arenen für Angriffe oder Arenen der Akzeptanz? Medien als Akteure in ›Genderismus‹-Diskursen. In Annette Henninger & Ursula Birsl (Hg.), *Antifeminismen: ›Krisen‹-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?*, 61–104. Bielefeld: transcript Verlag. doi:10.14361/9783839448441.
- Beck, Dorothee (2024): The Crusade Against Gender-Inclusive Language in Germany – A Discursive Bridge Between the Far Right and the Civic Mainstream. In Dorothee Beck, Adriano José Habel & Annette Henninger (Hg.), *Blurring Boundaries – ›Anti-Gender‹ Ideology Meets Feminist and LGBTQ+ Discourses*, 109–126. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Becker, Lidia (2022): Ideologeme und Argumentationsmuster gegen genderneutrale Sprache in der spanischsprachigen und deutschen Linguistik. In Gabriele Diewald & Damaris Nübling (Hg.), *Genus – Sexus – Gender*, 319–348. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110746396-011.
- Bell, Allan (2011): Falling in love again and again: Marlene Dietrich and the iconization of non-native English. *Journal of Sociolinguistics* 15(5). 627–656. doi:10.1111/j.1467-9841.2011.00516.x.
- Benz, Wolfgang (2007): *Die Protokolle der Weisen von Zion. Die Legende von der jüdischen Weltverschwörung*. München: C. H. Beck.
- Berger, Peter L. & Thomas Luckmann (1991 [1966]): *The Social Construction of Reality*. London: Penguin Books.
- Bergmann, Pia (2017): Gebrauchsprofile von *weiß nicht* und *keine Ahnung* im Gespräch – Ein Blick auf nicht-responsive Vorkommen. In Hardarik Blühdorn, Arnulf Deppermann, Henrike Helmer & Thomas Spranz-Fogasy (Hg.), *Diskursmarker im Deutschen: Reflexionen und Analysen*, 157–182. Göttingen: Verlag für Gesprächsforschung.

- Bischof, Karin (2021): Körpermetaphern und Gesundheit im politischen Denken und Diskurs. In Amelie Bendheim & Jennifer Pavlik (Hg.), *Gesundheit als Metapher*, 71–82. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Blaubecks, Maija S. (1980): An analysis of classic arguments against changing sexist language. *Women's Studies International Quarterly (The Voices and Words of Women and Men)* 3(2). 135–147. doi:10.1016/S0148-0685(80)92071-0.
- Blommaert, Jan (Hg.) (1999): *Language Ideological debates*. Berlin, New York: Mouton de Gruyter.
- Blommaert, Jan (2005): *Discourse. A critical introduction*. Cambridge University Press. doi:10.1017/CBO9780511610295.
- Blommaert, Jan (2006): Language ideology. *Encyclopedia of Language and Linguistics*, 510–522. Elsevier.
- Blommaert, Jan (2007): Sociolinguistic scales. *Intercultural Pragmatics* 4(1). 1–19. doi:10.1515/IP.2007.001.
- Blum, Rebekka (2019): *Angst um die Vormachtstellung: zum Begriff und zur Geschichte des deutschen Antifeminismus*. Hamburg: Marta Press.
- Bock, Bettina & Pirkko Dresing (2021): Multimodale Lesestrategien. Eine empirische Rekonstruktion auf Basis von Laut-Denk- und Eye-Tracking-Daten. *MiDU – Medien im Deutschunterricht*. 1–22. doi:10.18716/OJS/MIDU/2021.0.2.
- Böke, Karin (1995): »Männer und Frauen sind gleichberechtigt«: Schlüsselwörter in der frauenpolitischen Diskussion seit der Nachkriegszeit. In Georg Stötzel & Martin Wengeler (Hg.), *Kontroverse Begriffe: Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland*, 447–516. De Gruyter. doi:10.1515/9783110881660.447.
- Böke, Karin (1997): Die »Invasion« aus den »Armenhäusern Europas«. Metaphern im Einwanderungsdiskurs. In Matthias Jung, Martin Wengeler & Karin Böke (Hg.), *Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über »Ausländer« in Medien, Politik und Alltag*, 164–193. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bolz, Norbert (2023): *Der alte weiße Mann. Sündenbock der Nation*. Stuttgart: Langen Müller Verlag.
- Bonnin, Juan Eduardo (2021): Discourse analysis for social change: voice, agency and hope. *International Journal of the Sociology of Language* (267–268). 69–84. doi:10.1515/ijsl-2020-0081.
- Borba, Rodrigo (2022): Enregistering »gender ideology«. *Journal of Language and Sexuality* 11(1). 57–79. doi:10.1075/jls.21003.bor.
- Bornscheuer, Lothar (1976): *Topik. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Botsch, Gideon (2017): Die Junge Freiheit – Sprachrohr einer radikal-nationalistischen Opposition. <https://www.bpb.de/themen/rechtsextremismus/dossier-rechtsextremismus/230020/die-junge-freiheit-sprachrohr-einer-radikal-nationalistischen-opposition/> (zuletzt 03.12.2024).
- Bourdieu, Pierre (2017a): Der sprachliche Markt. In Franz Schultheis & Stephan Egger (Hg.), *Pierre Bourdieu Sprache: Schriften zur Kulturosoziologie I*, Bd. 9, 179–190. Berlin: Suhrkamp.

- Bourdieu, Pierre (2017b): Der Fetisch Sprache. In Franz Schultheis & Stephan Egger (Hg.), *Pierre Bourdieu Sprache: Schriften zur Kulturosoziologie I*, Bd. 9, 7–72. Berlin: Suhrkamp.
- Braun, Friederike, Anja Gottburgsen, Sabine Sczesny & Dagmar Stahlberg (1998): Können Geophysiker Frauen sein? Generische Personenbezeichnungen im Deutschen. *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 26. 265–283.
- Bröder, Hannah-Charlotte (2024): Das sogenannte generische Maskulinum – wie geschlechtsübergreifend ist es wirklich? Bestandsaufnahme bisheriger Forschung. In Andrea-Eva Ewels & Damaris Nübling (Hg.), *Geschlechterbewusste Sprache. Argumente, Positionen, Perspektiven*, 15–38, Hildesheim: Olms.
- Bross, Fabian & Lea-Sophie Kurz (2023): Zur Wahrnehmung des generischen Maskulinums in Erstgliedern von Komposita und maskuliner Epizöna. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 51(3). 397–423. doi:10.1515/zgl-2023-2022.
- Bross, Fabian (2024): Gendern in der Praxis: Eine Pilot-Untersuchung zur Wahrnehmung gender-relevanter Kontexte. *Sprachreport* 40(2). 38–42.
- Brown, Cedar (2025): Misgender or out yourself: Vulnerability in pronoun sharing practices. *Gender and Language* 18(3). 240–261. doi:10.3138/gl-2024-18.3-0003.
- Brown, Katy (2024): New opportunities for discourse studies: Combining discourse theory, critical discourse studies and corpus linguistics. *Journal of Language and Politics* 23. 473–495. doi:10.1075/jlp.23066.bro.
- Brown, Penelope & Stephen C. Levinson (2007): *Politeness: some universals in language usage*. 16. Auflage. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bruns, Hanna & Swantje Leiting (2024): Using gender-inclusive language in German? It's a question of attitude. In Falco Pfalzgraf (Hg.), *Public Attitudes Towards Gender-Inclusive Language. A Multilingual Perspective*, 97–125. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Bubenhof, Noah (2015): 21. Muster aus korpuslinguistischer Sicht. In Christa Dürscheid & Jan Georg Schneider (Hg.), *Handbuch Satz, Äußerung, Schema*, 485–502. Berlin, München, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110296037-022.
- Bucholtz, Mary (2003a): Theories of Discourse as Theories of Gender: Discourse Analysis in Language and Gender Studies. In Janet Holmes, Miriam Meyerhoff (Hg.), *The Handbook of Language and Gender*, 43–68. doi:10.1002/9780470756942.ch2.
- Bucholtz, Mary (2003b): Sociolinguistic nostalgia and the authentication of identity. *Journal of Sociolinguistics* 7(3). 398–416. doi:10.1111/1467-9481.00232.
- Bucholtz, Mary & Kira Hall (2004): Theorizing identity in language and sexuality research. *Language in Society* 33. 469–515. doi:https://doi.org/10.1017/S0047404504334020.
- Bülow, Lars & Matthias Herz (2017): Diskursive Kämpfe ums Geschlecht: Gender Studies, ihre Gegner/innen und die Auseinandersetzung um Wissenschaftlichkeit und korrekten Sprachgebrauch. In Antje Baumann & André Meinunger (Hg.), *Die Teufelin steckt im Detail: Zur Debatte um Gender und Sprache*, 148–195. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Busch, Brigitta (2019): Sprachreflexion und Diskurs: Theorien und Methoden der Sprachideologieforschung. In Gerd Antos, Thomas Niehr & Jürgen Spitzmüller (Hg.), *Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit*, 107–139. Berlin, Boston: De Gruyter.

- Busch, Brigitta & Jürgen Spitzmüller (2021): Indexical borders: the sociolinguistic scales of the shibboleth. *International Journal of the Sociology of Language* 2021(272). 127–152. doi:10.1515/ijsl-2020-0095.
- Busch, Florian (2020): Writing Gender: Geschlechterrollen und metapragmatische Positionierung im digitalen Schreiben. In Jannis Androutsopoulos & Florian Busch (Hg.), *Register des Graphischen*, 215–252. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110673241-009.
- Busch, Florian (2021): Enregistered spellings in interaction: Social indexicality in digital written communication. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 40(3). 297–323. doi:10.1515/zfs-2021-2033.
- Busse, Dietrich & Wolfgang Teubert (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt?: Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In Dietrich Busse, Fritz Hermanns & Wolfgang Teubert (Hg.), *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte: Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*, 10–28. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bussell, Sevan (2012): Why We Use the Asterisk. <http://www.candiussellcorner.blogspot.com/2012/10/why-we-use-asterisk-sevan.html> (zuletzt 25.04. 2023).
- Butler, Judith (1988): Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory. *Theatre Journal* 40(4). 519–531. doi:10.2307/3207893.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2024): *Who's afraid of gender?*. New York: Farrar, Straus and Giroux.
- Butler, Judith & Dirk Schulz (2020): Contesting the Claims of the Anti-Gender Ideology Movements. *blog interdisziplinäre geschlechterforschung*, 18.12.2020. <https://www.gender-blog.de/beitrag/contesting-claims-of-anti-gender> (zuletzt 03.12.2024).
- BVerfG, Beschluss des Ersten Senats vom 10. Oktober 2017 – 1 BvR 2019/16 –, Rn. 1–69, http://www.bverfg.de/e/rs20171010_1bvr201916.html (zuletzt 09.12.2024).
- Casale, Rita & Sabina Larcher (2004): Das Geschlecht als semiotischer Unterschied: Zeichentheorie als Grundlage der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. In Edith Glaser, Dorle Klika & Annedore Prengel (Hg.), *Handbuch Gender und Erziehungswissenschaften*, 58–75. Bad Heilbrunn: Klinkhardt. doi:10.25595/1017.
- Cassarisi, Lovis Noah (2025): *Die deutsche Sprache queeren: Zur geschlechtergerechten Sprachpraxis im Hochschulkontext*. Bielefeld: transcript Verlag. doi:10.14361/9783839476611.
- Cavanaugh, Jillian R. (2020): Language ideology revisited. *International Journal of the Sociology of Language* 2020(263). 51–57. doi:10.1515/ijsl-2020-2082.
- Charteris-Black, Jonathan (2004): *Corpus approaches to critical metaphor analysis*. Houndmills u.a.: Palgrave Macmillan.
- Chun, Elaine W. (2004): Ideologies of legitimate mockery: Margaret Cho's revoicings of mock Asian. *Pragmatics* 14(2-3). 263–289. doi:10.1075/prag.14.2-3.1ochu.
- Clemm, Christina (2023): *Gegen Frauenhass*. Berlin: Hanser.
- Coady, Ann (2024): The gender-inclusive language debate in France: A battle to save the soul of the nation? In Falco Pfalzgraf (Hg.), *Public Attitudes Towards Gender-Inclusive Language*, 45–72. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/978311202280-003.
- Conrod, Kirby (2022): The right doesn't care what a pronoun is. <https://kconrod.medium.com/the-right-doesnt-care-what-a-pronoun-is-540cc4cab79d> (zuletzt 03.12.2024).

- Conrod, Kirby (2024): you don't have to engineer the perfect solution to nonbinary language. <https://kconrod.medium.com/you-dont-have-to-engineer-the-perfect-solution-to-nonbinary-language-f61c605761f7> (zuletzt 03.12.2024).
- Cotter, Colleen (2015): Discourse and Media. In Deborah Tannen, Heidi E. Hamilton & Deborah Schiffrin (Hg.), *The Handbook of Discourse Analysis*, 795–821. Hoboken, NJ, USA: John Wiley & Sons, Inc. doi:10.1002/9781118584194.ch37.
- Creutziger, Christoph & Paul Reuber (2021): Diskurse von Geopolitik und ›Neuem Kaltem Krieg‹ – Zur Veränderung medialer Repräsentationen von Russland und ›dem Osten‹. *Geographica Helvetica* 76(1). 1–16. doi:10.5194/gh-76-1-2021.
- Curtain, Colin (2023) QualCoder 3.5 [Computer software]. Retrieved from <https://github.com/ccbogel/QualCoder/releases/tag/3.5>
- Dambeck, Holger (2024): Krieg den Sternen. <https://www.spiegel.de/panorama/gender-sprache-in-der-datenanalyse-krieg-den-sternen-a-dc322522-bc02-450b-9215-40491e1ae21b> (zuletzt 26.11.2024).
- Dannerer, Monika (2022): »You need to have a feel for it«: The role of pronouns and particles within practices of positioning in norm conflict situations. *Journal of Pragmatics* 201. 76–88. doi:10.1016/j.pragma.2022.09.009.
- Dannerer, Monika (2023): Interviews als Grundlage für die Analyse der Vorstellungen über *good practice* in institutioneller Kommunikation. In Sylvia Bendel Larcher & Ina Pick (Hg.), *Good practice in der institutionellen Kommunikation*, 45–70. De Gruyter. doi:10.1515/978311010083-004.
- Daub, Adrian (2022): *Cancel Culture Transfer. Wie eine moralische Panik die Welt erfasst*. Berlin: Suhrkamp.
- De Fina, Anna (2006): Group identity, narrative and self-representations. In Anna De Fina, Deborah Schiffrin & Michael Bamberg (Hg.), *Discourse and Identity*, 351–375. Cambridge University Press. doi:10.1017/CBO9780511584459.018.
- Degele, Nina (2020): Der schwangere Arzt im Praktikum: Interventionen der Gender Studies zu geschlechtergerechter Sprache. *Zeitschrift für Pädagogik und Theologie* 72(1). 30–41.
- Degele, Nina & Gabriele Winker (2011): Intersektionalität als Beitrag zu einer gesellschaftstheoretisch informierten Ungleichheitsforschung. *Berliner Journal für Soziologie* 21. 69–90. <https://doi.org/10.1007/s11609-011-0147-y>
- Deutschlandfunk (2024): Alter weißer Mann. Warum keiner mehr einer sein will. <https://www.deutschlandfunkkultur.de/alter-weisser-mann-patriarchat-woke-102.html> (zuletzt 04.11.2024).
- Demiryay, Nihan & Derya Gür-Şeker (2017): Personen- und Berufsbezeichnungen im Türkischen aus genderlinguistischer Sicht: Eine Untersuchung am Beispiel ausgewählter Medienartikel und Stellenanzeigen. In Constanze Spieß & Martin Reisigl (Hg.), *Sprache und Geschlecht*, Bd. 1, 193–212. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr.
- Dietze, Gabriele (2015): Anti-Genderismus intersektional lesen. *Zeitschrift für Medienwissenschaft* 7(2). 125–127. doi:10.25969/MEDIAREP/1625.
- Diewald, Gabriele (2018): Zur Diskussion: Geschlechtergerechte Sprache als Thema der germanistischen Linguistik – exemplarisch exerziert am Streit um das sogenann-

- te generische Maskulinum. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 46(2). 283–299. doi:10.1515/zgl-2018-0016.
- Diewald, Gabriele (2021): Das »generische Maskulinum«. <https://www.sprache-und-gendern.de/beitraege/das-generische-maskulinum> (zuletzt 18.09.2024).
- Diewald, Gabriele & Anja Steinhauer (2017): *Richtig genders. Wie Sie angemessen und verständlich schreiben*. Berlin: Dudenverlag.
- Diewald, Gabriele & Steinhauer, Anja (2022): *Handbuch geschlechtergerechte Sprache. Wie Sie angemessen und verständlich genders*. 2. Auflage. Berlin: Dudenverlag.
- Djavadghazaryans, Angineh (2020): »Please Don't Gender Me!« Strategies for Inclusive Language Instruction in a Gender-Diverse Campus Community. In Regine Criser & Ervin Malakaj (Hg.), *Diversity and Decolonization in German Studies*, 269–287. Cham: Springer International Publishing. doi:10.1007/978-3-030-34342-2_15.
- Dölling, Irene (2008): »Eva-Prinzip«? »Neuer Feminismus«? *Aktuelle Verschiebungen in Geschlechterbildern im Kontext gesellschaftlicher Umbruchsprozesse*. Münster: Westfälisches Dampfboot. doi:10.25595/52.
- Donalies, Elke (2023): Können Sie den Ausdruck nicht abschaffen? – Wie sich manche Menschen Sprachveränderung und Sprachlenkung vorstellen. *Sprachreport* 39(3). 18–23. doi:10.14618/SR-3-2023_DON.
- Drogand-Strud, Michael (o.J.): Können Männer Feministen sein? *Geschlechtersensible Pädagogik* <https://www.geschlechtersensible-paedagogik.de/positionen/koennen-maenner-feministen-sein/> (zuletzt 17.09.2024).
- Droste, Pepe (2014): Rezension zu: Asif Agha: *Language and Social Relations*. Cambridge: Cambridge University Press 2007. *Gesprächsforschung – Online Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 15). 109–114.
- Droste, Pepe (2017): »Enregisterment« aus praxisorientierter Perspektive – Der Fall narrativ inszenierter Kontrastierungen von Varietätengebrauch. *Sprache Interaktion Arbeitspapiere* 78). 1–23.
- Du Bois, John W. (2007): The stance triangle. In Robert Englebretson (Hg.), *Stancetaking in Discourse: Subjectivity, Evaluation, Interaction*, 139–182. Amsterdam: John Benjamins Publishing Co.
- Duden (o.J.): Verhunzen. <https://www.duden.de/rechtschreibung/verhunzen> (zuletzt 26.11.2024).
- Duden (o.J.): Whataboutism. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Whataboutism> (zuletzt 26.11.2024).
- DWDS-Wortverlaufskurve für »gendersternchen · gendersprache · gendern · asterisk«, erstellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, <https://www.dwds.de/r/plot/?view=2&corpus=zeitungenxl&norm=abs&smooth=line&genres=o&grand=1&slice=1&prune=o&window=o&wbase=o&logavg=o&logscale=o&xrange=2018%3A2022&q1=gendersternchen%20&q2=gendersprache&q3=gendern&q4=asterisk> (zuletzt 13.09.2022).
- DWDS (o.J.): Eingriff. <https://www.dwds.de/wb/Eingriff> (zuletzt 28.11.2024).
- DWDS (o.J.): gaga. <https://www.dwds.de/wb/gaga> (zuletzt 25.11.2024).
- DWDS (o.J.): gängeln. <https://www.dwds.de/wb/g%C3%A4ngeln> (zuletzt 28.11.2024).
- DWDS (o.J.): Kulturrevolution. <https://www.dwds.de/wb/Kulturrevolution> (zuletzt 28.11.2024).

- DWDS (o.J.): Liebhaber. <https://www.dwds.de/wb/Liebhaber> (zuletzt 28.11.2024).
- DWDS (o.J.): Manie. <https://www.dwds.de/wb/Manie> (zuletzt 28.11.2024).
- DWDS (o.J.): Marotte. <https://www.dwds.de/wb/Marotte> (zuletzt 28.11.2024).
- DWDS (o.J.): Säuberung. <https://www.dwds.de/wb/S%C3%A4uberung> (zuletzt 28.11.2024).
- DWDS (o.J.): Sprech. <https://www.dwds.de/wb/Sprech> (zuletzt 28.11.2024).
- DWDS (o.J.): Ungetüm. <https://www.dwds.de/wb/Unget%C3%BCm> (zuletzt 28.11.2024).
- DWDS (o.J.): Verhunzen. <https://www.dwds.de/wb/verhunzen> (zuletzt 28.11.2024).
- Eckert, Penelope (2008): Variation and the indexical field. *Journal of Sociolinguistics* 12(4). 453–476. doi:10.1111/j.1467-9841.2008.00374.x.
- Eckert, Penelope (2012): Three Waves of Variation Study: The Emergence of Meaning in the Study of Sociolinguistic Variation. *Annual Review of Anthropology* 41(1). 87–100. doi:10.1146/annurev-anthro-092611-145828.
- Elmiger, Daniel, Eva Schaeffer-Lacroix & Verena Tunger (2017): Geschlechtergerechte Sprache in Schweizer Behördentexten: Möglichkeiten und Grenze einer mehrsprachigen Umsetzung. In Constanze Spieß & Martin Reisigl (Hg.), *Sprache und Geschlecht*, Bd. 1, 61–90. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr.
- Erbach, Kurt, Benedict Kenyah-Dampney, Leda Berio, Daniel James & Esther Seyffarth (2023): A comparative corpus study of race and Rasse. *Applied Corpus Linguistics* 3(1). 100044. <https://doi.org/10.1016/j.acorp.2023.100044>
- Erdl, Marc Fabian (2004): *Die Legende von der Politischen Korrektheit: Zur Erfolgsgeschichte eines importierten Mythos*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Ewels, Andrea-Eva & Damaris Nübling (2024): Vorwort. In Andrea-Eva Ewels & Damaris Nübling (Hg.), *Geschlechterbewusste Sprache. Argumente, Positionen, Perspektiven*, 5–12. Hildesheim: Olms.
- Felder, Ekkehard (2009): Linguistische Sprachkritik im Geiste linguistischer Aufklärung. In Wolf-Andreas Liebert & Horst Schwinn (Hg.), *Mit Bezug auf Sprache. Festschrift für Rainer Wimmer*, 163–185. Tübingen: Narr.
- Felder, Ekkehard (2013): Faktizitätsherstellung mittels handlungsleitender Konzepte und agonaler Zentren: Der diskursive Wettkampf um Geltungsansprüche. In Ekkehard Felder (Hg.), *Faktizitätsherstellung mittels handlungsleitender Konzepte und agonaler Zentren: Der diskursive Wettkampf um Geltungsansprüche*, 13–28. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110289954.13.
- Felder, Ekkehard (2018a): Linguistische Diskursanalyse im Paradigma der pragmasemiotischen Textarbeit: Agonale Zentren als Deutungskategorien. In Jörg Hagemann & Sven Staffeldt (Hg.), *Diskursanalysen im Vergleich*, 19–42. Tübingen: Stauffenburg Verlag. doi:10.1515/9783110924992-003.
- Felder, Ekkehard (2018b): Verfestigte Sprache. Parteien-Sprech zwischen Jargon der Anmaßung und angemessenem Sprachgebrauch. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 68(46-47). 33–38.
- Felder, Ekkehard (2018c): Anmaßungsvokabeln: Sprachliche Strategien der Hypertrophie oder der Jargon der Anmaßung. In Martin Wengeler & Alexander Ziem (Hg.), *Diskurs, Wissen, Sprache*, 215–240. Berlin, Boston: De Gruyter.

- Felder, Ekkehard (2022): Rhetorische Waffen der Eliten. In Mathilde Hennig & Robert Niemann (Hg.), *Ratgeben in der spätmodernen Gesellschaft. Ansätze einer linguistischen Ratgeberforschung*, 197–210. Tübingen: Stauffenburg Verlag.
- Ferstl, Evelyn C. & Damaris Nübling (2024): Sonderzeichen als typographische Kennzeichnung geschlechtersensiblen Sprachgebrauchs: Linguistische Überlegungen und experimentelle Befunde zum Genderstern. In Sabine Krome, Mechthild Habermann, Henning Lobin & Angelika Wöllstein (Hg.), *Orthographie in Wissenschaft und Gesellschaft. Schriftsystem – Norm – Schreibgebrauch*, 259–284. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783111389219-014.
- Fischer, Beatrice & Michaela Wolf (2009a): Leitfaden zum geschlechtergerechten Sprachgebrauch: Zur Verwendung in Lehrveranstaltungen und in wissenschaftlichen Arbeiten. Institut für theoretische und angewandte Translationswissenschaft, Universität Graz. https://transvienna.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/z_translationswiss/Studium/Wissenschaftliches_Arbeiten/Geschlechtergerechtes_Formulieren_FischerWolf.pdf (zuletzt 26.11.2024).
- Fischer, Beatrice & Michaela Wolf (2009b): Leitfaden zum geschlechtergerechten Sprachgebrauch: Zur Verwendung in Lehrveranstaltungen und in wissenschaftlichen Arbeiten. Zentrum für Translationswissenschaft, Universität Wien. https://transvienna.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/z_translationswiss/Studium/Wissenschaftliches_Arbeiten/Geschlechtergerechtes_Formulieren_FischerWolf.pdf (zuletzt 26.11.2024).
- Fischer-Homberger, Esther (1969): Hysterie und Misogynie – ein Aspekt der Hysteriegeschichte. *Gesnerus. Swiss Journal of the history of medicine and sciences* 26(1-2). 117–127. doi:10.5169/SEALS-520572.
- Fix, Ulla (2012): Leserbrief. Die mediale Konstruktion von Diskursgemeinschaften. In Christian Grösslinger, Gudrun Held & Hartmut Stöckl (Hg.), *Presstextsorten jenseits der »News«*, 139–156. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang.
- Fleming, Luke (2022): 10 Social indexicality. In Svenja Völkel & Nico Nassenstein (Hg.), *Approaches to Language and Culture*, 237–274. Berlin, Boston: De Gruyter Mouton. doi:10.1515/9783110726626-010.
- Flinz, Carolina & Rainer Perkuhn (2018): Wortschatz und Kollokationen in »Allgemeine Reisebedingungen«. Eine intralinguale und interlinguale Studie zum fachsprachlich-lexikographischen Projekt »Tourlex«. In Jaka Čibej, Vojko Gorjanc, Iztok Kosem & Simon Krek (Hg.), *Proceedings of the XVIII EURALEX International Congress Lexicography in Global Contexts 17–21 July 2018, Ljubljana*. 959–966. Ljubljana: Znanstvena založba Filozofske fakultete Univerze v Ljubljani/Ljubljana University Press, Faculty of Arts.
- Formanowicz, Magdalena & Sabine Sczesny (2016): Gender-Fair Language and Professional Self-Reference: The Case of Female Psychologists in Polish. *Journal of Mixed Methods Research* 10(1). 64–81. <https://doi.org/10.1177/1558689814550877>
- Foucault, Michel (2008): *Die Hauptwerke*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fraas, Claudia & Michael Klemm (2005): Diskurse–Medien–Mediendiskurse. Begriffsklärungen und Ausgangsfragen. In Claudia Fraas & Michael Klemm (Hg.), *Mediendiskurse. Bestandsaufnahme und Perspektiven*, 1–8. Frankfurt a.M.: Peter Lang.

- Frase, Michael & Rüdiger Harnisch (2021): Der Experte als ideologieverdächtiger Laie: Moralische Sprachkritik durch Linguisten. In Toke Hoffmeister, Markus Hundt & Saskia Naths (Hg.), *Laien, Wissen, Sprache*, 157–174. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110731958-007.
- frauen*beauftragte der Alice Salomon Hochschule Berlin (o.J.): Die Crux mit dem Sternchen – gendersensible Sichtbarkeit an der ASH Berlin. https://www.ash-berlin.eu/fileadmin/Daten/Einrichtungen/Frauenbeauftragte/Downloads/Die_Crux_mit_dem_Sternchen.pdf (zuletzt 27.11.2024).
- Friedemann, Alfons (2017): Argumentative Muster der Sprachkritik im Wandel: Topoi antirassistischer Wortkritik im Vergleich. *Aptum, Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 13(2). 72–93. doi:10.46771/9783967691566_6.
- Friedrich Markus C.G., Veronika Drößler, Nicole Oberlehnberg & Elke Heise (2021): The Influence of the Gender Asterisk («Gendersternchen») on Comprehensibility and Interest. *Frontiers in Psychology* 12:760062. doi: 10.3389/fpsyg.2021.760062
- Frost, David M. & Ilan H. Meyer (2023): Minority stress theory: Application, critique, and continued relevance. *Current Opinion in Psychology* 51. 101579. doi:10.1016/j.copsyc.2023.101579.
- Fuchs, Silvio (2015): *Die Schweizer Demokratie? Politische Parteien der Schweiz und gendergerechte Personenreferenz*. Universität Zürich Masterarbeit. https://www.ds.uzh.ch/_files/uploads/studarb/44.pdf (zuletzt 13.09.2022).
- Gabriel, Ute, Pascal Gyga, Oriane Sarasin, Alan Garnham & Jane Oakhill (2008): Au pairs are rarely male: norms on the gender perception of role names across English, French, and German. *Behavior research methods* 40(1). 206–212. doi:10.3758/brm.40.1.206
- Gäckle, Annelene (2014): ÜberzeugENDERe Sprache. Leitfaden für eine geschlechtersensible und inklusive Sprache. https://sozialpolitik.uni-koeln.de/sites/hsg-sowi/user_upload/2014_Leitfaden_UeberzeugENDEReSprache_11032014.pdf (zuletzt 26.11.2024).
- Gal, Susan (2002): A Semiotics of the Public/Private Distinction. *differences* 13(1). 77–95. doi:10.1215/10407391-13-1-77.
- Gal, Susan (2018): Registers in Circulation: The Social Organization of Interdiscursivity. *Signs and Society* 6(1). 1–24.
- Gal, Susan & Judith T. Irvine (2019): *Signs of Difference: Language and Ideology in Social Life*. Cambridge University Press. doi:10.1017/9781108649209.
- Gardner, Matt Hunt & Viktorija Kostadinova (2024): Gettin« sociolinguistic data remotely: comparing vernacularity during online remote versus in-person sociolinguistic interviews. *Linguistics Vanguard*. doi:10.1515/lingvan-2022-0069.
- Gardt, Andreas (2018): Wort und Welt. Konstruktivismus und Realismus in der Sprachtheorie. In Ekkehard Felder & Andreas Gardt (Hg.), *Wirklichkeit oder Konstruktion? Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative*, 1–44. De Gruyter. doi:10.1515/9783110563436-001.
- Gasdorf, Dagmar (2021): *Gendern ... um die Welt zu ändern? Wohl und Wehe einer inklusiven Sprache*. Frankfurt a.M.: Frankfurter Allgemeine Buch.

- GEO (2021): Was spricht FÜR und GEGEN das Gendern? <https://www.geo.de/magazine/geo-magazin/pro--und-contra-liste-was-spricht-fuer-und-gegen-das-gendern--30675936.html> (zuletzt 26.11.2024).
- Gerwin, Johanna (2023): Between Nottin' Ill Gite and Bleckfriars – the enregisterment of Cockney in the 19th century. *Journal of Historical Sociolinguistics* 9(1). 31–67. doi:10.1515/jhsl-2022-0001.
- Gibbs, Raymond W. (2011): Evaluating Conceptual Metaphor Theory. *Discourse Processes* 48(8). 529–562. doi:10.1080/0163853X.2011.606103.
- Girnth, Heiko & Sascha Michel (2015): Kommunikation in und über Polit-Talkshows. Zur Einführung in diesen Band. In Heiko Girnth & Sascha Michel (Hg.), *Polit-Talkshow: interdisziplinäre Perspektiven auf ein multimodales Format*, 1–22. Stuttgart: Ibidem-Verlag.
- Gläser, Jochen & Grit Laudel (2010): *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse*. 4. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Goffman, Erving (1979): Footing. *Semiotica* 25(1-2). 1–29.
- Gorny, Hildegard (1995): Feministische Sprachkritik. In Georg Stötzel und Martin Wengeler (Hg.), *Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland*, 517–562. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110881660.517.
- Göth, Margret (2021): Studienübersicht: Definitionen und Auswirkungen von Misgendern. <https://www.vlsp.de/sites/default/files/pdf/Studien%C3%BCbersicht-Misgendern-G%C3%B6th%202021-03-21.pdf> (zuletzt 26.11.2024).
- Götttert, Karl-Heinz (2019): *Die Sprachreiniger: der Kampf gegen Fremdwörter und der deutsche Nationalismus*. Berlin: Propyläen.
- Gredel, Eva (2014): *Diskursdynamiken: Metaphorische Muster zum Diskursobjekt Virus*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Grice, Paul (1975): Logic and Conversation. In Peter Cole & Jerry L. Morgan (Hg.), *Syntax and Semantics 3: Speech Acts*, 41–58. New York: Academic Press.
- Grüne Hamburg (o.J.): Katharina Fegebank. <https://www.gruene-hamburg.de/person/katharina-fegebank/> (zuletzt 25.11.2024).
- Gumperz, John (2003): Response essay. In Susan L. Eerdmans, Carlo L. Prevignano, & Paul J. Thibault, P. (Hg.), *Language and Interaction: Discussions with John Gumperz*, 105–126. Amsterdam: John Benjamins.
- Günthner, Susanne (2025): Kommunikative Praktiken des Genderns – eine interaktionale Perspektive auf genderbezogene Referenzierungspraktiken und deren inhärentes Kontextualisierungspotenzial. *Deutsche Sprache* 1(1). 19–44. doi:10.37307/j.1868-775X.2025.01.04.
- Günthner, Susanne (i.V.): ›Ich als Ärztin‹: Pronomina & Mehr als Mittel der Rekalibrierung von »identity stances« in der medizinischen Kommunikation. In Antje Dammel, Wolfgang Imo & Jens Lanwer (Hg.), *Pronomengebrauch und stance taking*. Tübingen: Narr.
- Gygax, Pascal, Ute Gabriel, Oriane Sarrasin, Jane Oakhill & Alan Garnham (2008): Generically intended, but specifically interpreted: When beauticians, musicians, and mechanics are all men. *Language and Cognitive Processes* 23(3). 464–485. doi:10.1080/01690960701702035

- Hamp, Andrea (2017): *Der praktische Sinn in wissenschaftlichen Diskussionen: Toposanalyse einer soziologischen Theoriendebatte*. Wiesbaden: Springer VS. doi:10.1007/978-3-658-17736-2.
- Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. *Feminist Studies* 14(3). 575–599. doi:10.2307/3178066.
- Hark, Sabine & Paula-Irene Villa (Hg.) (2015): *Anti-Genderismus: Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Harmange, Pauline (2020): *Ich hasse Männer*. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Harnisch, Rüdiger (2024): Der Genderstern – symbolische Verdichtung des Konflikts zwischen Gender- und System-„Gerechtigkeit«. Eine kritische Betrachtung. In Andrea-Eva Ewels & Damaris Nübling (Hg.), *Geschlechterbewusste Sprache. Argumente, Positionen, Perspektiven*, 305–347. Hildesheim: Olms.
- Hartmann, Stefan (2020): Identifying discourse patterns in social media comments on »politically correct« language. *Yearbook of the German Cognitive Linguistics Association* 8(1). 27–44. doi:10.1515/gcla-2020-0003.
- Heinen, Nike (2021): Verschreckt, aber kampfbereit. <https://www.zeit.de/2021/26/heinrich-horwitz-nichtbinaere-geschlechtsidentitaet-transgender-erfahrungsbericht/komplettansicht> (zuletzt 25.11.2024).
- Heise, Elke (2000): Sind Frauen mitgemeint? Eine empirische Untersuchung zum Verständnis des generischen Maskulinums und seiner Alternativen. *Sprache und Kognition* 19(1-2). 3–13.
- Helfferich, Cornelia (2019): Leitfaden- und Experteninterviews. In Nina Baur & Jörg Blasius (Hg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*, 669–686. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. doi:10.1007/978-3-658-21308-4_44.
- Hellinger, Marlis (2000): Feministische Sprachpolitik und politische Korrektheit – der Diskurs der Verzerrung. In Karin M. Eichhoff-Cyrus & Rudolf Hoberg (Hg.), *Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende: Sprachkultur oder Sprachverfall*, 177–191. Mannheim, Leipzig, Zürich, Wien: Dudenverlag.
- Hellinger, Marlis (2011): Guidelines for non-discriminatory language use. In Ruth Wodak, Barbara Johnstone & Paul Kerswill (Hg.), *The Sage handbook of sociolinguistics*, 565–582. London: Sage.
- Hennig, Mathilde (2024): Zum Stand des Genders am Ende der dritten Amtsperiode des Rats für deutsche Rechtschreibung. Ein Kommentar. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 52(1). 212–226. doi:10.1515/zgl-2024-2009.
- Henninger, Annette & Ursula Birsl (Hg.) (2020): *Antifeminismen: »Krisen«-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?*. Bielefeld: transcript Verlag. doi:10.14361/9783839448441.
- Hergenhan, Jutta (2020): Non-sexist language and anti-feminism in Germany. *Cahiers du Genre* 69(2). 85–107.
- Heritage, John (2012): Epistemics in Action: Action Formation and Territories of Knowledge. *Research on Language & Social Interaction* 45(1). 1–29. doi:10.1080/08351813.2012.646684.
- Hermann, Stefan (s_he) (2003): Performing the gap. Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung. <https://arranca.org/ausgaben/aneignung-i/performing-the-gap> (zuletzt 26.11.2024).

- Hermanns, Fritz (1994): *Schlüssel-, Schlag- und Fahnenwörter: zu Begrifflichkeit und Theorie der lexikalischen »politischen Semantik«*. Arbeiten aus dem Sonderforschungsbereich 245 »Sprache und Situation« Heidelberg, Mannheim 81. Heidelberg, Mannheim: Institut für Deutsche Sprache.
- Hermanns, Fritz (1995): Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. In Andreas Gardt, Klaus Mattheier & Oskar Reichmann (Hg.), *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*, 69–101. Berlin, Boston: Max Niemeyer Verlag.
- Hettler, Yvonne (2018): *Salienz, Bewertung und Realisierung regionaler Sprachmerkmale in Bremen und Hamburg*. Hildesheim: Olms.
- Hill, Jane H. (2001): Mock Spanish, Covert Racism and the (Leaky) Boundary between Public and Private Spheres. In Susan Gal & Kathryn A. Woolard (Hg.), *Languages and Publics. The Making of Authority*, 83–102. Manchester, UK & Northampton MA: St. Jerome Publishing.
- Hill, Jane H. (2005): Intertextuality as source and evidence for indirect indexical meanings. *Journal of Linguistic Anthropology* 15(1). 113–124.
- Hochreiter, Susanne (2021): Feministische Linguistik – Sprachkritik im Kontext der Neuen Frauenbewegung. In Johanna Dorer, Brigitte Geiger, Brigitte Hipfl & Viktorija Ratković (Hg.), *Handbuch Medien und Geschlecht: Perspektiven und Befunde der feministischen Kommunikations- und Medienforschung*, 1–10. Wiesbaden: Springer Fachmedien. doi:10.1007/978-3-658-20712-0_83-1.
- Hodel, Lea, Magdalena Formanowicz, Sabine Sczesny, Jana Valdrová & Lisa von Stockhausen (2017): Gender-Fair Language in Job Advertisements: A Cross-Linguistic and Cross-Cultural Analysis. *Journal of Cross-Cultural Psychology* 48(3). 384–401. doi:http://dx.doi.org/10.1177/0022022116688085
- Höder, Steffen (2011): Niederdeutsch und Norddeutsch: ein Fall von Diasystematisierung. *Niederdeutsches Jahrbuch* 134. 113–136.
- Hofbauer, Christoph O. (2022): »Absolut unnötig“×oder×»wichtig für Gleichstellung«? – Argumente und Motivationen für und gegen geschlechtergerechten Sprachgebrauch. *Wiener Linguistische Gazette* 93. 11–51.
- Honer, Anne (2003): Interview. In Ralf Bohnsack, Winfried Marotzki & Michael Meuser (Hg.), *Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung*, 94–99. Opladen: Verlag Barbara Budrich UTB.
- Honey, John (1989): Acrolect and Hyperlect: Education and Class as Foci of Linguistic Identity. In Ulrich Ammon (Hg.), *Status and Function of Languages and Language Varieties*, 581–591. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110860252.581.
- Hornscheidt, Lann & Ja'n Sammla (2021): *Wie schreibe ich divers? Wie spreche ich gendergerecht? Ein Praxis-Handbuch zu Gender und Sprache*. Hiddensee: w_orten & meer.
- Horvath Lisa K., Elisa F. Merkel, Anne Maass & Sabine Sczesny (2016): Does Gender-Fair Language Pay Off? The Social Perception of Professions from a Cross-Linguistic Perspective. *Frontiers in Psychology* 6. doi:10.3389/fpsyg.2015.02018.
- IDS (2022): Deutsches Referenzkorpus/Archiv der Korpora geschriebener Gegenwartssprache 2022-I (Release vom 08.03.2022).

- Ionescu-Ruxăndoiu, Liliana (2022): Introduction. In Liliana Ionescu-Ruxăndoiu, Mihaela-Viorica Constantinescu, Gabriela Stoica & Șerban Hartular (Hg.), *Attitude and Stance in Discourse*, 1–24. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing.
- Irmen, Lisa & Astrid Köhncke (1996): Zur Psychologie des »generischen« Maskulinums. *Sprache & Kognition* 15(3). 152–166.
- Irmen, Lisa & Vera Steiger (2005): Zur Geschichte des Generischen Maskulinums: Sprachphilosophische, sprachwissenschaftliche und psychologische Aspekte im historischen Diskurs. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 33. 212–235.
- Irvine, Judith T. & Susan Gal (2000): Language Ideology and Linguistic Differentiation. In Paul V. Kroskrity (Hg.), *Regimes of Language: Ideologies, politics, and identities*, 35–84. Santa Fe: School of American Research Press.
- Ivanov, Christine Inge (2025): *Antifeminismus in Debatten um genderbewusste Sprache: Eine Diskursanalyse zu Sprachpflegevereinen in Deutschland, Österreich und der Schweiz*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Ivanov, Christine, Maria B. Lange, Tabea Tiemayer & Martin Ptok (2019): Geschlechtergerechte Sprache in der Wissenschaft: Gebrauch und Motivation. *Gender(ed) Thoughts*. doi:10.3249/2509-8179-gtg-9.
- Ivanov, Christine & Maria B. Lange (2024): Motivations for the use of gender-fair language in research literature in German academia. In Falco Pfalzgraf (Hg.), *Public Attitudes Towards Gender-Inclusive Language*, 128–158. Berlin, Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783111202280-006>
- Jäckle, Sebastian (2022): Per aspera ad astra – Eine politikwissenschaftliche Analyse der Akzeptanz des Gendersterns in der deutschen Bevölkerung auf Basis einer Online-Umfrage. *Politische Vierteljahresschrift* 63(3). 469–497. doi:10.1007/s11615-022-00380-z.
- Jaffe, Alexandra M. (Hg.) (2009): *Stance: Sociolinguistic Perspectives*. New York, Oxford: Oxford University Press. doi:10.1093/acprof:oso/9780195331646.001.0001.
- Jaffe, Alexandra (2016): Indexicality, stance and fields in sociolinguistics. In Nikolas Coupland (Hg.), *Sociolinguistics: Theoretical Debates*, 86–112. Cambridge: Cambridge University Press. doi:10.1017/CBO9781107449787.005.
- Jäger, Siegfried (2001): Discourse and knowledge: Theoretical and methodological aspects of a critical discourse and dispositive analysis. In Ruth Wodak & Michael Meyer (Hg.), *Methods of Critical Discourse Analysis*, 32–62. London: Sage.
- Janich, Nina (2010): *Werbesprache. Ein Arbeitsbuch*. 5., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Tübingen: Narr.
- Januschek, Franz (1989): Die Erfindung der Jugendsprache. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*, 125–146.
- Jaworski, Adam & Crispin Thurlow (2009): Taking an Elitist Stance: Ideology and the Discursive Production of Social Distinction. In Alexandra Jaffe (Hg.), *Stance: Sociolinguistic Perspectives*, 195–226. New York, Oxford: Oxford University Press.
- Jöckel, Sven, Leyla Dogruel & Ronja Bachofer (2021): Wirkung gendersensibler Ansprachen in Anmoderationen bei Erwachsenen und Heranwachsenden. *Publizistik* 66(3). 441–462. doi:10.1007/s11616-021-00682-z.
- Johnson, Sally (2005): *Spelling Trouble? Language, Ideology and the Reform of German Orthography*. Bristol, Blue Ridge Summit: Multilingual Matters. doi:10.21832/9781853597862.

- Johnson, Sally & Tommaso M. Milani (Hg.) (2010): *Language Ideologies and Media Discourse: Texts, Practices, Policies*. London, New York: Continuum.
- Johnstone, Barbara, Jennifer Andrus & Andrew E. Danielson (2006): Mobility, Indexicality, and the Enregisterment of »Pittsburghese«. *Journal of English Linguistics* 34(2). 77–104. doi:10.1177/0075424206290692.
- Jones, Lucy (2022): »I'm a boy, can't you see that?«: Dialogic embodiment and the construction of agency in trans youth discourse. *Language in Society*. 1–22. doi:10.1017/S0047404522000252.
- Jung, Matthias (1996): Von der Sprachkritik zur Political Correctness-deutsche Besonderheiten und internationale Perspektiven. *Sprache und Literatur* 27(2). 18–37.
- Kallmeyer, Werner (1995): Der kommunikative soziale Stil der »kleinen Leute« in der Filzbach. In Inken Keim (Hg.), *Kommunikative Stilistik einer sozialen Welt »kleiner Leute« in der Mannheimer Innenstadt*. Mit zwei Beiträgen von Werner Kallmeyer, 506–523. Berlin, New York: De Gruyter.
- Kallmeyer, Werner (Hg.) (1996): *Gesprächsrhetorik. Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozess*, Bd. 4. Tübingen: Narr.
- Kalverkämper, Hartwig (1979): Die Frauen und die Sprache. *Linguistische Berichte* 62. 55–71.
- Kalwa, Nina (2022): Uneindeutiges vereindeutigen. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 52(4). 651–667. doi:10.1007/s41244-022-00273-z.
- Kanz, Vanessa (2020): diskursives Ereignis. In Stefan J. Schierholz & Laura Giacomini (Hg.), *Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (WSK) Online*. Berlin, Boston: De Gruyter. https://www.degruyter.com/database/WSK/entry/wsk_idobf43851-fic3-40ed-bd2d-bc58b9d7eab3/html. (zuletzt 25.11.2024).
- Kasper, Simon (2022): Sprachideologien in der öffentlichen Debatte um geschlechtergerechte Sprache. Ein kritischer Versuch. *Studia Germanica Gedanensia* 47. 24–39. doi:10.26881/sgg.2022.47.02.
- Kebekus, Carolin (2021): Alles wird sich gendern (Glottisschlag). <https://www.youtube.com/watch?v=FsaOgaidDNA> (zuletzt 05.11.2024).
- Keim, Inken (2001): Die Powergirls – Aspekte des kommunikativen Stils einer Migrantinnengruppe aus Mannheim. In Eva-Maria Jakobs & Annely Rothkegel (Hg.), *Perspektiven auf Stil*, 375–400. Berlin, Boston: Max Niemeyer Verlag. doi:10.1515/9783110941524.375.
- Keim, Inken (2007). *Die »türkischen Powergirls«*. *Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim*. Tübingen: Narr.
- Keller, Reiner (2011): *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-92058-0.
- Keller, Rudi (2004): Ist die deutsche Sprache vom Verfall bedroht? https://www.germanistik.hhu.de/fileadmin/redaktion/Fakultaeten/Philosophische_Fakultaet/Germanistik/Germanistische_Sprachwissenschaft/Dateien/Keller/Sprachverfall.pdf (zuletzt 22.01.2026).
- Kemper, Andreas (o.J.): Sprachpolizei. <http://www.diskursatlas.de/index.php?title=Sprachpolizei&oldid=3197> (zuletzt 26.11.2024).

- Kemper, Andreas (2023): Neusprech, Diskursatlas. https://www.diskursatlas.de/index.php?title=Neusprech#cite_note-1 (zuletzt 27.11.2024).
- Keppler, Angela (2015): Das Gesagte und das Nichtgesagte: Was die Dramaturgie politischer Talkshows zeigt. In Heiko Girnth & Sascha Michel (Hg.), *Polit-Talkshow: interdisziplinäre Perspektiven auf ein multimodales Format*, 169–188. Stuttgart: Ibidem-Verlag.
- Kern, Lesley-Ann & Constanze Spieß (2024): Die Rolle von Selbst- und Fremdzuschreibungen zur Durchsetzung von Geltungsansprüchen am Beispiel der Debatte um Pränataldiagnostik und Reproduktionsmedizin. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 102. 13–39. doi:10.17192/OBST.2024.102.8638.
- Keuneke, Susanne (2005): Qualitatives Interview. In Lothar Mikos & Claudia Wegener (Hg.), *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch*, 254–267. Konstanz: UVK.
- Kienpointner, Manfred (1992): *Alltagslogik: Struktur und Funktion von Argumentationsmustern*. Stuttgart-Bad Canstatt: Friedrich Frommann Verlag.
- Kienpointner, Manfred (1996): *Vernünftig Argumentieren. Regeln und Techniken der Diskussion*. Reinbek: Rowohlt.
- Kienpointner, Manfred (2017): 9. Topoi. In Kersten Sven Roth, Martin Wengeler & Alexander Ziem (Hg.), *Handbuch Sprache in Politik und Gesellschaft*, 187–211. Berlin, Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110296310-009>
- Kiesling, Scott F. (2009): Style as Stance: Stance as the Explanation for Patterns of Sociolinguistic Variation. In Alexandra M. Jaffe (Hg.), *Stance: Sociolinguistic Perspectives*, 171–194. New York, Oxford: Oxford University Press. doi:10.1093/acprof:oso/9780195331646.003.0008.
- Killermann, Sam (2012): What Does the Asterisk in ›Trans*‹ Stand for? And Why Should I Use It?. itspronouncedmetrosexual.com/2012/05/what-does-the-asterisk-in-trans-stand-for (zuletzt 26.11.2024).
- Klein, Andreas (2022): Wohin mit Epikoina? – Überlegungen zur Grammatik und Pragmatik geschlechtsindefiniter Personenbezeichnungen. In Gabriele Diewald & Damaris Nübling (Hg.), *Genus – Sexus – Gender*, 135–190. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110746396-005.
- Klein, Josef (1988): Benachteiligung der Frau im generischen Maskulinum – eine feministische Schimäre oder psycholinguistische Realität? In Norbert Oellers (Hg.), *Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie*, 310–319. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Klein, Josef (2004): Der Mann als Prototyp des Menschen – immer noch? Empirische Studien zum generischen Maskulinum und zur feminin-maskulinen Paarform. In Karin M. Eichhoff-Cyrus (Hg.), *Adam, Eva und die Sprache – Beiträge zur Geschlechterforschung*, 292–307. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.
- Klein, Josef (2010): Sprache und Macht. *Aus Politik und Zeitgeschichte* (8). 7–13.
- Kluge, Friedrich (2012): hunzen. Berlin, Boston: De Gruyter. <https://www.degruyter.com/database/KLUGE/entry/kluge.4731/html> (zuletzt 28.11.2024).
- Knott-Fayle, Gabriel, Elizabeth Peel & Gemma Witcomb (2022): Prejudice in ›inclusive‹ spaces: Cisgenderist collusion in the interview context. *Feminism & Psychology* 32(2). 178–198. <https://doi.org/10.1177/09593535211063263>

- Koeser, Sara, Elisabeth A. Kuhn & Sabine Sczesny (2015): Just Reading? How Gender-Fair Language Triggers Readers' Use of Gender-Fair Forms. *Journal of Language and Social Psychology* 34(3). 343–357. doi:10.1177/0261927X14561119.
- Kolek, Vít (2019): Discourse of Non-Heteronormative Labelling in German-Language Press: The Case of Gendersternchen. *Slovenščina 2.0: empirical, applied and interdisciplinary research* 7(2). 118–140. doi:10.4312/slo2.0.2019.2.118–140.
- König, Katharina (2011): Sprachliche Kategorisierungsverfahren und subjektive Theorien über Sprache in narrativen Interviews. *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* (53). 31–57. doi:10.1515/zfal.2010.008.
- König, Katharina (2014): *Spracheinstellungen und Identitätskonstruktion: Eine gesprächsanalytische Untersuchung sprachbiographischer Interviews mit Deutsch-Vietnamesen*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Kopf, Kristin (2023): Normalfall Movierung: Geschichte und Gegenwart des generischen Maskulinums in Prädikativkonstruktionen. *Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte* 14(1). 196–226. doi:10.1515/jbgsg-2023-0014.
- Kotthoff, Helga (2017): Von Syrx, Sternchen, großem I und bedeutungsschweren Strichen. Über geschlechtergerechte Personenbezeichnungen in Texten und die Kreation eines schrägen Registers. In Constanze Spieß & Martin Reisigl (Hg.), *Sprache und Geschlecht*, Bd. 1, 91–116. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr.
- Kotthoff, Helga (2020): Gender-Sternchen, Binnen-I oder generisches Maskulinum, ... (Akademische) Textstile der Personenreferenz als Registrierungen? *Linguistik Online* 103(3). 105–127. doi:10.13092/lo.103.7181.
- Kotthoff, Helga (2023): Gendern unter soziolinguistischer Perspektive. *Deutsche Sprache* (3). 181–220. doi:10.37307/j.1868-775X.2023.03.02.
- Kotthoff, Helga & Susanne Günthner (Hg.) (1992): *Geschlechter im Gespräch. Kommunikation in Institutionen*. Heidelberg: Springer.
- Kotthoff, Helga & Damaris Nübling (2018): *Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*. Tübingen: Narr.
- Kotthoff, Helga & Damaris Nübling (2024): *Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage*. Tübingen: Narr.
- Körner, Anita (2024): Wertlose »Psychotests«? Psycholinguistische Experimente zu Geschlechtsassoziationen beim Lesen linguistischer Formen. In Paul Meuleneers, Lisa Zacharski, Evelyn Ferstl & Damaris Nübling (Hg.), *Genderbezogene Personenreferenzen: Routinen und Innovationen*, 177–196. Hamburg: Helmut Buske Verlag.
- Krome, Sabine (2020): Der Genderstern belegt den ersten Platz. In BdKom (Hg.), *Kompodium Gendersensible Sprache. Strategien zum fairen Formulieren*, 44–45. https://www.bdkom.de/app/uploads/2023/07/BdKom_Kompodium_Gendersensible_Sprache.pdf (zuletzt 26.11.2024).
- Kromminga, Jan-Henning (2022): *Der Westen als Wir-Gruppe im »Kampf der Kulturen«: Diskursanalysen zu sprachlichen Konstruktionen der sozialen Welt*. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110774313.
- Kronschläger, Thomas (2022): Entgendern nach Phettberg. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 72(5–7). 14–15.
- Kroskrity, Paul V. (2004): Language ideologies. In Alesandro Duranti (Hg.), *A Companion to Linguistic Anthropology*, 496–517. Malden, Oxford: Blackwell.

- Kroskrity, Paul V. (2022): 5 Language ideologies and social identities. In Svenja Völkel & Nico Nassenstein (Hg.), *Approaches to Language and Culture*, 101–126. Berlin, Boston: De Gruyter Mouton. doi:10.1515/9783110726626-005.
- Krotz, Friedrich (2015): Politische Talkshows und die Zivilgesellschaft: Eine figurationssoziologische Analyse in neun Thesen. In Heiko Girnth & Sascha Michel (Hg.), *Polit-Talkshow: interdisziplinäre Perspektiven auf ein multimodales Format*, 49–69. Stuttgart: Ibidem-Verlag.
- Kruse, Jan (2004): Reader zum Seminar »Einführung in die qualitative Sozialforschung/ Biografieforschung« im Sommersemester 2004 an der Universität Freiburg, Institut für Soziologie. <https://www.uni-koeln.de/hf/konstrukt/didaktik/biografiearbeit/seminarreader%20biographiearbeit%20und%20biografieforschung.pdf> (zuletzt 26.11.2024).
- Kruse, Jan (2015): *Qualitative Interviewforschung: ein integrativer Ansatz*. 2., überarbeitete und ergänzte Auflage. Weinheim Basel: Beltz Juventa.
- Kuck, Kristin und Römer, David (2012): Metaphern und Argumentationsmuster im Mediendiskurs zur >Finanzkrise<. In Anja Peltzer, Kathrin Lämmle & Andreas Wagenknecht (Hg.), *Krise, Cash & Kommunikation: Die Finanzkrise in den Medien*, 71–93. Konstanz und München: UVK Verlagsgesellschaft.
- Kühne, Anja (2016): Queer weiß das (16): Was bedeutet »Pinkwashing«? <https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/queerspiegel/was-bedeutet-pinkwashing-3740785.html> (zuletzt 09.12.2024).
- Kunze, Caren (2013): Geschlechtergerecht in Sprache und Bild. https://www.oei.fu-berlin.de/institut/_download/leitfaden_gendergerechte_sprache.pdf (zuletzt 26.11.2024).
- Kupka, Mahret I. (2020): Hä, was heißt denn Race?. <https://missy-magazine.de/blog/2020/09/21/hae-was-heisst-denn-race/> (zuletzt 30.11.2024).
- Labov, William (1972): *Sociolinguistic Patterns*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Lakoff, George (2016): Language and Emotion. *Emotion Review* 8(3). 269–273. doi:10.1177/1754073915595097.
- Lakoff, George & Mark Johnson (2003): *Metaphors we live by*. Chicago: University of Chicago Press.
- Lakoff, George & Elisabeth Wehling (2016): *Your Brain's Politics: How the Science of Mind Explains the Political Divide*. Exeter: Imprint Academic.
- Laufenberg, Mike & Ben Trott (Hg.) (2023): *Queer Studies: Schlüsseltexte*. Berlin: Suhrkamp.
- Lautenschläger, Sina (2024): Die *Eigentlichkeit* von (gendergerechter) Sprache. Der Streit um (neue) sprachliche Routinen im social web. In Paul Meuleneers, Lisa Zacharski, Evelyn Ferstl & Damaris Nübling (Hg.), *Genderbezogene Personenreferenzen: Routinen und Innovationen*, 259–282. Hamburg: Helmut Buske Verlag.
- Lautenschläger, Sina & Lisa Rhein (2022): Der geordnete Rückzug. Sprachliche Grenzziehungen von Virolog*innen in Polit-Talkshows. *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 2022(76). 64–92. doi:10.1515/zfal-2022-2080.
- Leipzig Corpora Collection: German news corpus based on material from 2021. Leipzig Corpora Collection. Dataset. https://corpora.uni-leipzig.de?corpusId=deu_news_2021 (zuletzt 09.12.2024).

- Lessenich, Stephan (2023): *Nicht mehr normal: Gesellschaft am Rande des Nervenzusammenbruchs*. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung.
- Leucht, Robert & Jürgen Spitzmüller (2021): »Du bist ein Symbol, Mensch! Du bist ein echtes Symbol!« In Gianna Zocco (Hg.), *The Rhetoric of Topics and Forms*, 255–270. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110642032-022.
- Lind, Miriam & Damaris Nübling (2022): The neutering neuter. The Discursive Use of German Grammatical Gender in Dehumanization. In Natalia Knoblock (Hg.), *The Grammar of Hate. Morphosyntactic Features of Hateful, Aggressive, and Dehumanizing Discourse*, 118–139. Cambridge, U.K.: Cambridge University Press.
- Lobin, Henning (2016): Sprach-Pegida und der Deutsche Hochschulverband. <https://scilogs.spektrum.de/engelbart-galaxis/sprach-pegida-und-der-dhv/> (zuletzt 26.11.2024).
- Lobin, Henning (2021): *Sprachkampf. Wie die Neue Rechte die deutsche Sprache instrumentalisiert*. Berlin: Dudenverlag.
- Lobin, Henning (2024): Die Renaissance der Sprachpolitik. <https://politikkultur.de/deutsche-sprache-sprachkultur/die-renaissance-der-sprachpolitik/> (zuletzt 26.11.2024).
- Löffler, Juliane (2016): Queere Sprache – eindeutig uneindeutig. In Gertrud Lehnert & Maria Weilandt (Hg.), *Ist Mode queer?: Neue Perspektiven der Modeforschung*, 207–218. Bielefeld: transcript Verlag. doi:10.1515/9783839434901-015.
- Lübbe, Hermann (1979): Sein und Heißen – Bedeutungsgeschichte als politisches Sprachhandlungsfeld. In Wolfgang Bergsdorf (Hg.), *Wörter als Waffen: Sprache als Mittel der Politik*, 71–85. Stuttgart: Verlag Bonn Aktuell.
- Lucius-Hoene, Gabriele & Arnulf Deppermann (2004): Narrative Identität und Positionierung. *Gesprächsforschung – Online Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 5. 166–183.
- Ludwig, Otto (1989): Die Karriere eines Großbuchstaben – zur Rolle des großen »I« in Personenbezeichnungen. *Der Deutschunterricht* 6. 80–87.
- Luginbühl, Martin (2021): 10 Fernsehgespräche. In Ernest W.B. Hess-Lüttich (Hg.), *Handbuch Gesprächsrhetorik*, 247–278. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110333572-011.
- Madsen (2020): Alte weiße Männer. <https://www.youtube.com/watch?v=PdMltdx8iiY> (zuletzt 25.11.2024).
- Mäder, Claudia (2023): Der Genderstern hat sich in vielen Institutionen durchgesetzt, gleichzeitig provoziert er noch immer. Wie kam der * eigentlich in die Welt?. <https://www.nzz.ch/feuilleton/gendersternchen-wie-kam-das-zeichen-in-die-sprache-ld.1715402> (zuletzt 26.11.2024).
- Maihofer, Andrea & Franziska Schutzbach (2015): Vom Antifeminismus zum »Anti-Genderismus: Eine zeitdiagnostische Betrachtung am Beispiel Schweiz. In Sabine Hark & Paula-Irene Villa (Hg.), *Gender Studies*, 201–218. 2. Auflage. Bielefeld: transcript Verlag. doi:10.14361/9783839431443-012.
- Mairhofer, Elisabeth & Claudia Posch (2017): Die Normalität ist eine gepflasterte Straße.... Argumentationsanalytische Untersuchung eines Offenen Briefs gegen antidiskriminierenden Sprachgebrauch in Österreich. In Constanze Spieß & Martin Reisigl (Hg.), *Sprache und Geschlecht*, Bd. 2, 35–54. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr.

- Makoni, Sinfree & Alastair Pennycook (2006): Chapter 1. Disinventing and Reconstituting Languages. In Sinfree Makoni & Alastair Pennycook (Hg.), *Disinventing and Reconstituting Languages*, 1–41. Multilingual Matters. doi:10.21832/9781853599255-003.
- Maldacker, Anika (2022): Eine Eins-a-Idee: Das Freiburger Rathaus geht beim Gendern weiter. <https://www.badische-zeitung.de/eine-eins-a-idee-das-freiburger-rathaus-geht-beim-gendern-weiter--208325889.html> (zuletzt 26.11.2024).
- Mathias, Alexa (2015): *Metaphern zur Dehumanisierung von Feindbildern*. Berlin: Peter Lang.
- Mau, Steffen (2022): Kamel oder Dromedar? MERKUR 76(874). 5–18.
- Mau, Steffen, Thomas Lux & Linus Westheuser (2023): *Triggerpunkte: Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- McCleary, Bryce (2024): Queer+ Trans folk linguistics. In Tyler Everett Kibbey (Hg.), *Linguistics Out of the Closet*, 139–168. De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110742510-007>
- McGlone, Matthew S. (2007): What is the explanatory value of a conceptual metaphor? *Language & Communication* 27(2). 109–126. doi:10.1016/j.langcom.2006.02.016.
- McSwiney, Jordan & Kurt Sengul (2024): Humor, Ridicule, and the Far Right: Mainstreaming Exclusion Through Online Animation. *Television & New Media* 25(4). 315–333. doi:10.1177/15274764231213816.
- Meier-Vieracker, Simon, Friederike Fischer & Jan Langenhorst (2023): Counterness. Merkmale von Gegenrede in Online-Debatten über Political Correctness. *Linguistische Treffen in Wrocław* 23. 99–111. doi:10.23817/lingtreff.23-6.
- Merten, Marie-Luis (2025): *Soziale Positionen – soziale Konstruktionen: Stancetaking im Online-Kommentieren*. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783111530949.
- Meuleneers, Paul W. (2024a): On the »invention« of the Gendersprache in German media discourse. In Falco Pfalzgraf (Hg.), *Public Attitudes Towards Gender-Inclusive Language*, 159–182. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783111202280-007.
- Meuleneers, Paul W. (2024b). Von Sprachkörpern und Sprachräumen – Metapherngebrauch und Argumentationsmuster im öffentlichen Diskurs um genderbewussten Sprachgebrauch. In Andrea-Eva Ewels & Damaris Nübling (Hg.), *Geschlechterbewusste Sprache. Argumente, Positionen, Perspektiven*, 249–267. Hildesheim: Olms.
- Meuser, Michael & Ulrike Nagel (2009). Das Experteninterview — konzeptionelle Grundlagen und methodische Anlage. In Susanne Pickel, Gert Pickel, Hans-Joachim Lauth & Detlef Jahn (Hg.), *Methoden der vergleichenden Politik- und Sozialwissenschaft*, 465–479. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Meyer zu Eppendorf, Katharina (2016): »Alles Handeln ist politisch« – ein Plädoyer für das Gendern mit Doppelpunkt und ein Gespräch mit Lann Hornscheidt. <http://kleinereidrei.org/2016/09/alles-handeln-ist-politisch-ein-plaedoyer-fuer-das-gendern-mit-doppelpunkt-und-ein-gespraech-mit-lann-hornscheidt/> (zuletzt 26.11.2024).
- Meyer, Paul G. & Tatiana Serbina (2020): 28. Metaphern und Allegorien in der politischen Rede. In Armin Burkhardt (Hg.), *Handbuch Politische Rhetorik*, 603–624. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110331516-029.
- Michaux, Valerie, Josefina Méndez & Heiner Apel (2021): Mündlich Gendern? Gerne. Aber wie genau? Ergebnisse einer Akzeptanzuntersuchung zu Formen des Genders in der Mündlichkeit. *Sprachreport* 37(2). 34–41. doi:10.14618/sr-2-2021-mich.

- Morgan, Carrie Ann (2017): Post-socialist language ideologies in action: Linking interview context and language ideology through stance. *Journal of Sociolinguistics* 21(1). 34–63. doi:10.1111/josl.12225.
- Motschenbacher, Heiko (2014): Grammatical gender as a challenge for language policy: The (im)possibility of non-heteronormative language use in German versus English. *Language Policy* 13(3). 243–261. doi:10.1007/s10993-013-9300-0.
- Motschenbacher, Heiko (2017): Strukturelle Genderlinguistik: Ein diskursiver Ansatz. In Constanze Spieß & Martin Reisigl (Hg.), *Sprache und Geschlecht*, Bd. 2, 87–110. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr
- Müller, Jan-Werner (2017): Was ist Populismus? *Zeitschrift für Politische Theorie* 7(2). 187–201. doi:10.3224/zpth.v7i2.03.
- Müller-Spitzer, Carolin (2022): Gendergerechter Sprachgebrauch: Ein komplexes Feld für die Aushandlung von »richtig« und »gut«. *Der Deutschunterricht* (4). 39–49.
- Müller-Spitzer, Carolin (2023): Gender Stereotypes in Dictionaries: The Challenge of Reconciling Usage-based Lexicography with the Role of Dictionaries as Social Agents. *Lexikos* 33(2). 79–94. doi:10.5788/33-2-1843.
- Müller-Spitzer, Carolin, Samira Ochs, Alexander Koplenig, Jan-Oliver Rüdiger & Sascha Wolfer (2024): Less than one percent of words would be affected by gender-inclusive language in German press texts. In arXiv. doi:10.48550/ARXIV.2402.03870.
- Müller-Spitzer, Carolin & Samira Ochs (2024): Shifting social norms as a driving force for linguistic change: Struggles about language and gender in the German Bundestag. In ArXiv. Ithaca, NY: Cornell University.
- Mulvey, Laura (1975): Visual Pleasure and Narrative Cinema. *Screen* 16(3). 6–18. doi:10.1093/screen/16.3.6.
- Musolff, Andreas (2019): Metaphor Framing in Political Discourse. *Mythos Magazin* (1). 1–10.
- Näser-Lather, Marion (2020): Wissenschaftlerinnen vs. Gender Studies Argumentationen, Wirkungen und Kontexte einer »wissenschafts«-politischen Debatte. In Annette Henninger & Ursula Birsl (Hg.), *Antifeminismen: »Krisen«-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?*, 105–148. Bielefeld: transcript Verlag. doi:10.14361/9783839448441.
- Neuhaus, Laura & Kathrin Kunkel-Razum (2022): Wie der Duden gendert – Zum Umgang mit geschlechtergerechter Sprache und Personenbezeichnungen in den Duden-Wörterbüchern. In Andrea-Eva Ewels & Damaris Nübling (Hg.), *Geschlechterbewusste Sprache. Argumente, Positionen, Perspektiven*, 227–248. Hildesheim: Olms.
- Neusius, Vera (2021): *Sprachpflagediskurse in Deutschland und Frankreich: Öffentlichkeit – Geschichte – Ideologie*. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110723915.
- Nichtbinär-Wiki (o.J.): Geschlechtsneutrale Artikel. https://nibi.space/geschlechtsneutral_a_artikel (zuletzt 29.11.2024).
- Niggemeier, Stefan (2016): Die Pegidahaftigkeit des Vereins Deutsche Sprache. <https://uebermedien.de/7099/die-pegidahaftigkeit-des-vereins-deutsche-sprache/> (zuletzt 26.11.2024).
- Nübling, Damaris (2020a): Geschlecht in der Grammatik: Was Genus, Deklination und Binomiale uns über Geschlechter(un)ordnungen berichten. *Muttersprache* 130. 17–33.

- Nübling, Damaris (2020b): Genus und Geschlecht. Zum Zusammenhang von grammatischer, biologischer und sozialer Kategorisierung. *Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse der Akademie der Wissenschaften und Literatur Mainz* 1. 3–32.
- Nübling, Damaris, Antje Dammel, Janet Duke & Renata Szczepaniak (2017): *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen: Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*. Tübingen: Narr.
- Ochs, Elinor (1990): Indexicality and socialization. In James W. Stigler, Richard A. Schweder & Gilbert Herdt (Hg.), *Cultural Psychology*, 287–308. Cambridge University Press. doi:10.1017/CBO9781139173728.009.
- Ottati, Victor C. & Randall A. Renstrom (2010): Metaphor and Persuasive Communication: A Multifunctional Approach. *Social and Personality Psychology Compass* 4(9). 783–794. doi:10.1111/j.1751-9004.2010.00292.x.
- Pang, Kam-yiu S. (2010): Eponymy and life-narratives: The effect of foregrounding on proper names. *Journal of Pragmatics* 42(5). 1321–1349. doi:10.1016/j.pragma.2009.09.023.
- Park, Joseph Sung-Yul (2021): Figures of personhood: time, space, and affect as heuristics for metapragmatic analysis. *International Journal of the Sociology of Language* 2021(272). 47–73. doi:10.1515/ijsl-2020-0096.
- Parks, Janet B. & Mary Ann Robertson (1998): Contemporary Arguments Against Non-sexist Language: Blaubergs (1980) Revisited. *Sex Roles* 39(5/6). 445–461. doi:10.1023/A:1018827227128.
- Passmann, Sophie (2019): *Alte weiße Männer. Ein Schlichtungsversuch*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Payr, Fabian (2021): *Von Menschen und Mensch*innen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Perko, Gudrun (2012): Sprache im Blick. Leitfaden für einen geschlechtergerechten Sprachgebrauch. https://kukma.de/download/2012_Gender_Sprachleitf_FH.pdf (zuletzt 26.11.2024).
- Pettersson, Magnus (2011): *Geschlechtsübergreifende Personenbezeichnungen: Eine Referenz- und Relevanzanalyse an Texten*. Tübingen: Narr.
- Pfalzgraf, Falco (2006): *Neopurismus in Deutschland nach der Wende*. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang.
- Pfalzgraf, Falco (2008): Bestrebungen zur Einführung eines Sprachschutzgesetzes seit der deutschen Vereinigung. *German Life and Letters* 61(4). 451–469.
- Pfalzgraf, Falco (2024a): Widerstand gegen die Verwendung geschlechtergerechter Sprache als neue Facette des Sprachpurismus. Eine Untersuchung der Positionen des Vereins Deutsche Sprache (VDS). *Muttersprache. Vierteljahresschrift für deutsche Sprache* 134(1). 1–18. doi:10.53371/61119.
- Pfalzgraf, Falco (2024b): Introduction and findings: Public attitudes towards gender-inclusive language – A multilingual perspective. In Falco Pfalzgraf (Hg.), *Public Attitudes Towards Gender-Inclusive Language*, 1–20. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/978311202280-008.
- Pfalzgraf, Falco (2024c): Attitudes of the purist association Verein Deutsche Sprache (VDS) towards gender-inclusive use of German. A conceptual expansion of the term

- linguistic purism. In Falco Pfalzgraf (Hg.), *Public Attitudes Towards Gender-Inclusive Language*, 183–208. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783111202280-008.
- PinkStinks (2021): So2/Eo2 Gender-Sketches | Generisches Femininum – Schule gegen Sexismus. <https://www.youtube.com/watch?v=xEpCsSbl9Do> (zuletzt 23.10.2024).
- PinkStinks (2023): Können Männer Feministen sein? <https://pinkstinks.de/konnen-manner-feministen-sein/> (zuletzt 17.09.2024).
- PinkStinks (o.J.): Feministisches Glossar. <https://pinkstinks.de/glossar/> (zuletzt 19.09.2024).
- Pino, Marco & David Matthew Edmonds (2024): Misgendering, Cisgenderism and the Reproduction of the Gender Order in Social Interaction. *Sociology* 58(6). 1243–1262. doi:10.1177/00380385241237194.
- Podesva, Robert J. (2007): Phonation type as a stylistic variable: The use of falsetto in constructing a persona. *Journal of Sociolinguistics* 11(4). 478–504. doi:10.1111/j.1467-9841.2007.00334.x.
- Pojanapunya, Punjaporn & Richard W. Todd (2018): Log-likelihood and odds ratio: Keyness statistics for different purposes of keyword analysis. *Corpus Linguistics and Linguistic Theory* 14(1). 133–167. doi:10.1515/cllt-2015-0030.
- Pomerantz, Anne (2002): Language ideologies and the production of identities: Spanish as a resource for participation in a multilingual marketplace. *Multilingua* 21(2-3). 275–302. <https://doi.org/10.1515/mult.2002.012>
- Posch, Claudia (2015): Zurück zur sprachlichen Normalität: Rhetorik und Argumentation in der Debatte um den geschlechtergerechten Sprachgebrauch in Österreich. *L'homme: Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 26(1). 107–115. doi:10.25595/1873.
- Pöschko, Heidemarie & Veronika Prieler (2018): Zur Verständlichkeit und Lesbarkeit von geschlechtergerecht formulierten Schulbuchtexten. *Zeitschrift für Bildungsforschung* 8(1). 5–18.
- Prewitt-Freilino, Jennifer L., T. Andrew Caswell & Emmi K. Laakso (2012): The Gendering of Language: A Comparison of Gender Equality in Countries with Gendered, Natural Gender, and Genderless Languages. *Sex Roles* 66(3-4). 268–281. doi:10.1007/s11199-011-0083-5.
- Przyborski, Aglaja & Monika Wohlrab-Sahr (2014): *Qualitative Sozialforschung: ein Arbeitsbuch*. 4., erweiterte Auflage. München: Oldenbourg Verlag.
- Purschke, Christoph (2014): REACT – Einstellungen als evaluative Routinen in sozialen Praxen. In Christina Cuonz & Rebekka Studler (Hg.), *Sprechen über Sprache: Perspektiven und neue Methoden der Spracheinstellungsforschung*, 123–142. Tübingen: Stauffenberg.
- Pusch, Luise F. (1979): Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, doch weiter kommt man ohne ihr. *Linguistische Berichte* 63. 84–101.
- Pusch, Luise F. (1984): *Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Pusch, Luise F. (2013): Das Gendern ist des Müllers Lust. Wie der Feminismus den Duden bereichert. <https://literaturkritik.de/id/17892> (zuletzt 26.11.2024).
- Pusch, Luise F. (2016): *Die Sprache der Eroberinnen und andere Glossen*. Göttingen: Wallstein.
- Quasthoff, Uwe & Matthias Richter (2005): Projekt Deutscher Wortschatz. *Babylonia* 3. 33–35.

- Queer Lexikon (2020): Misgendern. <https://queer-lexikon.net/2020/04/29/misgendern/> (zuletzt 26.11.2024).
- Radden, Günter (2003): The Metaphor TIME AS SPACE across Languages. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht* 8 (2/3). 226–239.
- Rat für deutsche Rechtschreibung (2021a): Die Entwicklung und Bewertung des Themas »Geschlechtergerechte Schreibung« in der Beobachtung des Schreibgebrauchs 2018–2020 vom Rat für deutsche Rechtschreibung gebilligt am 26.03.2021. https://www.rechtschreibrat.com/DOX/rfdr_PM_2021-03-26_Anlage1_Geschlechtergerechte_Schreibung_seit_2018.pdf (zuletzt 26.11.2024).
- Rat für deutsche Rechtschreibung (2021b): Geschlechtergerechte Schreibung: Empfehlungen vom 26.03.2021. https://www.rechtschreibrat.com/DOX/rfdr_PM_2021-03-26_Geschlechtergerechte_Schreibung.pdf (zuletzt 26.11.2024).
- Rath, Christian (2018): Gendergerechte Sprache: Feministin möchte Einzahlerin sein. <https://taz.de/Gendergerechte-Sprache/!5483021/> (zuletzt 03.12.2024).
- Read, Stephen J., Ian L. Cesa, David K. Jones & Nancy L. Collins (1990): When Is the Federal Budget Like a Baby? Metaphor in Political Rhetoric. *Metaphor and Symbolic Activity* 5(3). 125–149. doi:10.1207/s15327868ms0503_1.
- Reisigl, Martin & Alexander Ziem (2014): Diskursforschung in der Linguistik. In Johannes Angermüller (Hg.), *Diskursforschung: Ein interdisziplinäres Handbuch*, Bd. 1, 70–110. Bielefeld: transcript Verlag.
- Reiss, Kristina (2008): Linguistik: Von Feministischer Linguistik zu Genderbewusster Sprache. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, 742–747. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Renström, Emma Aurora, Anna Lindqvist & Marie Gustafsson Sendén (2024): Attitudes toward gender-inclusive pronouns in Swedish and English. In Falco Pfalzgraf (Hg.), *Public Attitudes Towards Gender-Inclusive Language*, 391–412. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/978311202280-015.
- Riesmeyer, Claudia (2011): Das Leitfadeninterview. Königsweg der qualitativen Journalismusforschung? In Olaf Jandura, Thorsten Quandt & Jens Vogelgesang (Hg.), *Methoden der Journalismusforschung*, 223–236. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rocktäschel, Lucia Clara (2021): *Richtig Gendern für Dummies*. Weinheim: Wiley-VCH.
- Rödder, Andreas & Silvana Rödder (2022): Sprache und Macht. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 72(5-7). 6–7.
- Römer, David (2017): *Wirtschaftskrisen: Eine linguistische Diskursgeschichte*. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110521221.
- Römer, David (2018): Argumentationstopoi in der Text- und Diskursanalyse – alte Pfade, neue Wege. *tekst i dyskurs – text und diskurs* 11. 117–135. doi:10.7311/tid.11.2018.05.
- Ronel, Joram, Michael Noll-Hussong & Claas Lahmann (2008): Von der Hysterie zur F45.0. *PiD – Psychotherapie im Dialog* 9(3). 207–216. Stuttgart, New York: Georg Thieme Verlag KG doi:10.1055/s-2008-1067473.
- Sacks, Harvey & Emanuel Schegloff (1979): Two Preferences in the Organization of Reference to Persons in Conversation and Their Interaction. In George Psathas (Hg.), *Everyday Language. Studies in Ethnomethodology*, 15–21. New York: Irvington Publishers.

- Santulli, Francesca (2012): Zitierte Rede. Authentizitätsbeweis oder einfach Infotainment? In Christian Grösslinger, Gudrun Held & Hartmut Stöckl (Hg.), *Presstextsorten jenseits der »News«*, 265–279. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Sanyal, Mithu M. (2016): *Vergewaltigung: Aspekte eines Verbrechens*. 2., neu durchgesehene und korrigierte Auflage. Hamburg: Edition Nautilus.
- Sarrasin, Oriane, Ute Gabriel & Pascal Gygas (2012): Sexism and Attitudes Toward Gender-Neutral Language. *Swiss Journal of Psychology* 71(3). 113–124. doi:10.1024/1421-0185/a000078.
- Sato, Sayako, Ute Gabriel & Pascal Gygas (2016): Altering Male-Dominant Representations: A Study on Nominalized Adjectives and Participles in First and Second Language German. *Journal of Language and Social Psychology* 35(6). 667–685.
- Schegloff, Emanuel A. (2007): Categories in action: person-reference and membership categorization. *Discourse Studies* 9(4). 433–461. doi:10.1177/1461445607079162.
- Schiewe, Jürgen (2002): »Brüderlichkeit« und »Schwesterlichkeit«. Über Gemeinsamkeiten zwischen aufklärerischer und feministischer Sprachkritik. In Elisabeth Cheauré, Ortrud Gutjahr und Claudia Schmidt (Hg.), *Geschlechterkonstruktionen in Sprache, Literatur und Gesellschaft. Gedenkschrift für Gisela Schoenthal*, 211–232. Freiburg: Rombach Verlag.
- Schmuck, Lydia (2015): Migration – Exil – Europa. Eine theoretische Annäherung. In Lydia Schmuck & Marina Corrêa (Hg.), *Europa im Spiegel von Migration und Exil. Projektionen – Imaginationen – Hybride Identitäten*, 15–36. Berlin: Frank & Timme.
- Schneider, Jan Georg (2007): Sprache als kranker Organismus: Linguistische Anmerkungen zum »Spiegel«-Titel »Rettet dem Deutsch!« *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* (1). 1–23.
- Schneider, Jan Georg (2020): Geschlechtergerechter Sprachgebrauch im Deutschen: grammatische, pragmlinguistische und gesellschaftliche Aspekte. In Georg Albert, Lothar Bluhm & Markus Schiefer Ferrari (Hg.), *Political Correctness: Kultur- und sozialgeschichtliche Aspekte*, 45–72. Marburg: Tectum. doi:10.5771/9783828876224-45.
- Schneider, Jan Georg (2021): Zum Status sprachlicher Verbindlichkeit: Gendern im Deutschen. In Jürgen Raab & Justus Heck (Hg.), *Prekäre Verbindlichkeiten*, 17–43. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Schneider, Jan Georg (2022): Gendern in institutionellen Leitfäden. Im Spannungsfeld von Indexikalität und grammatischen Erfordernissen. In Mathilde Hennig & Robert Niemann (Hg.), *Ratgeben in der spätmodernen Gesellschaft. Ansätze einer linguistischen Ratgeberforschung*, 233–261. Tübingen: Stauffenburg.
- Schneider, Reto U. (2021): Wo der Begriff »Alte weisse Männer« herkommt. <https://www.nzz.ch/folio/wortschoepfungen-wie-aus-einer-beschreibung-eine-beschimpfung-wurde-ld.1661609> (zuletzt 04.11.202).
- Schreiner, Helene N. & Kirsten Lemke (2021): Punkte, Partizipien oder Sternchen: Soll man gendern? <https://www.deutschlandfunkkultur.de/pro-und-contra-punkte-partizipien-oder-sternchen-soll-man-100.html> (zuletzt 26.11.2024).
- Schröter, Juliane (2021): Narratives Argumentieren in politischen Leserbriefen. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 51(2). 229–253. doi:10.1007/s41244-021-00200-8.

- Schubert, Klaus & Martina Klein (2020): *Das Politiklexikon*. 7., aktualisierte und erweiterte Auflage. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Schult, Anne (2021): Wellen, Ströme, Fluten. Zur politischen Geschichte aquatischer Metaphern. <https://geschichtedergegenwart.ch/wellen-stroeme-fluten-zur-politischen-geschichte-aquatischer-metaphern/> (zuletzt 08.10.2024).
- Schunack, Silke & Anja Binanzer (2022): Revisiting gender-fair language and stereotypes – A comparison of word pairs, capital I forms and the asterisk. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 41(2). 309–337. doi:10.1515/zfs-2022-2008.
- Schutzbach, Franziska (2018): *Die Rhetorik der Rechten: rechtspopulistische Diskursstrategien im Überblick: aus aktuellem Anlass*. Zürich: Xanthippe.
- Schwarz-Friesel, Monika (2015): Metaphern und ihr persuasives Inferenzpotenzial. Konzeptualisierungen des islamistischen Terrorismus nach 9/11 im massenmedialen Diskurs. In Constanze Spieß & Klaus-Michael Köpcke (Hg.), *Metapher und Metonymie: theoretische, methodische und empirische Zugänge*, Bd. 1, 143–160. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Scott, Mike & Christopher Tribble (2006): *Textual Patterns. Key words and corpus analysis in language education*. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company.
- Sczesny, Sabine, Franziska Moser & Wendy Wood (2015): Beyond Sexist Beliefs: How Do People Decide to Use Gender-Inclusive Language? *Personality & social psychology bulletin* 41(7). 943–954. doi:10.1177/0146167215585727.
- Selting, Margret Peter Auer, Dagmar Barth-Weingarten, Jörg Bergmann, Pia Bergmann, Karin Birkner, Elizabeth Couper-Kuhlen, Arnulf Deppermann, Peter Gilles, Susanne Günthner, Martin Hartung, Friederike Kern, Christine Mertzlufft, Christian Meyer, Miriam Morek, Frank Oberzaucher, Jörg Peters, Uta Quasthoff, Wilfried Schütte, Anja Stukenbrock & Susanne Uhmann (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10. 353–402.
- Siegenthaler, Aline (2021): Geschlechtergerechte Sprache: Analyse der Leitfäden für geschlechtergerechte Sprache von Schweizer Hochschulen und Universitäten. *Babylonia* 3. 80–87. doi:10.55393/babylonia.v3i.127.
- Siegenthaler, Aline (2022): Von gendergerecht bis antidiskriminierend: Tendenzen aktueller deutschsprachiger Leitfäden für gendersensible Sprache. *Bulletin suisse de linguistique appliquée* 116. 159–186.
- Silverstein, Michael (1979): Language Structure and Linguistic Ideology. In Paul R. Clyne, William F. Hanks & Carol L. Hofbauer (Hg.), *The Elements. A Parasession on linguistic units and levels*, 193–247. Chicago: Chicago Linguistic Society.
- Silverstein, Michael (2003): Indexical order and the dialectics of sociolinguistic life. *Language & Communication* 23(3-4). 193–229. doi:10.1016/S0271-5309(03)00013-2.
- Silverstein, Michael (2004): »Cultural« Concepts and the Language-Culture Nexus. *Current Anthropology* 45(5). 621–652.
- Sistenich, Sascha (2022): Geschlechtliche Vielfalt und Nichtbinarität in wissenschaftlichen Texten. *Hamburger Journal für Kulturanthropologie (HJK)* 15. 73–86. doi:http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:18-8-20263.
- Sistenich, Sascha (2024): *Verqueerte Identitäten? Autiobiografische Verhandlungen nichtbinärer Geschlechtlichkeit(en)*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

- Sökefeld, Carla (2021): Gender(un)gerechte Personenbezeichnungen: derzeitiger Sprachgebrauch, Einflussfaktoren auf die Sprachwahl und diachrone Entwicklung. *Sprachwissenschaft* 46(1). 111–141.
- Spieß, Constanze (2011a): Die sprachlich-diskursive Konstitution von Weltanschauung und Weltbild im Stammzelldiskurs durch Lexik, Metaphorik und Argumentationsmuster. *tekst i dyskurs – text und diskurs* (4). 133–156.
- Spieß, Constanze (2011b): *Diskurshandlungen: Theorie und Methode linguistischer Diskursanalyse am Beispiel der Bioethikdebatte*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Spieß, Constanze (2012): Linguistische Genderforschung und Diskurslinguistik. Theorie – Methode – Praxis: Theorie – Methode – Praxis. In Susanne Günthner, Dagmar Hüpper & Constanze Spieß (Hg.), *Genderlinguistik*, 53–86. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110272901.53.
- Spieß, Constanze (2014): Diskurslinguistische Metaphernanalyse. In Matthias Junge (Hg.), *Methoden der Metaphernforschung und -analyse*, 31–58. Wiesbaden: Springer Fachmedien. doi:10.1007/978-3-658-02094-1_3.
- Spieß, Constanze (2017): Argumentieren in Diskursen. In Jörg Kilian, Thomas Niehr & Martin Wengeler (Hg.), *Handbuch Sprache und Politik*, Bd. 2, 860–881. Bremen: Hempel.
- Spieß, Constanze (2018): Selbst- und Fremdpositionierungsaktivitäten in Migrations- und Zuwanderungsdiskursen am Beispiel der Konzepte BURKA und VOLLVERSCHLEIERUNG. In Alexander Ziem & Martin Wengeler (Hg.), *Diskurs, Wissen, Sprache: Linguistische Annäherungen an kulturwissenschaftliche Fragen*, 161–192. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Spieß, Constanze (2022): Von einem dunklen Jahr, dem Virus als Feind und der Lähmung der Wirtschaft. Metaphorisches Argumentieren während der Corona-Krise in Deutschland, Österreich und der Schweiz. In Juliane Schröter (Hg.), *Politisches Argumentieren in der Schweiz*, 175–200. Hamburg: Helmut Buske Verlag.
- Spieß, Constanze & Martin Reisigl (Hg.) (2017a): *Sprache und Geschlecht*, Bd. 1. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr.
- Spieß, Constanze & Martin Reisigl (Hg.) (2017b): *Sprache und Geschlecht*, Bd. 2. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr.
- Spitzmüller, Jürgen (2005): *Metasprachdiskurse: Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Spitzmüller, Jürgen (2012): Chapter 11. Floating ideologies: Metamorphoses of graphic »Germanness«. In Alexandra Jaffe, Jannis Androutsopoulos, Mark Sebba & Sally Johnson (Hg.), *Orthography as Social Action*, 255–288. Berlin, Boston: De Gruyter Mouton. doi:10.1515/9781614511038.255.
- Spitzmüller, Jürgen (2013): Metapragmatik, Indexikalität, soziale Registrierung: Zur diskursiven Konstruktion sprachideologischer Positionen. *Zeitschrift für Diskursforschung*. 2013(3). 263–287.
- Spitzmüller, Jürgen (2015): Graphic variation and graphic ideologies: a metapragmatic approach. *Social Semiotics* 25(2). 126–141. doi:10.1080/10350330.2015.1010323.
- Spitzmüller, Jürgen (2022): *Soziolinguistik: Eine Einführung*. Stuttgart: J.B. Metzler.

- Spitzmüller, Jürgen (2023): Metapragmatische Positionierung. Reflexive Verortung zwischen Interaktion und Ideologie. In Mark Dang-Anh (Hg.), *Politisches Positionieren. Sprachliche und soziale Praktiken*, 39–66. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Spitzmüller, Jürgen & Ingo H. Warnke (2011): *Diskurslinguistik: Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Spitzmüller, Jürgen, Mi-Cha Flubacher & Christian Bendl (Hg.) (2017): *Soziale Positionierung als Praxis und Praktik*. Wien: Wiener Linguistische Gazette.
- Spitzmüller, Jürgen, Brigitta Busch & Mi-Cha Flubacher (2021): Language ideologies and social positioning: the restoration of a »much needed bridge«. *International Journal of the Sociology of Language* 2021(272). 1–12. doi:10.1515/ijsl-2020-0094.
- Squires, Lauren (2010): Enregistering internet language. *Language in Society* 39(4). 457–492. doi:10.1017/S0047404510000412.
- Stahlberg, Dagmar & Sabine Sczesny (2001): Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen. *Psychologische Rundschau* 52(3). 131–140. <https://doi.org/10.1026/0033-3042.52.3.131>
- Stahlberg, Dagmar, Sabine Sczesny & Friederike Braun (2001): Name Your Favorite Musician: Effects of Masculine Generics and of their Alternatives in German. *Journal of Language and Social Psychology* 20(4). 464–469. <https://doi.org/10.1177/0261927X01020004004>.
- Stefanowitsch, Anatol (2017): Genderkampf. Wo die Kritiker geschlechtergerechter Sprache sich täuschen. In Antje Baumann & André Meinunger (Hg.), *Die Teufelin steckt im Detail: Zur Debatte um Gender und Sprache*, 121–128. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Stefanowitsch, Anatol. 2021. Funktioniert das Gendersternchen (und wie)?. <http://www.sprachlog.de/2021/06/18/funktioniert-das-gendersternchen-und-wie/> (zuletzt 28.11.2024).
- Steiger, Vera & Lisa Irmen (2011): Recht verständlich und »gender-fair«: Wie sollen Personen in amtlichen Texten bezeichnet werden? Ein Vergleich verschiedener Rezipientengruppen zur Akzeptanz geschlechtergerechter Rechtssprache. *Linguistische Berichte* 227. 297–322.
- Steiger-Loerbroks, Vera & Lisa von Stockhausen (2014): Sprache und Recht – Mental representation of gender-fair nouns in German legal language: An eye-movement and questionnaire-based study. *Linguistische Berichte* 237. 57–80.
- Steinfeldt-Mehrtens, Eddi (2021): Hä, was heißt denn: Genderdoppelpunkt?. <https://missy-magazine.de/blog/2021/03/08/hae-was-heisst-denn-genderdoppelpunkt/> (zuletzt 28.11.2024).
- Steinmetz, Katy (2018): The Oxford English Dictionary Added ›Trans*.‹ Here's What the Label Means. <https://time.com/5211799/what-does-trans-asterisk-star-mean-dictionary/> (zuletzt 28.11.2024).
- Stenschke, Oliver (2005): *Rechtschreiben, Recht sprechen, recht haben – der Diskurs über die Rechtschreibreform: Eine linguistische Analyse des Streits in der Presse*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Sternberger, Dolf, Gerhard Storz & W.E. Süskind (1962): *Aus dem Wörterbuch des Unmenschlichen*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Stevanović, Tanja (2024): Das geschlechtsübergreifende Maskulinum – eine schon immer existierende Gebrauchsregel? In Paul Meuleneers, Lisa Zacharski, Evelyn Ferstl

- & Damaris Nübling (Hg.), *Genderbezogene Personenreferenzen: Routinen und Innovationen*, 135–155. Hamburg: Helmut Buske Verlag.
- Stojiljković, Vukašin (2017): Negotiating the Yat Border(s). In Jürgen Spitzmüller, Mi-Cha Flubacher & Christian Bendl (Hg.), *Soziale Positionierung als Praxis und Praktik*, 47–73. Wien: Wiener Linguistische Gazette.
- Stötzl, Georg (1980): Konkurrierender Sprachgebrauch in der deutschen Presse. Sprachwissenschaftliche Textinterpretationen zum Verhältnis von Sprachbewußtsein und Gegenwartskonstitution. *Wirkendes Wort* 30. 39–53.
- Stöwer, Ulrike (2022): Geschlecht Gender, Genus, das andere Geschlecht. *Wortgeschichte digital* – ZDL. <https://www.zdl.org/wb/wortgeschichten/Geschlecht> (zuletzt 16. 10. 2023).
- Strauss, Anselm L. & Juliet M. Corbin (1996): *Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Unveränderter Nachdruck der letzten Auflage. Weinheim: Beltz.
- Stroud, Christopher (1999): Portuguese as ideology and politics in Mozambique: Semiotic (re)constructions of a postcolony. In Jan Blommaert (Hg.), *Language Ideological debates*, 343–380. Berlin, New York: De Gruyter.
- Stuckard, Bettina (2000): Sprachliche Gleichbehandlung – (k)ein Thema für Frauenzeitschriften. In Karin M. Eichhoff-Cyrus & Rudolf Hoberg (Hg.), *Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende: Sprachkultur oder Sprachverfall*, 224–245. Mannheim u.a.: Dudenverlag.
- Stukenbrock, Anja (2005): *Sprachnationalismus: Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung in Deutschland (1617–1945)*. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110901320.
- Stummer, Nathalie (2024): Gendersensible Sprache im Fremdsprachenunterricht Deutsch. *Wiener Linguistische Gazette* (96). 1–28.
- Švitek, Mihael (2018): Der Ideologievorwurf. In Fabian Klinker, Joachim Scharloth & Joanna Szczek (Hg.), *Sprachliche Gewalt: Formen und Effekte von Pejorisierung, verbaler Aggression und Hassrede*, 183–202. Stuttgart: J.B. Metzler. doi:10.1007/978-3-476-04543-0_9.
- Szulc-Brzozowska, Magdalena (2018): Argumentationstopoi – vermittelt durch Schlüsselkonzepte in Metaphern aus dem Diskurs über den Umweltschutz und die Energiepolitik. Eine framebasierte Analyse. *tekst i dyskurs – text und diskurs*. 137–174. doi:10.7311/tid.11.2018.06.
- Thiele, Martina (2016): Medien und Stereotype. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 9. 23–29.
- Thompson, Riki (2024). Beyond the gender binary: Digital dating, discourse, design, & normativity. In Stefania Maci & Mark McGlashan (Hg.), *(Critical) Discourse Studies and the (new) normal: Analyzing discourse in times of crisis*, 301–330. Bern: Peter Lang.
- Tiemeyer, Tabea & Martin Ptok (2018): Gebrauch geschlechtsübergreifender Personenbezeichnungen in der »Sprache · Stimme · Gehör« im Jahr 2016. *Sprache · Stimme · Gehör* 42(02). 91–96. doi:10.1055/s-0043-125198.
- Torres Cajo, Sarah (2022): *Positionierungspraktiken in Alltagsgesprächen: die Entwicklung eines interaktionalen Positionierungsansatzes*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Toulmin, Stephen E. (2003 [1958]): *The Uses of Argument*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Trömel-Plötz, Senta (1978): Linguistik und Frauensprache. *Linguistische Berichte* 57(78). 49–68.
- Trömel-Plötz, Senta (2008): Sprache: Von Frauensprache zu frauengerechter Sprache. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie*, 748–751. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. doi:10.1007/978-3-531-91972-0_90.
- Trömel-Plötz, Senta, Luise F. Pusch, Marlis Hellinger & Ingrid Guentherodt (1980): Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs. *Linguistische Berichte* 71. 1–7
- Truan, Naomi (2024): »In Deutschland wird es weniger diskutiert.« Sprachideologien über geschlechtergerechte Sprache aus der Sicht von L2-Sprechenden des Deutschen. In Paul Meuleneers, Lisa Zacharski, Evelyn Ferstl & Damaris Nübling (Hg.), *Genderbezogene Personenreferenzen: Routinen und Innovationen*, 237–257. Hamburg: Helmut Buske Verlag.
- Truan, Naomi & Esther Jahns (2024): Introduction: Language ideologies—again? New insights from a flourishing field. *European Journal of Applied Linguistics*. 1–13. doi:10.1515/eujal-2024-0021.
- Trutkowski, Ewa & Helmut Weiß (2023): Zeugen gesucht! Zur Geschichte des generischen Maskulinums im Deutschen. *Linguistische Berichte* 273. 5–40.
- Unabhängige Bundesbeauftragte für Antidiskriminierung (2024): Standpunkte. Rechtliche Einschätzung staatlicher »Genderverbote«. https://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/Standpunkte/05_genderverbot.pdf?__blob=publicationFile&v=3 (zuletzt 03.12.2024).
- Unterberg, Swantje (2021): Noten fürs Gendern in bestimmten Fällen zulässig. <https://www.spiegel.de/panorama/bildung/rechtsgutachten-fuer-uni-kassel-noten-fuers-gendern-in-bestimmten-faellen-zulaessig-a-e7b7039a-2709-4813-8a38-145f52bc9c6c> (zuletzt 27.11.2024).
- Verein Deutsche Sprache (o.J.): Rettet die deutsche Sprache vor dem Duden. <https://vds-ev.de/aktionen/aufrufe/rettet-die-deutsche-sprache-vor-dem-duden/> (zuletzt 19.09.2024).
- VDS AG Gendersprache (o.J.): Erläuterungen zu den 5 Grundthesen zur Gendersprache. https://vds-ev.de/wp-content/uploads/2017/02/ag_gendersprache_grundthesen.pdf (zuletzt 27.11.2024).
- VDS (2019): Schluss mit Gender-Unfug!. <https://vds-ev.de/aktionen/aufrufe/schluss-mit-gender-unfug/> (zuletzt 25.11.2024).
- Vergoossen, Hellen Petronella, Emma A. Renström, Anna Lindqvist & Marie Gustafsson Sendén (2020): Four Dimensions of Criticism Against Gender-Fair Language. *Sex Roles* 83(5–6). 328–337. doi:10.1007/s11199-019-01108-x.
- Verschueren, Jef (2000): Notes on the metapragmatic awareness in language use. *Pragmatics* 10(4). 439–456.
- Verschueren, Jef (2012): Language use and ideology. In Jef Verschueren (Hg.), *Ideology in Language Use. Pragmatic Guidelines for Empirical Research*, 7–20. Cambridge: Cambridge University Press.
- Vervoorts, Anja (2021): Geschlechtergerechte Sprache. Eine Handreichung der Zentralen Gleichstellungsbeauftragten und der Section Diversity des Heine-Centers for Sustainable Development der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. <https://www>

- .hhu.de/fileadmin/redaktion/Oeffentliche_Medien/Vertretungen_und_Beauftragte/Gleichstellungsbeauftragte/Bilder/Publikationen/Geschlechtergerechte_Sprache_Handreichung2023_01.pdf (zuletzt 25.11.2024).
- Völkening, Lena (2022): Ist Gendern mit Glottisverschlusslaut ungrammatisch? Ein Analysevorschlag für das Suffix [n] als phonologisches Wort. *Zeitschrift für Wortbildung/ Journal of Word Formation* 6(1). 58–80. doi:10.3726/zwjw.2022.01.02.
- Vološinov, Valentin N. (1975): *Marxismus und Sprachphilosophie: grundlegende Probleme der soziologischen Methode in der Sprachwissenschaft*. Samuel Weber (Hg.). Frankfurt a.M.: Ullstein.
- Von Redecker, Eva (2016): Anti-Genderismus and right-wing hegemony. *Radical Philosophy* (198). 2–7.
- Vorberger, Lars (2024): »Das klingt echt schwul« – Eine soziophonetische Untersuchung zum stereotypen schwulen Sprechen im Deutschen. *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 80. 136–180. doi:10.1515/zfal-2024-2005.
- Vu, Vanessa (2023): Männlichkeit: Dieter-Land. <https://www.zeit.de/gesellschaft/2023-11/maennlichkeit-vornamen-dieter-durchschnittlichkeit/komplettansicht> (zuletzt 27.11.2024).
- Wagenknecht, Sahra (2021): *Die Selbstgerechten. Mein Gegenprogramm – für Gemeinsinn und Zusammenhalt*. Frankfurt, New York: Campus.
- Waldendorf, Anica (2023): Words of change: The increase of gender-inclusive language in German media. *European Sociological Review* 40(2). 357–374. doi:10.1093/esr/jcado44.
- Walton, Douglas, Christopher Reed & Fabrizio Macagno (2008): *Argumentation Schemes*. Cambridge: Cambridge University Press. doi:10.1017/CBO9780511802034.
- Wengeler, Martin (2003): *Topos und Diskurs: Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985)*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Wengeler, Martin (2007): Topos und Diskurs – Möglichkeiten und Grenzen der topologischen Analyse gesellschaftlicher Debatten. In Ingo H. Warnke (Hg.), *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*, 165–186. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110920390.165.
- Wengeler, Martin (2017): Diskursorientierte Argumentationsanalyse. In Thomas Niehr, Jörg Kilian & Martin Wengeler (Hg.), *Handbuch Sprache und Politik*, Bd. 1, 261–281. Bremen: Hempen.
- Wengeler, Martin (2018a): Diskurslinguistik als Argumentationsanalyse. In Ingo H. Warnke (Hg.), *Handbuch Diskurs*, 242–264. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110296075-010.
- Wengeler, Martin (2018b): Argumentationsmuster. In Stefan J. Schierholz & Laura Giacomini (Hg.), *Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (WSK) Online*. Berlin, Boston: De Gruyter. https://www.degruyter.com/database/WSK/entry/wsk_idobf43851-f1c3-40ed-bd2d-bc58b9d7eab3/html. (zuletzt 25.11.2024).
- Wengeler, Martin (2019): Topoi, argumentative Muster und Präsuppositionen. In Armin Burkhardt (Hg.), *Handbuch Politische Rhetorik*, 649–670. Berlin, Boston: De Gruyter.
- West, Candace & Sarah Fenstermaker (2002): Accountability in action: The accomplishment of gender, race and class in a meeting of the University of California Board of Regents. *Discourse & Society* 13. 537–563.

- Wetschanow, Karin (2017): Von nicht-sexistischem Sprachgebrauch zu fairen W_ortungen – ein Streifzug durch die Welt der Leitfäden zu sprachlicher Gleichbehandlung. In Constanze Spieß & Martin Reisigl (Hg.), *Sprache und Geschlecht*, Bd. 1, 33–59. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr.
- Whitehead, Kevin A. & Gene H. Lerner (2021): When simple self-reference is too simple: Managing the categorical relevance of speaker self-presentation. *Language in Society*. 1–24. doi:10.1017/S0047404521000270.
- Wirth, Karoline (2010): *Der Verein Deutsche Sprache. Hintergrund, Entstehung, Arbeit und Organisation eines deutschen Sprachvereins*. University of Bamberg Press: Bamberg.
- Witting, Volker (2021): Thierse und die Debattenkultur. <https://www.dw.com/de/wolfgang-thierse-und-die-debattenkultur/a-56784510> (zuletzt 13.08.2024).
- Wizorek, Anne (2021): Vom Gender-Kampffplatz zum Sprachspielraum. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 72(5-7). 4–5.
- Wodak, Ruth, Gert Feistritz, Silvia Moosmüller & Ursula Doleschal (1987): *Sprachliche Gleichbehandlung von Frau und Mann*. Wien: Bundesministerium für Soziales.
- Wojahn, Daniel (2024): Ten years with hen. Attitudes towards the Swedish gender-neutral pronoun hen in public online comments and official language recommendations (2012–2022). In Falco Pfalzgraf (Hg.), *Public Attitudes Towards Gender-Inclusive Language*, 363–390. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783111202280-014.
- Wong, Andrew D. (2023): »Gangpu is too funny!«: The mediatization of Hong Kong Mandarin as a jocular register. *Language in Society* 53(4). 707–730. doi:10.1017/S0047404523000416.
- Woolard, Kathryn A. (1992): Language ideology: Issues and approaches. *Pragmatics* 2(3). 235–249. doi:10.1075/prag.2.3.01wool.
- Zacharski, Lisa (2024): Using pair forms, criticizing the star – Attitudes towards binary and non-binary gender-inclusive language in German. In Falco Pfalzgraf (Hg.), *Public Attitudes Towards Gender-Inclusive Language*, 209–242. Berlin, Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783111202280-009>.
- Zacharski, Lisa & Evelyn C. Ferstl (2023): Gendered Representations of Person Referents activated by the Nonbinary Gender Star in German: A Word-Picture Matching Task, *Discourse Processes* 60(4-5). 294–319. <https://doi.org/10.1080/0163853X.2023.2199531>.
- Zacharski, Lisa & Evelyn C. Ferstl (2024): Sprache und Kognition: Der Beitrag psycholinguistischer Experimente zur Debatte über gendersensible Sprache. In Andrea-Eva Ewels & Damaris Nübling (Hg.), *Geschlechterbewusste Sprache. Argumente, Positionen, Perspektiven*, 39–58. Hildesheim: Olms.
- Ziem, Alexander (2015): (Konzeptuelle) Metaphern in der Kognitiven Konstruktionsgrammatik. In Constanze Spieß & Klaus-Michael Köpcke (Hg.), *Metapher und Metonymie*, 51–80. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110369120-51.
- Zifonun, Gisela (1998): Zur Grammatik von Subsumtion und Identität. »Herr Schulze als erfahrener Lehrer ...«. *Deutsche Sprache* 26(1). 1–17.
- Zifonun, Gisela (2018): Die demokratische Pflicht und das Sprachsystem: Erneute Diskussion um einen geschlechtergerechten Sprachgebrauch. *Sprachreport* 34(34). 44–56.
- Zima, Elisabeth (2021): *Einführung in die gebrauchsbasierte Kognitive Linguistik*. Berlin, Boston: De Gruyter. doi:10.1515/9783110665642.

